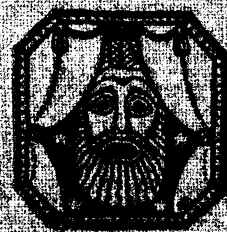


Die  
Schaubühne  
Herausgeber  
Giegfried Jacobson

# Die Schaubühne

Herausgeber  
Giegfried Jacobson



XIII. Jahrgang

Verlag der Schaubühne  
Charlottenburg



• Neue Weltbühne

AP

33

532

v. 13

pt. 2

# Die Schaubühne

Herausgeber Siegfried Jacobsohn

Dreizehnter Jahrgang / Zweiter Band



---

Berlag der Schaubühne / Charlottenburg 1917

# Sachregister

Die fetten Ziffern bezeichnen die Nummern, die magern die Seiten.

Abschied vom Naturalismus	44	413
Aera, Die — Kühlmann	33	145
Attiegründungen, Konzeptionszwang für —	42	382
Angst, Kurzsichtigkeit und	42	361
Anmerkung	33	161
Antworten 27 21 28 45 29 70 30 92 31 117 32 141 33 166		
34 191 35 215 36 238 37 263 38 287 39 312 40 335 41 360		
42 384 43 407 44 429 45 452 46 478 47 501 48 525 49 551		
50 575 51 598 52 623		
Arragon, Rodrigo und	38	275
Außere und innere Politik	48	505
Augen, Die deutschen — von ehemals	35	199
Ausblick, Rückblick und	34	183
<b>B</b>		
Ballin, Albert —	35	214
Bankenfusionen	38	286
Banterott, Der große —	34	169
Barlach, Ernst —, Bildhauer und Dichter	51	587
Baumeister, Bernhard —	45	444
Begriff, Der — des Verzichts	40	313
Beinah langweilig	44	409
Bekennnis, Das — zur Mehrheit	39	289
Belehrender Film	48	400
Belgien	47	481
<b>Belletristisches</b>		
Der arme Reinhold	27	13
Der Höllesturz des Kellners Hinterpferd	29	67
Unterwegs	35	209
Die Ein siedler schule	39	307
Bergpartie	38	284
Berliner Sezession	45	440
Berliner Theater*)		
G    Klubleute (Fritz Friedmann-Frederich)	27	22
K    Im Bahnwärterhaus (Alice Stein-Landesmann)	28	46
D    Der kleine Napoleon (Cornelius und Misch)	29	71
R    Die Verhüllte (Fefete)	30	92

\*) A = Kammer pieze, B = Schauspielhaus, D = Deutsches Theater, G = Deutsches Künstlertheater, K = Kleines Theater, L = Lessing-Theater, M = Theater in der Königgräber Straße, O = Komödienhaus, R = Residenz-Theater, T = Trianon-Theater, V = Volksbühne.



Cont.  
Fidler  
P. 26 45  
S. 143

A	Sommers Ende (Schönthan und Radelburg: Goldfische)	32 144	
K		(Kempner-Hochstädt: Die Hausdame)	
V	Doebber: Fahrende Musikanten		
B	Saisonbeginn (Goethe: Prometheus; Stella)	37 258	
V	Schartefe, Schund und Schlager (Wolzogen: Lumpengefindel)	38 280	
A			(Jensen: Madame d'Ora)
O			(Röhler: Die beiden Seehunde)
B	Totenfeier (Blei: Logit des Herzens)	39 304	
T			(Julda: Der Lebensschüler)
L	Herczeg: Der Blausuchs		
R	Und nun könnte endlich einmal	40 330	
	(Gröhsch: Dyderpotts Erben)		
B	Klassiker (Lessing: Nathan der Weise)	42 379	
M			(Goethe: Iphigenie auf Tauris)
R	Dramatisierungen (Birinski: Raskolnikoff)	43 398	
D			(Hauptmann: Winterballade)
A	Kinder der Freude (Salten)	44 421	
M	Ibsen und Sonya (Die Wildente)	46 468	
K			(Geldzauber)
L	Menschenfreunde (Dehmel)	47 492	
V	Von Reinhardt (Gött: Edelwild)	48 514	
A			(Ibsen: Nora)
D	Don Carlos (Schiller)	49 541	
L	Fink und Fliederbusch (Schnitzler)	50 569	
V	Wochenbeute (Reide: Blutopfer)	51 591	
M			(Stücklen: Die Straße nach Steinach)
K	Hermann Effig (Der Held vom Wald; Der Kuhhandel)	52 615	
Besprochene Aufführungen			
	Birinski: Raskolnikoff	43 392	
	Blech: Rappelkopf	41 355	
	Blei: Logit des Herzens	39 304	
	Blumenthal: Die große Glocke	28 41	
	Brandts-Buns: Die Schneider von Schönau	44 424	
	Dehmel: Menschenfreunde	47 492	
	Doebber: Fahrende Musikanten	32 144	
	Effig: Der Held vom Wald	52 615	
	Der Kuhhandel		
	Fefete: Die Verhüllte	30 92	
	Panit der Herzen	42 374	
	Friedmann: Der Thomastantor	45 447	
	Friedmann-Frederich: Klubleute	27 22	
	Julda: Der Lebensschüler	39 304	
	Die verlorene Tochter	42 374	
	Goethe: Iphigenie auf Tauris	42 379	
	Prometheus		
	Stella	37 258	
	Gött: Edelwild	48 514	
	Gröhsch: Dyderpotts Erben	40 330	
	Hauptmann: Winterballade	43 392	
	Holzer: Das Ende vom Lied	45 447	
	Herczeg: Der Blausuchs	37 255 39 304	
	Ibsen: Die Wildente	46 468	
	Nora	48 514	

Rosmersholm	45	447
Jensen: Madame d'Ora	38	280
Kaiser: Von Morgens bis Mitternachts	52	618
Kempner-Hochstädt: Die Hausdame	32	144
Korngold: Violanta	}	46 472
Der Ring des Polykrates		
Rokebue: Der Wirrwar	28	41
Vessing: Nathan der Weise	42	379
Ludwig: Der Erbfürster	28	41
Misch und Cornelius: Der kleine Napoleon	29	71
Mozart: Figaros Hochzeit	36	238
Niebergall: Datterich	36	230
Pfizner: Balestrina	34	191
Reicke: Blutopfer	51	591
Rößler: Die beiden Seehunde	38	280
Salten: Kinder der Freude	44	421
Schiller: Don Carlos	49	541
Schiller: Wallenstein	27	12
Schmidt-Noerr: Ecce homo	31	110
Schnitzler: Fink und Fliederbusch	50	569
Schönthan und Kadelburg: Goldfische	32	144
Shakespeare: Das Wintermärchen	}	47 487
König Lear		
Romeo und Julia	37	255
Soyta: Geldzauber	46	468
Stein-Landesmann: Im Bahnwärterhaus	28	46
Stücklen: Die Straße nach Steinach	51	591
Sudraka: Wasantajena	42	374
Wolzogen: Lumpengefindel	38	280
Zapolsta: Der Zarewitsch	39	300
Betrachtung	50	568
Bis ein Himmel fällt	52	623
Blindgänger, Ein —	35	193
Boxer und Treuhänder	52	601
Bücherbesprechungen		
Scheeler: Krieg und Aufbau	27	4
Schippel: England und wir	29	53
Ernst: Semper, der Mann	29	58
Gundolf: Goethe	30	83
Hermann: Heinrich Schön junior	31	108
Madan: Völkerführer und -Verführer	31	127
Brod: Die erste Stunde nach dem Tode	34	177
Jemann: Maria im Tempel	35	199
Smetal: Das alte Burgtheater	35	203
Schnitzler: Doktor Gräser, Badearzt	38	273
Cassirer: Freiheit und Form	39	298
Kolland: Johann Christof	40	320
Jenson: Unser Zeitalter	42	365
Kolb: Briefe einer deutsch-Französin	43	390
Vaster-Schüler: Gesammelte Gedichte	50	561
Kathenau: Eine Streitschrift vom Glauben	51	581
Heymann: Die Tanne; Das Tempelwunder; Max Beshstein	52	610
Büches, Zum Erscheinen eines —	39	299

Burgtheater . . . . .	27	12
—, Vom alten — . . . . .	35	203
Charles Müller . . . . .	44	425
Daszinski, Redner — . . . . .	44	412
Datterich . . . . .	36	230
Dauerfriede, Heldenverehrung und — . . . . .	46	460
Demokratie, Staatsmännische — . . . . .	49	529
Demokratisierung, Zum Problem der — . . . . .	49	532 50 558
	51	585 52 605
Deutsche Gegenwart, Die — — und ihre Ueberwindung . . . . .	38	267
Deutsche Kriegsbücher . . . . .	27	4 31 127
Deutschen, Die — Augen von ehemals . . . . .	35	199
Dichter, Der — des Krieges . . . . .	34	177
Dichter, Die jungen — . . . . .	46	463
Diplomat, Der — . . . . .	32	127
Dividendenpolitik der Eisenindustrie . . . . .	36	237
Doktor Gräsler, Badearzt . . . . .	38	273
Don Carlos . . . . .	49	541
Donnersmarcksche Finanzpolitik . . . . .	45	450
Dramenbesprechungen . . . . .		
Kaiser: Sämtliche Dramen . . . . .	28	35
Sheridan: Die Lästerschule . . . . .	36	225
Barlach: Der tote Tag . . . . .	51	587
Dreißigtausendneunhundertvier . . . . .	51	594
Ecce homo . . . . .	31	110
Einsiedlerschule, Die — . . . . .	39	307
Eisen, Das — . . . . .	47	497
Eisenbach . . . . .	33	162
Eisenindustrie, Dividendenpolitik der — . . . . .	36	237
Elisabeth, Königin — . . . . .	46	467
Entscheidender Schritt, Ein — — . . . . .	45	433
Entscheidungen . . . . .	45	450
Ergebnisse . . . . .	27	19 30 89 31 117 36 235 38 285 42 377
	44	415 46 471 47 498 48 513 51 590 52 614
Erhöhungen . . . . .	46	475
Es lebe der König! . . . . .	50	553
Essig, Hermann — . . . . .	52	615
Ethiker, Der — . . . . .	27	4
Fahrt ins Fextal . . . . .	32	135
Ferienbetrachtungen . . . . .	37	241
Fieber und Wasser . . . . .	42	381
Figurentheater, Ueber das — . . . . .	40	325
Finanzpolitik, Donnersmarcksche — . . . . .	45	450
Flamme, Die — . . . . .	33	148
Floden . . . . .	50	567
Frankreichs, Die Seele — . . . . .	40	320
Freie Sezession . . . . .	31	105
Freiheit und Form . . . . .	39	298
Friede . . . . .	31	113

Frieden, Ein Vorschlag zum —	37	243
Für meinen Sohn	46	474
Gäste in Wien	37	255
Geberts, Von Schöns und — und Geberts und Schöns	31	108
Gedichte		
Ruhe auf der Flucht	28	28
Johannes vor den Frauen	30	32
Meinem Vater	31	113
Das Grab	31	116
Fahrt ins Fextal	32	135
Die Flamme	33	148
Bergkmeinnicht	34	187
Im Elendsball		
Brief	36	236
Der Jüngling		
Sieg		
Mutter	37	257
Schule für galizische Flüchtlingskinder	37	261
Mutter	39	293
Zum Erscheinen eines Buches	39	299
Liebe	39	310
Menschliche Einheit	46	462
Verloren	47	495
Das Eisen	47	497
Floden	50	567
Bis ein Himmel fällt	52	623
Gefahren	49	544
Gegenwart, Die deutsche — und ihre Ueberwindung	38	267
Geschlossenheit, Von der innern —	49	539
Gewalt der Musik	34	186
Girardi	48	518
Goeh, Der Schauspieler Carl —	32	134
Grab, Das —	31	116
Gräbersalut	51	577
Grammatik, Die Stadt ohne —	34	180
Gundolfs Goethe	30	83
Händler, Der Kritiker und der —	35	200
Händlerdemagogie	27	7
Heldenverehrung und Dauerfriede	46	460
Helfferich	47	499
Heydebrand	51	586
Heymanns, Walter — Nachlaß	52	610
Höllenturz, Der — des Kellners Hinterpferd	29	67
Hypothekendarlehen, Die Kursdifferenz bei —	30	90
Ibsen und Sontag	46	446
Innere, Neukere und — Politif	48	505
Innern Geschlossenheit, Von der — —	49	538
Inferat, Der Kampf um das —	40	332
Interview	41	357
Jehner, Leopold —	30	86



Johannes vor den Frauen . . . . .	30	82
Junge Luther, Der — — . . . . .	44	437
Jungen Dichter, Die — — . . . . .	46	462
Kaiser, Georg — . . . . .	28	35
Kampf, Der — um das Inferat . . . . .	40	332
Kartellgedankens, Der Sieg des — . . . . .	34	188
Kinder der Freude . . . . .	44	421
Klassiker . . . . .	42	379
Klassiker-Vorstellung . . . . .	40	328
König!, Es lebe der — . . . . .	50	553
Königin Elisabeth . . . . .	46	467
Königsberger, Der — Typ . . . . .	38	265
Kohle . . . . .	29	69
Kolb, Annette — . . . . .	43	390
Konzessionszwang für Aktiengründungen . . . . .	42	382
Korngold . . . . .	46	472
Krieg, Zu diesem — 28 30 29 55 30 81 31 101 32 135 34 179		
35 198 38 278 39 302 40 316 41 359 43 402 47 484 49 535		
Krieges, Der Dichter des — . . . . .	34	177
Kriegsanleihe, Siebente — . . . . .	39	311
Kriegsbücher, Deutsche — . . . . .	27	4
Kriegsherbst, Vierter — . . . . .	48	521
Kriegsrohstoff . . . . .	41	358
Kriegswirtschaft . . . . .	48	522
Kriegswirtschaftsjahren, Nach drei — . . . . .	32	140
Kritiker, Der — und der Händler . . . . .	35	200
Kühlmann, Die Aera — . . . . .	33	145
Kunst, Scham wider — . . . . .	37	251
Kunstkurszettel . . . . .	33	158
Kunstmensch, Der — . . . . .	48	509
Kursdifferenz, Die — bei Hypothekendarlehen . . . . .	30	90
Kurse, Neue — . . . . .	50	573
Kurzichtigkeit und Angst . . . . .	41	361
Lästerchule, Die — . . . . .	36	225
Laienpredigt . . . . .	40	323
Laster-Schüler, Else — . . . . .	50	561
Lebens, Der Zweck des — . . . . .	34	172
Lehmans Kriegsziele . . . . .	28	29
Lebfrüchte . . . . .	30	77
Liebe . . . . .	39	310
Liebermann, Max — . . . . .	32	130
Lissabon . . . . .	32	136
Luther, Der junge — . . . . .	44	437
Männerfrage, Eine — . . . . .	47	485
Maronibrater, Der — . . . . .	49	548
Martin, Der Stil — . . . . .	29	64
—, Reinhardt: — . . . . .	41	349
Massentaufe, Rathenau und die — . . . . .	51	581
Mehrheit, Das Bekenntnis zur — . . . . .	39	289
Mehrheitsgedanke, Der — . . . . .	30	73

## VIII

Meinem Vater	31	113
Menschenfreunde	47	492
Menschenhasser, Der	49	539
Menscheitsjahr, Ein	31	97
Menschliche Einheit	46	462
Müller, Charles	44	425
München 1917	47	487
Musik, Gewalt der	34	186
Mutter	37	257
	39	293
Nach drei Kriegswirtschaftsjahren		
Nachlaß, Walter Heymanns	52	610
Naturalismus, Abschied vom	44	413
Raumann, Friedrich	52	606
Nebel	32	121
Neue Kurse	50	573
Noch einmal: Unsterblichkeit	37	247
Oper		
Figaros Hochzeit	36	238
Rappelkopf	41	355
Die Schneider von Schönau	44	424
Korngold	46	472
Ostjuden 27 6 28 31 29 56 30 78 31 103 32 128 33 149 34 180		
35 196 36 222 37 246		
Ballenberg, Max		
Papiergarn-Industrie	37	261
Papiernot	28	44
Parlamentarier	50	560
Partei, Die neue	51	587
Perspektiven	52	606
Perspektiven	29	53
Phantasie	47	498
Philosoph, Der — und der Streit	52	607
Pianist, Der	28	32
Politik, Äußere und innere	47	496
Politik als Staatskunst	48	505
Politische Lehrzeit	36	220
Problem, Zum — der Demokratisierung	29	49
Produktive Genügsamkeit	49	532
Psychologie, Zur — des Tragischen	50	558
	51	585
	52	605
	27	1
	36	223
Rappelkopf		
Rathenau und die Massentaufe	41	355
Redner Dazjinski	51	581
Reitrock, Theater und	44	412
Reinhardt, Ben	32	132
— Martin	48	514
Reinhold, Der arme	41	349
(Rodin und Fritz Stahl) Der Kunstmann	27	13
Rodrigo und Arragon	48	509
Rückbild und Ausbild	38	275
Ruhe auf der Flucht	34	183
Russischer Humor	28	28
	29	62

Saisonbeginn		37	258
Scham wider Kunst		37	251
Schartefe, Schund und Schlager		38	280
Schauspieler			
Max Wallenberg		27	9
Wüllner (als Wallenstein)		27	12
Carl Goetz		32	132
Eilenbach		33	162
Moissi	37	255	39 300
Bernhard Baumeister		45	444
Girardi		48	518
Schauspielers Recht auf Beschäftigung		43	396
Scheidemann		50	560
Schmoller, Gustav —		27	19
Schneider, Die — von Schönau		44	424
Schöns, Von — und Geberts und Geberts und Schöns		31	108
Schritt, Ein entscheidender —		45	433
Schuldfrage, Die —		41	340
Schule für galizische Flüchtlingskinder		37	261
(Schwarz, Joseph) Der Pianist		47	496
Seele, Die — Frankreichs		40	320
Semper der Sumper		29	58
Sezession, Berliner —		45	440
—, Freie —		31	105
Sieg, Der — des Kartellgedankens		34	188
Sohn, Für meinen —		46	474
Sonka, Ibsen und —		46	468
Sozialdemokratie, Die —		43	385
Staatskunst, Politik und —		36	220
Staatsmännische Demokratie		49	529
Stadt meiner Seele		43	402
Stadt, Die — ohne Grammatik		34	180
(Stahl, Robin und Frik —) Der Kunstmenschen		48	509
Stil Martin, Der — —		29	64
Stinnes und Thyssen		33	164
(Sturm) Händler-Demagogie		27	7
Sudermann		42	368
(Swift) Der Menschenhasser		49	539
Tagebuch der Verzweigung	38	270	39 294
Tanzspiele		50	564
Teuerung		44	428
Theater in Triest		36	231
—, und Reifrod		32	132
Theaterbeginn		35	207
Theatergeschäft, Das —			
Rückblick und Ausblick		34	183
Gefahren		49	544
Theaterkulturverband	42	371	44 416
Thyssen, Stinnes und —		33	164
Totenfeier		39	304
Tragischen, Zur Psychologie des —		36	223
Treuhänder, Boyer und —		52	601

Triest, Theater in —		36	231
Troßki		51	583
Und nun könnte endlich einmal		40	330
Unsterblichkeit	33	149	37 247
Unterwegs 1915		35	209
Utopia		41	337
<b>Verkehrseinschränkung?</b>		43	405
Verloren		47	495
Verjunktene Stadt		50	571
Verzichts, Der Begriff des —		40	313
Verzweiflung, Tagebuch der —	38	270	39 294
Vierter Kriegsherbst		48	521
Von Morgens bis Mitternachts		52	618
Vorher!		30	80
Vorschlag, Ein — zum Frieden		37	243
Vorschule zur Weltpolitik		36	217
<b>Wägen und Wagen</b>		28	25
Wagner und Helfferich		47	499
(Walden, Herwarth) Händler-Demagogie		27	7
Was ist sittlicher?		40	327
Weltpolitik, Vorschule zur —		36	217
Wer arbeitet — regiert		46	457
Wesen, Das — unserer Zeit		42	365
<b>Wien</b>			
Die Stadt ohne Grammatik		34	180
Verjunktene Stadt		50	571
Burgtheater (Wüllners Wallenstein)		27	12
Wiener Leichenschau (Erbförster; Große Glocke; Wirrwarr)		28	41
Theaterbeginn		35	207
Datterich (Niebergall)		36	230
Gäste in Wien (Blaufuchs; Konstantin; Moissi)		37	255
Wiener Theater (Moissi; Lebender Leichnam; Zarewitsch)		39	300
Wiener (Basantafena; Panik der Herzen;)		42	374
Premieren (Verlorene Tochter)			
Wiener Theater (Ende vom Lied; Thomastantor; Rosar)		45	447
Von Morgens bis Mitternachts (Kaiser)		52	618
Wirtschaftsträume		28	42
(Worte in Versen II) Zum Erscheinen eines Buches		39	299
Wucher		52	621
<b>Z. E. G.</b>	49	549	51 596
Zeit, Das Wesen unserer —		42	365
Zeitschriften-Lese		32	124
Zum Erscheinen eines Buches		39	299
Zweck, Der — des Lebens		34	172

# Autorenregister

Die Ziffern bezeichnen die Seiten

Aristophanes 113

Bab, Julius 35. 113

Baum, Oskar 199

Blei, Franz 463

Bleibtreu, Karl 340

Breuer, Robert 7. 130. 200, 416.  
509

Brod, Max 261. 425

Buß, J. P. 220. 267

Caspari, Georg 158

Claudius, Mathias 402

Cohn, Fritz Harold 581

David, J. J. 444

Ehrenstein, Albert 187. 236

El Ha 134. 467

Eötvös, Karl 198

Epstein, Max 149. 183. 247. 396.  
544

Erbe 538. 560. 586. 606

Falkenfeld, Hellmuth 177

Feld, Leo 518

Fontane, Theodor 302

Friedell, Egon 62. 172. 225. 368.  
413. 437. 607

Friedemann, Hermann 4. 127

Friedmann, Alfred 136

Georg, Manfred 67. 390

Germanicus 1. 25. 49. 73. 97.

121. 145. 169. 193. 217. 241.

265. 289. 313. 337. 361. 385.

409. 433. 457. 481. 505. 529.

553. 577. 601

Gutmann, Paul 327

Goldstein, Moriz 320. 532. 558.  
585. 605

Greiner, Leo 561

Großmann, Stefan 371

Grünemald, Alfred 19. 89. 117.  
235. 285. 377. 415. 471. 498.  
513. 590. 614

Hatvani, Paul 162. 299. 450

Herzl, Theodor 535

Hirth, Friedrich 203

Hofer, Gabriel 42

J., S. 21. 45. 64. 70. 92. 117.

141. 166. 191. 215. 238. 258.

263. 280. 287. 304. 312. 330.

335. 351. 360. 379. 384. 392.

407. 421. 429. 452. 468. 478.

492. 501. 514. 525. 541. 551.

569. 575. 591. 598. 615. 623

Jacob, Heinrich Eduard 381

Jacobi, Lucy von 402

Rahn, Harry 325. 487

Rasler, Rudolf 83

Resser, Hermann 623

Rienscherf, Otto 251

Riftan, Eugen 132. 275

Rlopstok 101

Robeleth 81

Kraus, Karl 135

Kuh, Anton 58. 485

Larsen, Jens 53

Lemm, Alfred 13

Lersch, Heinrich 293. 497

Leuß, Hans 64. 349

Lichtenberg 30. 55

Liebmann, Margarete 568

Lorarius 475. 499. 522. 549.  
573. 621

Macchiavelli 359

Mayer, Ferdinand 116

Moser, Hans 90

Mühlam, Erich 110

Natonel, Hans 32. 270. 294

**Polgar, Alfred** 12. 41. 186. 207.  
230. 255. 284. 300. 328. 357.  
374. 400. 412. 447. 474. 498.  
521. 548. 571. 594. 618

**Rahel** 484  
**Reck-Malleczewen, Fritz** 108. 365  
**Reimann, Hans** 161. 323  
**Rudolph, Franz** 583

**Sack, Gustav** 148  
**Saenger, Eduard** 495  
**Schreyer, Lothar** 200  
**Schwadron, Abraham** 6. 31. 56.  
78. 103. 128. 149. 180. 196.  
222. 246  
**Schwiefert, Fritz** 9  
**Sebrecht, Friedrich** 223  
**Singer, Kurt** 355. 424. 472  
**Steindorff, Ulrich** 28. 82. 257.  
462

**Swift** 179

**Tiger, Theobald** 44. 567  
**Tischendorf, Räte** 298  
**Thoma, Ludwig** 316

**Vinder** 19. 69. 140. 164. 188.  
214. 237. 261. 286. 311. 332.  
358. 382. 405. 428. 450

**Wagner, Richard** 278  
**Wantoch, Hans** 180. 243. 273.  
460  
**Wentzher, Dora** 496. 587  
**Wesse, Curt** 310  
**Wolf, Hugo** 231  
**Wolfradt, Willi** 105. 440. 564  
**Wrobel, Ignaz** 80. 209. 307  
**Wynken, Hans** 86. 610

**Zeig, A. S.** 539

## Verwirrung und Klärung von Germanicus

Seit einiger Zeit arbeitet die Entente-Presse mit der mehr oder weniger deutlichen Ankündigung eines langen Krieges, der zum mindesten noch den kommenden Winter überdauern, voraussichtlich aber bis weit in das nächste Jahr hineingreifen wird. Es läßt sich nicht ohne weiteres feststellen, ob solche Methode dazu bestimmt sein soll, uns zu ängstigen, oder ob sie wahre Absichten enthüllt. Nun ist es selbstverständlich, daß uns sowohl das Eine wie das Andre vorbereitet finden würde; gegen jeglichen Bluff sind wir gewappnet, und was den langen Krieg betrifft, so glauben wir, ihn zum mindesten ebenso aushalten zu können wie unsere Feinde. Wir sind gewiß nicht leichtsinnig, wir wissen ganz genau, was eine Fortsetzung des furchtbaren Mordens auch für unser Volk bedeuten müßte, und wir haben nie geleugnet, daß uns jeder Tag, um den dieser Krieg abgekürzt werden könnte, zehnfach gesegnet sein soll. Indessen, zum Friedensmachen gehören zwei Parteien, und deutlicher, als die Regierungen der Mittelmächte ihren Friedenswillen kundgetan haben, konnte nicht verfahren werden. Wirklich nicht. Nimmehr bleibt uns nur: abzuwarten, in der festen Ueberzeugung, daß die militärische Lage sich nicht zu unsern Ungunsten wird verschieben lassen, und daß so, früher oder später, ein Friede kommen muß, wie er allerdings auch heute schon kommen könnte und wie wir ihn zu kommen gewiß nicht hindern würden. Daß die Staatsmänner der Entente sich zu solcher Einsicht nicht durchzuringen vermögen, beklagen wir, beklagen es auch im eigenen Interesse; aber wir wissen, daß selbst wenn die höchsten amerikanischen Illusionen und alle Hoffnungen auf das freiziehende Rußland sich verwirklichen sollten, unsere Friedensforderungen 1918 keine ändern sein werden, als sie es heute sein müssen und sein können.

Nun ist es aber noch garnicht so gewiß, ob nicht die Entente recht bald merken wird, welche Gefahren für ihr Weiterbestehen durch einen fortgeschleppten Krieg sich ergeben. Schon heute läßt sich erkennen, wie sehr die Absichten und die Erwartungen der in der Entente gebundenen Regierungen sich durchkreuzen; es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß solches Mißgeschick desto klarer sich entwirken wird, je länger der Krieg dauert. Auf Einzelheiten einzugehen, lohnt nicht. Wer halbwegs die großen politischen Vorgänge der letzten Monate verfolgt hat, weiß alles Notwendige. Kennzeichnend genug ist die Todesangst, die mannigfachen Verträge, die unter den Entente-Regierungen geschlossen worden sind, veröffentlicht zu sehen. In jedem Fall kann man die zunehmende Entzweiung und Verwirrung der Entente-Interessen als einen unumstößlichen Faktor in das weltgeschichtliche Statuë, besonders

das der entfernteren Zukunft einstellen. Albanien, Japan, Mesopotamien — das Gangliennek der politischen Geographie, in dem die immer wieder betonte Homogenität der Entente sich verfangen muß, ist ebenso unzerreißbar wie kompliziert. Auch insofern also können wir einigermaßen beruhigt sein. Können dies umso mehr, als grade umgekehrt sich bei uns zunehmend eine Klärung und damit eine Festigung nicht nur der Kriegsziele, sondern zugleich der innern Zustände vollzieht. Ohne Optimismus kann man sagen, daß jene mittlere Linie, die wir immer angestrebt haben, sich deutlich herauszuarbeiten beginnt. Die Weser-Zeitung, die mit unverrückbarer Ueberzeugung die Politik der Reichsregierung unterstützt, kann zustimmend den Grafen Reventlow zitieren, und die Deutsche Tageszeitung lobt Herrn Scheidemann; das sind gewiß Symptome eines Gesundungsprozesses. Daß andererseits solche Mäßigung nicht etwa eine faule Kapitulation bedeutet, zeigt am besten die Aufnahme, die das sozialdemokratische Memorandum bei der Entente-Presse gefunden hat. Selbst die ärgste Heuchelei vorausgesetzt, würde der französische Munitionsminister gegenüber dem sozialdemokratischen Friedensprogramm kein „unannehmbar“ gesprochen haben, wenn diese Forderungen nicht eben doch ein deutsches Reich anstrebten, das, wie Reventlow meint: den vorhandenen Kräften entspricht und ihnen die Möglichkeit voller Auswirkung sichert. Es zeugt ohne weiteres von der Klarheit des deutschen Willens, aber auch für die metaphysische Gewißheit seiner Verwirklichung, wenn einerseits Wolfgang Seine erklärt: „daß die Grenzen wieder genau so hergestellt werden, wie sie vor dem Kriege waren, erscheint ausgeschlossen“, während andererseits der Graf Reventlow zugibt: „Auch die national-politisch empfindenden Kreise, die man als alldeutsche Chauvinisten zu brandmarken versucht, wollen natürlich nicht einen Eroberungskrieg im napoleonischen Sinne mit dem brutalen Willen, das berechnete Eigenleben anderer Nationen auszulöschen und auf ihren Trümmern ein vom Geist und Gewissen großer Verantwortlichkeit verlassenes Weltreich aufzubauen.“ Wenn ein Volk, das so starke Neigungen zum Individualismus hat, auch zum politischen, wie das deutsche, nach langem und schwerem Kampf der Meinungen sich allmählich doch in einem gemeinsamen Willen zusammenzufinden beginnt, so bedeutet das, daß solcher Wille von niemand gebrochen werden kann. Und es ist gewiß kein geringeres Versprechen auf eine günstige Zukunft, wenn gegenüber den wilden Behauptungen von der autokratischen Verderbnis Deutschlands, gegenüber solcher Weltlüge, durch die der Kreuzzugsfanatismus gegen uns immer wieder aufgeweicht werden soll, Briefe geschrieben werden, wie der, den der Sozialdemokrat David an Albert Thomas gerichtet hat. Die Gefahren einer innern Zerfleischung sind behoben, wenn Männer, deren höchster Wille auf die grundgehende Demokratisierung Deutschlands eingestellt ist, sich nicht scheuen, festzustellen, daß die



sogenannte Demokratie der Westmächte, an dem deutschen Zustand gemessen, kaum etwas anderes ist als „eine Oligarchie kapitalistisch-imperialistischer Interessenten“.

Wir können also einigermaßen zuversichtlich die kommenden Ereignisse abwarten. Nicht so sehr, weil wir mit mehr oder weniger Berechtigung an technische Mittel glauben, sondern weil wir wissen, daß auf der andern Seite die Verwirrung zunehmen muß, während bei uns die Klärung der Absichten sowohl der auf die äußere wie der auf die innere Politik gerichteten, sich zwar nicht ungestört, aber doch unaufhaltsam vollzieht. Und Klarheit des Willens ist nicht allein Voraussetzung, sondern auch Sicherung des Gelingens. Denn zu solchem geklärten Willen kann ein Volk in seiner Ganzheit nur kommen, wenn ihm von der Weltgeschichte noch eine fest determinierte, in die Harmonie der Vorsehung hineingegliederte, für die Balance des Kosmos notwendige Entwicklung bestimmt ist.

---

## Das Bild des Dorian Gray von Egon Friedell

Nun ist schon ein Vierteljahrhundert verflossen, seit das Buch vom Bild des Dorian Gray seinen Gang in die Welt angetreten hat. Es ist inzwischen, verbannt aus seiner Heimat, bei vielerlei Menschen und Völkern umhergewandert; und heute, nach fünfundsiebenzig Jahren, trägt es völlig veränderte Züge.

Ja, das Buch vom Dorian Gray hat sich verwandelt, aber dieser Umwandlungsprozeß ist grade demjenigen entgegengesetzt, den das Bild in der Erzählung durchmacht. Es blickte der Welt bei seinem ersten Erscheinen als häßliche, abstoßende Frage entgegen, und heute steht es vor uns in vollkommener Matellosigkeit und Schönheit. Als diese merkwürdige Vision auftauchte, da erblickte man in ihr zunächst nur das Werk eines niedrigwertenden und lasterhaften Menschen. Alle abscheulichen Sünden und Verirrungen glaubte man in das Antlitz dieses Buches eingezeichnet zu sehen, es erschien als das rechte Evangelium des Teufels. Heute wissen wir, daß es das Evangelium der Reinheit enthält, daß es ein tiefsittliches Buch ist, durchblutet von einer verzehrenden Sehnsucht nach dem Guten, ein Buch, das dem Laster schärfer an den Leib geht als hundert Fastenpredigten, die vom Leben nichts verstehen.

Wir wissen heute auch, wer die englische Gesellschaft ist. Ich sage nicht: das englische Volk. Das Volk Englands ist, wie jedes Volk, von einem dumpfen und gebundenen Willen zum Guten erfüllt, aber, wie jedes Volk, ganz und gar unfähig, diesen Willen aus eigener Kraft in die Tat umzusetzen. Die Schicksale jedes Landes werden immer nur von jener hautdünnen Oberschicht bestimmt, die über dem Ganzen liegt, eben der sogenannten „Gesellschaft“. Das deutsche Volk, das Jena und Tilsit erlebte, kann sich nicht wesentlich von demjenigen unterscheiden haben, das sieben Jahre

später in den Befreiungskrieg zog. Aber die Oberschicht hatte sich inzwischen sehr wesentlich verändert. Und diese Oberschicht hat in England immer sehr merkwürdige Eigenschaften besessen. Es sind dieselben, gegen die schon Cromwells tapfere und ehrliche Puritaner zu Felde zogen, und gegen die Carlyle sein Leben lang heroisch und vergeblich gekämpft hat: sie lassen sich unter dem Schlagwort „cant“ zusammenfassen, das wir nicht übersetzen können, weil wir in unsrer Vorstellungswelt, Gott sei Dank, nichts besitzen, was dieser Sache entspricht. Was ist cant? Cant ist nicht Verlogenheit, ist nicht Heuchelei oder dergleichen, sondern etwas viel Komplizierteres. Cant ist ein Talent, das Talent nämlich, alles für gut und wahr zu halten, was einem jeweils praktische Vorteile bringt. Wenn dem Engländer etwas aus irgendeinem Grunde unangenehm ist, so beschließt er (in seinem Unterbewußtsein natürlich), es für eine Sünde oder eine Unwahrheit zu erklären. Er hat also die merkwürdige Fähigkeit, nicht etwa bloß gegen Andre, sondern auch gegen sich selbst perfid zu sein, und er betätigt diese Fähigkeit mit dem besten Gewissen, was ganz natürlich ist, denn er handelt in der Ausübung eines Instinkts. Also nact ist etwas, was man „ehrliche Verlogenheit“ nennen könnte, oder „die Gabe, sich selbst hineinzulegen“. Infolgedessen ist der Engländer in ethischen Dingen ein unerreichter Virtuose der doppelten Buchführung. Er ist ebenso fromm wie geschäftstüchtig, man kann gar nicht sagen, was von beidem er in höherm Maße ist. Nur befindet sich beides bei ihm in vollkommen getrennten Seelensäckern. Wenn er das eine öffnet, ist das andre fest geschlossen, ja, er erinnert sich gar nicht, daß das andre überhaupt existiert. Er glaubt zu den Feiertagen an Gott und die Ewigkeit und während der Woche an die Physik und den Börsenbericht, und beide Male mit gleicher Inbrunst. Am Sonntag ist die Bibel sein Hauptbuch, und am Wochentag ist das Hauptbuch seine Bibel. In der Seele des Engländer gibt es keine moralischen Konflikte; infolgedessen hat er die Welt erobert.

In Wildes Leben aber bildete ein ähnlicher Dualismus den verzehrenden Konflikt, der sein ganzes Schaffen bestimmt hat, und dem er schließlich zum Opfer gefallen ist. Das große Dilemma seines Daseins war die Frage des Künstlers: Was ist der Sinn des Lebens — Schönheit oder Güte? Man kann leicht bemerken, daß diese beiden Mächte grade in der Künstlerseele feindlich miteinander ringen. Die Schönheit will sich und immer nur sich, die Güte will niemals sich selbst und hat ihr Ziel immer außerhalb. Schönheit ist Form und nur Form, Güte ist Inhalt und nichts als Inhalt. Schönheit wendet sich an die Sinne, Güte an die Seele. So erscheint das Leben des Künstlers zwischen zwei Extremen hin- und hergestoßen. Und so müssen wir heute Wildes Dichtung und Leben betrachten.

Es hat gewiß wenige Dichter gegeben, die die Häßlichkeit so tief und leidenschaftlich, man möchte fast sagen: so krankhaft gehaft

haben wie Oscar Wilde. Seine Liebe zu den tausenderlei kostbaren, feinen und unnützen Dingen, die das Leben des vornehmen Mannes umgeben, war außerordentlich. Er wird nicht satt, diese Dinge zu beschreiben. Und dennoch war er ein Dichter, und ein Dichter ist mehr als ein Erzähler schöner Dinge. Ein Dichter ist ein Mensch, der in alle Formen Inhalt gießt, der aus der Gegenwart die Vergangenheit erstehen läßt und aus der Vergangenheit die Zukunft, die nur er kennt. Dichtkunst ist die höchste Form der Weisheit. Dieß mußte Wilde recht wohl, wenn er auch bisweilen die Augen gewaltsam dieser Wahrheit verschloß.

Wilde liebte zweifellos das Laster. Er liebte es als Künstler. Die Künstler werden zu den Verirrungen des Lebens, zu den dunklen Leidenschaften und ihren Verstrickungen immer mit magischer Gewalt hingezogen. Welche fürchterlichen Magazine menschlichen Frevels sind Shakespeares Dramen oder Dantes 'Göttliche Komödie'! Der Künstler sucht diese Dinge auf, denn er weiß: hier sind die lehrreichen Verwicklungen, die tiefen Geheimnisse, die aufregenden Bewegungen, die er so notwendig braucht wie der Baumeister die Steine. Aber jeder Künstler ist im Grunde ein guter Mensch, ja ein besserer als die andern, denn er ist voll Mitgefühl für alle und alles, und seine Sehnsucht ist die Höherentwicklung der Menschheit. So war Wilde: verliebt in die Sünde und im Innern nur das Heilige suchend, von Genüssen zu Genüssen jagend und in feinen Zielen ein reiner, entsagungsvoller Affekt.

Und alles dieses hat er im 'Bild des Dorian Gray' sich vom Herzen geschrieben. Dorian Gray ist einer, dem der Traum von ewiger Schönheit zur Erfüllung wird. Keine Säßlichkeit, kein Alter, kein Schmutz greift an seinen Leib. Aber der Leib ist nur der Schatten der Seele. Die Seele aber kann nur schön sein durch Reinheit und Güte. Und so ist Dorian Gray nichts als ein betrogener Betrüger. Die Welt sieht ihn in unzerstörbarer Jugend und Anmut. Aber das unsichtbare Bild in der verschlossenen Dachlammer bucht dennoch Zug um Zug jeden Schritt, den seine Seele zur Säßlichkeit getan hat.

Es ist ganz unbegreiflich, wie man finden konnte, dieses Buch sei „unmoralisch“. Es ist vielleicht die moralischste Dichtung, die je geschrieben wurde — höchstens mit Ausnahme der Bibel, die aber in ihrer moralisierenden Tendenz zu durchsichtig ist, um hartgesottene Sünder nicht von vornherein abzuschrecken.

Es liegt in der Natur bedeutender Kunstwerke, daß sie für jeden einzelnen Leser besonders geschrieben zu sein scheinen. Sie existieren in tausend verschiedenen Texten, und obgleich die Maschine des Buchdruckers immer dieselben gleichförmigen Lettern auf das Papier gebracht hat, so kommt doch in jedem Exemplar ein ganz neues Buch zum Vorschein. So ist auch das 'Bild des Dorian Gray' voll von verschiedenen Möglichkeiten. Man kann es als phantastisches Märchen nehmen, und man wird recht haben. Man

kann in ihm das Bekenntnis einer extrem artistischen Weltanschauung, das Evangelium des Hedonismus erblicken, und man wird recht haben. Man kann es als Autobiographie auffassen, als Aphorismenammlung, als Gesellschaftsatire, als Erbauungsschrift, als Parabel: man wird immer und in allem recht haben. Der aber wird am meisten recht haben, der in diesem Buch nichts sieht als eine prächtige Scharade. Denn alle echten Dichtungen sind schöne Rätsel und wollen gar nichts anderes sein. Der Dichter unterscheidet sich von den übrigen Menschen dadurch, daß er die Bewegungen des Lebens in ihrem ganzen Reichtum und in ihrer ganzen Tiefe spürt. Aber man darf nicht vergessen, daß er eben darum der einzige Mensch ist, der sich niemals einbildet, das Leben zu verstehen.

## Karl Kraus von Berthold Viertel

### Nachwort

Ihr baut, Verbrechende an Maß und Grenze:  
 „Was hoch ist, kann auch höher!“ Doch kein Fund,  
 kein Stütz und Flüt mehr dient . . . es wankt der Bau.  
 Und an der Weisheit End ruft Ihr zum Himmel:  
 „Was tun, eh wir im eignen Schutt ersticken,  
 Eh eignes Spulgebild das Hirn uns zehrt?“  
 Der Licht: Zu spät für Stillstand und Arznei!  
 Zehntausend muß der heilige Wahnsinn schlagen,  
 Zehntausend muß die heilige Seuche raffen,  
 Zehntausende der heilige Krieg. Stefan George

In dieser großen Zeit, die ich noch gekannt habe, wie sie so klein war —.“ Mit diesen Worten beginnt Karl Kraus die Rede, die er am neunzehnten November 1914 in Wien hielt, um anzukündigen, daß er vorerst schweigen werde, in „Subordination der Sprache vor dem Unglück“. „Die jetzt nichts zu sagen haben, weil die Tat das Wort hat, sprechen weiter. Wer etwas zu sagen hat, trete vor und schweige!“ Damit ist jenes Schweigen ausgedrückt, das mit dem August 1914 begonnen hat; das öffentliche Schweigen des Geistes, das kein noch so lauter öffentlicher Lärm übertrönt; das furchtbare Schweigen der Seele, in das Tausende von Toten ihr menschlichstes Geheimnis versenkten. Das Schweigen, welches Karl Kraus schon mit dieser einen denkwürdigen und im Februar 1915 mit einer zweiten Rede durchbrach und seither immer wieder durchbrechen mußte und sollte. Zwar, Lärm war übergenug, und die Menschen sind Kinder, die auch der Tod nicht vom Land ablenkt. Und . . . „das Ohr, das die Posaune des Weltgerichts vernimmt, verschließt sich noch lange nicht vor den Trompeten des Tages“. Es galt, hörbar zu machen, daß die Trompeten dieses Tages die Posaune des Weltgerichtes bedeuteten. Es galt, das Ohr der Welt zu öffnen für die Posaune des Gerichts. „Nicht erstarrte vor Schreck jetzt der Dreck des Lebens, nicht erbleichte Druckerchwärze vor so viel Blut. Sondern das Maul schluckte die vielen Schwerver, und wir sahen nur auf das Maul und maßten

das Große nur an dem Maul.“ Es galt, das Maul der Welt aufs Maul zu schlagen.

„In dieser Zeit, in der eben das geschieht, was man sich nicht vorstellen konnte, und in der geschehen muß, was man sich nicht mehr vorstellen kann, und könnte man es, es geschähe nicht —; in dieser ernstesten Zeit, die sich zu Tode gelacht hat vor der Möglichkeit, daß sie ernst werden könnte —“ . . . „In den Reichen der Phantasiearmut, wo der Mensch an seelischer Hungersnot stirbt, ohne den seelischen Hunger zu spüren, wo Federn in Blut tauchen und Schwerter in Linte —“. Welche Fragmentsetzen auch immer ich aus jener November-Rede reiße, mit der Kraus seinen „strategischen Rückzug aus der Position der öffentlichen Meinung“ decken wollte, mit der er aber nur seine stärkste Offensive gegen den öffentlichen Geist einleitete: jedes Wort sagt, daß dieser Vereinzelte nüchtern blieb (und darin bewährte sich seine Phantasie), als uns alle der Taumel erfaßte, und daß er stehen blieb, als wir alle den Umschwung mitmachten. Sein Geburtsfehler: Unabhängigkeit. Zugleich seine Aufgabe. Im Frieden materielle Unabhängigkeit vom großen Umsatz des geistigen Marktes; im Kriege physische Unabhängigkeit vom großen Umsatz der Leiber. Ein Plus dort, ein Minus hier hatte ihn vor der gemeinsten, allgemeinsten Not der Tatsachen bewahrt.

Als uns die Stimmung erbißte, war sein Teil Ernüchterung. Als uns die Hoffnung bezauberte, war sein Erlebnis Erschütterung. Die Katastrophe, die er tausendmal vorausgesagt hatte, die er auf allen Straßen und Plätzen leibhaftig umgehen sah, als wir noch nichts ahnten; die er längst überall mit Händen griff, im Allernächsten, im Selbstverständlichen jedes Augenblicks, als wir noch in leichtsinniger Sicherheit uns brüsteten: da nun die Katastrophe wirklich eintrat, konnte er es nicht glauben, nicht fassen. Wie selbstverständlich fanden und schickten wir uns dagegen in das Unerhörte; wir gingen über ohne Uebergang; wir brachen unser Leben auseinander, als hätten wir fünfzig Leben, es mit ihnen zu versuchen; überall standen zu Tausenden und Tausenden die bedredten Apostel des Ungeheuerlichen auf: dem Redner stockte das Wort in der Brust wie ein Stein. Und nichts beglaubigt seine Rede, die dann losbrach, so stürmisch wie dieses Zögern! „Nun, glaubten manche, würde doch dem erdensichern Verstand, dem meer-tiefen Behagen und der himmelhohen Moral, denen kein Messina, keine Titanic und kein chinesischer Lustmord etwas anhaben konnten, der Verstand, der Humor und der Hochmut vergehen.“ So erbehte die Hand, die das Menetekel eines Weltunterganges an die Außenwände der Kultur geschrieben hatte. Borerst war nur ein Krieg daraus geworden! „Nun ist er da, und ich sage: Nie hätte ein Herz lauter im Gefühl seiner Entbeholdigkeit geschlagen! Was tun sie nun mit den sterbenden Soldaten? Sinken, die nicht fallen, auf die Knie? Laßt uns warten. Abwarten, was sie uns hinter-

lassen wird, die große Zeit, wenn sie eines Tages dahingeht, wie sie eines Tages gekommen ist. Warten wirs ab, ob die Schande, die ich in Form gebracht habe, versunken sein wird und mit ihr — wie gern! — ihr Künstler. Erledigt sein, ohne daß mir der Krieg meine Aufgabe erledigt — das möchte ich nicht. Dann möchte ich lieber, da er mir nicht geholfen hat, wieder ihm beispringen . . . . Wenn es jetzt auch den Anschein hat, . . . daß der Krieg nicht so sehr den Kampf gegen das Uebel fortsetze als das Uebel selbst; daß das begeisterte Einstehen einer entgötterten Welt für den Besitzstand des Teufels nicht just ihre ideale Bereicherung verbürge — warten wir zu. Es könnte am Ende das Wunder geschehen — Dichter und Denker rücken aus, es anzusagen — daß die im Dienst der Fertigware geopferte Seele durch das Opfer des Leibes neu ersteht. Bis dahin —“. Bis dahin will er schweigen, allen Mißbrauch, allen Unfug stumm erdulden. „Die Vorstellung, daß hinter der blutenden Quantität alles Leben unverändert sei und hinter der neuen Maschine ein altes Pathos noch den Tod zur Lebenslüge mache, sie hämmern in den Schläfen.“ Und wie sich zu dem bis dahin bereits getanen Werke verhalten? „Da sich nichts um mich verändert hat, sollte ich nicht sagen dürfen, wie es war? Nein, angesichts der erschütternden Stabilität jener Erscheinungen, aus deren Gebiet meine Rohstoffe in den letzten fünfzehn Jahren bezogen waren, sehe ich mich nicht veranlaßt, nachträglich deren Verarbeitung zu bereuen, bin ich nicht gesonnen, das Erschienensein der ‚Fackel‘ einzustellen.“ Die tiefe Identität der Anlässe zu seiner Satire mit den tiefern Anlässen zum Kriege scheint ihm auch jetzt noch unzweifelhaft. Kleine Wirkungen, große Ursachen: so hatte er es immer gesehen. Kleine Ursachen, große Wirkungen: so hatte es seine Kunst immer gehalten. Von den überraschenden Wechselwirkungen zwischen Klein und Groß hatte seine fixe Idee sich nie beirren lassen. Und „. . . durch fixe Ideen wird ein schwankender Besitzstand gerettet, wie eines Staates, so einer Kulturwelt. Man glaubt einem Feldherrn die Wichtigkeit von Sümpfen so lange nicht, bis man eines Tages Europa nur noch als Umgebung der Sümpfe betrachtet. Ich sehe von einem Terrain nur die Sümpfe, von ihrer Tiefe nur die Oberfläche, von einem Zustand nur die Erscheinung, von der nur einen Schein und selbst davon bloß den Kontur. Und zuweilen genügt mir ein Tonfall oder gar nur die Wahnvorstellung.“ Die Zeit war mit dem Kriege, mit dem immer größern und größern Kriege, groß geworden, sie war in die Satire hineingewachsen, und sie stand nicht still und wuchs und wuchs und sprengte das Schweigen des Satirikers! Die grauenvollste Identität brach überall hervor und wurde dräuend und schrie zum Himmel, daß eines Tages der stumme Redner nicht mehr aus noch ein wußte: hatten die Dinge rasum sich seine Stimme ausgeborgt und rasten damit nun los, entfesselt? Wucherte aus diesem mit Blut und Tränen getränkten

Boden das Pamphlet, das er gesäet hatte, mit einer unerhofft fürchterlichen Ernte empor, daß den Triumph des so bewiesenen Sebers das Entsetzen tobend überbot? Zwischen Front und Hinterland exponiert, nach welcher Seite er immer blicken mochte, blicke ihm die Frage einer Gorgo entgegen, daß er aufschrie und seinen Schrei zu dem riesenhaften Misthon der Welt um ihn erstarren fühlte! Und da die Menschenvelt ringsum, soweit sie Nutznießerin und Mißbraucherin des Opfers war, nicht Opfer selbst, zu allem Uebermaß des Grauens und des Jammers beharrlich weiterlächelte, verhielt sich nicht länger das wahnsinnigste Gelächter des Zeugen der Zeit, die identisch geblieben war in all ihren Wandlungen und Handlungen. „Nicht jene erbärmliche Sache, deren Geschäft es ist, von Ernst und Erbarmen abzulenken, wagt sich hier hervor. Sondern eine, die ihre Opfer der Prüfung aussetzt, ob sie tragfähig waren für den Ernst, für die große Trauer und für die über Nacht erwachsene Größe. Hier ist Humor kein Gegensatz zum Krieg. Diesem können die Opfer entrinnen, jenem nicht. Er befreit keinen Schlechten, er befreit die Guten, die da leiden. Er kann sich neben dem Grauen sehen lassen. Er trifft sie alle, die vom Tode unberührt bleiben. Bei diesem Spaß gibts nichts zu lachen. Aber weiß man das, so darf man es, und das Lachen über die unveränderten Marionetten ihrer Eitelkeit, ihrer Habsucht und ihres niederträchtigen Behagens schlage auf wie eine Blutlache!“

\*

Karl Kraus hat nie in der Linie gestanden, in der heute Tausende und Tausende von Menschen stehen und fallen, seit drei Jahren immerzu in jeder Stunde des Tages und der Nacht stehen und fallen. Das ist die schmale Linie, welche den schmerzreichsten Tod von der erbarmungslosesten Not trennt, und die nun in jeder Sekunde von Menschenkindern überschritten, übersprungen wird! Das ist die äußerste Linie der Mannheit, wo Zwang und Pflicht in eins zusammenfallen, und wo, wer alles opfert und sich selbst dazu, sich nur im allerbescheidensten Sinne des Wortes bewährt hat. Wer heute außerhalb dieser Linie steht, muß wissen, daß mit ihm, zum Schlechten oder zum Guten, eine Ausnahme gemacht wird. Und hat, im Vollgefühl seiner verschonten Nichtigkeit, wo die andern alle stumm sterben, seinerseits in Schweigen zu ersterben. Wenn er es nicht tut, wenn er das Schweigen bricht, so ist er doppelt Ausnahme, ist ein Frevler, den der Uebermut seiner pardonnierten Feigheit juckt: er bewähre denn vor Aug und Ohr Himmels und der Erde sein Recht auf die Ausnahme! Daß Karl Kraus mit seinem Lebenswerk hafet, bedeutet nichts. Und bedeutet alles, wenn er es ohne schwindelnden Verlust, ohne daß es daran in Nichts und Aergernis zerginge, gegen das Martyrium, das tausendfache Opfer, gegen den leibhaftigen Weltuntergang einzusetzen vermag. Nicht vor den Hinterlandshorden der Gelbwucherer und der Wortwucherer, der Wortwampyre und der

Geldvampyre, auch nicht vor den Mächten des Staates und der Gesellschaft, sondern dem tausendfachen anonymen Tod gegenüber hat sich vor seinem Schöpfer zu verantworten ein Geschöpf, das heute aufsteht und mit dem Entsetzen Scherz und Kunst treibt! Und alles hilft mit, um diese Verantwortung aufs äußerste zu verschärfen. Der Staat hat dem Schriftsteller, dem öffentlichen Redner Karl Kraus seine „Katakomben“ des Widerspruchs freigegeben. Jene Gesellschaft, der er angesichts der „blutenden Quantität“ ein ewiges Schandmal errichtet, schweigt wehrlos und läßt ihn gewähren. Und ich darf ihn hinaufdeuten zu sich selber, damit sein Beispiel auch noch das Beispiel seiner Wirkung gewinne. So kam es denn, daß eine einzige Stimme sich vom Unisono Europas lösen und, wo alles sich verhalten muß, die Inbrunst ihres Widerspruches hinausbrüllen darf. Darf diese Stimme das auch wirklich, vor ihrer eigenen Verantwortung? In dieser ethisch verzweifeltsten Situation nun wagt es diese Stimme, statt sich zu verantworten, Verantwortung zu fordern! Indem sie alles, was sie je zu sagen hatte, angesichts der Sintflut noch einmal, nur noch rasender, wiederholt, verkündet sie den Weltuntergang einer Kulturwelt, und die Wandelbilder, die dazu erscheinen, machen furchtbar klar: es ist diesmal nicht bildlich gemeint! Wäre Krieg gewesen, nur ein Krieg unter Kriegen, die Stimme hätte geschwiegen. Da aber das Weltgericht tagt, darf sie keine Posaune sein! Ein Ruf in das Gewissen, damit das Gericht fruchte! Die Schrecken deutend, auf daß ihr Sinn verstanden werde! Das Erlebnis verkündend, auf daß nicht Lüge, Beruhigung, Ausflucht ihm die Seele entziehe, die es, einen glühenden Gottesstempel, auf ihrem Grunde empfangen soll. Die Front des Gottes Schwertes über alles Hinterland, über die Front selbst hinweg erstreckend und noch über den Krieg hinauserstreckend, damit nicht schnelles, billiges Vergessen des Friedens erste Leistung sei. „Vae victoribus!“ ruft der RUFER. Wehe den Siegern, die nicht als Gottbesiegte aus dieser Prüfung hervorgehen. Wehe dem Frieden, der irdischen Grund erobert, ohne vom Grund der Seele aus Erneuerung zu sein. Ihm wäre besser, er verlöre alles, Grund und Seele, das Leben obendrein!

\*

Daß ich dem geistigen Kleinkampf des Karl Kraus für alle, die er zuinnerst angeht, diese große Bedeutung beimesse, hat mich bewogen, einen von Zweifeln zerrissenen und überall Zweifel erregenden zeitgenössischen Geist den Zeitgenossen, denen er eine geistige Möglichkeit ist, überlebensgroß darzustellen und zu deuten. Er ist einer von den Seltenen, die Rudolf Borchardt in seiner überaus würdigen Schrift ‚Der Krieg und die deutsche Verantwortung‘ (bei S. Fischer) meinen kann, wenn er sagt: ... Der Krieg, der so viele Stimmen der deutschen Literatur bis zur völligen Entseelung schwächt und nirgends erbarmungsloser schwächt, als wo sie sich in neuen Ton mühselig oder halb geschickt hineinzu-



quälen suchen — dieser Krieg hat Andern keine neue Stimme zu verleihen brauchen, sondern ihre alten so zu verstärken, daß sie nun plötzlich überall hindringen, wohin er sie tragen will.“ Meine Schrift über Karl Kraus soll damit abgeschlossen sein. Aber ich kann nicht umhin, für einen Augenblick bei Rudolf Borchardt als dem unbefangenen und unerbüchlichsten Zeugen zu verweilen und ihn, den deutschen Patriot und Gläubigen des deutschen Kampfes, des deutschen Sieges im höchsten Sinn, diesen Krieg mit eigenen Worten schildern zu lassen. Ich kenne, wie ich zugeben muß, nichts von Borchardt als diese Schrift, die von der deutschen „Verantwortung für Europa“ handelt. Ich werde solcher Veräumnis nicht länger schuldig sein. Aber man höre: „Wir wissen es nicht, was wir wollen. Wir sprechen von nichts anderm, als daß wir es nicht wissen, auch wo wir scheinbar das Gegenteil sagen. Wir belauern und beobachten den Willen des Nachbarn, um ihn gegen unsern eignen zu halten; wir besorgen von dem und jenem Mächtigen, daß er den unsern nicht teile. Wir ersetzen ständig Hieroglyphen durch Hieroglyphen, ein Unbekanntes durch ein andres Unbekanntes, ein Negatives durch das andre Negative. Wir sprechen von Annexionen und Nichtannexionen; wir sprechen von unserm Willen als der Beschränkung auf das militärisch Erreichbare, was dann kein Wille mehr ist, sondern ein Müssen, und zwar im staatsmännischen Sinne das trostloseste Müssen, weil in ihm nicht mehr der Arm das Schwert führt, sondern das Schwert den Arm und den Leib entreißt.“ In diesem Nichtwissen „drückt sich nicht mehr und nicht weniger aus als das Bewußtsein, daß diese Lage im letzten Sinne unheilbar ist, daß es souveräne und erledigende Lösungen für sie nicht gibt, sondern bestenfalls Aufschlüsse, halbe Ausgleiche, Teillösungen, Stillstände, die den tiefsten entstandenen Konflikt, der nicht der militärische, sondern ein noch namenloser ist, nicht treffen und nicht berühren.“ Dieser Krieg ist „das neue Schisma Europas, der neue tiefe und ewig unteilbare Spalt bis in die Wurzeln der okzidentalen Gesittung, geschlagen wie jener erste durch das abendländische Christentum, so diesmal durch das Herz der abendländischen Kultur. Er ist in seiner wahnsinnigen Verkehrung, in der gutgläubigen und völlig verkehrten Angst vor dem Ueberwiegen des Feindlichen in der Welt, der feindlichen Werte, der feindlichen Gedanken, der feindlichen Logik, der feindlichen Formen des Lebens und des Seins, durch nichts aufzuheben als durch Vernichtungen und Erschöpfungen, die den Charakter von Vernichtungen tragen. Er ist die auf jedes Objekt des Lebens bezogene Unversöhnlichkeit der tiefsten seelischen Bewertung, er ist der Konflikt, der auf das Gesetz gestellt ist wie auf das Gedicht, auf das Kleid und auf die Mahlzeit, auf den Thron und auf das Gebet, auf den Pfennig und die Hure. Er ist der Todeskampf gegen die Verbilligung dieses Objektes und die Verteuerung jenes andern, der Todeskampf gegen das Anwachsen einer in Sprachform, Wirt-

schaftsform, Denkform, Glaubensform und seelischer Gestalt nicht erlernbaren und nicht geliebten, nicht als zu lieben denkbaren nationalen Geschlossenheit. Er ist ein blutiges, ein fürchterliches Ende einer alten Welt, die nicht schnell sterben kann, so wie das Mittelalter hundert Jahre lang in den Kriegen um den neuen und den alten Glauben starb, und dreißig Jahre lang währte auf den Gefilden, die wir diesmal davor bewahrt haben, Europas Schlachtfeld zu werden, seine letzte religiöse Agonie. Wer es noch immer nicht begriffen hat, daß dieser Krieg kein Krieg des Außern gegen das Außere ist, etwa der Wirtschaft gegen die Wirtschaft und des Ländergeizes gegen die Ländergier, sondern ein Krieg des Innern gegen das Innere, der alles Außere nur als Vorwände hereinzieht, weil ihm die Begriffe der religiösen Leidenschaft unheimlich sind, der freilich muß, ob er nun als besiegt oder als siegendes Volk vor dem letzten abendlichen Maueranschlage steht, vor dem letzten Denkmale triumphierender Vernichtung — der freilich muß längst verzweifelt sein.“

## Dresdner Uebersicht von Camill Hoffmann

Im Niederschreiben des Titels nehme ich mir vor, vieles von dem zu — übersehen, was sich zwischen September und Mai hier begab. Man denkt, wird vom dresdner Theater gesprochen, zunächst an die Hofbühnen, obwohl auch das Albert-Theater nicht ohne Ehrgeiz geleitet ist, während Zentral- und Residenz-Theater im Operettenstumpffium rettungslos gedeihen. Das königliche Schauspiel stand aber diesmal in Uebergangszeit. Das langjährige Geriß um Karl Reiß endete ja mit dem Siege Frankfurts, Karl Wollf kam aus München als neuer Mann an die Elbe. Bringen neue Männer sonst neue Programme mit, so wird man ihm, Doktor Wollf, niemals vorwerfen können, er habe Versprechungen nicht eingelöst; er war vorsichtig und machte nicht einmal die, die er halten will. Bisher ließ sich an seiner Arbeit das eine Programmatische erkennen: Nur nichts überstürzen! Das reicht wohl für den Uebergang. Für die folgende Zeit könnte es kaum in Neu-Strelitz genug sein.

Seit je hat Dresden eine respectable Vorliebe für Uraufführungen. Sogar dieses Wort will Herr Meyer-Waldeck, der Vorgänger des Doktor Reiß, geprägt haben. Reiß hat noch vor seinem Abgang für mehrere gesorgt. Ich versuche, mich der ‚Rebhühner‘ Carl Hauptmanns zu erinnern. Das Gedächtnis bewahrt nur Figuren der Komödie, einen Sonderling mit fünf Töchtern und einen mexikanischen General, der mit steifem Bein und Rosenstrauß anrückt. Es scheint an Carl Hauptmanns Stücken wesentlich zu sein, daß man sich ihre Figuren merkt — Gestalten wage ich nicht zu sagen —, nicht aber die Vorgänge. Was sie in Bewegung setzt, alles Dramatische, ist spinnwebdünn. In seinen

Novellen ist's nicht anders; wo das Epische beginnen soll, gerinnt's zum Charakter- oder Gemüthsbild. Der Sonderling stammt diesmal von Molières Geizhals ab, sein Schatz sind die Töchter. Dann fällt mir eine Pfirsichlaube ein, in der die jüngste des Schwesternquintetts einer andern ihren verliebten Roman beichtet, unter bräutlichem Zusammenschauern. Dabei, daß diese Laube im Löfningtalle bei Dresden steht, und weiter, daß Schlenther von Papa Thienemanns fünf Töchtern erzählt, deren drei Carl, Georg und Gerhart Hauptmann sich zu Frauen holten. Carl und Gerhart haben jeder ein Stück daraus gemacht, die 'Rebhühner' und die 'Jungfern vom Bischofsberg', jedes nur wegen des andern nennenswert, biographisch.

'Struensee' von Otto Erler wurde wider Erwarten Zugstück. Weil Erler Dresdner ist? Weil Wiede wieder einmal edel und unglücklich sein kann? Ich vermute, weil sich hier drei Menschen aus dieser Welt allerhöchsten Regionen an Edelmuth und Unglück übertreffen, König, Königin (der „Engel aus Engelland“, wie der Titel ursprünglich, vor Ausbruch der großen Dezimierung, sagte) und Minister. Ueber Struensee lese man freundlichst das Konversationslexikon nach, wenn man nicht etwa Laubes ebenso spannendes Historienspiel kennt. Erler psychologisiert das königliche Dreieck. Er macht den unmajestätischen Christian, den siebenten der dänischen Reihe, fast interessant; jedenfalls brennender in Leidenschaften als den trockenen Passivisten Struensee, den ein skandinavischer Burleigh aus Schafott liefert. War es Lindners aus hundert Rissen blutende, wahnsinnige Seele, daß man die Aufmerksamkeit auf den verlotternden Neurastheniker Christian und nicht auf seinen Minister fixierte? Immerhin: unter goldenen Kronleuchtern, durch umständlichst freischende Haupt- und Staatsaktion und ein verflühtes Problemnetz von Eifersucht, Königspflicht, Volksbeglückung, Liebe, von Gefühlsimperativen und Verstandesinterjectionen schimmert unhistorisch, romantisch, staatsstreichfähig Menschliches.

Soll ich von Bruno Franks 'Treuer Magd' sprechen, die nicht mehr auf das Zeit-Konto zu buchen ist? Ich begreife nicht, wieso man dem Marlitt-Ausguf, nachher in Wien, kultivierten Dialog nachsagte. Ich könnte auch die entzückenden Sporthosen der 'Verlorenen Tochter' Ludwig Juldas erwähnen, den es nach einer Ur-aufführung außerhalb Berlins gelüstete. 'Das andre Haus' von Wilhelm Stücklen brachte ungeduldig Gewordene auf. Sie ergrimmten über die Herzlosigkeit eines Millionärs (also seines Dichters), der einen armen Schlucker auf der Straße ein Vermögen finden läßt und ihn dadurch nicht in Glück, sondern in Familienkatastrophen stürzt. Schlimmer, daß Stücklen diese wirkliche Komödie-Idee hatte und nur ein Volksstückchen mit Eulenbergischen Anwandlungen daraus schuferte. Statt das Paket mit Banknoten einem großartigen Kerl in die Hände zu spielen, der

damit einen Traum realisiert oder einen Schwindel, Adeliges oder Bizarres, irgend etwas, das über die Welt ein bengalisches Ja oder Nein blüht, wirft er es einem muffigen Familienvater vor die Füße, der sich lumpen läßt und zum Lumpen wird. Die Old-Moral jagt einen in die Fibelklasse zurück.

Packender als dies alles zusammen, eine Reihe von Erstausführungen und Neuzentrierungen (mit Goldrahmen) hinzugerechnet, blieb schließlich 'Nach Damaskus', Erster Teil. Karl Wolk zum ersten Mal Regisseur in Dresden. Unbergeßlich das Gespenstische der Begräbnisgesellschaft im ersten Akt. Daß sich mit den groben, stets ernüchternden, banalen Mitteln vielfach tüdlicher Bühnenroutine derlei zwischen Spuk und Handgreiflichem unbestimmbar schwebende Visionen in den Kulissenraum zaubern lassen, ist faszinierend. Ich vergesse auch nicht die Irren um den Tisch im Kloster, ihre Verlorenheit, aschfarbene Erloschenheit. Nun aber erst Lindner! Er ringt sich die Seele aus dem Leib. Vor der Berggütte auf dem Gipfel, Gott lästernd, die Zunge bleidend, jappt er nach Luft. Die gewisse Gänsehaut überschauert einen. Lindner, mit heller Stirn, dem Gesang neigender Stimme, in jeder Rolle von kalt-hitzigem Fieber geschüttelt, ist in Dresden an die Besten herangereift.

Ueber die Hofoper nur wenige Worte. Sie machte halb und halb italienische Stagione. Verdi war so lange Trumpf, bis die Gemüter sich national erregten. Wo bleiben die deutschen Komponisten? Sie werden für die nächste Spielzeit zugesagt. Den geforderten Mozart-Zyklus allerdings wird nicht Dresden, sondern Frankfurt hören. Recht spurlos verflangen die Uraufführungen. Brandt-Burys schwäbelndes Idyll 'Die Schneider von Schönau', hübsch und sorgfältig im Kleinen, bestand allein. Der Ertrag eines Jahres schrumpft auf die Abende zusammen, an denen Blaskche und Burg sangen.

Uebrig bliebe noch, die Spielzeit im Albert-Theater zu betrachten. Ich versage es mir, weil die aufstinkende Wolke des 'Falles Licho' Wert und Leistung verdunkelt. Von Hasencleber und Kotschka, dem Stolz der Dresden-Neustädter Annalen, war in diesen Blättern übrigens nach der Uraufführung die Rede. Sie eröffneten den Ausblick auf die Wichtigkeit dieser Bühne für die Dresdner und, so merkwürdig es klingt, für die reisefreudigen Berliner (solange Berlin das Experimentieren andern Städten überläßt). Dem Hoftheater, ist's auch das freimütigste, sind Rücksichten dauernd auferlegt. Wagnis und Versuch wachsen ebenso wenig im Schatten der Vorsicht wie in der Grelle der Erwerbshatz. Ein zweites Schauspielhaus, durch Konkurrenz das erste spornend und eigenes Niveau aufhöhend, kann Dresden vor Selbstzufriedenheit bewahren, der man zuneigt. Da Zentral- und Residenz-Theater ausgeschaltet sind, ist die Neustädter Bühne diesem Behufe vorbestimmt. Seit ihrem ersten Tag aber in Krisen fiebernd, muß sie

an sich herumdoktern lassen. Das verträgt sich schlecht mit so ernster Aufgabe. So schaut man begierig aus, wann und woher endlich der herkulische Doktor Eisenbart kommt, der Genesung und Leben bringt. Die Zeit war ihm niemals günstiger. Und da Dresden geradezu in Ausflugsnähe bei Berlin liegt, reicht die Frage vielleicht hinaus über den Kreuzturm-Umkreis.

## Wiener Wichtigkeiten von Alfred Polgar

Die Frau ohne Bedeutung' ist eines der vier seltsamen Theaterprodukte Oscar Wildes, über deren lächerlichen Ernst der Witiz gezogen ist wie über eine derbe Hand ein seidener Handschuh. Die Art dieser Lustspiele zeigt einen Nestroyschen Zug. Er liegt in der Bagatellisierung des Theaters. 'Handlung' ist eine töricht-feierliche Formalität, Vorgänge sind Vorwände. Ganz rohe phrotechnische Gerüste stehen da, von denen des Spieles Fronie in breiten Fassaden abbrennt. Seinerzeit hat diese Feuerwerkerei sehr entzückt. Jetzt wirkt sie gespenstisch matt und klein. Der ganze reizvolle Plunder von Euprit und Scharfsinn hat etwas Melancholisches wie verstaubter Jahrmaktsfitter, die ganze feine Gaukelei von Antithesen und Paradoxen etwas so Rührendes wie die Mechanik einer zerbrochenen alten Spieldose. Am sonderbarsten ist, daß das Wertlose der Komödie sich haltbarer erweist als ihr Wert. Gewissermaßen: das Fleisch ist stark, der Geist ist schwach. Dieser Formel entsprechend hatte im Stadttheater Herr Strobl die 'Frau ohne Bedeutung' inszeniert: als ein Melodram mit empfindungsvoll verhauchenden Akttschlüssen, mit Dämmerungen des Gemütes und Mondeszauber der Resignation.

\*

Das Burgtheater spielt jetzt die alte 'Goldene Eva' von Schönthan und Koppel-Elsfeld, die es, nebst andern Stücken, auf eine Gastreise mitgenommen. Gerade diese zudrige Niedlichkeit soll den Soldaten von allen Darbietungen des ambulanten Burgtheaters am besten gefallen haben. Das Hinterland erwies sich, in dieser Beziehung wie in mancher andern, schwächer als der Mann an der Front, hielt nicht durch, sondern ging nach dem zweiten Akt weg. Es dauert drei Akte, bis der schmutze Gesell und die schmutze Meisterin einander bekommen. Inzwischen reimt es sich fließend. Es ist, als ob ein ungeheures Reimsaß, led geworden, die ganze Komödie unter Gleichklang setze. Dabei erweist sich das Fließende stärker als das Feste, das heißt: die Tatsachen des Lustspiels richten sich nach den Reimen, nicht umgekehrt. So hatte zum Beispiel der verschuldete Graf Zed von dem Wucherer Aaron ein Pferd geborgt, das sich (im ersten Akt) auf „Simmel“ reimen mußte: das Pferd war also ein Schimmel. Im zweiten Akt erscheint der Graf mit eben diesem Pferd, aber da muß es sich auf „Knappen“ reimen: und so verwandelt es sich in einen Rappen. Zu welcher Spielart von Pferd sich der Gaul im dritten Akt herausreimt, weiß ich nicht. Jenen Grafen Zed spielte Herr Watwa, ebenso wie Herr Häuffermann einen andern Ritter, recht

ergötzlich. Fräulein Wille traf sehr glücklich die Mischung von Liebreiz, Einfalt, Temperament, Fräulichkeit und Kindlichkeit, aus denen die goldene Eva zusammengereimt ist. Ihre Verliebtheit ist ein wenig kühl, aber sonst charmant. Daß sie, wenn es gilt, neckisch zu sein, verlegen wird, spricht nur für sie. Als schmucker Geselle war Herr Stoda in gutem Burgtheaterstil schmuck und Geselle. Das lyrisch-herzliche Waldhorn bläst er mit viel Feinigkeit und Lunge. Er ist nur ein Trompeter, und doch bin ich ihm gut.

---

## Die Isolierzelle von Eugen Hoeflich

**I**ch sitze nun hier in der Isolierzelle. Nicht freiwillig. Gottbewähre! Ganz im Gegenteil.

Ich ging aus, ganz so wie der selige Diogenes, einen Menschen zu suchen, und fand einen — Hund. Einen ganz gemeinen Hund, der an die Ecksteine riecht und sie dann beschmutzt. Der Köter, eine Kreuzung aus Dummheit und Gemeinheit, stellte sich mir unter dem Namen „Publikum“ vor. Und dann beschnüffelte er mich und beschmutzte mich. (Ich vermute aber, es galt dem Eckstein, bei dem ich stand. Denn ich messe mir keinesfalls die Wichtigkeit eines Ecksteins zu.)

Ich gab dem Publikum einen Tritt auf den Steiß, daß es laut aufheulte. Dies sah ein Schutzmann, der unweit von mir bei einer Hausecke lehnte. (Die Menschen haben eben das Bedürfnis, sich anzulehnen. Der Eine findet seinen Halt an einem Eckstein, der Andere an seinem Nebenmenschen.)

Dieser Schutzmann brachte mich freudetrunken ob seines seltenen Fanges hierher.

Es ist eigentlich recht hübsch hier; alles mit Gummi ausgepolstert, die Wände, der Boden, selbst der Plafond.

Ich gehe auf und ab und eigentümlicherweise höre ich meine Schritte nicht. Es geht sich sehr elastisch auf Gummi. Sehr gut! Ich werde mir in meiner Wohnung (falls ich zu einer solchen kommen sollte) auch den Boden mit Gummi belegen lassen.

Ich werfe mich der Länge nach auf den Boden hin und beginne nachzudenken. Dann zähle ich in fünf verschiedenen Sprachen von eins bis hundert und wieder zurück. Englisch, französisch, spanisch, lateinisch und auch deutsch. Ein bewährtes Mittel gegen Langeweile.

Aber langsam, unsichtbar bringt die tödliche Langeweile auf mich zu, fließt aus allen Ecken, aus allen Poren der Wand, bedeckt den Boden, kriecht an mir hinauf wie eine Spinne. An meinem Hals setzt sie sich fest und greift mit den langen Fangarmen nach meinem Gehirn. Ich wälze mich quer durch die Zelle am Boden hin und versuche gymnastische Kunststücke. (Besonders die tiefe Rückenbeuge, die man im Leben brauchen kann.) Auch das verliert mit der Zeit seinen Reiz.

Noch die Götter seien gelobt. Ich finde in einer Tasche einen Schlüssel und in einer andern einen Strick. Hänge den Schlüssel an

den Strid und lasse ihn kreisen. Stundenlang. Es unterhält mich. Einmal drehe ich den Schlüssel nach rechts, einmai nach links, bis meine Arme ermüden . . .

Und ganz plötzlich — unbegreiflich plötzlich — beginnt das Schreckliche. Ich blicke von meinem Schlüssel auf und sehe in der rechten Ecke — den Hund stehen. Die kalte Angst kriecht mir ins Hirn, und ich frage mich, wie die Bestie hereinkommt.

Mit gestäubten Borsten steht sie dort, blickt mich an und bleckt die Zähne. Die Zeit vergeht wahnsinnig langsam, und das Tier schaut mich mit seinen unergründlich böshaften Augen unverwandt an.

Ich werfe den Schlüssel hin — und es wechselt mit einer höhnischen Grimasse den Standpunkt. Sein verächtlich grimaserender, verworfener Blick treibt mich zum Angriff. Ich stürze hin und will es ermorden. Die Hezjagd beginnt. Kreuz und quer durch die Zelle. Das v rflüchte Tier läuft an den Wänden hinauf, hinunter, über den Plafond, und ich hinter ihm her . . . Ich stürze mit geballten Fäusten auf die Kanaille los, um sie zu erschlagen, und treffe die Gummibekleidung der Wand, von der meine Hand abprallt, wie ein Gummiball. Weiter geht die Heze. Meine Kräfte wachsen ins Ungeheure. Keine Ermattung überfällt meine Glieder.

Plötzlich — so plötzlich, wie es gekommen — verschwindet das Tier wieder durch die Wand. Ich rase auf den Punkt zu und drehe wie wütend auf die Gummibekleidung der Wand, bis ich ermüdet zurücksinke.

Ich versuche zu schlafen. Aber auch im Schläse verißt mich dieser Bastard eines Hundes nicht. Er wächst riesengroß, füllt die ganze Zelle aus. Ich schreie, brülle und verfluche ihn. Doch wie ein höhnisches Gekläff schallen meine eigenen Worte von der Gummitwand zurück.

Ich beiße die Zähne in den Gummi ein und presse die Fäuste zusammen, daß das Blut aus den Händen spritzt.

Und jetzt höre ich wieder das widerliche Gekläff. Ich bohre die Finger in die Ohren und reiße die Augen auf. Ich sehe teilnahmslos, wie die Wand einen Hund nach dem andern ausspeit. Und Jeder stellt sich mir vor: Mein Name ist Publikum. Und jeder beschmiffelt mich und beschmutzt mich. Mich, der ich mir nicht einmal einbilde, ein Eckstein der Gesellschaft zu sein.

Ich werde rasend und haue, beiße und frage um mich. Die ganze Zelle ist voll von dem Getier, und jedes brüllt mir seinen Namen ins Gesicht. Ich jage in der Zelle herum und die Hunde hinter mir drein. Sie jagen mich und klaffen mir um die Beine, bis ich bewußtlos hins falle.

\*

Bericht des Irrenwärters an den Anstaltsdirektor: „Gestern abend fand ich den Pflegling Nummer Dreiundzwanzig nach einem schweren Tobsuchtsanfall in sterbendem Zustand am Boden seiner Zelle. Als ich eintrat, riß er die Augen weit auf, starrte in die linke Ecke und schrie: ‚Dort . . . dort . . . dort . . . das . . . Pu . . . bli . . . tum . . . Dreht . . . ihm den Hals um!‘ Dann starb er.“

## Auf Urlaub von Theobald Tiger

Die Rejüdenz!

Gu'n Tag, du Metropole!  
Da ist auch schon der Alexanderplatz  
Verstatte, daß ich mich das Schneuztuch hole,  
das Herz schlägt stürmisch unterm Busenlaß.  
Du gute Spree mit dem geduldigen Rücken,  
der Ruderklubs und der Wamsells Entzücken —  
ich seh dich still und mächtig dreckig ziehn . . .  
Berlin!

Die Weiche knack. Der Zug zischt an den Hallen  
der Stadtbahn lang. Da liegt der dicke Dom.  
Die psui! die Friedrichstraße will mir recht gefallen,  
am Charitshaus grünt ein Appelboom.  
Die Völker auf den Straßen sind nicht ohne:  
dem Gana nach lauter Frafens und Barone.  
Es riecht nach Geld. Prozente, Mensch, verdien'!  
Berlin!

Charlottenburg. Da steht die lange Claire,  
den Bastard meiner Liebe an der Hand.  
Ob auch die Rationierung an uns zehre —  
der Knochenbau hält allen Feinden stand.  
In meinem Kuchschd schmilzt für Kind und Mutter  
turländisch wasserreiche Panje-Butter —  
da hält der Zug! Die Kimmernisse fliehn . . .  
Berlin! Berlin!

---

## Industrielle Kapitalserhöhungen von Vindeß

Der Reichsbankpräsident und der Staatskommissar bei der Berliner Börse haben sich ziemlich nachhaltig dafür eingesetzt, die deutsche Wirtschaft über die Fährnisse der Kriegszeit und der Uebergangsjahre hinweg auf den festen Boden der normalen Weiterentwicklung zu geleiten. Sie haben es nicht bei Worten und Ermahnungen bewenden lassen, sondern selber Maßregeln ergriffen, die diesem guten Ende dienen sollen. Die Aufhebung des offiziellen Börsenverkehrs, die Beschränkungen des freien Verkehrs am Wertpapiermarkt, die Goldpolitik der Reichsbank sind ihr Werk. Welche Erfolge der neuen Ordnung der Dinge in der Zukunft beschieden sein wird, wird diese Lehren. Einstweilen ist, nach den gegenwärtig sichtbaren Wirkungen zu urteilen, der nächste Zweck erreicht: der Börsenumsatz ist soweit eingeengt, daß spekulative Ausschreitungen so gut wie verhindert sind und eigentlich nur die für die Kriegswirtschaft, das heißt: Kriegsberedtschaft wichtigen Werte einen eigentlichen Markt haben. Treiberereien, wie sie in diesen Tagen an der Wiener Börse den Unwillen der unabhängigen Kritik erregten, sind in Berlin und an den übrigen deutschen Börsen beinahe ausgeschlossen. Daß dies so ist, hängt freilich noch mit einem andern Umstand zusammen und zwar gerade mit der neben der Börsenpolitik befolgten Goldpolitik der Reichsbank. Die Reichsbankleitung hat verstanden, dem gewaltigen Notenumsatz von rund dreizehn Milliarden (gegen zwei bis drei Milliarden im Frieden) eine Golddeckung von über zweieinhalb Milliarden



zu schaffen, was gegen die Friedensrelation zwar eine — aus natürlichen Entwicklungen erklärbare — Verschlechterung bedeutet, dessenungeachtet aber der deutschen Währung einen starken Rückhalt bietet, der ihr jetzt und sicherlich auch später zu statten kommen wird. Insbesondere schließt der Goldbestand der deutschen Reichsbank mit einiger Sicherheit jene Erscheinung aus, die gerade jetzt zu der überschwänglichen Hausse und Kaufbewegung an der wiener Börse geführt hat. Dort ist man zu der merkwürdigen Umkehrung der Begriffe gelangt, die mit dem Worte Geldflucht nicht unzutreffend bezeichnet worden ist. Das bedeutet: man sucht sein Geld auf schnelle und jede erdenkliche Weise loszuwerden, um es in Industrierenten anzulegen. Man geht dabei von dem Kalkül aus, daß niemand wissen könne, wie es mit dem Geldwert eines Tages beschaffen sein werde; während man bei den industriellen Anlagen, den Bodenschätzen, den Erfindungen und Patenten das Wie und Wo doch einigermaßen sicher kenne und eine Entwertung nach menschlicher Voraussicht nicht zu fürchten habe.

Diese im Interesse der Währung, der Grundlage aller Volkswirtschaft, als ungesund und bedrohlich zu bezeichnende Auffassung kann, wie gesagt, auf Grund der Maßregeln der deutschen Behörden bei uns nicht gut Platz greifen, und man hat diesen Erfolg der Politik von Havensstein und Göppert gutzubringen.

Schwächer als Maßregeln wirken bloße Ermahnungen, auch wenn sie von noch so autoritativer Seite kommen, und namentlich, wenn sie der Kapitalentwicklung die Wege vorschreiben. Staat und Reich haben sich mit mehrfach unterstrichenen Warnungen an die Aktiengesellschaften gewandt und von ihnen Enthaltensamkeit in der Inanspruchnahme des Kapitalmarktes während der Kriegszeit verlangt. Damit wollte man den bereits auf sechzig Milliarden angewachsenen Kriegsanleihen eine unnötige Konkurrenz fernhalten und das Publikum auf die Schatzscheine und Obligationen des Reichs als auf die gegenwärtig allein in Betracht kommende Kapitalanlage hinweisen. Aber es sieht ganz so aus, als ob das in den großen Aktienunternehmungen investierte Kapital, von jeher eigentümlich nur seinen ännern Gesetzen folgend, diese Einengung nicht zu dulden entschlossen sei. Hierauf weist, als erstes Beispiel (das aber das einzige kaum bleiben wird) die kürzlich angekündigte Kapitalserhöhung bei der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft hin, eine Transaktion, die den Aktienbestand dieses großen Konzerns um sechzehn Millionen Mark vermehren und auf zweihundert Millionen bringen soll, und die sich ziemlich harmlos gibt, in Wahrheit aber nichts andres bedeutet oder zum Ziele hat als eine Erhöhung der Mittel, das heißt: der Vermögensmacht der A. E. G., die sich auf diese Weise rüstet, den gewöhnlichen Aufgaben auf ihrem noch im Kriege stark erweiterten Felde gewachsen zu sein. Denn was andres als eine Vermögensstärkung der A. E. G. bedeutet es, wenn dies Unternehmen die erst im Kriege zur Finanzierung von Anlagen im Bitterfelder Braunkohlenrevier gegründete Elektrowerke-Aktien-Gesellschaft der eigenen Tochtergesellschaft der A. E. G., den Berliner Elektrizitätswerken, wieder abnimmt, um die Aktien dieses Unternehmens in ihren Tresor zu nehmen, ihrerseits aber den B. E. W. eigene Aktien dafür zu geben — was andres, sagen wir, bedeutet: dieses ungewöhnliche Geschäft, durch das die A. E. G. gewissermaßen ihre eigene Großaktionärin wird, als die Schaffung einer Kapitalreserve für die A. E. G.? Die Gesellschaft wird damit zur geeigneten Zeit zu arbeiten beginnen, und dafür trifft sie jetzt bereits Vorsee.

Das Mäntelchen, das dieser Kapitalserhöhung umgehängt wird, soll die — an sich ja doch verpönte — Neuausgabe von Aktien der Öffentlichkeit erklären und für die staatlichen Behörden schmachhaft oder doch unbedenklich machen. Es heißt in der offiziellen, von der A. E. G. gegebenen Begründung, daß die kapitalkräftige Muttergesellschaft nichts weiter beabsichtige, als die schwächere Tochter, die B. E. W., von einem riskanten Objekt zu befreien. Man soll aber die Nächstenliebe des Kapitals nicht allzu hoch einschätzen und sich ruhig klarmachen, daß der Egoismus bei Kapitalassoziationen selbst unter so nahen Verwandten die von kaum einer Ausnahme durchbrochene Regel bildet.

Nun wird man ja der A. E. G. ihre überragend große Bedeutung für die deutsche Gesamtwirtschaft in Gegenwart und Zukunft zugute halten können und ihr vielleicht das Recht zu dem Ausbruch aus der FÜRde des Kapitalserhöhungsverbots verzeihen dürfen. Aber es steht, wie sich bereits jetzt bemerkbar macht, zu befürchten, daß das Beispiel der A. E. G. schnelle Befolgung finden wird. Wer andre essen sieht, bekommt selber leicht Appetit, und schon finden sich in der Presse allenthalben Andeutungen, daß in diesen und jenen Industrien mit Kapitalserhöhungen für die nächste Zukunft zu rechnen sei. Das klingt nicht so unwahrscheinlich; und wir können versichert sein, daß die Unternehmungen, die der A. E. G. folgen werden, nicht nur das Wesen der Sache, sondern auch die Kunst, alles gehörig zu drapieren, von ihrer Vorgängerin gelernt haben werden.

Was wird dann die Staatsgewalt tun? Bei den zu erwartenden spätern Fällen ein Veto einlegen, hieße den Grundsatz vertreten: Quod licet Jovi, non licet bovi. Dieser Satz hat aber schon bei ganz allgemeiner Anwendung seine Bedenken, und ihn in den jetzigen demokratischen Zeitläuften öffentlich zu verkünden, und gar einer Macht wie dem Kapital gegenüber zu verkünden, würde Gefahren heraufbeschwören, welche die für den ruhigen Fortgang unsrer Wirtschaft verantwortlichen Stellen kaum werden heraufbeschwören wollen.

---

## Antworten

**Wiener.** Es würde zwar den Wert und die Wirkung Ihres Briefes beträchtlich erhöhen, wenn ich sagen dürfte, welcher Wiener Sie sind; aber da Sie offenbar Gründe haben, sich weiter keinem als mir zu vertragen, so überlasse ich dem Scharfsinn meines erlesenen Auditoriums, Sie an Argumenten und Stil zu erkennen. Also: „Wollen Sie zu Ihren Bemerkungen über Björn Björnson einem Wiener die folgenden Feststellungen gestatten: Herr Doktor Max Epstein tut unrecht, wenn er B. B. beschuldigt, aus seinem Hotel die Fäden gegen Herrn Wallner vom Deutschen Volkstheater gesponnen zu haben. Das Gespinnst war vielmehr längst fix und fertig, als Björnson aus ganz andern als Theaterursachen nach Wien kam. Herr Wallner war schon fast eine Spielzeit Direktor. Hatte sich schon in seines Geistes Edelmut und Feinheit enthüllt, hatte der Goli bei einer Carlos-Probe schon so starke Ratschläge erteilt, daß Herr Onno sie später vor Gericht nicht laut wiederholen wollte, hatte eine Menge Schauspieler hinausgeworfen, ohne bessere zu bringen, hatte die schmächtigsten Nichtigkeiten inszeniert und kein Stück von halber Bedeutung gewonnen, kurz und gut: das Verfahren der öffentlichen Meinung war längst eingeleitet, aber auch das gerichtliche Verfahren gegen den Redakteur Schreier vom „Morgen“. Als Björnson nach Wien kam, lief das Verfahren längst. Alle Zeugen waren längst angegeben, der Gerichtstag ausgeschrieben. Was hätte

Herr Björnson da noch zu spinnen gehabt? Jeder Pfiffikus hätte jetzt im Geheimen den Herren vom Volkstheaterausschuß zugesetzt und so in der Dämmerung geheimer Zwiegespräch gewirkt. Statt dessen hat Herr Björnson mit aller Gradheit auf die Frage, ob er das Volkstheater leiten wolle, Ja gesagt. Die Journalisten, die den Grund seiner Reise nach Wien nicht kannten, ließen ihm die Tür ein. Lieber S. J., Sie wissen nicht, daß in Wien jede Zeitung ihre eigenen Theaterneuigkeits-Jäger hat. Der Begriff des „Theatertinterls“ ist in Berlin unbekannt! Zwischen hatte Björnson seinen Freund Gerhart Hauptmann, der sich in Reinhardts Armen vielleicht nicht restlos selig fühlt, gefragt, ob er mitgehen wolle. Hauptmann sagte Ja. Die Theaterredakteure, die bei Björnson Neuigkeiten erkundeten, ließen mit der Zusage zum Abendblatt. Das ist die ganze Einfädelung, die Björnson auf dem Gewissen hat. Wie gesagt, der übliche Theaterpfiffikus wäre auf versteckten Schleichwegen gewandelt, Björnson legte seine Karten offen vor. Daß Sie, lieber S. J., ihn „Propagandacheß“ nennen, ist unbedient, auch darum, weil das Wort in seiner nordischen Heimat mißdeutet werden könnte. Wenn Sie die raffinierte Propaganda der Engländer in Norwegen kannten, würden Sie einen der wenigen kaffern Freunde, die Deutschland drohen hat — es gehört Tapferkeit dazu, sich in Norwegen als Freund der Deutschen zu bekennen! — nicht mit einem so vieldeutigen Namen belegen. Björnsons Buch sagt den Deutschen übrigens manche bittere Wahrheit, deshalb hat es ja ein so freier Geist wie Arthur Holtscher gerühmt, und es enthält nicht die kleinste Ganghoferiade über den Kaiser. Ich kenne Ihren Gerechtigkeitswillen, lieber S. J., drum werden Sie dies kleine Plaidoyer nicht verstoßen!“ Gewiß nicht. Aber ich werde für mein Teil auch gestehen, daß ich von einem Mann, der zwei Bären in seinem Namen führt, einigen Widerstand gegen eure Theatertinterl verlange. So schwer der zu leisten ist; wie ich bereitwillig zugebe, da ich von dieser Sorte den einen S. Geher kenne. Vermutlich war die Geschichte harmloser, als Epstein sie sieht, und weniger harmlos, als Sie sie sehen. Vermutlich hat Björnson kein Gespinnst geflochten, aber sich freudig in eins verstricken lassen. Er hat „auf die Frage, ob er das Volkstheater leiten wolle, Ja gesagt“. Und wer hat ihn gefragt? Keiner von denen, die das Volkstheater zu vergeben haben. Sie verraten es selbst: Die Theatertinterl haben gefragt. Und der norwegische Schlaupfopf, der ein Mann der Presse ist und seit Jahrzehnten auf diesem Instrument zu spielen versteht, soll nicht genau gewußt haben, welch ein Reklame-Rummel für die eigene Person daraus wird, wenn man mit diesen Herrschaften Unterhaltungen pflegt? Als ich ihn „Propagandacheß“ nannte, dachte ich an die Propaganda, die er für das Haus Björnson zu machen liebt. An seine Propaganda für Deutschland dachte ich keinen Augenblick. Die wird wohl rühmendwert sein, soweit er sie in Norwegen als Zeitungsschreiber und Vortragsreisender treibt: sein Buch scheint mir keineswegs rühmendwert. Ich bestaune jeden, der fähig ist, es zu Ende zu lesen. Wir sind, Gott helfe mir, Bücher verhaft, die zu fünf Seiten zerwalken, was unferens in fünf Sätze bringt. Aber ich gönne Herrn Björnson die Zuneigung seiner Anhänger und hätte wahrscheinlich verschwiegen, daß ich ihn beim besten Willen nicht zu schätzen vermag, daß er sich meines Erachtens zu seinem Vater, aus dem ich mir auch nichts mache, verhält — nun, etwa wie Siegfried zu Richard Wagner: worauf ich mit tiefem Unmut blide, und deswegen mir einzig lohnt, meine Unbeliebtheit noch zu vergrößern, das ist, daß Hauptmann nach Einem Reinsfall sofort zu einem zweiten verführt werden soll. Es mag Enttäuschung genug für ihn sein, daß er einem Theater sein ganzes großes, reiches, unerschöpfliches Lebenswerk anvertraut, in der Zuversicht, unter Reinhardts Händen diejenigen Dramen neu erstehen zu sehen, denen Brahm nicht gewachsen war, und an den übrigen durch eine völlig andre Auffassung der Regie, mit uns, erkennen zu lernen, wie unprimitiv, buntschedig, vieldeutig,

der Legende vom Naturalisten Hauptmann zuwider sie eigentlich sind — und daß dann Reinhardt, nachdem er sich selber zweimal bemüht hat (das erste Mal mit, das zweite Mal ohne Ruhm), die Dioskuren Gollaender und Gregori auf die „sichern Sachen“ losläßt, für Elga den ersten Mai anberaumt und vor den unsichern Sachen, auf die es ankommt, eine heilige Scheu hat. Daran wird leider nichts mehr zu ändern sein, da hier fortgesetzt der Geist, nicht der Wortlaut des Vertrages verletzt wird. Eine Direktion Hauptmann dagegen ist bisher nicht gegründet. Deshalb spreche ich. Denn der Nutzen, den das deutsche Theater von dem einzigartigen Regisseur Hauptmann haben könnte, soll nicht von vorn herein dadurch hinfällig werden, daß sein gleichberechtigter Direktionsgenosse ein Schaumschläger, meinetwegen: ein lustiger, gewandter, noch in weißen Haaren quicklebendiger, wahrhaftig nicht bössartiger, aber immer ein Schaumschläger wie Björn Björnson wird.

**Emil Lind.** Sie schreiben mir: „Schon um Ihre Menschenkenntnis nicht Lügen zu strafen, muß ich Rudolf Weinmann auf seine Ausführungen in Nummer 24 entgegnen, daß ich nichts dagegen habe, wenn ein Satz meiner wenigen, das Thema durchaus nicht erschöpfen wollenden Zeilen in Nummer 20 paraphrasiert wird, wenn sozusagen ein Aeschen in kleine Brennholzstücke zum täglichen Gebrauch zersägt wird. Und was sonst ist es, wenn mein Hinweis auf die alle Bedingungen erfüllenden Gestalten Shakespeares durch einige andre ergänzt wird? Oder wenn in „dichterische und theatrale Qualitäten“ verdeutlicht wird, was von mir, in Kenntnis der geistigen Optik und Akustik fürs Theater schreiben genannt wird? Nur dagegen muß ich mich wehren, daß ich am Kernpunkt der Sache vorbeigegangen sein soll — nicht um meiner, sondern um des Kernpunktes willen. Der rutschte von Nidelts bemußt eingenommenem Berufsstandpunkt durch Ihre Bemerkung zu den menschlichen Voraussetzungen des Kunstschaffens. Die Frage lautete schließlich: Braucht der Schauspieler echte Dichtkunst oder zum mindesten gute Literatur als Unterlage seines Schaffens, oder ist dieses unabhängig von jener? Darauf sagte ich: Ja. Was: ja? Worauf: ja? Auf beide Fragen: ja. Entscheidend ist nicht das Reizmittel, sondern die Reaktion. Daran, und nur daran, wird man den, um mit Rilke zu sprechen, „von der Natur beabsichtigten Künstler“ erkennen. Ob nun einer im Blut, unter der Haut oder in den Gehirnwindungen, oder, nach Bedarf, an allen diesen Stellen den Entzündungsherd der Phantasie hat, wird dann entscheidend für die Wahl der Vorlage sein. Ganz genau wird sich das nie abgrenzen lassen. Alle Menschen, also auch alle Künstler sind Grenzfälle. Sicher läßt sich nur die Erfahrung einrahmen: Zum Empfinder wird der Empfinder, zum Macher der Macher sprechen (wobei natürlich die verschiedenen Abschattierungen in Betracht gezogen werden müssen.) Es soll nicht gelehnet werden, daß das Können oft die Wage für diesen und gegen jenen beeinflussen wird, und daß das Ideal erreicht ist, wenn beide Forderungen erfüllt sind. Das ist selbstverständlich. Wo das alles nicht der Fall ist, wird durch die Form, als etwas organisch aus dem Inhalt Gewachsenes und nicht Zufälliges der Geist des Dichtwerks entscheidend für die Erweckung der schauspielerischen Intuition sein. Wenn der Verfasser eines Dramas nicht dasselbe geistige und seelische Vocabularium hat, wird er bei dessen Gestalten taube Nerven finden. Und deshalb hängt die Schauspielerkunst so innig mit der Dichtkunst zusammen. Es handelt sich nicht so sehr um die praktische Anwendung des Geistes wie um diesen selbst, der auf geheimnisvollen Wege, wie der elektrische Strom, mit oder ohne Draht den bereiten Aufnehmer findet. Deshalb, wegen dieser Wirkung von Geist zu Geist, kann auch, solange man für die verschiedenen Funktionen unseres Organismus die Dreieinigkeit: Körper — Geist — Seele hat, niemals eine Kunst Körperkunst genannt werden; das wäre ein Teil fürs Ganze. Daß aber Rudolf Weinmann dieses Wort wählt, darin liegt, glaube ich, der Kernpunkt für seine Annahme, ich sei am

„Kernpunkt“ der Sache vorbeigegangen. Bei aller Anerkennung für die guten Handwerker und ihre Kunstfertigkeit, die oft einen beständig hohen Grad erreicht, bei aller Dankbarkeit dafür, daß sie die weiten Distanzen zwischen den genialen, schöpferischen Erscheinungen füllen, werden sie doch nur immer bewußte oder unbewußte Gefolgsleute und Verbreiter der Art sein, Pfade aber, nicht Gipfel. Deshalb werden immer nur diese für die Beurteilung der Wechselwirkung von dramatischer Dicht- und Schauspielkunst in Frage kommen. Die ganz Einzigen, die Mitterwurzer, Girardi und die fünf bis sechs andern werden stets am liebsten zum unpersonlichen Wünderwertigem greifen. Sie können schließlich auch mit dem Text eines Plakats Lachen oder Weinen erregen. Diese Demagogen ihres Ich kneten am liebsten selbst den Lehm, wenn nicht eine stärkere Schöpferkraft ihr unartikuliertes Wesen in feste Formen zwingt.“ Danke schön. Ich bin neugierig, wem nun unser Gegenstand noch immer nicht von genügend vielen Seiten betrachtet erscheint.

**Luise F. in Hamburg.** Sie erinnern mich schmerzbezeugt und -bewegend, daß ich in einer Vergangenheit, von der einem selbst die Fürchterlichkeiten heut paradiesisch strahlend erscheinen, regelmäßig dicht vor oder grade an oder kurz nach dem Tode des Kaiserpreises von Hamburg-Horn auf dem Wege zur Nordsee Ihr Haus heimgesucht habe. Was ich 1917 statt dessen treibe? Im Schweiß meines Angesichts soll der Kritiker seine sechshundert Gramm Kriegsbrot essen. Es hat keine Schattenseiten, die sonst in diesem gesegneten Juni selten sind, sich noch immer in ein Parquet versprachten zu müssen. Aber die Umwelt empfindet das merkwürdigerweise nicht. Ausverkaufte Häuser ringsum. Man wäre gradezu neugierig, denjenigen Hitzegrad kennen zu lernen, der die besondere Gattung des Kriegs-Berliners bestimmen würde, das verfluchte dumpfe Mauerloch seiner Theater mit dem Müggelsee zu vertauschen. Die Beteiligung an Daimler-Motoren kann zur Zeit kaum ein besseres Geschäft sein als die Beteiligung an einem berliner Theatervorhaben. Aber um über den bedeutsamen nationalökonomischen Gesichtspunkten die wichtigsten ästhetischen Einzelfälle nicht zu vergessen: zu der alten ‚Nanon‘ verhält sich die neue Gefängnisposse von der ‚Königin der Luft‘ wie die Place de l’Etoile im blinkenden Maisonnenschein zu unserm Scheunenviertel bei miesepetrigem Spätherbstwetter. Gott, es gibt schlimmeres Wetter und ärgerer Gegenden, wo Gulaschkanonnen Blauen Jungens die Kräfte verleihen, Immer feste druff auf unsre Nerven zu geben; also will ich es Märgen Reimann — den ich noch deutlich erblicke, wie er vor dreißig Jahren als Bellmair auf Raphael Loewenfelds Bühne getrudelt kam — und seinen Teilhaber Otto Schwarz nicht entgelten lassen, daß sie zufällig in die Nähe von Zell und Genée, seines Vornamens Richard, geraten sind. Die repräsentieren auch nicht die Blüteperiode der Operette. Es ist nicht einmal erste: es ist zweite Nachblüte. Cecog zeugte Suppé, und Suppé erst zeugte Richard Genée; oder: ‚Mamsell Angot‘ gebar ‚Fatinitza‘, und ‚Fatinitza‘ gebar ‚Nanon‘ (Spiel der Natur oder, richtiger, Kunst: der Altersunterschied zwischen der Großmutter und der Mutter ist vier, zwischen der Mutter und der Tochter nur drei Jahre). Aber nun vergleiche man dieses stolzende Geschlecht mit der weissen, aufgeschminkten, asthmatischen Generation, durch deren Zeitgenossenschaft wir für viele Sünden gestraft sind — mit der modernen Operette, die keine Kunstgattung ist, sondern eine Seuche. Sie verdummt und verrotzt. Der Schaden wird unterschätzt, weils ja nicht wahr ist, daß die Wirkung dieser Abscheulichkeiten mit dem Theaterabend aufgehört. Der Zuschauer nimmt, wie aus einem ‚Kassiter‘, „was mit nach Hause“: eine gemeine Melodie, ein paar schmierige Witze, eine besonders niedrige Menschenauffassung, um nicht pathetisch zu sagen: ein schiefes Weltbild, ein schlechtes Ethos. Das alles hilft ihn formen, verformen. Die Ränge vom Kurfürstendamms ist ein Kind der lustigen Witwe. Wann wird der Retter kommen? fragt man sich schon seit Jahren. Plötzlich

sieht man 'Nanon' und weiß, wie es möglich wäre, uns von dieser Pest zu befreien. Die Direktoren brauchten sich nur, bis für die moderne Operette ein neuer, der neue Mann aufgetaucht ist, an die unmoderne Operette zu halten. Freilich müßten sie einmal auf eine Ausgrabung so viel Geld verwenden wie auf die furchtbare 'Gardasfürstin'. Daß man selbst im Deutschen Opernhaus von einer wirbelnden Lustigkeit ergriffen wird, das spricht für die Lebenskraft eines Werkes wie 'Nanon'; daß man sich dieser Lustigkeit nicht zu schämen hat, für die Sauberkeit seiner reichen artistischen Mittel. Wie nötig habens die Bettler von heut, mit anderthalb dünnen Motiven zu geizen, und wie konnte noch ein Genée verschwenden! Jedesmal am Abschluß gewinnt die Musik eine hinreichend gute Laune, eine fruchzende Daseinsfreudigkeit, einen echten innern Uebermut, der von Haus aus die Rechtfertigung und das Wesen der 'Operette' war, und der doch gerade in dieser Gattung leider vollständig ausgestorben ist. Aber wenn ältere Berliner mit ihrer Erinnerung an die Premiere die Neuaufführung erschlagen haben, so sage keiner, daß Erinnerung verschönt. Welches Gedächtnis könnte so schadhast werden, um je Charlottenburgs 'Nanon' in einen verklärenden Schimmer zu hüllen! Wie ein Lumm stach der wahrhaft „unverwüßliche“ Lieban mit zwei Nebentürmchen aus einem Ensemble von steifleinenen Mittelmaßigkeiten heraus. Es wurde noch ärger: um halb Zehn warf der Hof der historischen Maintenon Couplettropfen wider Wilson und Albion. Man ist im Haus des Herrn Neumann-Hofer auf jede Takt- und Geschmacklosigkeit gefaßt. Aber man erlebte die freudige Ueberraschung, daß das Publikum wütend hervorzischte, was der Kritiker in die artikulierten Laute kleidet: Pfui Teufel!

**Emanuel W. in Graz.** Es ist ja nicht möglich. Ich müßte förmlich, wie mans bei euch zu Lande nennt, ein „Spucktröderl“ anlegen, wenn ich neun Zehntel aller Gräßlichkeiten nicht auf sich beruhon lassen wollte. Da hat man sich wieder einmal durch ein Heft des 'Türmers' hindurchgewunden, ist erstaunt, daß das Druckpapier sich nicht aufgebläunt hat, wünscht beinah, daß die zweiten drei Jahre Krieg, die diese Kunden am sichern Schreibtisch auf Europa herabflehen, gewährt werden möchten, weils dann allerdings mit Europa, bestimmt aber auch mit ihnen zu Ende sein würde — und plötzlich sieht man mit Freuden, wie durch tiefes Verderben ein menschliches Herz, in der letzten Spalte der letzten Seite einen vernünftigen Satz, einen einzigen. Aus Meyerinks 'Golem' wird eine Stelle über schwangere deutsche Pastorenfrauen zitiert, bei der einem doch ein bißchen das Blut stockt. Der 'Türmer', der sich ungern auf eigene Faust verdient macht, hat diese Stelle nicht selbst entdeckt, sondern übernimmt sie und fügt auch nicht selbst hinzu, daß es „in dem offizielleren Schrifttum deutscher Sprache Weniges gibt, das an Gemeinheit und sittlicher Niederracht diesem gleich käme.“ Vollkommen richtig (bis auf den ziemlich blödsinnigen Ausdruck von dem offizielleren Schrifttum deutscher Sprache). Dann aber schreibt die Zeitschrift für Geist- und Gemüthlichkeit zur selbständigen Leistung vor, indem sie behauptet: „Meyerinks 'Golem' spielt im prager Ghetto; er selbst ist Jude.“ Vollkommen unrichtig. Meyerink, der Sohne eines Aristokraten und einer bayrischen Hofschauspielerin, ist weder Jude noch jüdischer Abkunft. Wenn das nicht feststünde: auch aus seiner Darstellung alles Judentums gehts hervor. Er empfindet dieses durchaus als Exotikum. Der Jude dagegen empfindet noch das exotischste Judentum (etwa Kaukasiens) als zu ihm gehörig. Der 'Türmer', zu christlich, um derlei zu wissen, ist selbstverständlich erst recht zu christlich, um seine Unterstellung zu je zu berichtigen. Er verkümpft gewohnheitsmäßig, daß Der, dem er ohne Veranlassung einen Badenstreich gibt, freundlichst auch noch die andre Bade hinhalte. Ich bin weniger christlich. Und ich erkläre von der Manie, für jede Schwärzlichkeit ohne Prüfung, Blindlings, rein automatisch uns Juden verantwortlich zu machen, daß es Weniges gibt, das an Gemeinheit und sittlicher Niederracht diesem gleich käme.“

## Produktive Genügsamkeit von Germanicus

Nach einer schweizer Meldung soll der Leiter des englischen Zivildienstes, Chamberlain, erklärt haben: die russische Revolution nehme den Verbündeten die Verantwortung für ein Fehlschlagen des Krieges ab. Der Friede könne nicht mehr als eine Niederlage der Verbündeten, aber auch nicht als ein aus eigener Kraft gewonnener Sieg der Mittelmächte angesehen werden. Es ist zwar nicht sehr wahrscheinlich, daß ein englischer Politiker solche Worte gebraucht hat; es wäre aber nicht unmöglich, daß er in ehrlichen Stunden über die Weltlage so denkt, wie ihn die schweizer Depesche plaudern läßt. Der, sagen wir: apokryphe Chamberlain hat nämlich ungefähr die Wahrheit gesprochen; ein wenig anders ist die gleiche Auffassung leztlich auch in Deutschland vorgebracht worden. Der Sozialdemokrat Paul Lensch hat in einem Artikel auseinandergesetzt, daß Englands großafrikanische Pläne durch ein geschicktes Ausspielen unsrer europäischen Faustpfänder und durch die Anerkennung des Grundsatzes: Keine Annexionen!, der zum eisernen Bestand auch der russischen Friedensdialektik gehört, vereitelt werden würden: „Wenn England den Krieg nicht gewinnt, hat es ihn verloren; wenn Deutschland den Krieg nicht verliert, hat es ihn gewonnen.“ Eine seltsame Duplizität, die dadurch noch unterstrichen wird, daß der Professor Otto Hinzke, der Hohenzollern-Historiograph, den man wohl getrost einen politischen Gegenpol des Sozialdemokraten Lensch nennen darf, mit beinahe den gleichen Worten dieselbe Auffassung in der Europäischen Staats- und Wirtschafts-Zeitung zu folgendem Ausdruck gebracht hat: „Darum dürfen wir uns als Sieger betrachten, wenn es uns gelingt, die Vernichtungspläne unsrer Gegner zuschanden zu machen und uns in Macht und Ehren zu behaupten, in einem Maße von Wohlstand, wie es nach diesem furchtbaren Zerstörungskriege überhaupt möglich ist. Mit unsern Gegnern steht es anders. Ihre leitenden Staatsmänner haben so unverhüllt die ausschweifendsten Kriegsziele in Bezug auf unsere Niederwerfung, Beraubung und Vernichtung proklamiert, daß deren Nichterfüllung für sie mindestens eine schlimme moralische Niederlage bedeutet.“ Es wird nun gewiß nicht an Leuten fehlen, nicht an Engländern und nicht an Deutschen, die solche Genügsamkeit, wie sie Chamberlain, Lensch und Hinzke hier üben, als durchaus unpatriotisch und in keiner Weise erträglich ablehnen. Wir wissen, daß die englische Regierung noch immer von einer Zertrümmerung zumindest des deutschen Militarismus redet und sich ganz offen dazu bekennt, durch einen möglichst lang hinausgezögerten Krieg die gegenwärtige, für die Mittelmächte jedenfalls nicht ungünstige Lage zum Besten der Entente zu wenden. Auch in Deutschland fehlt es nicht an Gegnern des Ausgleichsfriedens. Der Formel, die Lensch geprägt hat, ist die

Deutsche Tageszeitung scharf entgegengetreten, und Graf Reventlow ver-  
sicht nach wie vor, wenn auch ein wenig temperierter, die Meinung,  
daß das Deutsche Reich, wenn es nicht mehr als den status quo  
zu erreichen vermag, ruiniert sei. Nun hat es gewiß vieles für sich, daß  
weitgespannte Pläne und vorgetriebene Erwartungen die Aktivität so-  
wohl der Politik wie der sie exekutierenden militärischen Maßnahmen  
fruchtbar zu beeinflussen vermögen. Andererseits ist es nicht weniger  
richtig, daß kluge Mäßigung im höhern Sinne und erfolgreicher als  
phantasievolleres Begehren produktiv sein kann. Ohne uns irgendwie  
schwach zu fühlen, haben wir uns hier stets zu solcher aufbauenden  
Genügsamkeit bekannt. Es kommt uns daher sehr gelegen, daß Otto  
Hinke in seinem Aufsatz Meinungen vertritt, die wir ganz zu den unsern  
machen können. Er konstruiert einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen  
Imperialismus und Weltpolitik, wobei er behauptet, daß der Imperia-  
lismus nach Alleinherrschaft, nach Vergewaltigung der Welt und nach  
dem absoluten Uebergewicht strebe, während die Weltmachtspolitik ihr  
Ideal in einem Gleichgewicht der Weltmächte erkenne. England sei  
das Land des Imperialismus; Deutschland habe nie etwas andres ge-  
wollt als eine geregelte und ausbalancierte Weltpolitik. Die fried-  
liebende Tendenz dieser deutschen Weltpolitik, die sogar ohne kolo-  
niale Expansion vorstellbar sei, glaubt Hinke besonders  
dadurch kennzeichnen zu können, daß er die Beseitigung der deutschen  
Auswanderung als eine Hauptleistung solches politischen Strebens nennt  
und daß er ausdrücklich feststellt, wie wenig wir daran dächten, unsre  
Weltherrschaft an die Stelle der englischen setzen zu wollen. Hinke  
meint, daß es geradezu die entscheidende Aufgabe der deutschen Welt-  
politik sei, sich grundsätzlich dem englischen Imperialismus, jedem Im-  
perialismus überhaupt, entgegenzustellen, schon darum, weil deutscher  
Imperialismus nur zweiten oder dritten Ranges zu sein vermag. Nüch-  
terne, von keinem nationalistischen Fieber getriebene Erkenntnis wird  
solcher geschichtlich orientierten Einsicht Hinkes zustimmen, selbst auf  
die Gefahr hin, von sämtlichen Alldeutschen als lebensgefährlich ge-  
stäupt zu werden. Wobei anzumerken ist, daß Hinke nicht etwa vor  
der Verrückung einzelner Grenzpfähle zurückschandert, eine Gefühls-  
regung, die auch uns fremd ist. Worum es sich handelt, ist auch  
keineswegs solche utopische Astele; die Mäßigung, wie wir sie meinen,  
will nur den Umherschweifen wider Forderungen den unübersteig-  
baren Maßstab der nun einmal vorhandenen und nicht ohne weiteres  
von heute auf morgen steigerungsfähigen Kräfte entgegenstellen. Es  
bedarf keiner besondern Bescheidenheit, um zu sagen, daß allerdings  
von einem deutschen Siege gesprochen werden dürfte, wenn es gelänge,  
die unerhörten Anstrengungen der Entente, die ganze Weltteile gegen  
uns aufgebieten hat, abzuwehren. Das wäre nicht nur ein moralischer,  
sondern auch ein faktischer Sieg, das würde den Frieden für Genera-  
tionen bedeuten und uns die Freiheit der Entwicklung eben wieder nach  
dem uns eingeborenen Kräftemaß bedingungslos sichern. Es ist eine  
verständnislose Uebertreibung, von dem Krieg die Entscheidung zu er-



warten: ob künftighin England oder Deutschland im Zentrum der Welt stehen werde. Es handelt sich nur darum, daß England zugibt und anerkennt, daß auch wir Weltmachtpolitik treiben dürfen, weil wir sie treiben können und treiben müssen. England solches Anerkenntnis abringen heißt: es in seinen unbegründeten und daher angemachten neuen Zuvorsicht gewinnen. Derartiges ruhig auszusprechen, ist für Deutschland um so wichtiger und notwendiger, je stärker die Gewißheit wird, daß wir durch einen vierten Kriegswinter hindurchmüssen. Für diesen vierten Winter des Mordens die Verantwortung abzulehnen, ist nicht nur eine moralische, ist auch eine weltpolitische Pflicht, die gar nicht besser erfüllt werden kann als dadurch, daß unzweideutig festgestellt wird, wie rückhaltlos Deutschland sich damit begnügt, das zu erreichen, was dem Maß seiner Kräfte unverkennbar entspricht, und was nicht im geringsten den berechtigten Lebensinteressen der andern Weltstaaten entgegenzutreten wünscht. Was auch kommen mag: Deutschland wird nie in schlechtere Bedingungen willigen müssen; da es schon heute nichts darüber hinaus, nichts, was seine Verteidigung nicht forderte, erstrebt, so bleibt in der Tat der Fluch für Die, die diesen Krieg noch weiter treiben, auf den Andern sitzen. Das aber ist eine Belastung, die sich sicherlich früher oder später als eine äußerst verhängnisvolle Hypothek erweisen wird.

\*

Inzwischen hat die völkerbeglückende Politik der Entente einiges erreicht. Das gemarterte Griechenland füllt die zerrütteten Reihen der Verzweiflungsarmee Sarraills; die Russen haben sich, die deutsche Geduld herausfordernd (und, so möchten wirs von Hindenburg erwarten: erschöpfend), an einigen Stellen der Front wieder in die Offensive peitschen lassen; die Schweiz ist durch die geschickte (gradezu vorbildlich) inszenierte Beseitigung des Bundesrats Hoffmann unter stärkern Druck genommen worden; die „große Flotte“ scheint nicht nur zur Zerstörung der U-Boot-Basen, sondern auch gegen die asiatische Küste angeblich zur Erzwingung des freien, also wohl englisch behüteten Arabiens, vielleicht aber gar zur Einschüchterung Italiens aktiv werden zu wollen. Im Zeichen solcher Drohungen wirkt die Mäßigung der letzten Rede Lloyd Georges einigermaßen verblüffend. Ist das dämmernde Erkenntnis? Ist das die erste Stufe zur Verhandlungsplattform? Streicht man die verbrämenden Botabeln, den schlotternden U-Boot-Gleichmut, die demokratische Geste und die Indiens vergessende Nigger-Begeisterung, ohne die der englische Regisseur nicht gut auskommen konnte, so bleibt in der Tat nicht mehr an trennenden Wolfsgruben übrig, als für das politische Buchergeschäft, das die Kriegsliquidation zwischen kapitalistischen Staatsgruppen kennzeichnet, nötig sein dürfte. Ist es so weit? Dies festzustellen und, wenn ja, daraus die Folgerungen zu ziehen und wirksam zu machen: das scheint immerhin keine ganz unwichtige Aufgabe zu sein. Der Krieg ist entschieden; es handelt sich nur noch darum, der Entscheidung die allgemeine Anerkennung zu verschaffen.

# Deutsche Kriegsbücher von Hermann Friedemann

Diese Bücher hat der Zufall in eine Besprechung zusammengebracht; aber die Typen, die in den Büchern sich ausdrücken, sind nicht zufällig. Alle diese Schriften sind Stimmen des Krieges: und werden nach dem Kriege verhallt sein. Das ist keine Absehnung. Wer könnte jetzt über diesen Krieg etwas sagen, das mehr wäre als Augenblicksaufnahme des in unablässigen Verwandlungen vorüberlassenden Erlebnisses? Bücher, die den Sinn des Krieges ergünden oder seine Voraussetzungen feststellen oder seine handelnden Gestalten porträtieren wollen, sind . . . Kriegsberichte. Im besten Falle: persönliche.

## I. Der Ethiker

Wer sich gegen den Krieg nicht wehrt, gegen diesen nicht wehrt: der hat ihn nicht erlebt. Wobei auch der Versuch, zum Kriege, koste es was es wolle, Ja zu sagen — Abwehr sein kann. Max Scheler (Krieg und Aufbau) kam in seinem Buch von „Deutschland und dem Genius dieses Krieges“ dieser mittelbaren Art der Abwehr ziemlich nahe. Heute verwahrt er sich gegen das Mißverständnis, als beziehe sich das Zustimmungde, das er über den Krieg als solchen gesagt hat, auf den gegenwärtigen Kampf: der ihm vielmehr den sittlichen Tiefstand des kapitalisierten Europa in grauenhafter, aber folgerichtiger Weise auszudrücken scheint. Doch das Buch zimmert nicht eigentlich ein System; es sammelt Aufsätze betrachtender Art und läßt für Urteils- wandlungen Raum. Der Stil, in dem diese Aufsätze geschrieben sind, wirkt anfangs wie der des ersten Buches: wolkig, undicht und schwerfällig; bis man bemerkt, daß in dieser zähen Masse ein klar gegliedertes, deutlich aufgebautes Gerüst verborgen ist. Der Behang dieses Gerüsts ist freilich nicht hunder Lebensstoff, sondern umständliche Wiederholung, um Anschaulichkeit ringende Erläuterung, die mehr verdunkelt als erläutert. Dennoch: um des Gerüsts willen lohnt es sich.

Kantle fand für seine Weltgeschichte den Grundriß, indem er die Kämpfe der Völker als Auseinandersetzungen religiöser Einheiten auf- faßte. Bei Scheler heißt diese erste Triebkraft: das „Nationalethos“. Auch hier also handelt es sich um den völligen Gegensatz zur „materialisti- schen“ Geschichtsauffassung. Nicht „Ideologien“ sind den wirtschaftlichen Daseinsgrundlagen übergebaut, sondern die materiellen Zwecke ruhen als Neben- und Ueberbauten auf der Grundlage der im Wesen unveränderbaren Ideologien. Jedes Volk wird in Wollen und Handeln bestimmt durch eine eingeborene Lebensauffassung: sein National- ethos. Das Erkenntnisfördernde dieser Art des Sehens erstreckt sich an der Kritik (beispielsweise) der verschiedenen „Demokratien“. Was ist Demokratie? Die Gegner sagen: etwas, das sie gemeinsam haben, und das Deutschland nicht hat. Scheler antwortet ihnen: alle Völker haben annähernd das gleiche Bedürfnis nach Freiheit und die gleichen Hem- mungen dieses Bedürfnisses. Verschieden ist nur, wovon und in welcher Weise sie frei sein wollen. Französische Freiheit will die Herr-

schaft der Vielen über den Staat: sie ist „demokratisch“ gesinnt. Englische Freiheit will die Unabhängigkeit des Einzelwesens (nicht: Individuums) gegen den Staat: sie ist „aristokratisch“ gesinnt. Englands Demokratie bekümmert sich nicht um die Gleichheit. Frankreichs Demokratie strebt nach der Uniformierung des Geistes weit mehr als nach der des Besitzes. Frankreich glaubt an die Wertgleichheit auch der Völker; seine Weltmission sieht es darin, den Völkern den Gedanken dieser Gleichheit zu übermitteln, wenn nötig, auch aufzuzwingen. Englands aristokratische Demokratie denkt an nichts weniger als an solche Mission. Sie will nicht führen, sondern herrschen, geleitet von Auserwähltheitsgedanken. Russische Demokratie aber ist Gefühlsdemokratie: ein Kampf der Vielen nicht um die Herrschaft, sondern um die Dienstenschaft. Sie empfindet die Macht als Sünde, das Herrschenmüssen als Last; ihre Gleichheit ist eins mit der Brüderlichkeit. Für die Beziehungen nach außen hin ergibt sich daraus das Ideal eines Volkes, das sich opfert; das die Menschheit überwindet, um in der Menschheit aufzugehen. Und Deutschland? Für seine Demokratie ist es kennzeichnend, daß sie die wirtschaftliche Gleichheit verlangt, grade weil sie die geistigen Güter hoch über die wirtschaftlichen stellt. Die Gleichheit der niedern Güter soll der Ungleichheit der höchsten persönlichen Güter freie Entfaltung verbürgen. Denn — und hiermit glaubt Scheler zugleich mit der eigenen Auffassung das deutsche Rationalthos auszusprechen: die Menschen sollen umso gleicher werden, um je niedrigere Werte es sich handelt; umso ungleicher, je höher die verglichenen Werte sind; am allerungleichsten „vor Gott“. Die deutsche Demokratie kämpft für Gleichheit, um der Ungleichheit willen.

Ähnlich sind aus der besondern Lebensauffassung jedes Volkes die „Nationalideen“ der großen Völker entwickelt — wobei es zu scharfgeistigen Auseinandersetzungen mit Emile Boutroux kommt. Die Art, wie Scheler zwischen „Befinnungsmilitarismus“ (der im Ergebnis sehr friedlich sein kann) und „Zweckmilitarismus“ unterscheidet, könnte, gleich seinen Studien über die Demokratien, manchem vergeblichen Wortstreit ein Ende machen. Doch das sind Vorarbeiten des Analytikers. Der Ethiker und Religiose sieht, gänzlich ohne nationales Pharisäertum, auf den Greul dieses Krieges, von dem er überzeugt ist: daß „alle auch nur möglichen politischen und oekonomischen Umgestaltungen“, die er etwa herbeiführen könnte, „im Verhältnis zu den Opfern jeder Art minimal, ja, mehr als minimal, nämlich völlig inkommissurabel sind“. Welches ist denn aber der Sinn des Kriegs? Ein „Umkehrruf für den europäischen Menschen zu einer Läuterung seines innersten Wesens und der Gemeinschaftsformen, die durch dieses Wesen in letzter Linie getragen sind“. Also die Predigt von der Zuchttrute? Wie man will. Aber wir haben tatsächlich nur die eine Wahl: den Krieg für ein Mittel zu politischen und wirtschaftlichen Zwecken, und somit für eine ungeheuerliche Sinnlosigkeit, zu halten; oder an eine tiefere Wirkung, über diese Dinge hinaus, zu glauben. Für die denn auch das Wort „Läuterung“ nicht verboten sein darf.

# Ostjuden von Abraham Schwadron

## I.

### Von dem Problem und der Problematik

Was ist das Unbekannteste, das fernste Thule?

Das, was sich im Konversations-Lexikon nicht findet.

Und die Ostjuden finden sich dort zwischen Ostjaden und Ostium nicht.

Man hatte von ihnen nur gehört, wenn Pogrome sich mit ihnen befaßten, oder wenn Amerika und England im Begriffe waren, vor ihrem Auswanderungsstrom die Tore zu schließen. Niemand hielt es für wichtig, sich um sie zu kümmern — und plötzlich standen sie jetzt als Politikum, als ein hohes Politikum, vor dem deutschen Auge. Der Umstand aber, daß ihr Problem, im Grunde ein überwiegend kulturelles, als ein Nur-Politikum behandelt wurde — im Drange des kriegerischen Augenblicks nur so behandelt zu werden lockte — dieser Umstand genügte, um es wesentlich zu verkennen.

Die öffentliche Meinung beschäftigt sich mit Problemen immer erst, wenn sie schon mit der Nase daran stößt; sie schätzt sich zu hoch, um sich für Morgiges zu bilden. Vielleicht ist das ein Vorteil — für die Probleme. So ist für die allgemeine Meinerei auch beim Ostjuden-Problem seine Gegenwärtigkeit das Wichtigste. Hier aber sei von der Aktualität abgesehen. Denn das Ostjuden-Problem bestand vor dem Kriege, und in Gebieten, über welche der Krieg wohl direkt nicht zu entscheiden haben wird.

Es ist das Problem eines Volkes, daß unter äußeren anormalen Verhältnissen ein innerlich beinahe volles Volksleben lebt. Dessen national-kulturelle Struktur durch keine ihr entsprechende wirtschaftlich-soziale gestützt wird und darum eben seine Eigenformen, die vielfach in Zeiten nationaler Ganzheit des Lebens und unter andern geographischen, klimatischen und oekonomischen Bedingungen entstanden sind, jetzt nicht vollenden kann. Das Problem eines Volkes, dessen Tradition des Blutes und des Bewußtseins zu stark ist, um sich nicht in allem als Sonderartiges, Eigenes kundzutun, dem aber die äußern Bedingungen nicht gestatten, sein Leben dieser Tradition gemäß zu gestalten.

Betrachten wir Eine Seite: Würden diese Juden, wo sie in Massen leben, einen geschlossenen Wirtschaftskreis im Zusammenhang von Stadt und Dorf bilden, würden sie in entsprechender Zahl Ackerbauer haben — von den eintigen Tausenden ostjüdischer, zerstreut lebender Ackerbauer und den relativ wenigen Kolonien in Südrußland und Amerika sehe ich ab; von den palästinischen Kolonien wird später noch die Rede sein — so läge der beinahe normale Fall einer nationalen Minorität in einem Lande vor. Beinahe; denn zweitausendjähriger allweltlicher Haß und allörtliches Geheißwerden stempeln die damit Belasteten schon allein zu etwas Unheimlichem, Unnormalem. In einer Welt von Christus-Verehrern als Christus-Kreuziger zu leben, ist ein Sondergeschick. Daß Jesus ein Jude war, daß die Apostel Juden waren, daran werden ihre

Blutsgenossen nicht erinnert; aber da, der ihn verraten, auch einer war und Juda-Judas geheißten, so wird von Vol zu Vol jedem, an dem man nur erkennt, daß er dieses Stammes ist, der Judas-Ruf nachgeschleudert. Nun aber durch Blut, Sprache, Sitte, Religion, Weltwertung in Gut und Böse, Schön und Häßlich von der Umgebung mehr als irgend zwei andre neben einander wohnende Völker geschieden zu sein; in der Stadt bis zweihundneunzig und im Dorfe ringsum ein Zehntel Prozent zu bilden; den Rest zu Feinden, durch keine intellektuelle Blässe angefränkelt, primitiv-kraftigen, verben, legitimen Feinden zu haben; in der Wirtschaft letzten Endes von diesen Feinden in vielen Formen abhängig und überhaupt in steter Furcht vor deren Uebermacht und deren Wüten zu leben; in der Feierstunde sich uralter Volksgröße bewußt zu sein und im Alltag wie Hunde erniedrigt und geschlagen zu werden: das gibt jedem von uns Ostjuden, der denken will, insofern er nicht altgläubig und darum sicher ist, ein Gefühl schmerzlichster innerer Problematik, wie sie sonst nirgends in der Welt vorhanden ist.

Diese innere Problematik ist Kern und Ursache des Problems für die Außenwelt.

---

## Händler-Demagogie von Robert Breuer

Herr Herwarth Walden, der geschäftliche Leiter des ‚Sturm‘, hat zu einer ‚Gesamtschau‘ eingeladen. Im Katalog steht auch Oskar Kokojscha verzeichnet. In der Ausstellung aber ist das genannte Bild dieses Malers nicht ohne weiteres zu finden; nur mühsam entdeckt man es schließlich in einem völlig verlorenen Winkel an einem dem Lichte abgekehrten Pfeiler. Solche Tatsache wirkt außerordentlich aufreizend. Man weiß, daß Kokojscha zu den stärksten Künstlern gehört, die seit Bestehen des Waldenschen Unternehmens hier gezeigt worden sind. Herr Walden hat niemand, den er diesem psychologisierenden Dämon und erotischen Mystiker der Farbe zur Seite stellen könnte. Man weiß aber auch, daß die Beziehungen Kokojschas zu Herrn Walden getrübt sind. Kokojscha wird jetzt von Paul Cassirer auf den Markt gebracht. Es ist ja nun verständlich, daß der Händler, wenn er kein Interesse mehr an einer Ware haben kann, diese Ware vernachlässigt und aus dem Bereich seiner Kundschaft auszuschalten versucht. Es ist aber nicht vorstellbar, daß ein Prophet, der mit der Heftigkeit eines Dertwiachs für seinen Glauben zu kämpfen pflegt, plötzlich, nur weil gewisse wirtschaftliche Verschiebungen vor sich gegangen sind, seine großen Leidenschaften abstreift. Wenn das geschieht, dann gibt es dafür nur eine Erklärung, nämlich die: daß dieser Prophet nichts anderes ist als ein mit den Farben des ‚Medizinmannes‘ angestrichener Händler. Nun könnte uns auch solche Aufdeckung nicht sonderlich erschüttern. Der Fall Walden aber liegt doch so, daß man nicht ohne weiteres daran vorübergehen kann.

Herr Walden hat bisher nicht nur Bilder verkauft, er hat auch (in seiner Zeitschrift 'Der Sturm') mit einem ungewöhnlichen Aufwand an hitzigem Temperament versucht, den Objekten seines Handels die Zustimmung zu erkämpfen. Er hat sich dabei nicht immer besonders zarter Mittel bedient; er hat sich nie geschämt, auch Die, die nur leisen Widerspruch wagten, als eine unheilbare Gattung von Halbidioten zu brandmarken. Ein Verfahren, das oft sehr peinlich empfunden werden mußte, das aber heute — nachdem das in die Dunkelheit hineinversteckte Bild des Kokoscha unwiderlegbar gezeigt hat, wie schnell und gründlich die Leidenschaft des Kunstfreundes abkühlt, wenn das Interesse des Händlers erloschen — ohne Vorbehalt ein kleiner Skandal genannt werden muß. Die Vermutung liegt nahe, daß Herr Walden sich auch bisher in aller seiner ekstatischen Propaganda weniger als Raffeltänzer einer neuen Magie, vielmehr und durchaus als Reklamechef betätigt hat. Die Möglichkeit dieses Verdachtes zwingt dazu, die Gelegenheit zu benutzen, um die Methode, wie sie Herr Walden bisher gepflegt hat, diese Verquickung von Merkantilismus und künstlerischer Begeisterung, von Handelsinteressen und rücksichtsloser Niederbrülluug jeder andern Meinung, einmal schonungslos zu beleuchten. Es kommt mir garnicht so sehr darauf an, die Psyche des Herrn Walden zu entblößen: es handelt sich für mich darum, an diesem, durch den Fall Kokoscha besonders klar gewordenen Beispiel aufzuzeigen, daß solch eine Durchbrechung des in Deutschland gültigen Prinzips der wirtschaftlichen Uninteressiertheit aller Derer, die über Kunst und Künstler vor der Deffentlichkeit sprechen, nicht länger geduldet werden kann. Herr Walden muß sich entscheiden: entweder will er selbstlos eine Geistigkeit fördern, ohne deren Sein und Sieg er nicht zu leben vermag — oder er will seine Einnahmen pflegen. Eine Verquickung beider Absichten ist eine Unreinlichkeit und ist vor allem eine schwere Gefährdung nicht nur der unabhängigen Kritik, sondern auch der in solches Verfahren hineingerissenen Künstler. Wenn Herr Walden seine Uebung, durch eine angeblich literarische Propaganda und durch eine fanatische Niederkämpfung jedes Widerspruchs die Preise der von ihm gehandelten Bilder zu steigern, nicht aufgibt, dann wird zu erwägen sein, ob es für die unabhängige und auf diese Unabhängigkeit eifersüchtig haltende Kritik nicht Pflicht sein muß, künftig über die derart in eine peinliche Zwitterstellung hineingedrängten Künstler zu schweigen. Es gibt hier keinen Kompromiß. Wir haben bisher jeden Kritiker, der es gewagt hat, nebenbei mit Bildern zu handeln, ausgestoßen; es ist nicht einzusehen, warum wir erlauben sollen, daß ein Kunsthändler im literarischen Nebenberuf das Publikum beeinflussen darf.

Niemand kann leugnen, daß die Kritik preisbildend wirkt. Da ist es denn unerträglich, zu wissen, daß solche preisbildende geistige Funktion von jemand geübt wird, der an der Höhe dieser Preise

interessiert ist. Selbst die beste Absicht vorausgesetzt, bleibt zum mindesten der Verdacht bestehen, daß das Urtheil von Nebentendenzen beeinflusst wird, und daß der Ausleseprozeß, den die Kritik fördern will und auch tatsächlich fördert, durch Händlertriebe eine Mißfarbung bekommt. Aber auch die Künstler selbst, auch die, denen die Methode Walden zunächst Vorteile zu bringen scheint, sollten sich besinnen. Durch willkürliches und berechnetes Heraufloben bekommen sie eine Stellung, die sie schließlich doch nicht einzuhalten vermögen. Wenn die Wahrheit sich durchsetzt, muß ihr Absturz sehr empfindlich werden. Die von solchem Schicksal Betroffenen haben vielleicht eine Zeitlang ganz gut verkauft, haben während dieser Zeit Herrn Walden nette Tantiemen verschafft, werden aber, wenn das Werturtheil sich schließlich herausgebildet hat, verpönt und totgelegt sein.

Der neuen Jugend, die heraufdrängt, kann nichts gefährlicher werden als die Händler-Demagogie. Es ist ein im höchsten Maße ungesunder Zustand, wie sich heute große und kleine Kapitalisten auf die Jugend stürzen, um sie zu managen und mit ihr Geschäfte zu machen. Die Jugend möge sich nicht täuschen lassen. Der Lärm, der um sie herum gemacht wird, muß sich früher oder später bitter an ihr rächen. Künstlich aufgepöppelte Kinder gehen ein. Das Vertrauen der Käufer wird in unzugängliches Mißtrauen umschlagen, wenn sich herausstellt, was sich herausstellen muß: daß die aufgeschwätzten Kunstwerke in Wirklichkeit nur unausgelegene Experimente waren. Es wird dann mit Nothwendigkeit einmal geschehen, daß die Käufer, irreführt und verärgert, grundsätzlich vor jedem Wagnis zurückschrecken, um sich nicht aufs neue hineinlegen zu lassen. Die Händler-Demagogie muß auf den natürlichen Prozeß des Kampfes, den nun einmal jede neue Kunst gegen alte Gewöhnung zu führen hat, geradezu zersehend einwirken. Die Jugend sollte zu klug und zu stolz sein, um auf triebhandigen und krummen Wegen zu ihrem Ziel zu gelangen. Wenn sie wirklich etwas kann und etwas ist, bedarf sie vielleicht des leidenschaftlichen Bekenners, bedarf sie eines zuversichtlichen und treuen, ebenso redlichen wie geschickten Händlers — sie kann aber ganz gewiß der demagogischen Marktschreierei und der üblen Kreuzung von kritiklosem Fanatismus und zinsgieriger Berechnung entbehren.

---

## Max Pallenberg von Fritz Schwiefert

Dieser Artist ist eins der merkwürdigsten schauspielerischen Phaenomene, denn in ihm ist der Widerspruch mit einer Festigkeit real geworden, die fast betäubend wirkt. Aus dem Widerspruch als Gesetz des Schaffens reißen sich die vielen explosiven Entladungen los, die — zerpläsend und farbig verduftend — die spezifisch Pallenbergsche Atmosphäre bilden, die keine Analogie zuläßt. Nach allen geistigen Himmelsrichtungen strahlt das Central-

feuer dieses Widerspruches aus, denn Ballenberg ist der vielseitigste und einseitigste, der interessanteste und langweiligste, farbigste und farbloseste, beweglichste und starkste, modernste und veraltetste Schauspieler. Sein künstlerisches Gebahren ist ein ruheloses Pendeln zwischen Sein und Nichtsein. Er bejaht sich, um sich aufzuheben, er betritt die Bühne, um sie in ihrer ganzen Sinnlosigkeit zu kompromittieren. Begrenzende und zerstörende Gewalten bestreiten sich in ihm unablässig auf einem überraschend kleinen geistigen Gebiet. Aber auch dies Erlebnis wird wiederum ironisiert, und so geht alles Menschliche, Persönliche, Gestaltete in ihm verloren. Nur sein Gelächter bleibt, unvergeßlich in seiner allem Menschlichen entfremdeten Affektlosigkeit, voll metaphysischer Bosheit und Vergnüglichkeit. Ballenberg hat nichts Größeres als dieses Lachen zu geben und nichts Tieferes. Jedes Wort und jede Geste ist nur trübere Einkleidung dieses permanenten Gelächters.

Wenn man versuchen will, die zahlreichen Gegenätze — denn als solche stellen sich alle seine künstlerischen Äußerungen dar — in einer reinen Erkenntnis aufzulösen, so muß man zunächst bis zur primitivsten Inkarnation schauspielerischen Geistes zurückgreifen, zum Hanswurst. Der Hanswurst ist ein Spazmacher und Improvisator, der so ganz am Gegenwärtigen hängt, daß ihm alles Planvolle, Absichtliche, jeder Gedanke an eine zu beschreibende Linie im geistigen Raum, kurz: alles Bewußtsein für Stil grundsätzlich fehlt. *Après moi le déluge* — dies ist die jeweilige Augenblicksempfindung des Hanswursts, der grade durch diese fanatische Gegenwartsverbundenheit unbedingt auf die breite Masse wirken wird. Denkbar verfeinerte Hanswursterei scheint und ist Ballenbergs Kunst, von außen gesehen. Er tritt nicht mit dem Willen — ganz primitiv gesagt — eine Gestalt zu verkörpern, sie unter treuer Wahrung ihrer Identität durch gewiß jeelische Abläufe hindurchzuführen, an eine dichterische Figur heran, sondern zunächst, um an den einzelnen Reizen, die ihm das Wort des Dichters vermittelt, eine Fülle von augenblicklichen Sensationen zu erleben und auszubeuten, die, weit abirrend von der ‚Figur‘ des Dichters, mit schauspielerischer Gestaltung im engeren Sinne nichts mehr zu tun haben. Jedes Wort wird ihm zum Sprungbrett in die abgründige Tiefe seiner Einfälle. Und ganz dem Gegenwärtigen hingegeben, führt er mit unglaublicher Hurtigkeit eine kleine Augenblickskomödie auf, rasch improvisiert und blitzartig schnell bis in ihre letzten Konsequenzen erschöpft. Hier nun steckt das schlechtthin Verblüffende seiner Kunst. Seine Phantasie wirft zehn Einfälle auf einmal aus und erschlägt sie im nächsten Augenblick mit zwanzig andern. Sie hat die wüste Produktivität einer Fliege, deren Nachkommenschaft in die Millionen geht. Sein ganzes Spiel ist nichts als ein stundenlanges Improvisieren unter der Maske einer angenommenen Erscheinung.



Und doch ist dies alles nur Oberfläche, hinter der sich der merkwürdig tief angelegte metaphysische Zug der Ballenbergischen Kunst versteckt. Daß das Seiende in Wahrheit das Nichtseiende ist, ein grenzenloser Betrug, daß hinter der Fülle der veränderungsfrohen, stets bewegten Erscheinungen die xenokratische, sinnlich unanschaulbare, nur metaphysisch zu erlebende unbewegte Ruhe verborgen ist: diese uralte und immer wieder vom menschlichen Geist aufgegriffene Idee gibt auch der Kunst dieses Schauspielers ihr tief melancholisches Gepräge. Hinter seinen spontanen Ausbrüchen grotesker Lustigkeit steht als Schaffensimpuls etwas durchaus Negatives: der Selbstspott. Denn in die Worte der menschlichen Sprache, wie sie ihm der ‚Dichter‘ gibt, sind alle Beziehungen dieser nur scheinbaren Wirklichkeit eingegangen. Darum nimmt Ballenberg seinen größten und gradezu grundsätzlichen Anstoß am Wort. Das Wort reizt und empört ihn, veranlaßt ihn zu Widerspruch und Ironie, bringt ihn in eine beinahe fassungslose Aufgeregtheit. Ballenberg macht aus dem zu Sprechenden Satz eine Folge von Interjektionen der Bosheit und des Widerspruchs; und sein ganzer Körper ist mit fast bessener Wut dabei, diese interjektionalen Ausbrüche nicht nur durch Lunge und Sprechapparat, sondern durch alle Muskeln und Glieder herauszutoben. Daher die sinnlos vielen Wiederholungen, die Ueberdeutlichkeit der veranschaulichenden Gebärde, das skrupellose Zugreifen zu den billigsten Effekten. Einer so durchaus emotional angelegten Kunst muß im Grunde jede Tendenz zu objektiver Darstellung fehlen. Daher die Einförmigkeit seiner Charaktere, die Unbestimmtheit des Konturs. Was ist diesem Schauspieler Harpagon, Rappelkopf, was Johann Nepomuk Zavadil? Sekuba. Er geht herum um diese Figuren, lacht sie aus und spuckt sie an. Nicht ihre spezifische Lächerlichkeit reizt ihn, weil ihm alles Menschliche an sich lächerlich ist. Und so schlägt er jedes Wort, das von dem Nichtseienden als einem Seienden spricht, mit seinem Lachen tot. Denn das Lachen wird eine Region tiefer geboren, da, wo das Bewußte ins Unbewußte verfließt, wo das Ueberwirkliche, das wahrhaft Seiende beginnt. Ballenbergs Lachen hat keine Modulationsfähigkeit, es ist denkbar einförmig und fast stets sich selber gleich. Ewig neu nur ist die überströmende Fülle seiner Einkleidungen, das wuchernde Rankentwerk von Gebärden, Bewegungen und szenischen Einfällen, das Vielfache des Scheins um das einfache Reale dieses Lachens. Alles das aber ist nicht mehr karikierend, sondern verzerrt schlechtthin jeden gezogenen Strich ins Uebermäßige. Darum können aus dieser Kunst nicht Charaktere entstehen, nicht einmal Typen, sondern bewußte Mißgeburten, figurenähnliche Wesen, aus vielen Schnörkeln zusammengesetzt, Scheintwesen mit einem Kern von Wahrheit.

Die Fragwürdigkeit des Theaters ist erst im zwanzigsten Jahrhundert wirklich zum Problem geworden, ich meine: nicht zu einer

intellektuellen Einsicht, sondern zu einer leidvollen Selbsterfahrung. Der pathologische Einschlag so vieler „Komiker“, der so häufig mit plötzlichen Gehirnstörungen verbunden ist wie bei dem unvergeßlichen Victor Arnold, scheint mir nur ein Spezialfall dieses Problems. Ballenbergs Kunst ist so tief von dieser Fragwürdigkeit durchdrungen, daß er sie zum bewußten Thema seiner Darstellung machen kann. Dadurch schafft er sich ein Ventil gegen jeden geistigen Ueberdruck; damit werden ihm vielleicht auf einem Umwege letzte schauspielerische Ziele erreichbar, die sich der Komiker an sich versagen muß: Caliban, die dumpfste Verkörperung des irdischen Stoffes, und Mephisto, seine geistvollste Verkörperung im Feuer der Verneinung.

## Burgtheater von Alfred Polgar

Wüllner als Wallenstein. Es war das aussichtslose Ringen einer starken Intelligenz mit dem Genius der Schauspielerei: ich lasse dich nicht, du jegenetest mich denn. Daß ers durchtroßen werde, schien Wüllner selbst nicht recht zu glauben; daß ihm die gemeine Magie des Theaters fremd, schien ihm in jedem Augenblick bewußt. Und dieses Wissen um das Nichtwissen des Entscheidenden drückte auf sein Spiel, gab ihm etwas Gequältes, unter Last Gebeugtes. Wie wenn einem, der das Herz voll Musik, musikalisches „Gehör“ verjagt wäre: er fühlt sich dem Mysterium der geliebten Kunst ganz nahe, nur diese kleine Tür zwischen ihm und jenem. Aber sie öffnet sich nie, mit welchen Kräften er auch an ihr rütteln mag — und andern, geringern Seelen steht sie angelweit offen. Ist das nicht Bosheit des Schicksals? . . . An diesem Wallenstein merkte man, wie dünn die Scheidewand zwischen der Sphäre des Doktor Wüllner und der des Theaters — und wie völlig undurchstoßbar sie ist! Stücke und Stückerchen der Figur waren schön geraten, das Neben- und Uebereinander aller Einzelheiten sinnvoll geordnet. Aber zwischen ihnen lief, wie zwischen den Segmenten eines Zusammenlegspiels, die scharf trennende Linie. Es fehlte der geheimnisvoll-schöpferische Druck, der Teile zum Ganzen ineinanderschloß. Um diesen Wallenstein ist eine Zone von Kühle und Trockenheit, in der die Strahlungen seines Wesens gebrochen oder zumindest arg geschwächt werden. Sie erreichen kaum den Mitspieler. Und niemals „füllen sie die Bühne“. Das Hochragende, jeltzam Verästelte, Weitgespreitete, gebieterisch Raum Fordernde der Figur, ihr dramatischer Wuchs sozusagen, vom Laub immergrüner Worte umrauscht, von mystischer Blüte überschimmert: bei Wüllner erscheint das alles nur in dürre schematischer Anlage. Die Erwartung, daß sich einem Vortragskünstler seines hohen Ranges das Darstellerische von selbst, gleichsam als Nebenprodukt der gedanklichen und sprachlichen Leistung, ergeben werde, trifft nicht zu. Im gesprochenen Wort beginnt, im gesprochenen Wort endet der Blutkreislauf der Figur. Jenseits der Sprache ist alles Prothese. Das ganze „Spiel“ Wüllners scheint seinem Reden und Schweigen wie angehängt, Bebloßes dem Lebenden. Er hat die bescheidene Auswahl von Gebärden, ein paar Kör-

perphrasen sozusagen, die immer wiederkehren. Für Nachsinnen: die Arme, unverschränkt, parallel an die Brust gelegt; für heftige Erregung: geballte Fäuste, und zwischen jäh hochgezogene Schultern den Kopf geduckt. Wenn er sitzt, ist sein Spiel um vieles freier; wenn er geht oder steht, verbraucht er den Großteil seiner Kraft auf Erhaltung der Balance. Man sieht wohl die karge Technik, aber man sieht nichts, das an dieser kargen Technik gescheitert wäre. Mit andern Worten: es ist nicht so sehr das Minus an schauspielerischem Können, das diesen Wallenstein dürrtzig erscheinen läßt, als vielmehr: das Nichts an schauspielerischer Intuition. Und dieses Nichts ist das Entscheidende. Es ist das fehlende „Gehör“ des musikkvollen Menschen. Es ist die Farbenblindheit des Malereibegeisterten. Es ist die bittere, aber gradaus von Gott verhängte Nötigung zum Verzicht.

---

## Der arme Reinhold von Alfred Lemm

Wie in so vielen bessern Familien gab es in der des großen und gefürchteten Rechtsanwalts ein nicht gesellschaftsfähiges Mitglied, dessen Existenz man am liebsten überging. Es war dies der Bruder Reinhold. Er wurde von dem Rechtsanwalt aus reiner Freundlichkeit in dessen Bureau beschäftigt, da er sich in keiner seiner Stellungen in Handelshäusern und Kontoren auf die Dauer halten konnte. Ueberall war es eine Zeitlang gut gegangen, und man erkannte seinen Fleiß und guten Willen an — bis sich stets ein von Grund auf zerstörendes Ereignis einstellte. Er war noch Lehrling, als er seinen Prinzipal einem Kunden eine Ware als soeben fabriziert anpreisen hörte, von der er wußte, daß sie seit zehn Jahren lagerte. Reinhold trat hinzu und machte den Chef in bescheidener Rede auf den Irrtum aufmerksam. Er wurde ohne Kündigung entlassen. In einem andern Hause war man so zufrieden mit ihm, daß man einen langjährigen Angestellten, der ein hohes Gehalt bezog, entfernte und an dessen Stelle Reinhold mit seiner geringen Bezahlung setzen wollte. Reinhold aber weigerte sich, dabei mitzuhelfen, einen ältern Familienvater plötzlich brotlos zu machen und erhielt natürlich im Zorn den Abschied. In einem dritten Bureau arbeitete eine Anzahl junger Mädchen unter ihm. Der Dienst dauerte sehr lange. Die jüngste der Damen, die durch ihr heiteres Lachen beliebt war, bat ihn ab und zu, sie früher gehen zu lassen, um sich mit ihrem Verlobten treffen zu können. Reinhold hatte nicht das Herz, es ihr abzuschlagen. Aber der Verlobte war Reisender bei der Konkurrenzfirma, die nun der Reinhold'schen in allen Unternehmungen zuvorkam — bis die Zusammenhänge aufgedeckt und die Gerichte benachrichtigt wurden. Reinhold wurde zusammen mit dem stets heiteren Mädchen in Untersuchungshaft gesetzt, da er der Beihilfe gegen Bezahlung dringend verdächtig war, und nur der ausgezeichneten Verteidigung des großen Rechtsanwalts hatte er es zu danken, daß er „wegen mangelnder Beweise“ einer Freiheitsstrafe entging. Seitdem war er im Bureau des Bruders, wo er jedoch auf dessen ausdrückliche Anordnung nur mit mechanischen

Arbeiten in Berührung kam. Da Reinhold wußte, daß sein Auftreten in der Gesellschaft als Bruder des Rechtsanwalts diesem peinlich war, ließ er sich nicht sehen und lebte allein in einer häßlichen Stadtgegend. Wenn er im Winter seine abgenutzte Mietstube nicht heizen konnte, was bei seinem kärglichen Gehalt oft vorkam, streichelte er, die eigene Not vergessend, voll Mitleid die Blumen, die als einzige Verschwendung auf dem Fensterbrett standen.

Bemerkenswert in Reinholds Leben war von jeher seine Stellung zu den Frauen gewesen. Als Kind waren es ihm die schönsten Feiertage, wenn es ihm gelang, sich möglichst spät am Abend fortzustehlen, um eine der belebten Nachtstraßen und die herrlich gekleideten Damen dort anzuschauen. Unverhältnismäßig lange, bis in sein sechzehntes Jahr hatte er die selbstjame Einbildung bewahrt, die Damen, die hier um die Abendstunde mit stolzen Schritten aneinander vorübergingen, seien Prinzessinnen, nach denen er die Straße bei sich die Prinzessinnen-Straße nannte. Die kalten Sonnen der Bogenlampen strahlten prächtig, und unter ihnen wandelten so feierlich die hohen Damen auf ihren zierlich gemeißelten Hacken. Der kleine Reinhold stand an den letzten dünnen Baum gedrückt, den die vorbeiraufenden Automobile übrig gelassen hatten, und war übergelücklich, wenn sein vorgestreckter Finger eines der seidenen Kleider hätte erreichen können. Wie bemühte er sich, etwas von dem Duft einzuatmen, den jeder dieser vorbeiziehenden Sterne wie einen Schweif nach sich zog! Auch dem Erwachsenen schienen die Frauen im allgemeinen bessere Menschen als die Männer. Er hatte ein geheimes Bedauern mit jeder jungen Frau, die er unter dem Befehl ihres Familienvorstandes die Straße entlanggeführt sah. Die Männer wußten sich zu benehmen und konnten schwierige Rechnungen ausführen. Die Frauen handelten meist natürlicher, so wie er auch gehandelt hätte, und verstanden, so wie er, gewöhnlich nicht, Geld zu verdienen.

Als Reinhold sich Mann fühlte, hatte er sich auf Anraten von Geschäftskollegen einer jener nächtlichen Damen genähert. Die gesuchte Verbindung scheiterte jedoch an einem Mißverständnis. Reinhold mied mit Takt, ihr von Bezahlung jenes Etwas zu sprechen, das, wie er gehört hatte, den Frauen ungleich höher galt als den Männern. Sie aber nahm nach einer längern ereignislosen Zeit des Spaziergehens in einer nachruhigen Seitenstraße an, daß er sie zum Narren halten wollte, und schimpfte alle ihre Freunde zusammen, sodaß Reinhold sich unter der Hand entfernen mußte, um nicht verprügelt zu werden.

Durch dies Erlebnis schob sich seine Kenntnis vom Weibe länger hinaus, als es unter Männern üblich ist. Bald aber nahm er, immer stärker die Notwendigkeit fühlend, sich vor, wie er es bei den andern Angestellten des Bureaus sah, eine Freundin unter den Mädchen des Volkes zu suchen.

Eine Näherin von kleinem Wuchs wurde Reinhold schnell sehr ergeben. Sie hing mit glänzendem Blick an seinen Zähnen, wenn er redete, und konnte nicht genug seine Sprache rühmen. Wenn beide an den Sommernachmittagen über die Wiesen in der Umgebung der

Stadt gingen, trug sie ihm seinen Mantel. Sie folgte, ohne nach seinen Absichten zu fragen, wie selbstverständlich seinem Wege. Kam etwas Unvorhergesehenes dazwischen, blieb sie stehen und sah nach ihm. Und ging erst weiter, wenn Er sich entschieden hatte. Sie sprach nur wenig, weil sie, wie sie sagte, sich nicht gut ausdrücken konnte. Doch fühlte er immer ihre Gegenwart an ihren kleinen Aufmerksamkeiten. Reinhold pflegte ihr die falsche Anwendung von Fremdworten nachzuahmen, um sie nicht ihre geringe Bildung fühlen zu lassen.

Er fragte sie, ob sie ihm angehören wolle. Sie sagte: „Wenn du es befehlst . . .“

„Nein“, antwortete er sofort, „befehlen kann ich es dir nicht. Kein Mensch hat das Recht, einem andern etwas zu befehlen.“ Er dachte: Selbstbestimmung, eigene Verantwortung ist die hohe Möglichkeit im Menschen. Wie kann ich in ihr Wesen von außen eingreifen? Wenn sie sich nicht freiwillig entgegenträgt, nützt es mir nichts. Ich kann nie und nimmer hier Zwang anwenden. Das wäre Vergewaltigung. Und wenn er sich noch so sehnte, sie zu besitzen -- befehlen konnte er ihr nicht.

Er wartete nun, daß sie eines Tages aus freien Stücken ihre Bereitwilligkeit erklären sollte. Doch sie sprach nie davon.

Sie wartete, daß er eines Tages anordnete, sie solle zu ihm kommen. Sie weinte oft zu Hause, daß er es nicht tat.

Schließlich sagte sich Reinhold, daß unter diesen Umständen das Verhältnis nicht länger durchzuführen sei. Denn seine Natur verlangte dringender ihre Rechte. So erklärte er ihr offen, aus welchem Grund sie nicht zusammenbleiben könnten. Sie sah ihn nur unüberwandt an.

Er sah das Stoßen und Senken unter ihrer Brust.

Sie schied betenden Blickes und schrieb noch viele Ansichtskarten.

Von neuem bemühte sich Reinhold, ein Mädchen zu finden, das seine Wünsche erfüllte. „Die äußern Umstände sind für mich nicht so günstig wie für andere Männer“, dachte er. „Ich habe wenig Geld, und die meisten Frauen verlangen mehr Männlichkeit, als ich sie habe.“ Oft stand er vor den Türen der großen Kaufhäuser, wenn sie die Massen tagsüber gefesselter junger Glieder ins Freie ließen. Als er zu einer späten, entmutigten Stunde zwischen den vielen Laternen der langen Nachtstraßen die Fenster der Häuser absuchend, hindurchging, machte ihm der unruhige Gang einer reichgekleideten jungen Dame Hoffnung, und er versuchte ein Gespräch mit ihr.

Sie forderte sofort mit Heftigkeit, daß er einen scharfen Unterschied mache zwischen den bedenkenlosen Mädchen der erwerbenden Klassen und ihr, die sie andern Gesellschaftskreisen angehöre — sie wies auf den Beruf ihres Vaters hin. Reinhold dachte: „Ich muß unbekümmert vorgehen, wie die andern“; und schlug ihr einen Spaziergang durch den Park vor. Zornig wies sie das zurück; aber als er nichts mehr davon erwähnte, ließ sie sich hinführen. Sie zitterte vor sich, als sie in das Dunkel traten. Er faßte sie an. Sie riß sich los. Aber die vielen tönenden Schatten des Parks zogen sie, sich um sie schlingend, nach kurzer

Zeit wieder nah zu ihm. Mit allen Kräften wollte sie sich herausarbeiten.

Wenn sie sich trafen, waren ihre dunklen Haare nah von zerwühlten Nächten. Ihre Fragen, die nie ganz ohne Nebenbedeutung waren, kündigten sich durch ein Rucken und Krampfen im ganzen Körper an, wobei sie rot und weiß wurde. Sie verlangte bei jeder Gelegenheit empfindsam, sie nicht mit einer seiner frühern Bekanntschaften zusammenzuwerfen. Dann ließ sie sich von ihm von jenen „Andern“ erzählen. Er mußte ihr oft wiederholen, wie umständelos und leichtgewillt die den großen Schritt taten, bis sie vor Bewunderung des Unerreichbaren glühte. Wenn ihr stark angreifender Blick ihn ins Schwarze traf, wurde er verwirrt. Dann sanken ihr die Augen aus Scham über diese Wirkung nieder, und sie entschuldigte sich mit bezuglosen Worten.

In der auffordernden Stille eines nachmittäglichen Cafés legte er neue Blut um sie. Sie wandte und drehte sich abwehrend in ihrem enggepreßten kostbaren Kleid. Sie flog, von vielen Seiten gehetzt, verzweifelt gegen feste Stangen, aus ihnen herauszugelangen, fiel immer wieder auf den Käfigboden zurück und erhob sich schwer von neuem. Es gingen zwischen ihnen leise Gespräche, die harmlos taten, doch unter der Oberfläche sich heiß bewegten, sie nahm den Tonfall von kleinen Kindern an. Plötzlich wurde ihre Stimme schmerzvoll, daß sie zu solchen Mitteln griff; sofort aber mußte sie wieder damit beginnen. Abschneidend und wie strafend sagte sie: „Wir sind wie die Kinder!“ und war sich bewußt, daß sie die Nuance ihrer Worte dadurch fälschte. Sie war beim Lachen und bei glatten Scherzen, als er sie fragte:

„Du kommst also morgen abend zu mir?“

Da schlug sie plötzlich um und brüllte:

„Fragen Sie mich nicht danach!“ und weinte und schluchzte darauf lange.

Als Reinhold allein war, fielen die lauen Ströme, die seine Gedanken überspült gehalten hatten, ab; hell sah er, was er zu tun im Begriff war, und erschraf. Gehörte sie nicht den Kreisen an, zu denen er selbst, seine Eltern und sein Bruder gehörten? Wie durfte er sie mit jenen Geschöpfen zusammenwerfen, die gemäß Abstammung und Erziehung sich für ein Abendbrot zu verschrenken pflegen! Täte er es, er beleidigte die ganze gebildete Klasse. Er schändete seine Mitgliedschaft zu ihr, wenn er die Schwäche jenes Mädchens aus guter Familie für sich ausnutzte. Nein, man mußte Unterschiede machen, das verlangte die Reinlichkeit. Möchte sie es auch selbst wollen — er durfte es nicht. Daran konnte nichts ändern, daß sie ihm leid tat. Und er schrieb ihr einen Absagebrief, der schloß: „Wenn Du doch aus andern Gesellschaftskreisen wärest!“

„Ja“, antwortete sie, „wenn ich doch aus andern Gesellschaftskreisen wäre!“ Und er hörte, als er es las, noch einmal ihr wildes Schluchzen.

Wenn Reinhold bedachte, wie leicht es den andern Männern nach ihren Erzählungen und nach seiner eigenen Anschauung wurde, ein Mädchen zu verführen, wurde er schwermütig. Warum gelang es ihm nicht, keine Bedürfnisse zu stillen?

Seine Sehnsucht nach einem Weibe aber wurde schier unerträglich groß. Sein Gesicht wurde immer schmäler und unglücklicher. Sein Bureauvorsteher sah seine Not, besonders an der unaufmerksamen Anfertigung der ihm zugewiesenen Arbeiten. Er hatte Mitleid mit dem Mann, und da es auch in seinem Interesse war, wenn sein Untergebener in ruhigere Verhältnisse gelangte, nahm er den zu allem willigen Reinhold eines Abends mit zu dem Stiftungsfest des Theatervereins ‚Euphrosyne‘.

Die Mitglieder dieser Vereinigung waren junge Handlungsgehilfen und Geschäftsräulein, die sich im Theaterpiel ein Gegenreich zu ihrem Alltagsleben errichteten. Es wurden nur Stücke in Versen gespielt. Auf dem Ball stellte der Vorsteher Reinhold eine junge Dame vor, die dadurch auffiel, daß sie ihren Bewegungen beim Tanzen eine gewisse besondere Note gab. Sie war nur Gast hier. War selbst aktives Mitglied des befreundeten Vereins ‚Thalia‘. Es gelang Reinhold, die Bekanntschaft fortzusetzen.

Ihren Vornamen Anna hatte sie gleich nach dem Fortgang von ihren Eltern, einer Handwerkerfamilie, in Anita umgeändert. Waren Reinholds Züge, wie es jetzt zuweilen vorkam, außergewöhnlich ernst, so sagte Anita: „Sie haben heute wieder das vereiste Lächeln des Grabes.“ Sie versuchte ihn aufzuheitern, erzählte lustige Geschichten, ließ das silberhelle Lachen ertönen, von dem sie so oft gelesen hatte, lief flink im Zimmer umher und wollte schließlich von ihm bestätigt haben, daß sie „ein rechter Schalk“ sei. Als sie sich näher gekommen waren, mußte er stundenlang mit ihr am Fenster stehen, um, wie sie sagte, Hand in Hand dem Sinken der Abendsonne zuzuschauen. Sie achtete kaum darauf, was er antwortete, und konnte sehr ärgerlich werden, wenn andersartige Wünsche von ihm ihre Vorstellungen störten. Oft nannte sie sich seinen guten Geist. Zuweilen ließ sie schon Bemerkungen über die große Liebe fallen, die alles zu geben verstattete. Reinhold seufzte in dem Gedanken, daß ihm nun endlich sein Verlangen erfüllt werden sollte.

An dem Tage, an welchem sie sich ihm versprochen hatte, wartete er mit höchster Ungeduld. Sie kam endlich und war sichtlich durchwühlt von dem Kommenden. Reinhold drängte sie mit Andeutungen. Da verlangte sie:

„Vorher sage mir — liebst du mich so, daß du für mich auch das schwerste Leid willig ertragen, daß du für mich in den Tod gehen könntest?“

Reinhold wollte bejahen. Ihm gingen Gedanken durch den Kopf: Man muß auch einmal schlecht sein können, um etwas zu erreichen. Die Welt ist leider so eingerichtet. Ich werde jetzt lügen. Aber als er laut aussprechen wollte: Ja, so liebe ich dich! da schwankte er. Unruhig sah er nach ihr. Er hörte sie sagen:

„Du antwortest nicht. Glaubst du, ich könnte jemals einem Manne angehören, der mich nicht in diesem Grade liebt?“

„Deine Frage“, sagte Reinhold zögernd, „scheint mir etwas phantastisch . . .“

Anita wurde trübe.

„Man muß bescheiden sein.“ Und in neuer Erregung: „So sage wenigstens, daß du mich überhaupt liebst.“ Dabei machte sie, unklar in die Ferne sehend, ein paar Schritte zu ihm und lächelte, bereit, ihn zu umarmen.

In Reinhold arbeiteten Wünsche und Bedenken wild gegen einander. Er brauchte nur ein Wörtchen zu sagen, und er hatte endlich, endlich, wie alle andern Männer, sein Mädchen. Aber durfte er wegen dieser persönlichen Angelegenheit sich der Täuschung eines Menschen schuldig machen, der ihm in Reinheit vertraute? Er wußte ja, daß er sie nicht liebte. Aus tiefer Dual mußte er langsam hervorbringen:

„Ich weiß in der Tat nicht, ob man gerade dieses Wort auf mein Verhältnis zu dir anwenden kann . . .“

Anita lächelte noch, ohne ihn zu sehen, und hatte seine Antwort nicht gehört. Da sie noch kein Ja vernommen hatte, wiederholte sie, in ihrem Traum bleibend:

„Also du liebst mich?“

Reinhold zitterte. Wenn er jetzt nicht Ja sagte, ging sie, wie die Vorigen, und er war wieder allein. Aber er konnte doch in diesen sozusagen ewigen und heiligen Dingen der Menschheit nicht unwahr sein. Konnte den hohen Idealen dieses Mädchens aus dem Volke keine schmutzige Lüge entgegensetzen. Er fühlte ihren Blick, der in freudiger Erwartung des selbstverständlichen Wortes war. Ein kleines Stöhnen, das dem Weinen nahe lag, drang aus seinem Herzen; und er dachte: Alle, alle Männer auf der Welt würden jetzt an meiner Stelle Ja antworten, und alles wäre in Ordnung. Dann setzte er ihr traurig und ruhig auseinander, daß sie ihm zwar recht lieb sei, aber wirklich lieben — nein . . . aber es könnte sich vielleicht noch ändern — nein, es würde sich auch nicht ändern.

Anita wurde von der ganz überraschenden Verneinung einige Schritte zurückgeworfen. Endlich rief sie:

„Ich aber, ich hasse dich jetzt mit meiner ganzen Kraft.“

Zu ihrem Zorn über die Verletzung kam der Aerger über ihre Fragen. Beidem berebten Ausdruck gebend lief sie davon.

Reinhold legte sich wortlos zu Bett. Aber er schlief nicht. Er dachte über sich nach, und wie bei seiner eigentwilligen Veranlagung sein Leben günstig verlaufen sollte. Als es Morgen war, stand er nicht auf, um sich in das Bureau seines Bruders, des gefürchteten Rechtsanwalts zu begeben. Erst nachmittags kleidete er sich an und ging vor die Stadt, den Fluß hinunter. Er setzte sich auf die hohe Böschung des Ufers in das Gras. Lange saß er so, obwohl die Oktobersonne immer dünner wurde. Sein Blick umsäumte die lilafarbenen Wolken. Seine großen braunen Augen hingen in dem verlassenen Gesicht, wie letzte Herbstblätter am entlaubten Baum. Er lehnte den Kopf ein wenig schief und lächelte ein zurückgezogenes Lächeln. Das endete in den Sternen, die noch nicht zu sehen waren.



## Ergebnisse von Alfred Grünwald

Bruderschaft trinken ist gemein. Nur wenn zwei Menschen ein für alle Mal und zutiefst erkannt haben, daß sie einander nicht mehr Sie sagen können, nur dann schenke einer dem andern leise sein Du.

Ich bin ein Fanatiker der Höflichkeit. Wenn mich aber ein Laffe mit scherzhafter Betonung: Herr Dichter tituliert, bedaure ich dennoch, meinerseits nicht: Herr Kretin jagen zu dürfen.

---

## Gustav Schmoller von Vindez

Kein andres Ereignis hätte uns das Wesen und die Bedeutung der volkswirtschaftlichen Lehren Gustav Schmollers klarer anschaulich machen können als der Krieg. Das Genie besteht in der Unabhängigkeit des Denkens. Die Unabhängigkeit Gustav Schmollers bestand darin, daß er inmitten einer Zeit, da die Freihandelslehre ein Dogma und die Fernhaltung des Staates von allen Eingriffen in das Wirtschaftsleben durchweg geübte Praxis war, den Gedanken fasste und aussprach, daß die organisierte Macht der Volksgenossen, die wir Staat nennen, nicht bei den wirtschaftlichen Interessen der Einzelnen Halt zu machen habe, sondern daß sie die Volkswirtschaft in allen ihren Auszweigungen zu beeinflussen und zu regeln das Recht und die Pflicht besitze. Diese Beeinflussung und Regelung hatte nach Schmoller überall da stattzufinden, wo höhere Zwecke des Zusammenlebens und des Zusammenhalts der Menschen eines Wirtschaftsgebiets es erforderten. Ob und wann solche Erfordernisse vorlagen, und wie weit sie gingen: das jedes Mal zu erkennen, war Sache des Wirtschaftspolitikers; ebenso wie es dessen Sache war, den Weg zu finden, der im Einzelfalle zum Ziele führte. Er hatte zu entscheiden, ob die Gesetzgebung anzurufen, der Verwaltungsapparat umzustellen oder die Rechtsprechung auf neue Auffassungen und Auslegungsmöglichkeiten hinzuwirken sei.

Wer den Sozialismus kennt, weiß, daß die Lehre Schmollers von diesem genau so weit entfernt ist wie von der des Wirtschaftsliberalismus. Das marxistische System ist verurteilt, eine Theorie zu bleiben, so lange nicht die gesamte Menschheit des Erdballs sich über die Verteilung aller Produktionsmittel und aller Güter der Erde geeinigt hat. Die Manchester-Lehre der Liberalen hat als Weltanschauung Schiffbruch erlitten; die Entwicklung selber, also die Wirklichkeit, hat sich ihr entgegengestellt und sie widerlegt. Die frühe Erkenntnis oder Voraussicht des Schicksals der sozialistischen sowie der liberalen Wirtschaftsideen ist Schmollers Verdienst und seine Größe.

Eine entfernte äußere Ähnlichkeit der Maßregeln, die Schmoller für gut und der Volkswirtschaft zuträglich hielt, mit den Zwangseingriffen im Interesse der Gesamtheit, die dem Marxismus als Mittel für seine Zwecke vorschwebte, führte zu den vor Jahrzehnten leidenschaftlich erhobenen Vorwurf des ‚Ratheder-Sozialismus‘ gegen die Lehren Schmollers. Später ist der Vorwurf zu einer Art Belobigung geworden, und er war eine ganze Zeit lang (bis der Rückschlag eintrat) als Abstempelung zur Erlangung einer volkswirtschaftlichen Professur unerlässlich. Daß die Bezeichnung niemals zutraf, hatte dabei freilich jeder im Gefühl, und das gab eigentlich den Ausschlag.

Aber Schmoller und seine Schule haben die Geister revolutioniert. Drei Jahrzehnte waren erforderlich, um dem Denken des Volkes —

soweit es zu Gedanken über Wirtschaftsdinge berufen ist — Vorstellungen und Pläne vertraut zu machen, wie sie der „klassischen“ Nationaloekonomie, die vordem geherrscht hatte, ein Greuel und ein Wider Sinn gewesen waren. So hat Koppernikus gewirkt, als er die Erde aus dem Zentrum der Welt hob und ihr den Platz unter den übrigen Trabanten der Sonne anwies. Wohin wären wir mit der Zeit und mit dem gewaltig beladenen Fahrzeug unsrer nationalen Wirtschaft namentlich in dieser Kriegszeit geraten, wenn wir noch lange die Bequemlichkeit des „Nachtwächterstaates“ für das oekonomische Gebiet als gottgesandt und einzig möglich angebetet hätten? Die kräftige Art des Zugreifens, die die Staatsgewalt nach Schmollers Auftreten im Frieden bereits bei manchen Gelegenheiten, wie beim Börsenhandel, beim Kohlen Syndikat, auf dem Kalimarkte, geübt hatte, wurde während des Krieges vollends zur Kunst ausgebildet, und der Grundsatz, von dem man dabei ausging, wurde von keiner Stelle mehr angefochten und angezweifelt. Ohne die heut überall als Selbstverständlichkeit empfundene Staatshilfe aber hätten wir keine organisierte Kriegswirtschaft; und ohne Schmoller und seine Schule hätten wir wiederum keine Staatshilfe. Was uns in diesem Kriege die organisierte öffentliche Wirtschaft — von der Kriegsrohstoff-Abteilung des Kriegsministeriums angefangen bis zu der Bezugsscheinstelle und der Brotkommission — geleistet hat und bedeutet, das sollte niemand einen Augenblick vergessen, der die wirtschaftlichen Bedingungen unsrer gegenwärtigen Existenz erkennt. Gewiß hat der Uebereifer Unberufener Auswüchse auf dem Felde der staatlichen Organisation der Kriegswirtschaft gezeitigt; und gewiß ist dringend zu wünschen, daß gar manche jetzt noch für notwendig gehaltenen Schranken so bald wie möglich wieder niedergelegt werden. Uebrig bleibt bei alledem, daß die Idee, die Schmoller als letztes Ziel der öffentlichen Wirtschaft erkannte, zu starkem Leben erwacht ist, und daß sie sich in der Wirklichkeit bewährt hat. Der Krieg hat dem gesamten Volk ein einbringliches Kolleg in der Volkswirtschaft gelesen; seine Lehren sind die Lehren Schmollers.

Die starken Tatsächlichkeiten des Krieges haben uns zeitweise vergessen lassen, daß hinter allem, was auf Erden vorgeht, Männer stehen und Gedanken. Schmoller hat bis in die letzten Monate seines Lebens Sorge getragen, daß man ihn wenigstens nicht vergesse. Ein Tatsacheneinmensch, wie selten ein Forscher, selten besonders ein Geschichtsforscher, hat er bis zuletzt alle sich ihm aufdrängenden Erscheinungen mit demselben Temperament, der gleichen Echtheit wie in seinen Dozentenjahren zu meistern und im besten Sinne zu idealisieren gesucht.

Wer sich ans Aeußerliche hält und vor dem Wandel der Erscheinungen das Bleiben und Verweilen des Gehalts der Dinge nicht sieht, mag meinen, daß Schmoller, wie mancher Große, nach seiner Zeit gestorben sei. In der Tat ist ein neues System dabei, Schmollers Wirklichkeitslehre von den Kathedern der Hochschulen zu verdrängen. Aber wer wird ernstlich meinen, Mengers Grenznutzen-Theorie oder sonst ein System, ein Schlagwort oder ein Glaubenssatz vermöchte den Sinn, den Gustav Schmoller in die Entwicklung unsrer Volkswirtschaft getragen hat, zu zerstören oder auch nur zu verdunkeln? Was sich ändern kann und mit den Zeiten wohl auch ändern muß, sind Betrachtungsweise und Lehrmethode. Die durch Schmollers Forscherarbeit festgestellten Tatsachen und die darauf gestützten Erkenntnisse aber sind Grundsteine, die bleiben.

# Antworten

**Josef Meyer in Straßburg.** Sie nennen sich „Organisator und Werbeanwalt“ und schreiben an die „Schaubühne“: „Ich suche für ein großes Unternehmen, dessen Verwaltung ich während der Kriegszeit übernommen habe, einige Bühnensichere, leichte Theaterstücke, sowohl Lustspiele, Komödien, als auch Possen und Operetten und bitte Sie, mir einige unter Angabe der Bedingungen zur Auswahl zu übersenden. Ich bitte auch um Mitteilung, ob und unter welchen Bedingungen Sie in der Lage wären, mir ein vollständiges Ensemble für Operetten für einen oder zwei Monate zu verschaffen. Ausdrücklich bemerke ich, daß ich nicht auf irgend ein Stück oder irgend welches Ensemble reflektiere, sondern daß es mir darauf ankommt, wirklich etwas erstklassiges zu haben, sogenannte Attraktionen. Ich reflektiere immer auf das Beste, was der Augenblick bietet. Machen Sie mir diesbezüglich recht bald ausführliche Offerte.“ W. w. m. w. — machen wir mit Wonne. Möchte auch mal im großen Stil verdienen, statt mir für lumpige vierzig Pfennige, die überdies zur Hälfte am Händler kleben bleiben, fortwährend von großmäuligen Laufkuden in anonymen Briefen mitteilen zu lassen, was sie hören und nicht hören wollen. Aber was heißt das: „ausführliche Offerte“, ohne daß Sie mir Ihre Bedingungen angeben! Hiermit hat das Geschäft doch zunächst einmal anzufangen. Soll ich vielleicht mein erstklassiges Lager vor Ihnen aufschließen und ausbreiten, das Beste, was der Augenblick bietet, bei Namen und womöglich Adresse nennen, damit Sie, wenn meine Forderungen Ihnen nicht passen, auf eigene Faust meine Attraktionen umwerben, Herr Werbeanwalt? Halten Sie mich für ein Greenhorn? Also grade heraus: wieviel kommt auf mich? Und die Hauptsache: was ist mit Vorstoß?

**Max G.** Sie glauben meine Aufmerksamkeit lenken zu sollen auf ... Ich hatte das schon aus einer andern Zeitung herausgeschnitten. Solche Lieblichkeiten machen ja immer die Runde. Geistige Tapferkeit ruft alle Feiglinge zur Abwehr auf, innere Zerrissenheit alle Boll- und-Gangen, und der Erfolg eines Kunstwerks alle Neidbolde und Dunkelmänner. Selbstverständlich ist Hans im Schnakenloch nicht von Schidele, sondern „behandelt genau denselben Stoff“ wie das Hexstück ‚L'Alsace‘, das im Winter 1918 der Erfolg der pariser Theaterpielzeit war. Ich werde mich hüten, Deutschen, deren Deutschtum darin besteht, daß sie nicht deutsch schreiben können, klarzumachen, daß der Stoff für ein Drama etwa so viel bedeutet wie das Lebenswerk Goethes für ihre Existenz. „Der einzige Unterschied zwischen beiden Stücken ist wohl der, daß bei Gaston Leroux und Lucien Gamille die deutsche Frau sympathischer und würdiger als bei Herrn Schidele gezeichnet ist.“ Gott, Schideles Mär wird mit Hauptmanns Käthe Voderat in den Saal der schönsten deutschen Frauenbildnisse übergehen: und das ist allerdings eine Leistung, für die sich gehört, daß deutsche Männer zornig aufstehen und gebieterisch die Stäupung des Malers verlangen.

**Ribo und Afferato.** Sachte, sachte! Ich warte nur ein bestimmtes Ereignis ab, um einmal übersichtlich zusammenzustellen, wofür die Berliner Zeitungen, die morgens und abends über ihre Papiernot stöhnen und fluchen und nicht begreifen, daß sie bereits statt dieser Gefühlsentladungen wertvolles Lesematerial bringen könnten — wofür sie Platz haben und wofür nicht, was sie verkünden und was sie verschweigen. Vorläufig eine kleine Abschlagszahlung: was sie verkünden. Oder was wenigstens eine von Ihnen, eine der größten, im Hauptblatt, verkündet: „Eine in unsrer Kinostaubigen Zeit gewiß zeitgemäße Frage ist, wie aus Stockholm berichtet wird, jüngst in Norwägung dadurch beantwortet worden, daß man sie von den Einwohnern einer ganzen Stadt oder wenigstens einem großen Teile beantwortet ließ. Wer sind die Beliebtesten Kinossterne? Von vorn herein war zu erwarten, daß die Frauentelt

andre Kinosterne hochschätzt als die Männer, und das Ergebnis der Rundfrage hat diese Erwartung bestätigt. Der erklärte Liebling der jungen Mädchen — wohl nicht nur in Norrköping — ist der unlängst gestorbene Waldemar Psilander. Gleich der erste Stimmzettel, den der Rundfragen-Ausschuß zu lesen bekam, enthielt außer seinem Namen noch eine Begründung, in der die Einsenderin in den überschwänglichsten Worten erklärte, keiner gleiche Psilander, er sei einfach berauschend, ja, er sei ein Märchenbrinz! An zweiter Stelle nach der Anzahl der Stimmen kam ein bei uns bedeutend weniger bekannter Kinoschauspieler, Viktor Sjöström, und hierauf folgte Katth, womit wahrscheinlich jener außerordentlich dicke und fette Amerikaner gemeint ist, der auch bei uns durch seine drollige Mimik viele Lacher erworben hat. Weiter findet sich unter den Lieblingspielern der Damen Max Landa, der vielbewunderte Detektiv Joe Deobs. Unter den männlichen Kinobesuchern verteilen sich die Stimmen auf zwei Kinosterne, die beide bei uns wohlbekannt und sehr beliebt sind, nämlich Henny Porten und Asta Nielsen. Ob die Voranstellung Henny Portens ein Mehr der Stimmenzahl bedeutet, geht aus den vorliegenden Nachrichten nicht hervor.“ Daß das nicht hervorgeht, ist allerdings schrecklich. Wie wärs mit Entsendung eines Spezialreporters nach Stockholm? Da dort augenblicklich noch mehr passiert, so sind zwei Fliegen mit Einer Klatzche, von Einer Klatzchbase zu erledigen. Der erste Grundsatz aller tüchtigen Geschäftsleute lautet: Gesparte Spefen sind Reingewinn. Hier loct Reingewinn.

**Alexander Moskowski.** Sie erzählen, flug und anschaulich wie fast immer, von dem Archiv der Films und Phonogramme, das meinen Urerkeln einmal einen Begriff geben wird, welche Wonne für mich Gesang, Erscheinung und Spiel der Artôt, Fadlowter und Dux und der Wenigen ihresgleichen gewesen ist. Aber wo beginnen und aufhören? Wann tritt das Archiv, das aus vielen Gründen nicht überbürdet werden darf, in Aktion? Sie sagen: „Wenn der kritische Gerichtshof in Uebereinstimmung mit dem großen Publikum verkündet: diese Leistung eines Schauspielers, eines Sängers bietet in Figur, Charakter, Vortrag Einziges.“ Wer ist der kritische Gerichtshof? Ist's der, den die Laune, Dummheit, Geschmacklosigkeit und Opportunitätsucht so smarter wie kunstfremder Zeitungsverleger berufen — oder der, den Gott selber eingesetzt hat? Der richtige wird in unendlich seltenen Fällen mit dem großen Publikum übereinstimmen. Auch wenn er sich nicht vor der Leistung der Gegenwart auf seinen Instinkt verlassen könnte: die Theatergeschichte würde ihn lehren, welche Dauer der Glanz der gefeiertsten Bühnensterne zu haben pflegt. Herr Barnah, der den Berlinern bis 1894 zwanzig Jahre lang Rainz und Matkowsky zusammen war, bräuchte nach wiederum zwanzig Jahren nur aus Ihrem Archiv in eine Scheinexistenz zu treten, um Hohngelächter hervorzurufen. Würden Sie heute nicht unbedingt den Liebling Orska dieses Archivs für würdig befinden? Nun, in fünf Jahren wird niemand mehr fassen, daß das jemals möglich war. Es sei denn, daß Sie Abschreckungsaufnahmen planen. Und das wird vielleicht die Lösung sein! Nach dem Vorgang von Schulte-Raumburg: Beispiele — Gegenbeispiele.

**G. A. auf der Kurischen Nehrung.** Sie baden früh in der Ostsee, nachmittags im Bass und fragen zwischendurch schadenfroh, was mir die ferienlose, die traurige Zeit verschöne. Schurke! Theater. Fritz Friedmann-Friedrich, müde so vieler Schläger, die noch dreißig Jahre nach seinem öffentlichen späten Hingang seine Uventel auskömmlich füttern werden, laßt den Entschluß, sein Geniewerk zu schreiben. Was Shatt und Gullenberg können — warum soll grade er das nicht können? Er wird auch einmal alle Gesetze der Dramaturgie in den Wind schlagen. Er wird auch einmal alle seine Gestalten unbestimmt herauslagen lassen, was er auf dem Herzen hat über Ehe, Liebe, Leben, Mammon und Spiel. Er hat's endlich satt, von jedem unterernährten Kritiker ein Sproßling der

Stadelburg und Skowronnek geschimpft zu werden. Wenn er „Klubleute“ dichtet, so hält er sich in der Vergangenheit halb an Kozebues Klingenberg, halb an Bauernfelds Kuratel-Videure, in der Gegenwart an Schnitzlers Stefan von Sala, an Georg Hermanns Onkel Jason und ein bißchen sogar an Sternheim. Den Konflikt der Jacobis und Gebertz, genügend abgeändert, verlegt er in ein und dasselbe unjüdisch-berlinische Tischlergeschlecht der Lindemanns, aus dem der Onkel Axel Ludwig nach Wien und in den Reichthum entsprungen ist, um mit fünfzig Jahren zurückzukehren, seine achtzehnjährige Nichte Fränze ahnungslos als Hausdame andern Namens zu engagieren und brechenden Herzens mitanzusehen, wie sie ihm den blutjungen Vetter Gustav vorzieht. Muß ich vertragen, daß zur Auffüllung noch ein Pärchen durch Irrungen Wirrungen vor den Altar geführt wird? Da ist Friedmann-Frederich schon wieder der Wald- und Wiesen-Verfertiger der „Meyers“ und „Millers“, der diesmal nur darum nicht so viel Lantime einstreichen wird, weil er teils höher hinaus gewollt, teils — nun eben: sein Geniewerk geschrieben, nämlich geschludert hat. Der zweite Akt fällt auseinander, der dritte fällt vollständig ab. Aber der erste ist hübsch. Familiendhll. Die Mittwochs-Fütterung der Lindemanns mit grünen Bohnen und Sammelrippchen. Ein berlinisches Handwerkerhaus wird durch die kesse Sprechweise seiner Inassen, nicht durch Wiße des Schilderers faßbar gemacht. Am gelungensten: Onkel Alex. Wriesmacher, Messerschneider, Fremdwortverquätscher, übelnehmliches Oberhaupt, das die Unterbilanz aus einer Liquidation dem jüngern Bruder in sein Geschäft gesteckt hat, von diesem anständigen Kerl in reichlichen Zinsgenuß gekostet wird und angstvoll auf die pünktliche Auszahlung seiner „Reverien“ bedacht ist. Kurz: die dankbare Rolle. Im Deutschen Künstler-Theater war sie obendrein, zum besondern Glück des Autors und seiner Gemeinde, an Max Adalbert, einen Meister der Trockenheit und des Stegreif-Einfalls, geraten. Bratenrod, Quirlhosen, schlaffend weiter Umlegefragen, niedriger hellbrauner steifer Filzhut: in solchem Aufzug dachte und schuf dieser Urberliner auch dort für den Dichter, wo diesem was Menschliches passiert war. Für die übrigen Städte Deutschlands, die keinen Adalbert haben, wird Fritz Friedmann-Frederich gut tun, mit seinem „Luftspiel“ zu machen, was von Schiller bis Hauptmann seine Kollegen der andern Fakultät mit manchem Drama gemacht haben: es so lange umzuarbeiten, bis es der Bühne wie angegossen sitzt — oder bis ihn ein neuer Schläger der harten Notwendigkeit enthebt, „Klubleute“ mit Gewinn spielen zu lassen.

**Verlag Desterheld & Co.** Du fragst, wie du folgenden Brief beantworten sollst: „Hochwohlgeboren! Würde hier Hochgeehrter Herr Schauspieler oder Dame mir Bericht erstatten über Schauspiele? Was kostet ungefähr eine Ausbildung einer Schauspielerin? Junges 17 jähriges Mädchen Talent wenn noch Ausbildung; eins der größten Schauspielerin. Auch ist noch kolossale Sangkunst vorhanden. Aber da doch ein Stein im Wege liegt, nämlich etwas Lahmung eines rechten Beines. Da wie ich denke solche Menschen wenn es so sein wird nie zu einer Schauspielerin ausgebildet werden können. Ging es vielleicht nicht in der Sangkunst. Da ich doch gern den Wunsch vieler Leute entgegenkomme den Sprung auf die Bühne wagen möchte. Oder wüßte geehrter Herr oder Dame etwas passend um doch endlich einmal seinen Talent auszuspielen zu können. Da ich zufällig von den Schauspielhaus Desterheld hörte. Besten Dank für Ihre Güte. Nochmals in großer Dankbarkeit Manja K. . . . Weimar gasse 17. Bitt Antwort. Rückporto daselbst.“ Du hältst es für menschenunfreundlich, dem talentvollen Kinde bei etwas Lahmung eines rechten Beines zu dem Sprung auf die Bühne zu raten? Wenn das andre rechte Bein man aber grade und gesund ist?

**Dresdner Schauspielerin.** Den Dank, Dame, begehrt ich nicht. Auch keinen Glückwunsch zu dem „Erfolg“, daß die DIRECTION Udo den „Artikel der Schaubühne“ nicht überlebt hat. Es wäre ein Selbstmord-

motiv, es wäre das Todesurteil über eine Arbeit von so vielen Jahren  
 gewesen, wenn Der Fall Licho' nicht der Fall Lichos geworden wäre.  
 Aber meine Freude ist klein, daß ich der Vollstrecker sein mußte. Der  
 Umweg war zu ersparen: Herr Licho brauchte nur in dem Augenblick,  
 wo die Geheimgeschichte seines Regimes in die Öffentlichkeit gedrungen  
 war, stillschweigend abzutreten. Das war seine erste Regung. Er war  
 verständig genug, sich eine Folterung ersparen zu wollen. Schade, daß  
 ihn die große Presse vom rechten Wege gestoßen hat. Anstatt über die  
 Besonderheit dieses Falles, der von sämtlichen scheinbar gleichen Fällen  
 grundsätzlich verschieden ist, sich selbst und die Leserschaft zuverlässig zu  
 unterrichten, drückte sie sich mit Phrasen und zuhmen Andeutungen höchst  
 generisch um die „peinliche“ Angelegenheit herum und wand dem Leiter  
 des Albert-Theaters aus den Lorbeerkränzen, zu denen er in drei Jahren  
 einmal Kokoscha und einmal Hasenclever verholfen hatte, eine prächt-  
 ige Künstlerkrone. Mit ihr und einem ebenso prächtigen Kassenaus-  
 weis geschmückt, trat Herr Licho vor seinen Aufsichtsrat, der begeif-  
 licherweise geneigt war, sich von solchem Doppelreiz überwinden zu  
 lassen. Es ist mir nicht leicht gefallen, dieses Joch zu stören. Ich  
 fühle keinen Beruf zum Moralisten. Es ist gemischt in unserm Lebens-  
 saft so Menschentum wie Tier zentaurenhaft; und ich weiß aus frühern  
 Jahren von dem Menschen Licho. Ich fand schließlich, daß der Stand  
 genügend herabgemüdiget, daß es also nicht ratsam sei, durch eine Aus-  
 breitung derjenigen unsaubern Wäsche, die in sauberm Zustand der  
 Bürger der Vergangenheit wegzunehmen pflegte, wenn die Komö-  
 dianten anrückten, das alte Vorurteil gegen das Teufelswesen der  
 Bühne frisch zu beleben. Aber eben um diese Ausbreitung zu verhüten,  
 war für mich ein entschlossener Eingriff geboten. Herr Licho sollte ge-  
 halten werden. Dazu war nötig, daß er sich einigermaßen reinigte.  
 Dies wieder war ihm nur so möglich, daß er seine Opfer auch noch be-  
 schmutze. Sobald er sie alle verklagte, kam keine zum Schwur. Wahr-  
 scheinlich endete der Prozeß mit einem Non liquet für den Kläger, nicht  
 aber für die verklagten Mädchen, deren guter Name „durch die Gasse ge-  
 schleift“ war, und an denen so oder so etwas hängen blieb. Diesen keinen  
 Plan zu durchkreuzen, empfand ich als selbstverständliche Pflicht. Eine  
 ruhige Schilderung des Sachverhalts, der sich Epstein und mir aus den  
 Briefen und Aussagen jener Mädchen und ihrer Angehörigen sowie aus  
 den Akten der Bühnengenossenschaft ergab, konnte gar keine andre Folge  
 haben, als daß Herr Licho auf der Stelle zurücktrat. Ich habe richtig  
 gerechnet. Sie werden erwidern, daß ich im Hauptpunkt doch leider falsch  
 gerechnet habe, denn Herr Licho habe ja nun eine Klage gegen uns „ein-  
 gereicht“. Ujjegeerl. Dem Berliner Tageblatt „scheint es, als ob er durch  
 diese Klage gegen die „Schaubühne“ die Presse einschüchtern und sie ver-  
 hindern wolle, in die etwas dunkeln Vorgänge hineinzuleuchten“. Das  
 scheint auch uns. Ein Theatertrick; nicht wie von Kokoscha und Hasen-  
 clever, sondern wie von jenen Autoren, durch die Herr Licho das Albert-  
 Theater „aus dem Nichts zur Höhe gebracht“ hat. Aber sollt' es selbst  
 keiner sein: bei dieser Wendung gelangen die Opfer zum Schwur. Und  
 den wird nicht einmal der berliner Anwalt entkräften, der auf den Ar-  
 tikel seines Kollegen Epstein mich anklagte, um mir zu sagen, daß  
 er meine Verurteilung zu Gefängnis durchsetzen werde, wenn ich mich nicht  
 nach Einsicht ins Material, in sein Material, beschwören ließe, seinem  
 Mandanten eine öffentliche Ehrenerklärung auszustellen. Ich erwiderte, daß  
 es eine so hohe Gefängnisstrafe gar nicht gäbe, wie mir unfre hater-  
 nische Arbeit wert sei. Immerhin suche ich unter meinen Erlebnissen  
 mit berliner Anwälten ganz vergeblich ein annähernd starkes Stück. Von  
 allen meinen Prozessen habe ich keinen gefakter und gewappneter abge-  
 wartet als diesen. Und, Welch Pöch: gerade dieser wird niemals zustande  
 kommen.

## Wägen und Wagen von Germanicus

Wenn diese Seiten zum Druck befördert sein werden, wird man über die Zukunft des Deutschen Reichs, zum mindesten aber über die Absichten der Regierung, einiges mehr wissen — oder auch nicht. Es wäre zu wünschen, daß der Unklarheit, die durch Erzbergers Vorstoß in der Budget-Kommission nicht etwa geschaffen worden, wohl aber einmal deutlich zum Ausdruck gekommen ist: der Unklarheit über Deutschlands Möglichkeiten und Notwendigkeiten, ein Ende bereitet würde; es ist aber leider nicht gewiß, daß solche Durchsichtung, die zugleich eine Klärung und Versteifung des deutschen Volkswillens wäre, sich vollziehen wird. Wir sind während der drei Kriegsjahre allzu sehr an das Vertagungs-system, mit dem die Regierung jeglicher Schwierigkeit Herr zu werden versucht hat, gewöhnt worden, um daran zu glauben, daß selbst katastrophenähnliche Vorgänge mit absoluter Gewißheit eine Ueberwindung der Verzögerungstaktik herbeiführen könnten. Es waren gewiß nicht nur politische Kinder, die gehofft hatten, den elementare Ausbruch, der die zum Sommerschlaf bestimmte Tagung erschütterte, werde die von allen Einsichtigen und Tapfern heiß ersehnte Reinigung bringen und dem Kanzler endlich den Weg aufbrechen, das zu tun, was er aus eigenem Antrieb längst hätte tun müssen, und was er allem Anschein nach im gegebenen Augenblick auch zu tun bereit gewesen war. Alle Erwartungen sind — zunächst wenigstens — enttäuscht worden. Der Kanzler hat es nicht nur für politisch, sondern auch für psychologisch richtig gehalten, die gewaltige Spannung am Sonnabend durch die Rede einer knappen Viertelstunde zu beschwören. Nun hätte er sehr wohl in dem vierten Teil einer Stunde alles sagen können, was Deutschland zu hören verlangt und mit Recht verlangt; er hat aber vorgezogen, selbst den knappen Achtungsaufwand, den aufzubringen er halb gezwungen werden mußte, mit dehnbaren, wenn nicht gar mit nichtigen, jedenfalls mit längst bekannnten Trostsprüchen auszufüllen. Im übrigen hat er abgelehnt. Womit nun freilich, und das eben kennzeichnet die deutsche Politik dieser Jahre, nicht gesagt ist, daß das zunächst erstrebte Kompromiß vielleicht dennoch durch einen entscheidenden Entschluß überflüssig wird. Man müßte zu einer besonders begabten Gattung von Propheten gehören, wollte man sich zumuten, auch nur vierundzwanzig Stunden vor der Entscheidung zu sagen, was Bethmann Hollweg in dieser Lage, die zu einem Teil über Deutschlands Schicksal bestimmen dürfte, tun wird. Worauf aber ein besonderer Ton gelegt werden muß, das ist, daß, wer auch immer das Amt des Kanzlers innehaben würde, bei der heute noch geltenden Neigung, nach allen Seiten hin Anschluß zu finden und dauernd hinterm Vorhang zu bleiben, kaum

eindeutiger verfahren könnte. Die Ratlosigkeit und Unentschlossenheit der deutschen Regierung rührt nicht so sehr von den Personen wie von der Belastung durch unsere politische Vergangenheit her. Es ist eben nicht ganz einfach, ist vielleicht nicht möglich, die Jahrhunderte alte Tradition der absolutistischen Junker-Politik, die durch die ersten zwei Jahrzehnte des wilhelminischen Augusteums ihre besonders intensive Einfärbung bekam, von heute auf morgen herumzusteuern. Selbst unter dem unwiderstehlichen Druck der Tatsachen, wie sie heute als vollzogen vorliegen, werden die Rudimente jener Vergangenheit sich noch kräftig zu regen wissen. Es bedarf darum vor allem der ungetriebten, durch nichts zu beirrenden Einsicht, daß die große Stunde der politischen Umschichtung geschlagen hat, um das Notwendige zu tun oder zum mindesten nicht zu hindern.

\*

Niemand wird es für Ungeduld nehmen, wenn wir vor dem Beginn des vierten Kriegswinters wissen möchten, wohin die Reise gehen soll. Ohne Zweifel, wir werden siegen, das heißt: wir werden den gegen uns gerichteten Vernichtungswillen der Entente abwehren, und ganz gewiß, wir sind nicht naiv genug, um gesplattene Einzelheiten zu erfragen. Aber es gibt Entscheidungen, die getroffen werden müssen. Und wenn es auch, recht verstanden, zutrifft, daß über das Schicksal, das uns aus diesem Kriege zu wachsen soll, das Schwert entscheiden wird, so können wir doch nicht verkennen, wie sehr eine andre Auffassung, etwa die Hermann Stegemanns der Wahrheit nahekommt: „daß keine der beiden Mächtegruppen imstande sein wird, den Krieg auf militärischer Grundlage und mit den Waffen in der Hand einem absolut siegreichen Ende entgegenzuführen“. Das Schwert, das uns den Krieg gewinnen will, darf nicht politisiert sein — schon um sich nicht von seiner eigentlichen Aufgabe abzuziehen zu lassen; es muß aber von einem politischen Willen, das heißt: von einem Willen, der seiner Grenzen und Möglichkeiten sich bewußt ist, gelenkt werden. Es ist nicht Neugier, es ist nur schlichtes Verantwortlichkeitsgefühl, von solchem Willen einiges wissen zu wollen. Wobei nicht genügt, daß wir überzeugt sind, wie entschieden die verantwortlichen Stellen von Kriegszielen nach Art derjenigen des berüchtigten Herrn Lehmann (von denen an zweiter Stelle dieses Heftes die Rede ist) abgewandt sind. Es ist ferner notwendig, die Mittel, mit denen das erkannte und erstrebte Ziel erreicht werden soll, in ihrer Wirksamkeit nicht optimistisch, sondern sachlich dargestellt kennen zu lernen. Bei allem Vertrauen, das wir der Sachkenntnis und der Bewährung der Berufenen entgegenbringen, können wir doch nicht verschweigen, daß nicht immer die in uns erzeugten Erwartungen den eintretenden Ergebnissen entsprochen haben. Jede, auch noch so gut gemeinte, Schönfärberei auf diesem Gebiet müssen wir beseitigen. Das deutsche Volk be-



darf keiner Illusionen, bedarf auch keiner sakrosankten Idole, um das, wozu es das Vermögen in sich selbst gesetzt weiß, mit allem Nachdruck zu vollbringen; es will aber andererseits nicht Ausichten nachjagen, die es nicht zu erreichen vermag, und die ihm darum nur Enttäuschungen bringen können. Das deutsche Volk ist zu jedem Wagnis bereit, wenn ihm die Möglichkeit gegeben ist, das Risiko mitwägen zu können. Das deutsche Volk will nicht wie ein Kind in ein neues Wunderland geleitet werden, sondern es ist fest entschlossen, das Reich, das es von seinen Vätern überkommen, nach dem als möglich und damit als sittlich notwendigen Maß der eingeborenen Kräfte zu bewahren und auszugestalten. Man muß darum zu ihm als zu einem Erwachsenen sprechen und muß es an den Entschlüssen, die über sein Sein oder Nichtsein entscheiden, in vollem Umfange, wenn auch selbstverständlich mit der Zurechthaltung, die von der politischen Klugheit und von der leidigen diplomatischen Gewöhnung diktiert wird, teilnehmen lassen. Und damit sind wir zu einer zweiten Notwendigkeit gelangt, die zu fordern zu den sittlichen Rechten des deutschen Volkes gehört.

\*

Es ist notwendig, daß das deutsche Volk die Freiheit des Erwachsenen zugewiesen bekommt. Nicht darum, weil Wilson und Ribot erklären, mit einer Demokratie eher verhandeln zu wollen, als mit einem Deutschland, wie es heute besteht. Der demokratische Rauch dieser Oligarchenhäuptlinge kann uns nicht benebeln. Aber weil wir wissen, daß Deutschland noch immer dann das Unmögliche verwirklicht hat, wenn die Gemeinsamkeit des Volkes Raum hatte, sich zu regen, darum wollen wir die Niederlegung der uns heute noch beengenden feudalistischen Mauerreste. Es ist nicht wahr, was die unbelehrbaren Konservativen in ihrem Klassenegoismus eifern: daß ein demokratisiertes Deutschland schwächer sein würde als das von heute. Das Umgekehrte ist richtig, und so wär' es Verrat an Deutschlands Zukunft, wollten wir nicht unermüdlich drängen, daß die Regierung, nachdem sie nun Zeit genug zum Wägen gehabt hat, endlich wagt, diesem Deutschland die Freiheit zu geben. Wenn die Regierung hier zögern sollte, dann — ja, dann darf jedes Mittel angewandt werden, um solcher Gefährdung des Reichs und des Volkes ein Ende zu machen. Daß dabei Personen, wo sie auch immer stehen mögen, nicht geschont werden dürfen, ist zu selbstverständlich, als daß man ausdrücklich betonen müßte. Wir nehmen an, daß Bethmann Hollweg sich über diese Grundtatsache vollständig klar ist, und daß er weiß, wie sehr die Entscheidung, der er sich nicht länger wird entziehen können, wohl über ihn, aber nicht im geringsten über die Zukunft des deutschen Volkes bestimmt. Welcher Kanzler auch immer dem Wagnis, das längst kein Wagnis mehr ist, und für das nun sogar die Leute um Zedlitz sich entschieden haben, aus-

weichen wollte: er würde einem berufenern Nachfolger den Platz räumen müssen.

\*

Die Zeit ist reif geworden. Es mag vielleicht gelingen, die Ernte noch einmal zu verschieben. Wir würden den Ehrgeiz, der sich solche Aufgabe setzt, nur bemitleiden können. Wir werden aber keinen Augenblick daran zweifeln, daß die reif gewordene Zeit ihr Recht fordern und erlangen wird. Die Kriegsziele der Alldeutschen und ihres Anhangs sind erledigt, ihre Ausscheidung wird wie eine Entgiftung des Volkskörpers wirken; darüber noch ein Wort zu verlieren, wäre Atemberaubend. Der Troß der Konservativen und aller Derer, deren Interesse die Mündigerklärung des deutschen Volkes zurückhalten möchte, ist so zerschmettert, daß schon im nächsten Augenblick jeder, der da noch stützen und reparieren wollte, unter den Trümmern erschlagen liegen würde. Wer Augen hat zu sehen, der kennt Deutschlands Zukunft. Die Blinden aber in den Abgrund zu stoßen, ist diesmal Pflicht und geschieht nach dem höhern Gesetz der geschichtlichen Gerechtigkeit. Auch hier gibt es nichts mehr zu wagen — hier muß gewagt werden.

Der Einwand liegt nahe, daß die uns belauernden Feinde über die Krise, die wir durchzumachen haben, triumphieren. Solch billiges Vergnügen können wir ihnen gönnen. Es wäre jedenfalls für uns viel gefährlicher, wollten wir uns gegen Notwendigkeiten sperren, nur weil durch deren Vollziehung den Zeitungen in Paris und London Gelegenheit zu schönen Artikeln gegeben werden könnte. Die russische Revolution ist ein vortrefflicher Maßstab für die Förderung, die einem Volke werden kann, wenn es beengende Fesseln bricht und zu sich selber kommt. Von Rußland aus betrachtet ist die gegen Galizien gerichtete Offensive jedenfalls kein Zeichen des Verfalls. Für Deutschland liegen die hier zu nennenden Verhältnisse noch viel günstiger. Auch bedarf es hier nicht eines aufregenden und umstürzenden Dramas, sondern nur der Zusammenfassung und Aktivierung unamstößlicher Tatsachen.

---

## Ruhe auf der Flucht von Ulrich Steindorff

Das Sterben vieler Brüder  
Ist müd und immer milder  
Fern in den Tag verhallt.  
Ein fremder Baum gibt schattend Raft.  
Sanft hebt der Abend Last und Gast.  
Die Rehe äßen vor dem Wald.

Von Stille überhangen  
Kommt leiser Wind gegangen  
Und deckt das Gestein zu.  
Der vielen Brüder Sterben brennt  
Als letztes Rot am Firmament.  
Getier und Wald und Mensch hat Ruh.

# Lehmanns Kriegsziele

Der offiziell alldeutsche Verlag von J. F. Lehmann in München hat, unter begeisterter Zustimmung nicht bloß der abgestempelten Alldeutschen, eine Broschüre herausgegeben, die den Titel führt: „Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden“. Was Lehmann von einem guten Frieden verlangt, das hat der „Bortrupp“ folgendermaßen übersichtlich zusammengestellt:

1. a) Wir müssen Durland und Litauen in unserm Besitz behalten, und, wenn irgend möglich, Livland und Estland dazu gewinnen.  
b) Wenn irgend möglich, ist dafür zu sorgen, daß an unserer östlichen Grenze ein (weiterer) Streifen Landes vorgelegt wird, dessen Bevölkerung in Lausich gegen deutsch-russische Kolonisten umgesiedelt wird. Es handelt sich um ein Gebiet von 1 600 000 Hektar. Unter allen Umständen müssen Wilna (auch jenseits des litauischen Teiles), Grodno und Minsk als deutsches Siedlungsland in Anspruch genommen werden.
2. a) Die französische Hochebene von Brieg und Longwy muß uns zufallen.  
b) Wir müssen Belgien, wenigstens den größten Teil davon, besonders die flandrische Küste, militärisch, politisch und wirtschaftlich in der Hand behalten.  
c) Wenn irgend möglich, sollten wir auch den nördlichen Teil des Pas de Calais mit Dünkirchen, Kalés (Calais) und Boonen (Boulogne) dazu gewinnen und zu Flandern schlagen.  
Aus den abzutretenden Gebieten ist die französische Bevölkerung auszusiedeln. Vielleicht wäre es zweckmäßig, Frankreich durch Teile Walloniens zu entschädigen.
3. In Afrika wird ein großes deutsches Kolonialreich geschaffen, und zwar folgendermaßen:  
a) Mit Belgien kommt auch der belgische Kongo unter unsere Oberherrschaft.  
b) Portugal verliert seine sämtlichen afrikanischen Kolonien, also Angola, Mozambique und soweit ferner die Ngoren, Madetra, die Kapverdischen Inseln, San Thomas und Princes.  
c) Wir nehmen die französischen Besitzungen in Mittelafrrika, Äquatorialafrika, Saharagebiet und in Französisch-Somaliland. Auch Französisch-Marokko mit Tanger und Lunis kommen unter deutsche Leitung.  
d) Die Engländer treten uns in Afrika ab: Englisch-Somaliland, Englisch-Ostafrika, Uganda, Nyassaland und Sansibar. Von englischen Besitzungen in Britisch-Westafrika werden Nigeria und die Goldküste als wünschenswerte Erwerbungsgegenstände für uns bezeichnet.  
e) Auch die Angliederung größerer Stücke des italienischen Kolonialbesitzes an unsere afrikanischen Kolonien ist „unter Umständen“ wünschenswert.
4. Die Engländer werden aus dem Mittelmeer vertrieben, und zwar so:  
a) Ägypten und der Sudan kommen wieder unter ihre alte Dynastie und unter die Oberhoheit der türkischen Pforte.  
b) Die Aktien des Suezkanals gehen in den Besitz der Mittelmächte über.  
c) Malta, Chpern, Aden, Perim, Solotra und Rutweit „gelangen in eine starke Hand, welche sie gegen Englands Seemacht zu verteidigen vermag“.  
d) Gibraltar muß „deutsch werden oder an Spanien zurückgegeben und neutralisiert werden“.

5. Oesterreich-Ungarn wird vergrößert um die Wallachei, um ein Drittel Serbiens, um Montenegro und Albanien und erhält einen starken Kriegshafen in Salona.
6. Bulgarien erhält die andern zwei Drittel von Serbien, die Dobrudscha und die Teile der mazedonischen Küste, die ihm im Frieden von Bukarest entrisen worden sind.
7. Deutschland läßt sich von England einen Teil von dessen Kriegsflotte abtreten.
8. a) Die Feinde haben die deutschen Kriegskosten und Kriegsschäden (einschließlich der deutschen Rüstungsausgaben für etwa weitere vierzig Jahre) zu decken, im Gesamtbetrage von 200 Milliarden Mark; desgleichen die Kriegskosten und Kriegsschäden unserer Bundesgenossen im Betrage von weit über 150 Milliarden Mark.
- b) Die Deckung eines Teiles dieser Kriegssentschädigung erfolgt dadurch, daß England, Frankreich, Rußland, Italien und Portugal ein jedes die Hälfte seiner Handelsflotte an die Mittelmächte abzutreten haben. Von Nordamerika und Japan wird das nicht verlangt, dafür geht aber die belgische Handelsflotte ganz in den Besitz der Mittelmächte über. — Das soll zusammen einen Wert von etwa 4 Milliarden Mark ergeben.
- c) Weitere 59½ Milliarden der Kriegssentschädigung für Deutschland sollen dadurch gedeckt werden, daß in den eroberten Gebieten Belgiens, Frankreichs, Rußlands und Rumäniens (es wird angedeutet, daß auch Polen in Betracht kommen könnte) alles staatliche und private Eigentum, das sich zur öffentlichen Bewirtschaftung eignet, vom Deutschen Reiche in Besitz genommen und bewirtschaftet wird. Genannt werden vor allem Eisenbahnen, Wasserstraßen, Anlagen, Lagerhäuser, Kohlenruben, Bergwerke, Delquellen — ferner alles Land, das sich zur Bildung bäuerlicher Rentengüter eignet. Privatbesitzer, die hierbei enteignet werden, sind vom Feinde zu entschädigen. Unsere Bundesgenossen sollen Entsprechendes in Italien, Serbien und Rumänien vornehmen.
- d) Die auf diese Weise nicht gedeckten Milliarden müssen die Feinde bezahlen durch Einfuhr von Rohstoffen, Halbfabrikaten und Nahrungsmitteln.

Wenngleich es eigentlich nicht lohnt, noch heute, nachdem die überwiegende Mehrheit der deutschen Volksvertreter sich auf ein erreichbares Friedensprogramm zum mindesten innerlich geeinigt hat, mit derartig krankhaften Phantasien eines entarteten Nationalismus sich abzugeben, so ist es doch angebracht, sie als Material für den Geschichtsschreiber dieses Krieges aufzubewahren. Auch soll man der Neigung, aus diesen traurigen Läufen wenigstens einigen Humor zu schöpfen, von Zeit zu Zeit unbedenklich fröhnen.

## Zu diesem Krieg

Lichtenberg

Es soll in einem gewissen Lande Sitte sein, daß bei einem Kriege der Regent sowohl als seine Räte über einer Pulvertonne schlafen müssen, solange der Krieg dauert, und zwar in besonders zimmern des Schlosses, wo jedermann frei hineinsehen kann, um zu beurteilen, ob das Nachtlicht auch jedesmal brennt. Die Tonne ist nicht allein mit dem Siegel der Volksdeputierten versiegelt, sondern auch mit Nieten an den Fußboden befestigt, die wieder gehörig versiegelt sind. Alle Abende und alle Morgen werden die Siegel untersucht. Man sagt, daß seit geraumer Zeit die Kriege in jener Gegend ganz aufgehört haben.

### Welche Ostjuden bilden das Ostjudentum?

Die innere Problematik war der Reimboden für alle Bewegungen, die in den letzten hundert Jahren, seitdem europäische Winde durch die ostjüdische Gasse gestrichen sind, bald die Oberfläche nur berührt, bald die Tiefe aufgerührt haben. Auch ist es jene Problematik, welche die innere Unstetigkeit gibt und so dem Gedanken an die Auswanderung den Boden bereitet. Das Einzelglied der Gemeinschaft weiß: nicht hier und unter diesen Bedingungen ist der günstigste Wirkungsbereich für seine Zukunft und die seiner Kinder. Natürlich ist die Auswanderungsursache vornehmlich ökonomischer Natur. Aber daß der große Stoc, der gläubig geblieben, noch bis heute fast garnicht zur Auswanderung geschritten ist, das sagt etwas. Diesem Stoc ward das Martyrium nicht zur Problematik. Gottes höherer Wille waltet, und er wird einst durch den Messias eine Erlösung und Erhöhung bringen, die für alles Leid mehr als entgelten wird; das wissen Dieje. Und sagt man die innere Essenz des ostjüdischen Eigenwesens ins Auge, so muß man sagen: dieser Teil ist das Ostjudentum im engern Sinne. Oder: dieser Teil der Ostjuden ist es, in dem eine primäre, geschichtswirkende Kraft wohnt, der für die Zukunft der Weltkultur Hochwertiges birgt, trotz dem vielen Verzerrten, Schematischen, Formelkramhaften, Pseudomorphen, das sich in ihm neben schwerstem Golde findet. Seine Schladen stellen die Unzulänglichkeit jeder Realisation der Idee in jeder Gemeinschaft, in jedem Volke dar, verstärkt noch durch die hier über alle Maßen grausamen Geschehnisse und Verhältnisse. Ihr großer Wert aber besteht darin, daß sie durch ihr ostentatives, fanatisch-steifnackiges Vor-der-Welt-halten des Jüdischen, durch die Eindeutigkeit ihres Festhaltens an der Tradition jüdischer Gefühl- und Denkart, trotz dem tiefen Leid, das sie damit auf sich häufen, das Uralte und Ursprüngliche dieses Volkes dokumentieren. Alles Leben ist ihnen in religiöse Form gegossen, wie in der „alten fundamentalen Geschichtsperiode“, in welcher der Geist des jüdischen Volkstums entstand. Nur so konnten sie diesen Geist lebendig erhalten. Und auch wer jeder Religion feind ist, muß sich davor verneigen, wenn er heute bei einem Volke Unzählige findet, denen Frömmigkeit noch Ekstase ist, wurzeltiefe Geistigkeit und höchste Hingabe an ein Urpersönliches, wie all dies sonst nirgends in einfachen Menschen der Masse sich findet. Denn hier muß es kein Berufspriester sein oder ein Wissender von Standes wegen, der auserwählt ist; auch ein „gemeiner Mann“, ein Schneider, Krämer oder Angestellter ist ein Großer in dieser Gemeinde, wenn sein Geist groß ist oder sein frommes Tun ungewöhnlich. Nicht wie im Westen ist hier repräsentative Synagogalität und nicht befrachtete „Wissenschaft des Judentums“. Jude sein ist hier noch ein Wesentliches. Hier ist Volk Ursprung, Rauheit, Rohmaterial, Bloc. Es wäre paradox, aber nicht absolut unrecht, wenn einer jagte: diese Artung bewahre beinahe mehr Fruchtbares für die Weltkultur als unmittelbar für das jüdische Volks-

tum. Denn für dieses berge sie, wäre sie allein wirkend, die Gefahr einer Erstarrung, Verkalkung, Einseitigkeit und vor allem einer politischen sowie materiellen Schwäche — die Artung dieser Gläubigen, Inselhaften, deren Weltfremdheit Europa und jeden andern als den jüdischen Geist ablehnt, weil sie überzeugt ist, daß sie keiner nicht bedarf.

## Der Philosoph und der Streit von Hans Natonek

Er, der zuschaut, wie andre streiten, und der überlegene Betrachtungen über Streit und Streiter anstellt, setzt sich der Gefahr aus, für herz- und marklos gehalten zu werden. Denn nichts hebt sich von der ingrimmigen Verbissenheit des Kampfes schärfer ab als sein objektiver Betrachter. Die Objektivität wird ihm von beiden Streitteilen verübelt, ja, sie ist den in ihrer Subjektivität Befangenen geradezu verhaßt. Mit der in die Dinge hineinleuchtenden Erkenntnis wissen sie nichts anzufangen und lehnen sie als nutzlos ab. Der Weise spielt in sachlichen Streitigkeiten (sofern er nicht von seinem Ewigkeits-Standpunkt in das menschliche Getriebe hinabsteigt) die denkbar undankbarste Rolle, da er für keine der beiden Parteien eintritt und über dem Streitobjekt steht, das er in der gleichen unbedingten Bedeutung wie die Streitenden nicht anzuerkennen vermag. Dem im gewöhnlichen Leben nicht seltenen Vorfall, daß die Kampfentbrannten über den unbetheiligten Philosophen ihres Streites erobert herfallen, kommt eine typische, warnende Bedeutung zu. In der Tat: gute Erfahrungen wird ein Philosoph in einem um Sachlichkeiten entbrannten Streite nie machen. (Aber um gute Erfahrungen zu machen, ist ein Philosoph schließlich nicht auf der Welt.) Er wird, wenn zwei Gegner auf Tod und Leben ringen, deren Menschentum seinem Herzen näher steht als ihre Händel, in tiefstem Sinne der tertius patiens sein. . . Seine Objektivität und die verbohrtete Subjektivität der Kämpfenden müssen unvermeidlich zusammenprallen. Er besitzt nicht die von außen verliehene Autorität eines Richters, er strebt sie auch garnicht an, er will ja garnicht Recht sprechen und entscheiden, denn einem der beiden Streitteile Recht geben, hieße: den Wert des Kampfobjektes und die Würde des Streites anerkennen; er begnügt sich vielmehr damit, das Wesen des Streites lächelnd zu durchschauen und ihn als einen Beweis der Unzulänglichkeit der menschlichen Natur zum übrigen zu legen. Der Richter, mit wirklichem oder vorgetäushtem gläubigen Ernst in die Streitfache versenkt, versetzt sich in das Subjekt der Streitenden, der Philosoph setzt sich darüber hinweg und postuliert und konstruiert über dem Streitgegenstand das höhere Dritte, das mit den beiden Rechtsmöglichkeiten der Entscheidung meist herzlich wenig zu schaffen hat.

Jeder Streit ist von dieser Welt, aber der Philosoph ist es meist nicht. Und deshalb gibt er bei dem um einen Vorteil oder

Nutzen entbrannten Kampf eine unnütze, oft komische, oft tragische Figur ab. Er erkennt völlig, daß es beim Streit gar nicht aufs Erkennen, nicht aufs Unterscheiden, sondern aufs Entscheiden ankommt. Was nützt es, wenn er das Wesen des menschlichen Kampfes durchschaut, aber über dem Streitgegenstand erhaben ist? Der Philosoph (wie er hier gefaßt sein möchte) mißt die Dinge an der Ewigkeit und gelangt so irdischen Händeln gegenüber häufig zur Ablehnung und Verneinung. Anders der ethische Geist. Da es ihm nicht um Begriff und Objektivität zu tun ist, sondern um praktische Einwirkung und um den Ausgleich von Macht und Recht, so versucht er immer wieder, die Menschen aus ihren Streitigkeiten zu belehren. Ihm ist der Streit ein Schulbeispiel, wie man nicht sein soll; er müht sich, den Streit durch Erweckung sittlicher Kräfte zu beenden, damit die Entscheidung nicht der Macht in die Faust gelegt sei. Aber auch der Ethiker ist dem Kampf um Vorteil gegenüber hilflos. Denn der Streit ist nun einmal jener häßlichste Zustand, der nur durch Macht zu entscheiden ist. Selbst der Richter braucht Macht, damit sein Recht Recht sei. Und dem Ethiker bleibt schließlich nichts andres übrig, als zu trauern, daß edle Veröhnlichkeit und menschliche Güte so wenig Autorität und so gar keine Kraft besitzen, in menschlichen Streitigkeiten auch nur den allergeringsten Einfluß zu üben.

Jeder Streit — von seiner sachlichen Bedingtheit abgesehen, die in jedem Fall verschieden ist — hat eine seelische Uniformität, die in der menschlichen Natur, in ihrer Unzulänglichkeit begründet liegt. Ja, diese unzulängliche menschliche Natur ist im letzten Grunde die Ursache des Streites, und nicht der sachliche Anlaß, der nur seine Erweckung ist. In philosophischem Sinne ist jeder Streit um Vorteil und Nutzen unvernünftig und verwerflich. Denn die Einbuße an Güte, Milde und Veröhnlichkeit, die durch den Streit heraufbeschworene Verbitterung, Gehässigkeit, Verengung und Verhärtung des Gemüthes wiegen schwerer als der etwa zu erzielende Nutzen. Gewisse Streite können sich gar nicht bezahlt machen, weil ein seelisches Manko zurückbleibt, das schwer wieder auszugleichen ist. Alle Streitigkeiten wachsen gleichsam auf der grundlegenden seelischen Tatsache, daß keine der beiden Parteien fähig ist, sich in die Leidenschaft der andern zu versetzen. Nichts scheint den Streitenden unmöglicher, als auch nur im Geiste einen Wechsel des Standpunkts vorzunehmen und sich selbst vom andern Lager aus zu betrachten. Eine solche geistige Ueberlegenheit würde ihnen als etwas Freierisches und Spielerisches erscheinen; und doch wäre diese spielerische Souveränität höchstes Ethos (wie denn überhaupt das „Spielen“ — in einem sokratischem, nicht aesthetischem Sinne — ethisch viel höher steht, als die Verbissenheit und Verböhrtheit in das Wirkliche). Dadurch aber, daß Streitende nur die Schuld der Andern zu sehen vermögen, und diese riesengroß, nicht aber die eigene, haben alle jene Putschführer und Einflüsterer,

die aus Neigung oder Interesse die Vergrößerung des Streites wünschen, leichtes Spiel: indem sie nur immer neue Schuld und immer neue Fehler auf den Gegner zu häufen brauchen; was den so in seiner vermeintlichen Unschuld Bestärkten den Nacken steift und ihn anspornt, Den zu vernichten, von dem ihm glauben gemacht wird, daß ihm Vernichtung drohe; indes der so Angegriffene natürlich alle Kräfte sammelt, um den Stoß zu parieren und seinerseits Den matt zu setzen, bei dem er die Vernichtungsabsicht glaubt voraussetzen zu müssen, um nicht selber vernichtet zu werden. So glaubt jeder, den Andern vernichten zu müssen, um nicht selbst vernichtet zu werden; Einer greift an, mit der Begründung, daß ihn, täte ers nicht, der Andre angreifen würde, und verübelt es diesem, wenn er sich wehrt und zurückschlägt. Ein Echo kommt zurück, ohne daß ein Ruf erging; jenes weckt den Ruf und behauptet, dieser sei schuld. Ruf hält sich für Echo, Echo wird verdächtigt, Ruf zu sein; sie schwellen wechselseitig an, einer am andern, und im entfesselten Getöse geht die Vernunft unter. Dies ist die fürchterliche, kaum noch zu entwirrende Situation (von der jedem anzunehmen freisteht, ob sie erfunden oder wirklich ist), die der Dämon des Streites, der Verhehung und tiefsten tragischen Mißverstehens schaffen kann, dies sind die Geräusche und die Atmosphäre, in der der Geist der Politik gedeiht.

Je verbitterter und ergrimmt ein Streit geführt wird, umso weniger vermag die Philosophie zu seiner Lösung. Gegenüber den Realien eines entfesselten Weltstreites bleibt dem Philosophen letzten Endes nichts andres, als sich auf sein ureigenstes Wesen zu besinnen: nichts zu wollen. Was frommt es, wenn der Effatiker des Geistes mit beschwörend erhobenen Händen sich der rasenden Maschine entgegenstürzt? Wenn es ihm Wollust ist, von ihren ungeheuern Rädern beiseite geschleudert zu werden, mag ers tun. Er hält den Sichelwagen nicht auf. Treibt den Philosophen die Lust der mörderischen Zeit, sich zu den Lenkern des fürchterlichen Gespannes emporzuschwingen oder als ihr Trabant, Lakai und Korbant hintenaufzusitzen, mag ers tun: sein Anspornen ist nicht halb so verderblich, als es verächtlich ist. Sein einzig würdiger Platz ist nahe dem Munde der tönenden Ewigkeit, und an den Lippen Gottes zu hängen, nicht an denen der Mächtigen dieser Welt, seine Bestimmung. Nur von dieser höchsten Stelle aus ist das Wirrsal zu deuten. Hier kann vielleicht auch seine Anklage gegen die Welt verstummen und sein zerrissenes Gefühl heilen, da er Gott mit allem, was geschieht, in Uebereinstimmung sieht. Hier kann er wissend warten, bis die Welt, im letzten Augenblick, vor dem Abgrund zurüctaumelt — und dann, wenn wir des Blutens und Hassens müde sind und das Chaos über uns zusammenzuschlagen droht, uns sagen, warum Gott das alles gewollt hat, und einen neuen Sinn der Welt verkünden.



## Georg Kaiser von Julius Bab

Mit der Erfüllung meiner selbstgewählten Pflicht, die ‚Schaubühne‘ zu einer Stätte schaffender Sichtung der ganzen jungen dramatischen Produktion in Deutschland, auch der ungespielten, womöglich auch der ungedruckten zu machen, mit der Erfüllung dieser Pflicht haben die Zeitläufte mich arg in Rückstand gebracht. Keiner von diesen Rückständen verlangt jetzt dringender Erledigung als der Fall Georg Kaiser. Sein Name wird von mir im Zusammenhang des dramatischen Nachwuchses nicht zum ersten Mal genannt. Aber seit ich zuerst hier von ihm sprach, hat eine große Fülle von Arbeiten sein Gesicht verändert, und die Theater haben — selbstverständlich vom verkehrten Ende — angefangen, ihn zu spielen. Uebermorgen wird er eine Mode sein. Es ist gut, eh deren verwirrende Einflüsse beginnen, das Bild dieses neuen Autors klarzustellen.

Die Frage bleibt freilich, ob solche Klarheit heute möglich ist. Von Georg Kaiser kenne ich jetzt elf Dramen, und das Erstaunlichste an dieser verhältnismäßig großen Produktion ist ihre vollkommene Verschiedenheit — Verschiedenheit der Formen, der Willen und auch des Wertes. Als wirkliche Einheit bleibt bis jetzt eigentlich nur das Schauspiel eines sehr reichen, sehr beweglichen, nach den verschiedensten Richtungen ausgreifenden Talentes. Daß seine formale Begabung einen wesentlich intellektuellen Charakter hat, steht allerdings fest. Wo aber ihr ethischer Mittelpunkt ist, scheint mir noch nicht festzustehen; obwohl doch hier für Kaiser wie für jedes Talent die eigentliche Entscheidung liegt.

Vielleicht die älteste von Kaisers Arbeiten ist das „gewinnende“ Spiel ‚Großbürger Möller‘. Eine nur durch die Sicherheit der Technik interessierende, allenfalls literarische, keineswegs dichterische Theaterpielerei. Ein garnicht gewonnenes großes Los wird für einen bösen Schelm Ursache zu einem Raubzug gegen die vermeintlichen Gewinner, während der gute Schelm, der die Begegnung vom großen Gewinn schafft und vier Wochen aufrecht hält, alles zum wirklichen Vorteil der auszubeutenden Scheinreichen wendet. Dies Stückchen von wenig Wahrscheinlichkeit, bescheidener Wärme und nicht sehr viel Witz ist nicht ohne Grund in einem idyllischen Theater-Dänemark angesiedelt. Bei etwas strafferer Zusammenfassung könnte es ein ganz nettes Fruchtkuchen aus dem Garten der Esmann und Genossen darstellen. Erstaunlich für Kaiser ist die innere Harmlosigkeit und die offenbar angeborene äußere Theaterficherheit dieses ersten Einfalls.

Das erste Stück, das nach der üblich langen Respektlosigkeitsfrist an berliner Theatern von Kaiser zur Aufführung gelangte, war sein allerletztes. Es hatte ursprünglich den großzügigen Titel: ‚Der Bethlemitische Kindermord‘ nach dem Stück, das der junge Dichter, die Mittelpunktfigur des Lustspiels von Kaiser,

aufgeführt haben will. Aufgeführt hat man es bei uns als ‚Die Sorina‘. So heißt die Schauspielerin, die den Dichter liebt und den Polizeidirektor betrügt — dessen Monstrum von Gattin wiederum der Poet hinter's Licht führt. Ueber diesen Schwank, eine mäßig geschickte Handwerksarbeit, die die Boulevard-Posse und Gogols Korruptionskomik und zum unwahrscheinlichen Schluß ein bißchen braves, deutsches Familienlustspiel benützt, lohnt es sich nicht noch einmal zu sprechen. Das bißchen diabolische Zuspitzung nach modernen Mustern im Dialog ist nicht der Rede wert, weil kein anderer Wille als der, Theaterstücke zu schreiben, diese Technik zu handhaben scheint. Immerhin kräftigere Anfängerarbeiten sind zwei Schülerdramen: ‚Der Fall des Schülers Begejack‘, eine im Einzelnen komische, im Ganzen ermüdende und wenig erquickliche fünfaktige Karikatur: ein hoffnungsvoller Sekundaner wird zwischen eine in jedem Sinne impotente Lehrerschaft und deren höchst empfängliches Damencorps gestellt. Die gleiche Internats-Atmosphäre wird tragischer geballt im ‚Rektor Aleiss‘, wo der Verzweiflungskampf einer verkrüppelten Schulmeisterseele mit der gradgewachsenen Kraft der Jugend zu tödlichen Konsequenzen führt. Die Eigenart beider Stücke ist noch gering. Sie stammen unmittelbar von Wedekinds ‚Frühlings Erwachen‘ ab (ohne entfernt solche lyrische Tiefe und seelische Weite zu offenbaren), und gewinnen in der immer schärfern, knappern, begrifflich kälteren Prägung des Gesprächs den Anschluß an Sternheim.

Ganz und gar vom Stil dieses eiskalten Karikaturisten der neudeutschen Kleinbürgerwelt beeinflusst zeigt sich dann Kaiser in einer neuern Arbeit, der Komödie ‚Der Zentaur‘ (wie alle Dramen Kaisers bei E. Fischer). Der ganz Sternheimische Witz des Titels und des Stücks besteht darin, daß der vollkommen phyllostrophen Pedant (wiederum ein Oberlehrer) — grade weil er in seiner Pedanterie so weit geht, sich auch für die ehelichen Pflichten durch sorgfältigen Versuch vorbereiten zu wollen — in den Ruf gerät, ein Wüstling, ein heidnisches Naturwesen, ein Zentaur zu sein. Das Stück, in einzelnen grotesken Erfindungen witzig genug, handhabt die tüdliche Pedanterie der Sternheimischen Depeschensprache sorgfältig; aber es ist im Ganzen schlecht gemacht. Die eigentliche Intrige ist in drei Akten erledigt, und dann werden für das beteiligte Mädchen und den beteiligten Mann noch je ein Akt ganz neuer Handlung angelebt. Schon im Akt des Mädchens wirkt es unangenehm, wenn Kaiser durch Werturtheile, die auf menschlich ernstes Gefühl Anspruch machen, die schlitzende Einheit seiner höchst karikierten Welt zerstört. Im letzten Akt aber sucht eine reiche Dame, deren Sohn der Schulkriemhild in den Tod getrieben hat, von ihm dadurch Ersatz zu erhalten, daß sie ihn heiratet! Das ist ebenso gewaltiam wie kläglich und verrät einen merkwürdigen Mangel des Gefühls für die Grenzen dessen, was selbst der frechsten Karikatur noch als lustig zugestanden werden kann.

Sehr viel ernster zu nehmen ist der gleichzeitig erschienene pathetische Versuch in Sternheims Stil, den Geörg Kaiser nennt: 'Von Morgens bis Mitternachts'. Mittelpunkt ist wiederum der kleinbürgerliche Pedant, diesmal ein Bankkassierer, der aber nun wirklich zum Zentaur wächst: der Anblick einer Frau, die er irrtümlich für eine käufliche Abenteurerin hält, wirft ihn aus der Bahn: er geht mit sechzigtausend Mark durch, zertritt seine ganze alte Welt hinter sich, durchrast in vierzehn Stunden alle Möglichkeiten der Großstadt und stirbt von der tiefsten Enttäuschung verflärt. Die Technik bleibt die ganz intellektuelle Sternheims: dieser Mann, der dumpf und stumpf und wehrlos, wie ein Geschöpf aus Flauberts Provinzleben, sein sollte, legt in rasenden Zwigesprächen und langen Monologen mit der kalten Schärfe eines überschauenden Psychologen seine Seele bloß. Diese Art Technik gestaltet nicht Menschen und Vorgänge durch die lebende Sprache: sie diskutiert sie durch Begriffe an szenischen Beispielen. Deshalb kann Kaiser auch ein so großes, in der Gestaltung aber nur für den Epiker erreichbares Sinnbild der Großstadt-Kaserei auf die Bühne befehlen, wie das Sechstagerennen — er läßt seinen Mann eben von irgend-einer Ede aus den dramatisch undarstellbaren Vorgang analytisch schildern. Ist Kaiser in der kalten Schärfe seines Vortrags hier noch ganz von Sternheim abhängig, so geht freilich die Größe der Komposition über alles hinaus, was dessen böse Klugheit selbst in den radikalsten Zusammenziehungen gewagt hat. Diese Szenenkette, die von der Familienstube über den Massentwahnstanz des Kennens und die Wüstheit des Ballhauses zur Heilsarmee führt und den Kassierer vor dem Kreuz des Mars mit einem „Ecce homo“ sterben läßt, ist wie ein Mysterium gefügt. Aber freilich wird ein geistiger Inhalt, der zu so großer Form berechtigt, nicht fühlbar; es bleibt sehr Sternheimisch, daß als Widerspiel der zaghaften Sinnlichkeiten des kleinen Philisters nur die wüsten Ausschweifungen des Lebemanns (der doch erst recht ein Philister ist!) erscheinen. Der Geist, dessen Streben und Schaffen aus der Philisterei herausführt, bleibt ganz aus dem Spiel. Auch die Heilsarmee, die in einem Augenblick als wirklich religiöse Kraft und als Gegengewicht für diese bloße Tierwelt noch immer geistig gemug erscheint, wird ja schließlich als ein Betrug der gleich Sterbigen entlarvt. Bei einer so armeligen, in so niedriger Sphäre gebannten Welterfahrung erscheint die große Geste des Getreuzigten, der Anspruch tiefer Weltverurteilung wenig gerechtfertigt.

Das Tröstliche für die Möglichkeiten von Georg Kaisers Schaffen — zugleich aber das Bedenkliche Bedende gegenüber der Solidität, der innern Notwendigkeit seiner einzelnen Schöpfungen — besteht nun aber darin, daß der hier scheinbar mit so großartigiger Entschlossenheit hingestellte stürzliche Militarismus garmacht sein letztes Wort ist. Wie es doch selbst in dem Mitternachts-Drama meint: denn meint Kaiser nur Erlebnisse und Gefühls-Grängen

eines dumpfen kleinen Kassierers überlegen hätte zeigen wollen, so dürfte er vielleicht überhaupt nicht die pathetische Form des Dramas und ganz gewiß nicht das so persönlich klingende Pathos dieses Mysterienstils wählen.) Neben diesen Stücken aus der mit Sternheims Zynismus betrachteten Bürgerwelt stehen nun aber ganz andre.

Es sind phantastische Spiele, Inzenerungen mythischer Stoffe, Bühnenbilder von besonders raffiniertem Farbensinn arrangiert. Das älteste dieser Art: ‚Die jüdische Wittve‘ ist das Werk Kaisers, das ich hier vor Jahren schon besprochen habe. Diese zynisch-geniale Abwandlung des Judith-Motivs und der ‚König Hahnrei‘, der ähnlich mit dem Tristan-Motiv verfährt und König Marke zum Mittelpunkt einer unerfättlich bohrenden Psychologie des Selbstbetruges macht — diese Spiele verraten in der bössartigen Kälte, mit der sie den Blick auf das sexuelle Problem einstellen, deutlich genug noch ihre innere Verwandtschaft mit den Kleinbürger-Komödien. Bei einer dritten Dichtung wird aber das phantastische Kostüm congeniales Gewand einer Anschauung, die sich auch innerlich in freiere Luft hebt. ‚Europa‘, Spiel und Tanz in fünf Aufzügen, ist wahrscheinlich die geistreichste Bühnenarbeit, die das Kriegserlebnis irgendwo gezeitigt hat. „Geistreich“ im vollen Wortsinne, nicht mehr — aber auch nicht weniger. Mit erlesenem Geschmack ist hier eine Partitur für einen großen Regisseur gesetzt, der einmal Tanzkunst und Schauspielkunst gründlich verschmelzen will, denn hier ist der Tanz ein wesentliches Stück des dramatischen Aufbaus, er ist Form und Sinnbild der überfeinen Friedenskultur, die der König Agenor in seinem Reiche gezeitigt hat. Nur noch tanzend schreiten die Männer daher und tanzend werben sie um des Königs Tochter Europa. Und als ein Tänzer von höchster Vollkommenheit wirbt zunächst auch Zeus, der Gott, um sie. Aber sie ist von all dem Feinen, Harten, ganz Harmonischen überfättigt; sie lacht alle Tänzer aus. Da erscheint Zeus als Stier und dem bitter-starken Geruch des wilden Tieres widersteht sie nicht. Ihr Bruder Radmus, der vor langem dem Friedensland entwandert ist, um anderstmo aus der Drachensaat seines Willens Männer zu ziehen, schickt jetzt diese Krieger, um im Friedensland Frauen zu werben; und vom Atem des Stieres entzündet, folgt Europa mit ihren Mädchen zum Entsetzen des Vaters den wilden Männern freudig in das neue wilde Land, das ihren Namen tragen wird. Im dramatischen Sinne ist dies zweite Radmus-Motiv etwas äußerlich an die Zeus-Sandlung angelehnt, die Verbindung ist mehr eine gedankliche als eine künstlerische. Das ist aber auch der einzige Einwurf, den ich gegen dies blendend geistvolle, mit hundert Einfällen voll phantastischer Anmut durchgeführte Spiel erheben möchte. Alle Bilder sind von einem erlesenen Theatergeschmack gestellt, und die Sprache hat zwar ihren intellektuellen Charakter bewahrt, ist aber dabei von Sternheims Schärfe zu Maeterlinds

Feierlichkeit fortgeschritten; sie gewinnt Schwung und Kraft, ohne deshalb auf allerlei Sprühregen des Witzes zu verzichten.

Noch bleiben für die Betrachtung Kaisers zwei Dramen, die nach Wesen und Wert die allergrößten Gegenätze innerhalb des verwirrend vielseitigen Werks dieses Autors bilden. Auf die kostbare Gobelinstickerei, die glänzende Kühle der ‚Europa‘ folgten brutal karikierende Holzschnitte wie der ‚Zentaur‘ und dann, als vorläufig jüngstes Werk, eine so unglückliche kubistische Malerei wie ‚Die Mutter Gottes — eine Tragödie unter jungen Leuten aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts in fünf Akten‘ — inzwischen unter dem Titel ‚Die Versuchung‘ veröffentlicht. An gewisse Produkte der jüngsten Malerei fühle ich mich erinnert, weil auch hier eine krampfhaft originelle Technik einem an sich trivialen Entwurf, einer unbedeutenden Vision Reiz verleihen soll. Eine merkwürdige Mischung entsteht: ein Umriß, der von dem mittleren Jhsen des bürgerlichen Tendenzstücks gezeitigt scheint, wird mit dem sprunghaft andeutenden Gesprächsstil Sternheims gefüllt. Eine junge Frau weist mit einem kleinlichen Fanatismus gegen den Alkohol (man weiß nicht recht, wie weit Sternheim diese groteske Verammtheit ernst nimmt) ihren Mann, der nicht etwa ein Säufer, sondern ein harmlos vergnügter Philister ist, zurück; sie erfindet höchst sinnlose Kuren, um ihm das Trinken zu verleiden. Ein ehemaliger Verehrer von ihr, genialer Bohémien, wie Hedda Gablers Ejlert Löbborg, enttäuscht wie Löbborg, schreibt wie Löbborg ein großartiges Buch über die Pflicht zur Mutterschaft. Die Heldin ist hiervon so erschüttert, daß sie sich von dem offenbar nicht alkoholischen Löbborg ein Kind beschafft. Hierdurch gerät sie in eine solche Verwirrung, daß sie selber in den Verdacht des Alkoholismus gerät (dieser Witz ist von Wedekind) — worauf sie sich erhängt. Eine merkwürdig ungefüge, im Geiste unklare, in der Technik gewaltsame Arbeit. Der lebendige Dialog wird immerfort durch absichtsvolle Tendenzrednerei unterbrochen, ohne daß eine Tendenz von Bedeutung dabei sichtbar wird. Diese vielfach unselbständige und nicht einmal in der Absicht deutliche Arbeit läßt uns ganz ratlos über den Weg Kaisers zurück. Und dabei hat er doch drei Jahre vorher ein Werk geschaffen, das mit kühner selbständiger Kraft nicht nur dieses letzte, sondern sein ganzes übriges Schaffen überragt und zu den merkwürdigsten Erscheinungen des letzten Menschenalters dramatischer Dichtung gehört.

Das sind die ‚Bürger von Calais‘, ein Bühnenspiel in drei Bildern, gefügt in der gewaltig klaren Formsprache Ferdinand Hodlers. Der feierlich primitive Märchentön Maeterlinds erscheint von einer geistigen Leidenschaft gestählt und ins Großartige gerissen durch ein Pathos voll tiefer, kämpfender Kraft. In den ‚Bürgern von Calais‘ erhebt sich der neue Heroismus schaffender Tat gegen das alte Heldentum zerstörenden Kriegsbrausches. Der König von Frankreich ist besiegt, und der König von England will

die belagerte Stadt Calais nur schonen, wenn sechs Bürger sich ihm zum freien Opfertode ausliefern — andernfalls will er die Stadt in den Hafen stürzen, den Hafen, der das stolze, fruchtbare Lebenswerk der Bürger war. Der Hauptmann von Frankreich findet im Rat noch all die alten hinreichenden Worte des Kriegerideals für einen glorreichen Untergang. Aber gegen ihn an spricht mit höherer Kraft das neue Bürgerideal durch den Mund des Eustache de Saint-Pierre; der verkündet die höhere Pflicht, daß die Stadt leben bleiben müsse, um ihres Werks, ihrer Schöpfung willen. Und der wundervoll gefügte Fall Kaisers läßt die Verdächtigung nicht zu, daß hier die Feigheit eines bloß Lebengierigen sich großartig maskiere. Denn Eustache will ja seine Person der Erhaltung seiner Stadt und ihres Wertes zum Opfer bringen; er tritt als Erster heraus, als eines der vom englischen König geforderten sechs Opfer. Andre folgen ihm, zuletzt gleichzeitig zwei Brüder. Nun sind es sieben — einer zuviel. Ueberall ist die Ungewißheit, wer schließlich zurückbleiben dürfe; und Eustache erhält diese Ungewißheit künstlich bis zuletzt; er verhindert eine Auslosung, er bestimmt, daß der frei sein soll, der als Letzter am Morgen sich auf dem Markte einstelle. Als alle versammelt sind, fehlt er — aber nicht, weil er als der Letzte kommt, sondern, weil er als der Erste vorausging, zum freien Tod. So hat er sie alle an ihr Werk gebunden, hat ihnen auch den Rauch eines jähen Entschlusses verwehrt und sie so in vollster Willensklarheit zu ihrer höhern Taterschaft geweiht. Dem König von England ist ein Sohn geboren worden; er begnadigt die sechs. Wenn er aber einzieht, um als siegreicher Krieger vor den Altar zu treten, so wird über ihm der Sarg des Eustache, des größern Uebervinders, erhöht sein.

Kühn, groß und selbständig wie das Weltgefühl dieses Gedichts, das auf einer höhern Kurve der Entwicklung die Erziehung des Prinzen von Homburg wiederholt und den Menschen aus dem Rauch romantischer Ueberlieferung zu einer ganz klar mollenden Tat erhebt. — Kühn, groß und selbständig ist die mächtige Freskenform dieses Gedichts. Szenenbilder von hieratischer Symmetrie und Würde sind errichtet. In ihnen sprechen sich Gestalten in lang zusammenhängenden Reden aus. Die Sprache scheint oft bis an den äußersten Rand abstrakter Begrifflichkeit geführt; aber ein leidenschaftlicher Rhythmus und eine prophetische Bildkraft halten sie immer noch im Bezirk der Gefühlswirkung fest. Wir spüren das Gegeneinanderhämmern von Willen — wir erleben Drama! Der expressionistische Wille der jungen Generation ist hier einmal zur Tat geworden, einfach, weil es wirklich einen bedeutenden Gehalt gab, der auszudrücken war. Die Bürger von Calais sind ein Werk von morgen, ein schöner und sicherer Besitz. Der Dichter Kaiser, der daneben ja viel Heutiges und Gestriges geschaffen hat, bleibt ein etwas beunruhigendes, aber jedenfalls reizvolles Problem.

## Wiener Leichenschau von Alfred Polgar

Der ‚Erbförster‘ ist ein Theaterstück, dem Menschen von heute nicht einmal mehr antiquarisches Interesse abgewinnen können. Die Figuren des Spiels tragen ihr Herz in der Hand und lassen es, zur Rührung der Zuhörer, schlagen. Das macht eine Art etler Spielboxen-Musik, die manchmal recht traurig, aber niemals tragisch wirkt. Dem Unheil, das in diesen fünf Akten redliche Leute in Mord und Tod hehrt, folgt wie sein Schatten die Bächerlichkeit; das unzerreißbare Schicksalsnetz, in das sich die Braven verstricken, besteht aus Hirngespinnsten; und die tragische Notwendigkeit blüht aus einem Kompost von Marotte, Zufall, Mißverständnis. Was soll ein Erwachsener mit dieser gesprochenen romantischen Oper anfangen? Baumeisters Menschentum schenkte der Figur des Erbförsters unendlich mehr, als ihr der Dichter verliehen. Durch den Schauspieler wurde aus dem Theaterstück eine Dichtung. Im wiener Deutschen Volkstheater blieb diese mythische Umwandlung von Gnaden einer großen Persönlichkeit aus. Herr Kutschera gab der Komödie, was der Komödie ist: schnauzbärtige Güte, Eigensinn, Manneshärte und Vaterweicheit. Den Eindruck völliger Ueberflüssigkeit des ganzen Theaterabends konnte er nicht verwischen.

\*

Mit der Aufführung des Lustspiels ‚Die große Glocke‘ hat das Deutsche Volkstheater dem toten Blumenthal keinen schönen Nachruf gehalten. Die ganze Süßlichkeit und Verlogenheit einer ‚Satire‘, der es letzten Erbdes darauf ankam, ihren Objekten zu schmeicheln, riecht aus diesen vier Akten. Und daß es eine verwesene Süßlichkeit, macht den Geruch nicht angenehmer. Blumenthal war ein wichtiger Kopf und ein geschickter Theatermann. Aber das Puppige seiner Figuren, ihre monomane Seiterkeit, das Vacuum, das sie an Stelle eines Hirns und Herzens tragen, sind unerträglich. Und am unerträglichsten ist die Voraussetzung, das Fundament von Blumenthals Lustspielen: diese glatte, platte Welt der Zufriedenen, Reichen, Satten. Ihr Frohsinn nötigt den Zuhörer in der Tat, sich „den Bauch vor Lachen zu halten“. Denn aus ihm stammt, auf ihn zielt und seiner Funktionssteigerung dient des Autors erfinderiſche Munterkeit.

Herr Kramer und Fräulein Witwode sind echte Blumenthal-Spieler, von ihres Talents Gnaden; Fräulein Hochwald fügt sich geschmeidig und klug in die Torheit ihrer Rolle, Fräulein von Budovics schlägt, ohne zu lachen, ernstere Gemütsstöne an. Sie ist eine taktvolle Schauspielerin. Herrn Carl Götz sind die besten Augenblicke des Abends zu danken. Es ist bezaubernd, wie lautlos und unmerklich in seinen Händen aus einem Wurstel etwas Menschenähnliches wird. Er hat die geheimnisvolle Kraft (die

auch Gustav Maran in hohem Maße zu eigen war): aus der aller-  
albernsten Schreibtsch=Mißgeburt eine Kreatur Gottes zu machen.

\*

Dem ‚Wirtwarr‘ von Kozebue konnte auch der verzweifelte Uebermut des Volkstheater=Ensembles, ja selbst Herrn Rosenthals strenge Regie, die in Sachen des Spafes keinen Spaf versteht, nicht helfen. Der ‚Wirtwarr‘ ist nämlich ein armseliger Schmarrn. Müssen wir seine Humorlosigkeit freundlich belächeln, weil sie das ehrwürdige Siegel „anno dazumal“ trägt? Die platteften Späße gerührt erdulden, weil sie sich anbiedermeiern? Den dünnen Mist zärtlich betrachten, weil er voll Scherben aus Großmütter=Haus=rat? Hat das Lote schon deshalb Anspruch auf Leben, weil es längere Zeit tot ist? Mußte Blumenthal begraben werden, da mit Kozebue auferstehe und wandle?

---

## Wirtschaftsträume von Gabriel Hofer

Der Wirtschaftsbloc „Mitteleuropa“ ist als Utopie zu den Alten ge=legt. Raumanns Formulierung entspricht dem Denken eines zu=kunftsfreudigen Ideologen, der oekonomische Prinzipien gern mit nation=alethischen Gesichtspunkten aufstellt. Allerdings wird damit die Dis=kussion auf eine Ebene geschoben, die nicht notwendig mit der histo=rischen Tatsächlichkeit zusammenfällt.

Diese Diskrepanz vergrößert sich mit der Forderung der entschlossenen Imperialisten, denen Raumanns Begriffsprägung zu eng ist, und die unter „Mitteleuropa“ einen Wirtschaftsbloc verstehen, der die Lande zwischen Maas, Memel, Wartha unter ein einheitliches politisches Denken zusammenschließt.

Es wird nicht ganz deutlich gesagt, daß das Zentrum einer Orga=nisierung in Deutschland liegen muß. Aber das mir vorliegende Heft von Arthur Dix: ‚Die Wiebergeburt der Alten Welt‘ (im Verlag des Größeren Deutschland) ist im journalistischen Mittel viel zu anständig, um diese Tatsache bewußt zu verstecken. Die weltpolitische Perspektive weicht nirgends von der üblichen alldeutschen ab: als einzige Prophe=lage gegen englisch=amerikanisch=japanische Weltmächts=Aspirationen wird der „geschlossene Handelsstaat der alten Welt“ gefordert — die Wirt=schaftseinheit Mitteleuropa=Vorderasien=Afrika. Deutsches Kapital und deutsche Organisation werden unermülich als Mittel hierzu unterstrichen.

Einen Augenblick klingt der Gedanke bestechend. Die Wieberkehr der heutigen Zustände ist unmöglich, wenn ein einheitlicher, in unsterbbarer Kommunikation befindlicher Versorgungsbloc der Mittelmächte besteht, der im Austausch von Rohstoffen und Fertigsfabrikaten den gesamten Verbrauch der Wirtschaftsgemeinschaft regelt. Aber er muß eine müßige Spekulation bleiben, weil seine Entdecker — trotz ihren stän=digen Hinweisen auf die Realpolitik — bei jeder entscheidenden Gelegen=hei. das sachliche Material übersehen.

Als bedeutsamstes Angriffsobjekt deutscher Zivilisation wird von Dix Bulgarien dargestellt. Mit vorsichtiger Gebärde schiebt Dix Oester=reichs wirtschaftsgeographisch viel einleuchtendere, ältere Ansprüche bei=



seite, um es nachher — nebelhafter Weise — mit der Türkei zu entschädigen. Dix, als Sprecher größerer sinnesverwandter Verbände, fordert die Organisation Bulgariens auf deutsche Desiderate hin, die Oesterreich-Ungarn selbst in Ueberschuß produziert. Er mutet — unter Voraussetzung eines geschlossenen Wirtschaftsblocks dazu! — der benachbarten Donaumonarchie zu, auf die Gewinnung seiner notwendigen Rohstoffe aus Bulgarien zu verzichten, nur um Deutschland den Vortritt zu lassen.

Es würde die Selbstaufgabe Oesterreichs bedeuten, wenn es den alldeutschen Wünschen gemäß Bulgarien als rein deutsche Einflußsphäre zulassen wollte. Oesterreichs Zukunft hängt von der Intensivierung des Balkanhandels erheblich ab, und da dieser hypothetische Wirtschaftsblock verlangt, daß es der Konkurrenz der hochentwickeltesten deutschen Industrie mit der eigenen schwächern ohne Zollschutz freies Spiel läßt, würde sich der Erfolg unmittelbar gegen Deutschland richten. Denn für uns ist es Lebensbedürfnis, Oesterreichs Hindernisfähigkeit zu stärken — nicht aber sein Muskelsystem so zu schwächen, wie es sich als Konsequenz der alldeutschen Wirtschaftspbantastik ergibt. In ein alldeutsches Mitteleuropa würde Oesterreich-Ungarn nur dann einwilligen können, wenn besondere Kautelen seine Machtstellung sicherten — und damit ist der Traum zu Ende, ehe an seine Verwirklichung gedacht ist.

Dix reißt das statistische Material über Bulgarien übersichtlich und klar aneinander. Es ist zwar alles ein bißchen für das deutsche Kapital frisirt: aber die Wirklichkeit läßt sich bequem zwischen den Zeilen herauslesen. Das verkehrsarme, ungenügend kultivierte, schwach bevölkerte Land, in den Anfängen geordneter Wirtschaft stehend, würde ungeheure Beträge verschlingen, ehe es für eine Ausbeutung nach rationell wirtschaftlicher Methode reif wäre. Selbst wenn wir annehmen, daß nach Friedensschluß das mobile deutsche Kapital nicht von den Bedürfnissen des eigenen Landes, von Rohstoffbeschaffung und Restitution der eigenen Industrie verbraucht würde, selbst unter dieser Annahme ist die Gegenliebe Bulgariens keineswegs gewiß. Ein bedingungsloses Eingehen, wie es Dix voraussetzt, würde Bulgarien für eine kleine Ewigkeit zu einer passiven Zahlungsbilanz mit Deutschland verhelfen, würde es vielleicht in eine zu enge Abhängigkeit bringen. Immerhin ist es ein Vorzug des Buches, daß es das deutsche Kapital energisch auf Bulgarien aufmerksam macht, das zweifellos von großer Bedeutung für unsre Industrie werden wird. Im übrigen muß bemerkt werden, daß die Instrukktivität dieses Buches an einem Grundmangel leidet, der allen statistischen Angaben der Alldeutschen anhaftet: einem allzu bequemen Glauben an die Zahl. Ein Zahlenaberglaube, der ganz mechanisch die Bedeutung, die Zahlen für ein exorbitant großes Wirtschaftsgebiet haben, für analoge Zahlen in umverhältnismäßig kleinern Wirtschaftsgebieten gleichsetzt. Es ist qualitativ etwas ganz Verschiedenes, ob das kleine Bulgarien sich um 1,45 Prozent vermehrt oder Deutschland um 1,36. Die Bedeutung der Zahl wechselt mit dem Gebiet, das sie mißt.

Noch bequemer wird die Statistik durch die Betrachtung Belgiens — das vornehmlich als Durchgangstation für den deutschen Export angesehen wird — als ausgesprochen deutschen Wirtschaftsgebietes. Auch die Ostseeprovinzen spielen die gleiche Rolle. Um die Frage der Kriegsenterschädigungen zu komplettieren, versteigt sich Dix zu dem Vorschlag an die Türkei, Hölle auf die Durchfahrt der Darданellen zu legen. Natürlich unter besondern Begünstigungen für den alldeutschen Wirtschaftsblock. Gegenmaßnahmen andrer Völker kommen nicht in Frage — da der geschlossene Handelsstaat der alten Welt ihrer entraten kann.

Und damit ist die Fehlerquelle dieser üppigen Phantastien bloßgelegt. Kein noch so starker Wirtschaftsblock — der erst möglich ist, wenn die Länder vom Tigris bis zur Donau deutsche Provinzen sind — kann auf den Handel mit andern Völkern verzichten. Unsere Abhängigkeit von Amerika, zum Beispiel in Kupfer, Eisen, Erdöl und so weiter, ist ebenso eklatant, wie wir darauf angewiesen sind, die Welt mit chemischen Produkten zu versorgen. Wir haben keine Rohstoffe, um die Arbeit unserer Landwirtschaft zu bezahlen: erst die kaufkräftigen Abnehmer unserer Fabrikate schaffen den Unterbau unserer wirtschaftlichen Existenz. Und diese kapitalstarken Abnehmer jenseits der Maritima zu suchen — ist symptomatisch für den verblissenen Utopismus der Alldeutschen.

Und dieser Utopismus ist erklärlich. Denn in ihrem fanatischen Machtbedürfnis setzen sie die Herrschaft der eisernen Faust voraus. Ihrer Meinung nach zerfällt die Welt nach Friedensschluß in zwei unverbundene Lager. Auch diese Perspektive darf diskussionslos abgelehnt werden: denn die Weltwirtschaft kann auf die Dauer so wenig auf deutsche Arbeit verzichten wie wir auf die Arbeit der Welt. Es ist selbstverständlich, daß wir mit unsern Verbündeten im engen wirtschaftlichen Konnex bleiben: aber mit der Umstellung des Marktes auf immer größere Bedürfniskreise tritt automatisch der frühere Zustand des Weltverkehrs ein, in dessen gewaltiger Arbeit der alldeutsche Wirtschaftsblock als ein läglisches Gespinnst des Chauvinismus sich auflöst.

---

## Papiernot von Theobald Tiger

**S** gewiß — es ist nicht immer schön gewesen  
das aberwitzige Echo unsrer Zeit:  
man konnte rechtsrum, konnte linksrum lesen  
und war zum Schluß meist ebenso gescheit.  
Die Presse schmückte stets mit neuen Funkelthosen  
ihr Morgen-, Mittags- und ihr Abendkleid . . .  
Und doch: ein Quentchen blies — es war nicht viel,  
ein Stückchen Bürgerfreiheit — kurz: ein Dampfventil.

Doch jetzt, im Krieg, schwillt des Geheimrats Weste,  
er liebt die Einfachheit für die Nation,  
und hilflos spricht er: „Es ist wohl das Beste:  
Ein Volk, Ein Heer, Ein Fölljetohn.  
Spart nur Papier!“ Doch mit empörter Geste  
erhebt sich brüsk die Zeitungskonfektion:  
„Der Fortschritt ist bedroht! das Volk! der Staat!“  
Dahinter, riesengroß: das Inzerat!

Das ist der deutsche Zustand. Und du, Zeitung,  
du kleiner Freiheitshut, wie stehst du da?  
Noch hast du Platz — zum Beispiel zur Verbreitung  
von Rintopschwanz für ganz Christiania.  
Es strömt bei Arras. Die Annoncen-Beitragung  
pflegt eifrig Gasthaus-Personalia . . .  
Ob ihr genug Papier habt oder feins:  
Ihr helft dem Land nicht!

Es ist alles eins.

# Antworten

**Rosmopolit.** Da der längste Weltkrieg Ihr Interesse an europäischer Kunst nicht vermindern werde, so fragen Sie, was es mit Beerbohm Tree für eine Bewandnis gehabt hat. Damit fragen Sie allerdings nach europäischer Unkunst. Das ist nun zehn Jahre her, daß ich ‚Hamlet‘ und ‚Richard den Zweiten‘ vom vierundsumfzigjährigen Sir Herbert und seiner Truppe gesehen habe. ‚Hamlet‘ wurde zwar ohne Hamlet, aber auch ohne Dekorationen, mit Vorhängen Einer Farbe im Hintergrund und an beiden Seiten gespielt. Zweitens war die Beleuchtung lobenswürdig. Ganz unselbstsüchtig stand sie in Dichters Dienst. Sie glitt gespenstisch sahl um den Geist, der bald in rätselhaftes Zwielicht getaucht, bald wieder herausgehoben wurde. Dagegen die herrliche Königstragödie, in der wir Rainz und Matkowsky, die wir selbst aber noch niemals gesehen haben! Bei Tree hatte ‚Richard der Zweite‘ drei Akte, statt fünf. Unbedenklich war jede Szene gestrichen, die mit keinem Aufzug, keinem Ballett, keinem lebenden Bild, keinem Gesangstück zu beginnen oder zu beenden oder zu durchsetzen ist. Dieser Neigung zu opernhafem Brunk fielen natürlich auch Menschenopfer unerschört. Das anspruchslöse Individuum, das höchstens dem psychologischen Zusammenhang von Nutzen sein kann, war durch ein Meer farbiger Statisten verdrängt, die das Auge beföstigten. Da war denn der Schauplatz der einzelnen Szenen erst recht nicht heilig. Shakespeare wird gewußt haben, warum er die Historie in einem Zimmer des Palastes mit einer trockenen Beratung anfängt; warum er Richards üppig leichtfertigen Verkehr gänzlich im Hintergrunde läßt. Das Gesetz dramatischer Entwicklung und Steigerung will es so. Tree glaubte zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, wenn er diese Szene in den Garten legte und den weidlichen König behaglich in eine vertieglichende Umgebung stellte: nach seiner Meinung gab er damit Milieu und Einfluß des Milieus zugleich. Es war aber die Verwandlung des Dramas in die unendlich ode Form des Panoramas. Das zweite Bild hieß: Das Turnier, und war mit allen Brächten eines Zirkusumzugs und tausend historisch echten Einzelheiten ausgeführt. Gaunts Tod war dann die dritte Nummer. Bevor der Alte stirbt, wird mit der Langsamkeit, die solcher feierlichen Handlung ziemt, für seine arme Seele eine Messe zelebriert; wenn er gestorben ist, geloben die Mannen um einen überraschend schnell improvisierten Katastroph mit Schwerterschlag und Kriegsgeschrei dem Hause Lancaster die ewige Treue. So ging es Bild um Bild, Mädchen um Mädchen weiter, bei Orgelton und Glöckchenklang und einer Orchestermusik, die nicht bloß die gestrichenen Szenen ersetzte, sondern auch die stehengebliebenen melodramatisch, steinerweichend und Menschen rasen machend begleitete. Und die Schauspielkunst, die, ohne Zweifel, sogar für ein derart gehäuftes Ungemach einigermaßen entschädigen könnte? Nie war man auf einer berliner Bühne, in deutscher oder in fremder Sprache, einer so allgemeinen, umfassenden, abgründigen Talentlosigkeit begegnet. In diesen schönen, großen, starken, stolzen, fehnigen und sichern Körpern war keine Seele zu entdecken oder zu erwecken. Das posierte und deklamirte fast automatisch, recht nach der Unkunst einer überlebten Zeit. Wer an der Reihe war, trat an die Rampe und ward bengalisch überaossen. Tree selber, der Tragöde, war nicht besser und nicht schlimmer als die andern. Richard war Hamlet, und Hamlet war Richard, und alle beide waren ein blechernes Organ, ein leeres Auge, ein vorgestelltes Bein, ein sozusagen schön geschwungener Arm, ein pathos-haltiger Singeton, eine Fülle zweck- und sinnloser Nuancen und ein immer wieder bestaunenswerter Mangel an jeglicher Gesamtaufassung. Die Leistung dieser Truppe alich in ihrem geistigen Rückschnitt der Leistung unsres guten alten Olympia-Theaters, das dem Zirkus Schumann den Platz hat räumen müssen. Und die Truppe hatte den Führer, den sie verdiente, und den sich das londoner Publikum wünschte. Für dieses

war etwa Forbes Robertson eine Erscheinung wie für den deutschen Spießbürger Stefan George. Beerbohm Tree aber war der typische Ausdruck des englischen Kunstgeschmacks. Das rechtfertigt auch einen deutschen Nachruf.

**R. L.** Der verschmausende Bindex ist wahrscheinlich erst nach so langer Zeit zu erreichen, daß der Fall für eine öffentliche Behandlung bereits zu ungefähr sein dürfte. Ich verschmause noch nicht und stelle zunächst fest, was Sie mir schreiben. „Wenn Sie die heutige Operettenfeuche geißeln, warum zitieren Sie dann als Vertreter der alten, guten — nicht der guten, alten — Operette nur Lecocq, Suppé, Genée, die beiden letzten zwar nur als Nachblüte? Warum zeigen Sie nicht die Blüte, die Lecocq sicher nicht darstellt, sagen nicht einmal den Berlinern: Johann Strauß und Offenbach sind die ewig jungen, ewig neuen Komponisten!? Das sogenannte kunstverständige Publikum hat meist keine Ahnung, was für Schätze seit Jahrzehnten ungehoben liegen. Weshalb hört man in Berlin von Strauß immer nur die ‚Fledermaus‘ bei Wohltätigkeitsvorstellungen, mit fünfzig Einlagen, in einem Operntheater, in dem das wundervolle Stück Musikantentum in ihm garnicht zur Geltung kommt? Wo sind die, wenn auch mangelhaften, Offenbach-Ausführungen im Hollendorfertheater geblieben?“ Nun, ich habe in jenem Zusammenhang Strauß und Offenbach nicht genannt, weil ichs für überflüssig hielt, weil ich annahm, daß die jeder selbst nennen würde. Wenn in einem Gespräch über deutsche Lyriker der Wert von Hölderlin, Mörike, Storm und Viliencron abgeschätzt wird, braucht man doch nicht ausdrücklich zu sagen, daß Goethe auch ein deutscher Lyriker ist. Im übrigen ist meines Erachtens gegen die Trägheit der Operettenleute kein Kraut gewachsen. Die müssen schon in ihren Saisonermartungen furchtbar betrogen sein, um auf den neuen Kollo, Kalman, Behar oder Fall im Mai die Großherzogin von Serolstein oder ‚Indigo‘ folgen zu lassen. Mit einem genügenden Vorrat von Erfahrungen hört man langsam auf, an die Vernunft einer Gilde zu appellieren, die keine hat und keine annehmen will.

**Elly R. am Eibsee.** Dem ich an Deutschland in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht. Aber kein Grund, liebe Dame, auf meine Lage voll Mitleid zu blicken. Arbeit macht das Leben süß; und wenns so kühl ist, läßt sich Berlin auch sonst ertragen. Die Zeitungen bringen täglich vier bis sechs Spalten Lügen weniger, ein Lokal mit Terrasse verschänkt noch leidlich echtes Bier Ihrer Ferienheimat, im letzten Telephonbuch fehlt die Seite mit meinem Namen — ein Zustand, den ich für alle künftigen Bände festzuhalten die Kaiserliche Ober-Postdirektion gradezu angefleht habe — und die Juli-Premiere des Kleinen Theaters ist nicht dazu angetan, die Milch meiner sommerlich frommen Denkart . . . Im Bahnhüterhaus‘ sitzt seit dreizehn Jahren ein kreuzbraves Ehepaar, dem vor ebenso vielen Jahren ein Kind von zwei Tagen gestorben ist, und tut selbender friedlich und treu seine Pflicht. Die Frau will ihre unverbrauchten Muttergefühle auf eine blutjunge Zirkusartistin übertragen, die eines Tages mit ihrem verengenden Liebsten ins Bahnhüterhaus geschneit und nicht wieder weggegangen ist; der Mann für sein Teil erliegt in all seiner Schwerblütigkeit dem lockenden Gast. Kein sonderlich seltener Fall. Zwei Welten sind kontrastiert: die Welt der Ofenbank und der Landstraße, der sauern Wochen und der angeblich frohen Feste, des stampfenden Fuhrmann Henschel und der tanzenden Bippa. Von Anfang an ist die Herkunft jeder der fünf Figuren erkennbar. Der Weichensteller, zum Beispiel, dem der Wandervogel den Bahnhüter vorzieht, ist ein harmlos verwegener Bruder von Streckmann. Auch der Weibsteufel ist der Verfasserin vor die Augen gekommen. Karl Schönherr hat ihr zum Glück nicht geschadet, Gerhart Hauptmann leidet nicht sehr genügt. Es fehlt die grundsätzliche Verlogenheit des Tirolers; und es fehlt die schimmernde Künstlerschaft unsres Schlesiens. Man blüht auf die ersten drei Akte mit derjenigen Sympathie, die muster-

haft redliche Handwerksarbeit beanspruchen kann. Im vierten Akt wird Pippa zur Rose Bernd: sie erwartet vom Bahnwärter Flamm ein Kind. Wie wird Frau Flamm, die noch nicht im Lehnstuhl sitzt, sich benehmen? Sie wird das Mädel entweder davonjagen oder bei sich behalten, dem Mann, den sie liebt, ein bißchen langsamer oder ein bißchen schneller verzeihen und das Kind wahrscheinlich von Stunde zu Stunde liebevoller besplegemuttern. Arme Leut' sind in allen Dingen schließlich Realpolitiker und wissen sich mit den Wechselfällen des Lebens ohne Pathetik abzufinden. Aber die tüchtige, geschickte, anständige Bahnwärtlerin aus dem Volk mit dem Herzen am rechten Fleck wird Romanfigur: in Noras Haltung und Noras Sprache verläßt sie das Bahnwärterhaus, überläßt sie dem Eindringling Wirtschaft und Mann, nachdem sie diesen mit aufgehobenen Zeigefinger ermahnt hat, künftighin seine dienstlichen Obliegenheiten wieder gewissenhafter . . . Was auf der Bühne als wahr wirken soll, darf nicht wahr sein. Also gesiel und ergriff der Schlußakt am meisten. Nicht etwa, daß es Alica Stein-Landesmann um Führseligkeit zu tun war. Sie verkündet mit glaubhafter Ueberzeugtheit die Mutterchaft als die heiligste aller Empfindungen, vor der sämtliche andern zu schweigen haben — selbst wenns für eine Frau garnicht um ihr eigenes Kind geht, sondern um die Ehebruchsfrucht ihres Mannes. Tolstois und Beethovens Welt. Wunderschön. Nur wird im hitzigen Eifer der Theesen-Verfechtung vergessen, daß Frau Martha Ewald keineswegs diesem Ideal schon reif ist. Immerhin: hier sind vier Akte auf breitem Idyllen-Fundament ziemlich schlank in die Höhe gebaut und mit dankbaren Rollen belebt. Unter den Linden gibts eine saubere Aufführung. Der Bahnwärter Bildt: wie aus Brahms Ensemble entsprungen. Der einarmige Weichensteller Rodegg: ein Kerl mit Hinter- und Untergründen. Die Zigeunerin Käthe Graber: pittoresk glühend ohne die Mittelchen ihrer bekanntern Fachrivalinnen. Als Bahnwärtersfrau vollzog die vergnügte Ida Wüst ihren Aufstieg ins ernste Fach. Vorläufig schreit und zittert sie noch zu theatralisch; aber das wird nächstens schon besser gehen. Hoffentlich kann man nun bis zum Herbst auch das Kleine Theater links liegen lassen.

**Rudolf Weinmann.** Unsrer Diskussion scheint's an Dauer erfolgreich mit diesem Krieg aufnehmen zu wollen. Sie schreiben mir: „Nun ist dank Ihrer liebenswürdigen Bereitwilligkeit, die Diskussion noch nicht zu schließen und mich und Lind zu Wort kommen zu lassen, das Unglück geschehen: die Sache ist nicht geklärt oder auch nur klarer geworden, sondern ein grundsätzliches Mißverständnis hat alles getrübt. Den Schaden haben Sie, denn ich besitze nicht die Größe, schweigend mich in dieses Unglück zu fügen. Lind identifiziert, wie es scheint, irgendwie ‚Körperkunst‘ mit Handwerkertum und Kunstfertigkeit. Und er scheidet von diesen Handwerkern, die genialen, schöpferischen Erscheinungen; und dann nochmals von den Handwerkern und Genies, als Sonderklasse gewissermaßen, ‚die ganz Einigen‘, wie Mitterwurzer und Girardi. Aber wer wie Sie — mein Kronzeuge, der sich leider Lind gegenüber nicht selbst äußert — und ich in der Schauspielkunst schöpferische Körperkunst erblickt, der nimmt selbstverständlich die Genialen und die Einigen erst recht dafür in Anspruch! Ja, sie ganz besonders! Und wer dies tut, sieht auch, wiederum selbstverständlich, in der Betonung des körperlichen Moments nichts Herabsetzendes im Gegensatz zum ‚Geistigen‘, für das Lind eintreten zu müssen glaubt. Lind müßten übrigens, als Leser der ‚Schaubühne‘, ungezählte Wendungen bekannt und vertraut sein, in denen Sie selbst, Polgar, Bab, Thering die körperliche Genialität (die Genialität des Körpers) unsrer Großen und Einigen gerühmt haben; in denen die ‚Auffassung‘ als notwendiges Ergebnis der ‚Körperlichkeit‘ des Schauspielers erwiesen wurde. Alles, was uns der Schauspieler — der kleine wie der große, der ‚Handwerker‘ wie das ‚Genie‘ und der Einzige — zu geben vermag, kann immer nur Körperliches, Seelisches in körperlicher Umsetzung: Wort, Laut, Miene, Geste, Haltung und Be-

wegung sein. Ich fasse noch einmal und endgültig zusammen: Daß Schauspielkunst schöpferische Körperkunst ist, sollte gar nicht erst zur Diskussion gestellt werden. Für die Leser der 'Schaubühne' konnte das als anerkannte Voraussetzung gelten. Lind hat gerade diesen Punkt aufgegriffen — merkwürdiger Weise — und an ihn Bedenken geknüpft. Mir war es um andres zu tun. Nämlich zu erhärten, daß Schauspielkunst, sofern sie Körperkunst ist, schöpferische Kunst — sofern sie Geistiges gibt, abhängige Kunst ist. Abhängig — notgedrungen — vom Wort, vom Text, das heißt: vom Geist des Autors. Und darum bleibt der springende Punkt, das ausschlaggebende, weil schöpferische Moment der körperliche Ausdruck. Hier zeigt sich das Talent, das Genie, die Einzigartigkeit oder — das Handwerkertum, hier die Persönlichkeit des Schauspielers. Das Geistige hat der Dichter, Autor oder — Text-Macher zu verantworten. Auf die Gefahr hin, von Ihnen neue Vorwürfe hören zu müssen: ich schweige wieder. Ich habe mich zu diesem Problem mit vollkommener Eindeutigkeit so oft geäußert, daß jedes Wort Wiederholung wäre. Und die möchte ich bei diesen Papierpreisen lieber unterlassen.

**Benno Lages.** Die Einleitung Ihres Briefes zu streichen, gebietet nicht bloß der Selbsterhaltungstrieb. Auch der Allgemeinheit glaube ich mehr zu nützen, wenn ich die 'Schaubühne' ohne ein paar zur Zeit unerlaubt radikale Wahrheiten, als wenn ich sie garnicht erscheinen lasse. Sie selber werden mir nicht Verstümmelung vorwerfen, indem daß die Einleitung nichts mit Ihrem eigentlichen Thema zu tun hat. Sie schreiben: „Das Kinoplatat ist das signum temporis. Henny Porten, die geliebte Sacharin-Diva im geblühten Röschchen auf der Alm, als Sennerin! (Wer jodelt da nicht?) Das gemeinste Stollwerck-Chocoladen-Bildchen ist ein Kunstwert gegen diese Mache. Der Maler dieses Plakats schämt sich nicht, seinen vollwertigen Namen darunter zu setzen: Arnaud. Warum werden solche Leute nicht in Schutzhaft genommen? Arnaud beunruhigte eines Tages das harmlose berliner Publikum mit einem knallroten, expressionistisch sehr sollenden Kopf an den Litschfäulen. Der Fall Clemenceau stand dabei. Und erst vor kürzester Zeit hat der Polizeipräsident eine verschärfte, äußerst lange Straßenordnung von sich gegeben. Das Tragische an diesen Begebenheiten aber ist, daß Leute, die einmal etwas konnten, sich auf das Niveau dieser Künstler degradiert haben. Wenn ich Maler wäre, wie Ludwig Kainer, würde ich lieber verhungern, als mich in der Weise, wie ers heute tut, an den Litschfäulen zu prostituieren. Einstmals hat er zarte, von heißer Bewegung erfüllte Zeichnungen der Tänzerin Karfawina und des Tänzers Nijinski gekonnt. Und jetzt? Es gab auch Künstler, die Plakate malten. Ich erinnere an die meisterhaften Plakate Bruno Pauls, Ernst Neumanns und Th. Th. Heines für die Elf Scharfrichter, Toulouse Lautrec und Théophile Alexandre Steinlen malten für Yvette Guilbert raffinierte, künstlerisch unerreichte Plakate, Lautrec auch zu Fabres Komödie 'L'Argent'. Ich habe die beiden französischen Künstler absichtlich herangezogen, weil ich glaube, daß sie Kainer besonders nahe stehen. Der Plakatzeichner von heute, der für das Kino arbeitet, scheint ein Recht auf möglichst arge Sudelei in Anspruch zu nehmen. „Es ja für'n Film!“ Aber da muß man doch in allem Ernst fragen: Haben die armen Teufel an der Hönzo-Front deshalb in qualvollsten Kämpfen ihren Feinden standgehalten, um von Herrn Bajak in einem Plakat zur Hönzo-Schlacht beleidigt zu werden? Die Marokko-Deutschen, die hier in Deutschland Kainers Plakat gesehen haben, sind noch nachträglich gestorben. Grade das Kinoplatat bietet dem Künstler in weitestem Maße Gelegenheit, zu zeigen, was er kann. Der schweizer Zeichner Baumberger hat das in seinen Kino-Plakaten bewiesen. Ihm ist die künstlerische Lösung dieses Problems durchaus gelungen. Wann wird der Retter kommen unserm Lande?“ Aber Sie beschränken diesen Stoßweufzer offensichtlich nicht auf das Kinoplatat.

## Politische Lehrzeit von Germanicus

Bethmann Hollweg hat die Neuordnung des preußischen Wahlrechts gesichert und hat auch sonst noch mancherlei Erweiterungen der politischen Freiheit dem deutschen Volk in nahe Aussicht gestellt; er ist dennoch von den Gewitterböen der Krise, von der man heute noch nicht weiß und so bald wohl auch nicht wissen wird, wie sie eigentlich entstand und verlief, verschlungen worden. Es ist nicht ohne einige Tragik, daß der Kanzler gefallen ist, nachdem er eine Aufgabe erfüllt hatte, die keine geringe genannt werden darf, schon darum nicht, weil sie noch vor wenigen Jahren, in wesentlich milderer Form versucht, vollständig mißlungen und auf lange Zeit hinaus für unlösbar gehalten worden ist. Bethmann Hollweg hat also immerhin die deutsche Demokratie in den Sattel gesetzt; erst eine spätere Geschichtsschreibung wird feststellen können, welcher Art und welchen Grades die Schwierigkeiten gewesen sind, gegen die er anzukämpfen gehabt hat. Die Zeitungsschreiber, die der Person des fünften Kanzlers nicht genug an Beschimpfung antun können, vergessen des Gewirres der Erbrechte und Gewöhnungen, durch das Bethmann Hollweg sich hat hindurcharbeiten müssen, um den preußischen Feudalismus, und sei es auch nur um einige Schritte, dem modernen Staat entgegenzuführen. Die gegenwärtige Lage verbietet, näher auf die hier anzuführenden Umstände, Ueberlieferungen und Sonderinteressen einzugehen. Aber so viel steht fest, daß der Beweis erst erbracht werden muß, ob es möglich gewesen wäre, in schnellerem Tempo den Wünschen des Volkes Erfüllung zu bringen, ohne andererseits eine vielleicht noch gefährlichere Sachlage herbeizuführen. Man sollte doch nicht übersehen, daß in die Kanzlerkrise des Juli 1917, von den Schatten der russischen Revolution emporgeschreckt, auch eine andre Krise hineingepielt hat. Es ist deshalb falsch, wenn einer unserer lautesten Zeitungspolitiker dem fünften Kanzler den Vortwurf macht, er habe dadurch, daß er die Ansage des neuen Wahlgesetzes noch selbst gegenzeichnete, seinem Nachfolger, dessen Kommen er schon ahnen mußte, den besten Trumpf, die entscheidende Gewähr für gute Einführung, aus der Hand genommen. Woher will man wissen, daß Bethmann Hollweg durch das Wahlgesetz nur seine eigene Stellung zu befestigen versucht hat? Wer kann sagen, daß seine Sorge um die Zukunft, die er bald nicht mehr zu bestimmen haben würde, ihn nicht getrieben hat, wenigstens einen unverrückbaren Grenzstein zu setzen, um die Entwicklung, die er für Deutschlands Wohl als notwendig empfand, nicht mehr zurücklaufen zu lassen? Die Zaudertattik des fünften Kanzlers war ohne Zweifel oft unerträglich. Das Brettspiel aber, auf dem er die Figuren hin und her rücken mußte, war — dafür scheint einigen Leuten

das Gedächtnis geschwunden zu sein — noch weit unerträglicher; es wird sich, so fürchten wir, auch künftighin oft genug als ein recht leidiges Erbe erweisen. Nur selbstgefällige Naivität kann annehmen, daß die eigentlichen Schwierigkeiten, die Bethmann Hollweg zu überwinden hatte, in dem Widerstand des Parlaments oder gar der sogenannten von den Zeitungsschreibern gemachten öffentlichen Meinung bestanden. Es wäre darum auch ein durchaus angemessener Triumph, wenn diese Leute sich des Kanzlersturzes rühmen wollten. Bethmann Hollweg war ein Schildbuckel; dergleichen wird rasch abgenutzt. Es kommt auch garnicht so sehr auf ihn an, sondern allein auf Die, die diesen Schild führen und hinter ihm hervorzubrechen suchen. In der Geschichte der Demokratie wird der fünfte Kanzler unter allen Umständen seinen Platz zu finden haben.

\*

Dem fünften Kanzler, der ebensosehr Idealist wie Ideologe gewesen ist, hat man zum Nachfolger einen Mann der nüchternen Sachlichkeit, einen klar denkenden Zweckmenschen, einen kühlen und willensstarken Organisator bestellt. Die deutsche Revolution verlangt nach einem retardierenden Tempo. Doktor Georg Michaelis wird für solche Atempause sorgen. Dies scheint sogar seine eigentliche und einzige Aufgabe zu sein. Wir glauben nicht, daß unter seiner Führung von den Juli-Träumen des deutschen Parlaments noch viele reifen werden; aber wir haben die Ueberzeugung, daß der neue Mann genau das leisten wird, was Deutschland, von allen Seiten berannt, jetzt am nötigsten braucht: innere, zur Leistung entschlossene, nüchtern arbeitende Einheit. Insofern begrüßen wir sein Erscheinen. Wir müssen auch sagen, daß uns das Verhalten des Parlaments während der demokratischen Krise nicht sonderlich imponiert hat, und daß es uns darum nur nützlich erscheint, wenn die politische Lehrzeit des deutschen Volks, bevor wieder grundsätzliche Arbeit zu verrichten ist, noch ein wenig gestreckt wird. Michaelis kann solchen Sinnes ein ausgezeichnete Lehrmeister sein. Vielleicht wird er es, wenn er mit seinem Zögling zufrieden ist, nicht an kleinen Geschenken fehlen lassen, vielleicht gibt er auch früher oder später dem einen oder dem andern Parlamentarier Gelegenheit, praktisch kennen zu lernen, was nun eigentlich der Sekretär eines Staates zu tun hat. Wir sind noch garnicht so sehr davon überzeugt, daß, zum Beispiel, Herr Erzberger, der, wie es scheint, die Tragweite seines immerhin mutigen Vorstoßes kaum richtig eingeschätzt hat, die politischen Geschäfte des Alltags für die Firma Deutschland einwandfreier erledigen würde als etwa Herr Helfferich, der doch hierzu eigentlich besser vorgebildet war, sie erledigt hat. Mit dem demokratischen Willen allein ist es eben nicht getan, und gar in Kriegszeiten, wo jedes Unternehmen verhängnisvolle Perspektiven aufbrechen kann, ist wenig Raum für Experimente. So heißen wir denn den Doktor



Michaelis als einen Erzieher zur politischen Sachlichkeit, als einen Bannvogt der Illusionen, als einen Beschwörer des politischen Parteistreits durchaus willkommen. Wir erwarten von dem Mann, der vor wenigen Monaten im Kampf mit dem preussischen Landwirtschaftsminister und den von diesem ein wenig gar zu sanft behandelten Großagrariern eindeutig kundgegeben hat, daß er sich dort, wo er seine Pflicht tue, nicht widersprechen und von niemand in den Arm fallen lasse, unbeirrbare Objektivität und furchtlosen Willen. Michaelis ist der Typus des puritanischen Fanatikers, Cromwell ernüchterter Bureaucratie. Darum glauben wir auch, ohne uns über die Vorgänge, die von Couloir-Domestiken in solchem Zusammenhang erzählt werden, sonderlich zu erregen, daß Hindenburg und Ludendorff in Michaelis einen ihnen Gleichgearteten zugesellt bekommen haben. In den Händen von Michaelis wird das Reichskanzleramt kein Schwert ohne Schärfe sein, und er wird ohne Zweifel die Schärfe solches Schwertes gegen jeden zu richten wissen, der Deutschlands Stärke jetzt, wo es deren am ehesten bedarf, mindern will. Allerdings gegen jeden. Darum wirkt das Liebeswerben der Interessenten, wie sie sich gierig im Vorzimmer des neuen Kanzlers drängen, so überaus abstoßend, oder — um es richtiger zu sagen — so kennzeichnend für die geistige Qualität der deutschen Parteipolitik und ihrer Raff-Instrumente.



Die Beseitigung Bethmann Hollwegs war keine sachliche Notwendigkeit. Weder die äußere noch die innere Politik kann durch seinen Nachfolger eine wesentliche Aenderung erfahren; nur die Methode und das Tempo können gewechselt werden. Niemals wieder kann die deutsche Politik nach rechts hinüber gesteuert werden, und so mannigfach auch die Absichten sein mögen, das angekündigte preussische Wahlgesetz durch konservative Winkelzüge und Gewaltandrohungen abzuweichen (die hier gegebenen Möglichkeiten werden zur Zeit, auch von der Sozialdemokratie, gefährlich unterschätzt), so gewiß es ist, daß ohne den völligen Zusammenbruch unsrer Wehrfähigkeit die letzte Tat des fünften Kanzlers nicht mehr zurückrevidiert werden kann. Diese Tat bestimmt den Kurs für die nächsten Generationen; daran werden weder der fuchsigste Zedlitz noch der muskulöseste Seydebrand etwas ändern. Aber auch was das Ziel des Krieges und die Ermöglichung des Friedens betrifft, kann Michaelis, den Grundsätzen und Abgrenzungen nach, nicht viel anders verfahren als Bethmann Hollweg. Der Abwehrkrieg und der Verständigungsfrieden sind nicht mehr aus dem Bewußtsein und aus dem Willen des deutschen Volkes zu streichen, ganz einerlei, ob nun der neue Kanzler die angekündigte Friedensformel der Mehrheitsparteien im Reichstag als eine bestimmende Gabe aus der Erbschaft seines Vorgängers entgegennehmen wird, oder ob sich in der Zwischenzeit irgendeine Hintertür findet, durch

die das Kompromiß, das immerhin erkennen läßt, wohin die Mehrheit des deutschen Volkes den Krieg geführt sehen will, noch einmal hinausgedrängt werden kann. Unbekümmert um solche Einzelfragen und deren Entscheidung kann man heute schon mit Gewißheit sagen, daß unsre künftige Kriegszielpolitik nur eine Fortentwicklung der von Bethmann Hollweg in sachlicher Erkenntnis begonnen wird sein können. Darum werden die Leute, die am lautesten nach dem Sturz des fünften Kanzlers geschrien haben, auch durch Michaelis nicht auf ihre Kosten kommen können; die Kriegsziele der Alldeutschen und ihres Maffabäer-Anhangs sind, wie wir dies nun oft genug festgestellt haben, endgültig erledigt. Sollten sie versuchen, sich wieder in den Vordergrund der Erörterungen zu drängen, so werden sie von Michaelis kaum anders behandelt werden können, als sie von Bethmann behandelt worden sind. Das Einzige, was vielleicht erhofft werden kann, ist, daß die Kriegsziel-Diskussion überhaupt für die nächste Zeit verstummt, damit alle Kraft der Staatsmänner und des Volkes für die praktische Arbeit und die notwendigen Leistungen freierwerde. Das wäre ein Zustand, dem wir nur zustimmen könnten, schon darum, weil wir ihn immer angestrebt und ihn stets, wenn auch vergeblich, gegen das Phrasenbedürfnis der Welteroberer oder die Verzweiflung der Utopisten verteidigt haben. Wir hoffen sehr, daß sich Michaelis auch für diese Zusammenhänge als ein guter politischer Lehrmeister, als ein Erzieher zur Sachlichkeit erweisen wird.

\*

Die Befürchtungen, daß die Feinde auf die deutsche Krise mit Vergnügen sehen und aus ihr neue Hoffnungen schöpfen werden, haben sich leider in hohem Maße bestätigt. Man wird aber nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß nicht der verständige Friedenswille des deutschen Volkes, nicht sein demokratisches Verlangen und die damit notwendig verbundenen Nebenerscheinungen auf das Ausland antreibend gewirkt haben, sondern daß die politische Unreife des deutschen Volkes — die durch die Art, wie die Krise erledigt, vielmehr hingeschleppt worden ist, offenbar wurde — den Führern und Völkern der westlichen Demokratien und noch mehr dem neuen republikanischen Rußland neuen Kriegswillen eingeblöht hat. Es wird sehr viel darauf ankommen, diesen ebenso widerwärtigen wie lächerlichen Eindruck eines von Parteibegierden genotzüchtigten Deutschland wieder aus der Welt verschwinden zu machen. Lächerlich hat sich das Parlament benommen, lächerlich die deutsche Presse, lächerlich die von ihr verführte Deffentlichkeit. Der Wirtswarr der acht Tage: diese zu einem Teil pathologische, zu einem Teil verbrecherische Erfindung und Verbreitung wilder Gerüchte; die Geschwätzigkeit der Abgeordneten; die Neugier des aus Dummheit oder Absicht falsch hörenden Pressepöbels; die Strupellosigkeit, mit der offenkundiger Irrsinn journalistisch als entscheidende

Nachricht aufgemacht wurde; die perverse Geze, die völlig der Sachlichkeit vergaß und sich menschenunwürdig auf Bethmann Hollweg wie auf ein Verderben bringendes Tier stürzte; die sehr durchsichtige Lancierung von Persönlichkeiten; die Abjagung von Ministern und Staatssekretären; die Durcheinandertwürgung von Lüge und Wahrheit, von Vernunft und Unsinn — dieses elke Chaos von Unfähigkeit und Anmaßung, von Verlogenheit und Größenwahn der Presse muß allerdings das deutsche Volk vor allen andern tief gedemütigt haben. Nach diesen geirnlosen Erbärmlichkeiten, für die das schamentbehrende Treiben des Berliner Lokal-Anzeigers und der Boffischen Zeitung besonders kennzeichnend ist, muß man bezweifeln, daß der reine Parlamentarismus und die zu ihm gehörenden Freiheiten und Pflichten von dem deutschen Bürgertum schon erfüllt werden können. So würdig sich die deutsche Arbeiterschaft und ihre Presse während des Konfliktes, bei dem es doch auch für sie um vieles, ja um alles ging, verhalten haben, so stumpfsinnig und kannibalisch gebärdeten sich weite Kreise des Bürgertums. Mit diesen Leuten kann sachliche Politik noch nicht gemacht werden; Staatssekretäre, aus solchen Parteien, solcher Weltauffassung, solchen Lebensgewohnheiten und Manieren herausgenommen, würden notwendig versagen müssen. Wir sind darum der Meinung, daß der Weiterausbau der deutschen Demokratie rücksichtslos vor den Sonderinteressen der bourgeoisen Demagogie behütet werden muß, und daß er nie anders vollzogen werden darf als nach dem Maßstab, wie wirklich die Masse des Volkes an ihm teilzunehmen vermag. Ob die Lehrzeit, deren es zu solcher Entwicklung und Reife bedarf, kurz oder lang sein wird, ob sie in Milde gewährt oder durch Macht erzwungen werden muß, soll die Erfahrung zeigen. Das Eine steht jedenfalls fest: daß auch für solche Ziele ein Staatsmann wie Michaelis, ein Fanatiker der Sachlichkeit, vortreffliches Erziehungswerk zu leisten vermag.

---

## Die neue Partei von Jens Larsen

Für die Sozialdemokratie war eine von den Folgen des Krieges eine radikale Neuorientierung, die — wie in den meisten kriegführenden Staaten — zu einem vollkommenen Bruch mit der Parteivergangenheit geführt hat.

Die vorkriegerische Sozialdemokratie isolierte sich innerhalb des deutschen Parteilebens durch die beherrschende Stellung des internationalen Gesichtspunktes. „Die Befreiung der Arbeiterklasse ist ein Werk, an dem die Arbeiter aller Kulturländer gleichmäßig beteiligt sind. In dieser Erkenntnis fühlt und erklärt die Sozialdemokratische Partei Deutschlands sich eins mit den Massenbewußten Arbeitern aller übrigen Länder.“ (Erfurter Programm.) Das Nationalgefühl wird ein Interesse zweiter Ordnung.

Der Krieg hat dieses Verhältnis vollkommen umgekehrt. Die Mehrheit der Sozialdemokratie bekennt sich zum Prinzip der nationalen Festigung, dem gegenüber sich die gleichmäßige Internationalität zu einer bloßen Abstraktion verflüchtigt. Ausführendes Organ der sittlichen und politischen Ideale ist nicht mehr der überall gleichgeartete Einzelne, sondern die Nation!

Diese realpolitische Wendung gibt der Partei eine vollkommen neue Prägung. Unter Beibehaltung eines Teils der politischen Argumentation ist sie zu einer Nationaldemokratie geworden, die bei der Neuregelung der deutschen Zustände zu höchst aktivem Eingreifen befugt und befähigt ist. Mit der alten Sozialdemokratie hat sie kaum noch Berührungspunkte. Am charakteristischsten prägt sich diese Spaltung in der bekannten an Dscheidse gerichteten Weigerung Mehrings aus, sich mit Scheidemann an einen Tisch zu setzen.

Die Mehrheitsveröffentlichungen arbeiten diese Neufundamentierung des sozialdemokratischen Denkens scharf heraus. Sie sind einer großen Verbreitung sicher, da sie fast alle wesentlichen Gedankengänge mit der Mehrheit der bürgerlichen Parteien gemein haben. Wenn ich das Heft von Max Schippel: „England und Wir“ (bei E. Fischer) unter diesem Gesichtspunkt durchsehe, vermischt sich die ehemals so einseitige Stellungnahme zugunsten einer allgemeinen demokratischen Perspektive, die sich ohne Schwierigkeiten dem neuen Kurs der Regierung anpaßt. Schippel war schon vor dem Kriege überzeugter Revisionsist: er ist jetzt zwanglos in eine ausgeprägt nationale Gedankenwelt hineingewachsen. Seine Aufsätze scheinen mir etwas farblos, etwas unpersönlich und gewiß ohne geistige Gewalt zu sein; aber die Einheitslichkeit ihres Denkens macht sie einer größern Allgemeinheit interessant. Wenn ein altes marxistisches Echo die funktionelle Abhängigkeit der geistigen Welt vom wirtschaftlichen Unterbau in Erinnerung bringt, arbeitet die Formulierung des Satzes die neue Denkweise straff heraus. „Ruht nicht alle innere verfassungsmäßige Höherentwicklung erst auf der ungehinderten, möglichst beschleunigten Entfaltung des nationalen Gesamtorganismus zu höherer wirtschaftlicher Blüte und Selbständigkeit?“ Es ist die Nation, die das Denken zentral beherrscht. Das sozialdemokratische Verikon hat sich in eigenartiger Weise bereichert. Die englischen Soldaten sind „angeworbene Mietlinge“, eine Derby-Rede gegen den Militarismus ist „demagogisch“, die internationale Ideenwelt „himmelblauer Handelskapitalismus“ und die „leere und lärmende Protestpolitik“ des sozialdemokratischen Parteiradikalismus kompromittiert sich mit „Don-Quixote-Lanzen“. Das mittelständische Denken ist dem Verfasser bereits so selbstverständlich geworden, daß ihm seine Unarten mit einlaufen.

Englands imperialistische Politik wird mit überzeugend gewähltem Anschauungsmaterial erzählt. Aber die neue Stellungnahme zeigt sich in der geistigen Organisation der Darstellung. Die Hetz- und Wühlarbeit der Jingos wird nicht auf Grund eines allgemein kritischen Bedürfnisses dargestellt; die Absicht, Englands Blutschuld aufzuzeigen, läßt ein Eingehen auf andersgeartete Regierungs- oder Minderheitspolitik als

überflüssig erscheinen. Vor dem Kriege hätte sich bei einem Sozialdemokraten die Darstellung notwendig zur Kritik der Kabinettspolitik überhaupt entwickeln müssen! Die Parteidoktrin ist überall hinter die realpolitische Praxis getreten. Die kräftige Mitarbeit an der nationalen Konsolidierung nimmt die neue Nationaldemokratie als auszeichnendes Merkmal mit in die Zukunft.

Die Minderheit, die nach dem Kriege allein Träger des alten sozialdemokratischen Programms sein wird, muß die Vorherrschaft des nationalen Gedankens ablehnen. Denn die Ungleichheit der wirtschaftlichen und militärischen Zustände in den verschiedenen Ländern wird immer partikularistische Maßnahmen herausfordern, um einen künstlichen Ausgleich der Machtverschiedenheiten herzustellen. Bei nationaler Differenzierung des Handels, zum Beispiel, muß immer ein Mittel gestellt sein, um den spezifischen Interessen Geltung zu verschaffen. Ob diese Mittel bei der im Nationsbegriff vorgebauten Wirtschaftsrivalität der Mächte immer friedliche sein können, läßt sich theoretisch nicht entscheiden. Die alte Sozialdemokratie orientiert sich an einem völlig anders geordnetem Weltbild. Sie fordert die Verwirklichung abstrakter Ideale, unter vollkommener Gleichgültigkeit gegen die Gestaltung der einzelnen Völkergruppen. Ihnen bedeutet Weltwirtschaft Einkauf des Produkts an der günstigsten Erzeugungsstelle — die vaterländische Erzeugung des Bedarfs, die im Kriege eine ausschlaggebende Rolle spielt, lehnen sie als sinnlose Arbeitsvergeudung ab, da ihr Programm den Krieg verwirft. Die sittliche Tragweite dieses Gedankens wird niemand verkennen: wie weit seine Vertreter an dem praktischen Aufbau des neuen Europa mitarbeiten können, ist eine jetzt nicht zu lösende Frage.

Um so aktiver darf die neue Partei der Zukunft gegenüber stehen. Ihre Entstehung ist ein ungeheurer Sieg des liberalen Gedankens, der seiner tiefsten Bedeutung nach nur die Möglichkeit praktischer Arbeit durch den Ausgleich widerstrebender politischer Tendenzen darstellt. Die Sozialdemokratie hat in ihrer Mehrheit den Kompromiß durch Aufnahme der nationalen Forderung in ihr Programm entscheidend vollzogen. Es ist von ihren jetzigen Führern nicht zu erwarten, daß sie nach Friedensschluß eine Zurückorientierung vornehmen werden, und es ist noch zweifelhafter, ob die deutsche Arbeiterschaft den Männern, die sie in die Sphäre des nationalen Gedankens geführt haben, unter allen Umständen ihr Mandat belassen würde.

---

## Zu diesem Krieg

Lichtenberg

Ich habe mir die Zeitungen vom vorigen Jahre binden lassen, es ist unbeschreiblich, was für eine Lektüre dieses ist: 50 Teile falsche Hoffnung, 47 Teile falsche Prophezeiung und 3 Teile Wahrheit. Diese Lektüre hat bei mir die Zeitungen von diesem Jahre sehr herabgesetzt, denn ich denke: was diese sind, das waren jene auch.

### Europäismus unter den Ostjuden

#### 1.

Wo unter den Ostjuden vor hundert Jahren schon die tiefbindende Gläubigkeit erschüttert war, dort sah man plötzlich, gleich dem ersten Menschenpaar im Paradiese nach dem Genuß vom Baume der Erkenntnis, daß man nackt sei und sich zu schämen habe, daß man nämlich des Europäischen bar sei und sich vor Europa zu schämen habe: die Aufklärungsepoche begann.

Vom westlichen Judentum, vom deutschen, war sie herübergenommen — wohl der späteste Ausläufer der allgemein europäischen Aufklärungswelle. Diese jüdischen Aufklärungsanschauungen nahmen in einem gewissen Sinne von Moses Mendelssohn ihren Ausgang, und eine Bagatelle genüge zur Illustrierung ihrer Kleinlichkeit, ein damals in Deutschland entstandener und vielzittierter hebräischer Ausspruch nämlich, der lautete: Von Moses (der Bibel) bis Moses (Mendelssohn) ist kein Mensch erstanden, der Moses gleiche.

Johes Maßstabs mußte jene Zeit ermangeln, um den hervorragenden, hochverdienten, humanen Popularphilosophen und Aesthetiker, den Bibelübersetzer und Toleranzprediger Mendelssohn mit dem im erhabensten Sinne menschenungleichen Mose auch nur zu vergleichen, geschweige denn gleichzustellen! Und die vielfachen Verdienste allgemeinen Charakters, die diese Aufklärung um die Juden hat, müssen nicht geleugnet sein, wenn man darauf hinweist, daß sie ohne ihre starken Schatten gewesen wäre, hätte sie den Juden nur Zivilisation statt Weltbürgerlichkeit und Kultur zu bringen sich bemüht. Kultur hatten sie wahrlich genug, und das nötige Maß von Weltbürgerlichkeit hätten sie automatisch mit der Zivilisation erlangt. Westjuden, deren Ideale, sagen wir, die des Karl Emil Franzos sind, und die diesen unkünstlerischen Außenflächen-Photographen den „tiefften Schilderer der ostjüdischen Volksseele“ nennen, werden darüber lachen — ich glaube aber doch, daß die Aufklärer seinerzeit verdienstvoller und erfolgreicher gewirkt hätten, wenn sie den Ostjuden nur, zum Beispiel, die Ordnungsliebe und die Reinlichkeit gepredigt hätten, anstatt seine „zeremoniellen Gebräuche an der Fackel der Wissenschaft verbrennen“ zu wollen; anstatt ihm die Weisheit zu bringen, daß die Bibel minderwertig ist, weil ihre Wunder nicht real geschehen sind; anstatt in ihrem düntelhaften uniformierten Europäismus ihm als Ideal seiner Verbesserung einzig die Vertilgung der Bejes, des langen Bartes und des Raftans, sowie den Gebrauch einer ihm fremden (und in ihrem eigenen Munde noch gepaßten) Sprache ausdrängen zu wollen — wenn sie sich bemüht hätten, seinem jüdischen Inhalt europäische Formen zu geben, anstatt ihn zu desjudatisieren. Aber dieser — oft nicht be-

mußte — Eifer gegen das spezifisch Jüdische war ja aus dem Bestreben entsprungen, ihre Problematik zu lösen. Da nämlich ihr Jude-sein, ihr Anderssein als die „Andern“ ihr Leid ausmachte — wohl an, das Ablegen der Besonderheit werde Trumpf! Was aber dafür einwechseln? Was werden? Auch in Westeuropa übersahen die ersten Propagatoren des Kosmopolitismus unter den Juden ein Wesentliches. Während, zum Beispiel, bei den Deutschen oder Franzosen, sprach man vom Weltbürgertum, die deutsche oder französische Wesensart das *primum datum*, die selbstverständliche, bleibende Grundlage war — währenddessen wurde beim Juden, ausgesprochen und unausgesprochen, grade ein Hinwegziehen der Eigengrundlage vorausgesetzt. Sie sahen auch den Widerspruch nicht, daß sonst überall das Weltbürgertum die Einheiten zu einem übergeordneten Ganzen binden mußte, hier aber die Einheit lösen sollte! Bei der Uebertragung dieser Bewegung aus dem West- auf das Ostjudentum mußte die Verwirrung noch peinlicher werden. Denn im Westen konnte man leicht, war der Irrtum erkannt, vom „Werde Mensch!“ zum „Werde Deutscher, werde Franzose!“ hinüberschleichen, zur sogenannten Assimilation. Im Osten aber wohnen große Massen der Juden zwischen zwei oder mehreren Völkern, zwischen Russen und Polen, Polen und Ruthenen, Ruthenen und Ungarn, Ungarn und Rumänen undsoweiter. An wen sich assimilieren? Zudem: In Westeuropa war die deutsche, französische, englische Kultur nicht nur der Klangfarbe nach eine an sich eigenartig ausgeprägte, sondern auch der Intensität nach jede in ihrer Art eine Dominante, eine in die Welt wirkende. Das kann man aber von den osteuropäischen Einzelkulturen nicht behaupten. Es soll hier wirklich niemandes Empfindlichkeit verletzt und nicht des jüdischen Volkes Bedeutung durch herabsetzende Wertung der Wesensart anderer Völker emporgehoben werden. Aber es möge objektiv festgestellt sein: In dem Ganzen der Weltkultur, in diesem Meer, lassen sich bestimmte Ströme als griechisch, deutsch, französisch, englisch, jüdisch undsoweiter feststellen — kann man das auch von den angeführten Nebenvölkern der Ostjuden sagen? Haben die Polen, Litauer, Russen, Ungarn, Ruthenen, Rumänen undsoweiter Einen Menschen wie Moses, den Psalmisten David, Jeremias, Christus, Spinoza und, wenn man will, Karl Marx der Menschheit gegeben? Allerdings, auch Das wird mit der Bezeichnung ‚Kultur‘ umfaßt: in der eigenen Sprache schöne Myth, schöne Epen, schöne Dramen, von eigenen Malern schöne Bilder, von eigenen Architekten schöne Schlösser und in diesen schöne Möbel, schönes Porzellan zu haben. Aber die poetischen Formen haben griechische, deutsche, französische, englische Dichter geschaffen oder auf die Höhe gefördert; die Formen der bildenden Künste hat der Genius der Griechen, Italiener, Niederländer der Welt gebracht; der Stil der Kirchen, Schlösser und Möbel heißt nach seinem Ursprung byzantinisch oder Empire; das Porzellan ist aus China oder Sèvres oder Meissen. Dasselbe gilt von den technisch-zivilisatorischen Attributen dieser Völker: die Bahnen und Schiffe haben Stephenson und Felton gebracht, die chemische Industrie stammt von den Deutschen,

die Webstühle heißen Jacquards, das Automobil, das Telephon und die Telegraphie ohne Draht beruhen auf den Erfindungen der Juden Markus, Reis und Heinrich Herz. Ich sehe wohl ein, daß dem Polen sein Dichter Mickiewicz, sein Maler Matejko, oder dem Ruthenen sein Schewtshenko in seinem Eigensten mehr zu sagen hat als Goethe und Shakespeare und Dürer. Auch hat natürlich jedes kleinste, ärmste Volk schon dadurch, daß es lebt, alle Rechte auf Leben und Entfaltung und Höchstentwicklung. Das ist fraglos, berührt aber unsre Betrachtung nicht; denn diese bezieht sich nur auf die weltkulturelle Bedeutung der Einzelvölker. Andererseits mag einer der Ansicht Schopenhauers, Treitschkes, Chamberlains sein und die „Verjudung der Welt“ als ein Unglück betrachten, aber mit der Feststellung dieser Verjudung gibt er die Quotengröße dieses Einflusses zu, die Kraft, Dimension, Wirkung.

Sieht nun einer in der ostjüdischen Masse den volksorganischen Träger des jüdischen Geistes, so muß ihm der Gedanke ihrer Assimilierung an die Nachbarvölker, als der Vertauschung einer gewichtigen Tradition jüdischer Kultur mit einer izbeliebigen ganz sonderlich erscheinen. Und abgesehen von aller Theorie: nach achtzig Jahren Assimilations-Bewegung sprachen im Jahre 1913 von 1 957 000 Juden in Polen 1 942 000, also 99,23 Prozent, jiddisch!

So sollte durch den Europäismus der Abgrund der ostjüdischen Lebens-Problematik verschüttet werden; er ward aber nur leicht überdeckt. Und alle Reichten fühlten sich darauf sicher: bis vor zwanzig Jahren nämlich ging dort alles, was im europäischen Sinne Intelligenz zu heißen den Ehrgeiz hatte, mit dieser Assimilations-Strömung mit oder führte sie. Und insofern sie eine Loslösung von alten Bindungen bedeutete und Aussichten auf Freiheiten und Vorteile für den Einzelnen eröffnete, war und ist sie auf nicht unbedeutende Volksteile von großem, wenn auch meist mittelbarem Einfluß. Besonders in den größern und großen Städten. Auch unter Denen, die jiddisch sprachen, und zwar vornehmlich unter den Arbeitern und Handwerkern haben viele, viele sich in beschränktem oder weitem Maße von den Religionsgesetzen und der Gläubigkeit losgelöst.

---

## Semper der Sumper von Anton Kuh

Ich bin überzeugt, daß es zu Otto Ernsts selbstverständlichen Forderungen an die Kritik gehört, daß man ein Buch gelesen haben müsse, über das man schreibt und urteilt; denn in der Selbstverständlichkeit dieser Forderung prägt sich die ganze Geistigkeit aus, die seinem „Lebenswert“ zu Grunde liegt. Es bezeichnet seinesgleichen Art, daß für ihn der ganze Austausch von Erkenntnissen, die eine höhere Verständigung ermöglichen, umsonst erfolgt ist; daß man wieder belehrungsweise von vorne beginnen muß, um ihn auf die kunstgerechte Stufe des Anschauens zu bringen; daß man vernunftpädagogische Spaziergänge den Tatsachen entlang mit ihm unternehmen muß, bis er kapiert. Denn sein Verstand ist von der detailklaubenden, volkschulkorrekten, mühsamen



Art des Unterbürgers. Hätte man ihm hier etwas bewiesen — flugs spränge er dort wieder davon; und am Ende müßte sich aller Geist darin verbrauchen, die Otto Ernste aufzuklären, statt wirklich etwas zu tun. Nein, ich unternehme es nicht. Ich schreibe stolz und kühn und sein bedeutungsvoll ins Parterre der Anhängerenschaft zinkerndes Gesicht erwartend hin: Ich habe mir die Lektüre seines neuen Buches erspart, das ich hiermit besprechen will. Ich habe nur eine Impression davon — aber wollte Gott, ich hätte so deutlich und einprägsam die Kenntnis von etwas Schönerem!

Vielleicht denkt man da: Wozu das irreführende Pathos? Warum auf einmal und so verspätet der kritische Eifer, diese Uebersetzung der Dimensionen und so viel Wichtigkeit in Bezug auf einen Namen, der nicht mehr und weniger ist als ein solcher! Weil sich alle Nachsicht auf Erden rächt; weil die Definition der Gattung die einzelne Mikrobe nicht hindert, sich fortzupflanzen und eines Tages, im Namen vieler, ihr Recht zu fordern; weil der, den man am Leben läßt, es einem unter dem Hintweis nimmt, daß man es ihm nicht genommen hat; weil die schonungsvolle Vermeidung der „Kleinlichkeit“ Größen hervorbringt und bewirkt, daß jemand plötzlich aus seiner Unterhaltungsdecke kriecht, dick, schwarz, glühend, eitel und dämonisch; kurz: weil jene Schonung aus dem ästhetischen Schulbeispiel „Otto Ernst“ ein politisches Faktum gemacht hat. Ueber sein neuestes Buch zu schreiben, ist eigentlich ein Bürgerkriegsbruch; aber noch mehr habe ich die Gewißheit, daß er es als solchen betrachtet. Der Krieg ist eine Schonzeit, in der die Hasen selber Jagd machen; wer die Flinte anlegt, begeht einen Waldsverbrechen an der Zeit; und sie haben wirklich nicht Unrecht damit, daß es ihr Wald ist, von ihnen angepflanzt, gehegt und urbar gemacht. Otto Ernst ist das, was sich der kleine Moritz als „nationales Gewissen“ vorstellt. Er vertritt die Gesundheit der Leere; die Kraft der Ahnungslosigkeit; die Heiterkeit des vergeistigten Fressens; die Moral des gewärmten Sessels; und den Geist der Dohse. Das hat man ja freilich auch schon früher gewußt — aber warum sollte man den braven, frischfröhlichen Dickbauch nicht ins Kinderzimmer lassen? Im Studierzimmer des Gymnasiasten wirkte er ja schon etwas lehrerhaft-rückständig. Und nun steht er plötzlich lärmvoll im Zimmer der Erwachsenen, und sein Fingerdrohen und Sprüchleinsagen entpuppt sich als Kulturkämpferei. Ja, es stellt sich heraus, daß sein Bauch bloß eine Vortäuschung war, die Gemüthlichkeitslüge einer vor Angst, Streberei und Reizbarkeit zitternden, mageren Kandidatenseele.

Als Ernst Schmidt — der zöglingsbescheidene, geschäftstüchtige, nackte Bürgername bedünkt mich viel ehrlicher, wenngleich minder typisch als der literarische Aneipname — noch ganz klein war, und „mal etwas werden wollte“, da glaubten wir: Nun ja, ein flüssiger Dickens, ein Bacchussohn von der Wasserfontäne, und wurden mit ihm gleichaltrig. Aber wehe! — er wuchs, und wir waren erwachsen. Die dicke Ränge schob zum schwächlichen hochschultrigen Strebsamkeits-Bürschchen auf, das sich ‚Semper, der Jüngling‘ nannte und aus der engen Brust heraus Schiller und alle Genien der Bildung anrief. Er reimte

und wollte Lehrer werden, gab stammelnd seine Visitenkarte bei Silien-  
cron ab und las Kant mit dem Fremdwörterbuch, wollte aufwärts,  
wohin ja viele brave, deutsche Jungen wollen, um dann entweder das  
Abiturium zu machen oder bei August Bieleskes Erben in Kondition zu  
treten. Der Entwicklungsroman des Steuerzahlers — warum nicht?  
Sie sind eine stattliche Klasse, und wenn einmal Krieg oder so etwas  
kommt, dann zeigen sie sich schon und machen ihn. Hier blieben ihm  
nur noch Mitschüler und Lehrer treu, Idealisten des Hinaufstommens  
vor Gott und dem Bürgermeister; hier bog aber zugleich der Weg der  
bessergenährten Knaben ab, die keinen optimistischen Freiplatz auf Erden  
suchen, sondern: sich und die Welt. Ihr Lateinbüchel war ihm allein  
schon überlegen, weil es vor ihren Augen ethymologisch Werte ausein-  
andernahm, in die sich jener hineinsetzte, wie in eine warme Stube. Die  
Welt ist ein Einerseits-Andrerseits. Mhohjah, der Pessimismus ist nicht  
ganz abzuweisen, und Kämpfe gibt es auf der Erde, und das ist wahr  
und jenes ist wahr — aber wir sitzen man immer hübsch am Tische,  
schauen es durch, korrigieren Komma und J-Punkt und sehen, daß auch  
die Unendlichkeit vier Wände hat. Unterdessen hatten sich schon Gym-  
nasiasten aus Welterschmerz erschossen, und ein gewisser Frank Wedekind,  
ein sturriler, buntjackiger Geselle, der ja auch so vertrackt tut, damit er so  
vertrackt ausschaut, und dem Herrn Lehrer einfach ins Originelle da-  
vonläuft, war mit einem Stück gekommen, in dem eine defadente Jugend  
dem Otto Ernst auf den Bart zielt und — oh Spott des Schicksals! —  
sich ins Herz trifft. Der fünfzehnjährige Gymnasiast aus 'Frühlings-  
erwachen', dieser frühweije Leidtragende der Welt, der sich nicht zur  
Kugelrunden Type auswachsen will, sondern zum Helden des Lebens-  
mates, wird ihm einmal im Himmel die Hand gnädig zum Kuß hin-  
reichen.

Semper, der Jüngling, war schon das anthropologische Beispiel  
des Sechshunds, dem die Ruhe und das eisgestockte Blut gestatten, sich blin-  
zelnd seines Absterbens zu freuen. Hier war der Wille zur Kinderstube  
und die Angst vor dem Altern älter geworden — der männliche Leser  
befand sich schon jenseits, im Leben. Während sich jener Dach und  
Rachelosen sicherte, schritt dieser ins Kalte, Weite des eigenen Willens,  
wollte sich nicht an-, sondern ausbauen. Hier liegt ein ganzer Klassen-  
unterschied — derselbe, der ungefähr dem Unterschied entspricht zwischen  
wirklicher und Unterhaltungskunst, zwischen den Ermählten und der  
Masse, zwischen beliebten Autoren und unbeliebten Schöpfern. Die  
Einen leisten alle Arbeit, um weltgewärmte Kinder zu bleiben, und annet-  
tieren zu diesem Behuf aus der Phrasen- und Zuschauerferne die wider-  
spruchsvollsten Begriffe des Lebens — jene wollen, in der infantilen  
Mundart gesprochen: „groß werden“, das heißt: wie es schon im Schul-  
buch steht, aber in ungeahnt-neuem Umfang: sich selbst erkennen. Sie  
wollen sich verwandeln, um zu lernen, und lernen, um zu helfen, und  
dies heißt dann mit Leib und Blut im Leben stehen. Die Otto Ernste  
aber lernen, um sich zu verwandeln, verwandeln sich, um auch da zu  
sein und nennen es dann: helfen. Der Unterschied ist grundlegend und  
national. Nach ihm gruppieren sich Kräfte der Kultur und Unkultur,

Gesundheits- und Vervollkommnungsideale, Bürger und Menschen. Hier steht der pathologische Nietzsche, dort der fröhliche Asmus Semper.

Das Schauspiel ist uralte und biologisch-typisch. Der weltleidende, selbstfreundige Geist des Erkennens mag von seiner Flugbahn ins Meer des Unfassbaren stürzen — sein Flug hat den Tag erst gelichtet; aber da steht der Dreifäsehoch der Sicherheit, sperrt die Augen meilenteit auf, um die Erscheinung nur ja beruhigend hereinzutragen und mit ihr als Meinung und Ansicht — wie's das abwehrende Vokabular seines Lebens aus zweiter Hand eben kann — ungestört fortzuleben. Dort, wo er mittann — „Wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht!“ — ist es (wer keine Qual hat, hat die Wahl) ein Standpunkt; und wo ihm schwindlig wird, ist der Andre, wie bekannt, ein Narr, die Jugend, die ihn liebt, affektiert, das Zeitalter angekränkelt. Wehe, wenn einer aus dem Zwar—aber-, Hier—dort-, Freilich—hingegen—Maß der Betrachtung fällt! Oh' sich der kleine Asmus traut, in sich zu gehen, geht er aus sich heraus, mit der ganzen Heiterkeit der geheimen Angst und des schlechten Popularitäts-Gewissens. Er fühlt: es geht an seinen Krügen, um seine Welt. Er weiß: hier muß die Schelmerei alles einholen und sagen, wie sie zu dem falschen Zeugnis kommt. Hier muß der Bauch gefüllt und gefättigt erscheinen. Und da passiert nun natürlich das Malheur, und es kommt alles an den Tag. Die Föjialität hat einen verdächtig-bösen Zug um den Mund, das Behagen hört immerfort höhnisch auf Bildung und Herkommen aufspielende Zwischenrufe, eine im voraus verletzte und darüber irrsinnig werdende Eitelkeit kollert hervor, und der Bauch — der arme, schöne, dicke Bauch, was bleibt von ihm übrig? Er läßt, wie eine Schweinsblase quiettschend, die ganze Luft heraus und hängt dann schlapp und traurig herunter. Aus dem wohlgemuten, beleibten Jux-Dunkel Otto Ernst wird der spindelbürre, schlechtgenährte, zapplige Lehramtskandidat Ernst Schmidt.

Das ist Semper, der Mann. Ich weiß von ihm nicht mehr, als daß er den Namen Nietzsche in den Mund nimmt und sich vor dem Schlafengehen unter den Achseln kratzt; daß er sich mit Lessing vergleicht und übers Zwitterband abschneuzt; daß er durch rosenrote Brillen sieht und Drohbrieife an Kritiker schreibt; daß er den Werdegang von der unbekanntem zu der bekantem Null für einen Entwicklungskampf hält; und daß diese Biographie des ellbogenstößenden, springgifftigen, kerngefundem Strebertums ein deutsches Kriegsbuch ist. Aber nicht genug des „nationalen Echos“, über das er dank der Zerteilung der Welt in Ziegelschupfer, Handlanger, Optimisten und andre Positivisten hüben und den Kulturbringern drüben verfügt — und welche Marit unter den Deutschen hätte es je nicht so gut gehabt? — damit nicht genug, will er eine Nation von lauter Sempers haben und verkündet das Sempertum als die allein seligmachende, kriegsbestätigte Gesundheitsdevise. Es ist das Prinzip jener Männlichkeit, um deren Milchgesicht ein Vollbart wallt — das unzerstörbare ewige Prinzip des Phylisteriums. Und man würde es schwatzen und quatschen lassen, wenn der literarische Semper heute nicht so symbolisch wäre für den politischen Sumpfer.

# Russischer Humor von Egon Friedell

## Einleitende Worte zu einer Vorlesung aus russischen Dichtern

Der Titel, den ich meinem Vortragsabend gegeben habe, besteht aus zwei undefinierbaren Worten. Was Humor ist, das hat wohl noch niemand zu erklären vermocht; und ich glaube, schon der bloße Versuch, diesen Begriff näher bestimmen zu wollen, ist ein Beweis von Humorlosigkeit, weshalb ja auch hauptsächlich Universitätsprofessoren sich mit dieser Aufgabe beschäftigt haben. Und ein ebensolches Rätsel ist für uns der Begriff „Rußland“. Die russische Seele ist für uns ebenso unfassbar wie etwa die Pflanzenseele, die Tierseele, die Kindesseele oder die Seele der historischen Völker. Denn unter uns gesagt: Wir verstehen ja auch von den alten Griechen und Römern nichts, obgleich wir während unsrer ganzen Jugend ununterbrochen aus ihnen geprüft werden. Die einzige zuverlässige Erkenntnis, die wir vom Altertum besitzen, ist eine negative: wir wissen nämlich heute mit ziemlicher Bestimmtheit, daß es nicht antik war.

Nun, und ganz ähnlich geht es uns mit Rußland. Wir haben da ein paar Schlagworte, zum Beispiel: Nihilismus. Aber das ist ein sehr vieldeutiges Wort. Was ist Nihilismus? Wagen wir einmal eine Definition und sagen wir: Nihilismus ist Haß gegen die Realität. Das kann nun einen ganz primitiven vandalischen Zerstörungstrieb bedeuten, und es kann ebensogut höchste Geistigkeit bedeuten. Was ist denn das Wesen des Künstlers anders als „Haß gegen die Realität“? Der Künstler, der Dichter nimmt die Realität nicht ernst, er hält sie für leer, für falsch, für korrekturbedürftig: eben darum dichtet er ja. Für ihn ist die Wirklichkeit eigentlich das Unwirkliche, und der dies zuerst erkannte, war der erste Dichter.

Ein zweites Schlagwort, das wir auf Rußland anzuwenden pflegen, heißt: Rückständigkeit. Aber das ist eigentlich eine unkorrekte Bezeichnung. Wir müßten richtiger sagen: Rußland erlebt heute sein Mittelalter. Seine besten Kräfte wurzeln im primitiven Volkstum, in der naiven Religiosität, im Kleinleben, in allerlei elementaren Massenpsychosen. Das Mittelalter ist die Pubertätszeit jedes Volkes, wir nennen eben doch auch einen Menschen im Pubertätsalter nicht rückständig. Und wer etwa das deutsche Mittelalter mit seinen wundervollen Hervorbringungen, seiner Mystik, seiner Gotik, seiner Erotik, heute noch rückständig nennen wollte, der müßte, glaube ich, ein ganz gottvergessener liberaler Schwachkopf sein. Schon die größere Gottnähe, die größere Naturnähe, in der der Russe lebt, macht ihn für den Mitteleuropäer zu etwas Unbegreiflichem.

Glücklicherweise liegt aber der Fall doch nicht ganz so hoffnungslos, wie es auf den ersten Blick aussieht. Im Jahre 1840 hielt Carlyle einen Vortrag, der den Titel führte: „Dante und Shakespeare oder der Held als Dichter“, und schloß ihn mit folgenden Worten: „Der Zar aller Reußen ist stark mit seinen vielen Bajonetten, Kosaken und Kanonen und vollbringt eine gewaltige Leistung, indem er einen solchen

Erdschrieh politisch zusammenhält; aber er kann noch nicht sprechen. Etwas Großes ist in ihm, aber es ist eine stumme Größe. Er hat nicht die Stimme des Genius gefunden, die von allen Menschen und allen Zeiten gehört wird. Er muß sprechen lernen. Er ist bis jetzt ein großes stummes Monstrum. Seine Kanonen und Kosaken werden alle zu nichts vermodert sein, wenn Dantes und Shakespeares Stimme noch immer hörbar sein wird."

Das war, wie gesagt, im Jahr 1840. Aber inzwischen hat Rußland in Tolstoi seinen Dante und in Dostojewskij seinen Shakespeare gefunden. Und die Berührung mit diesen und ähnlichen Männern macht uns auf einmal sehend. Sie führen uns zu irgendeiner ihrer höchstpersönlichen Einsichten, und zugleich offenbaren sie uns, daß es gar keine persönlichen Einsichten gibt, sondern daß ihre Einsichten die unsrigen sind und die unsrigen die ihrigen waren. Sie zeigen uns, daß die geschichtliche und rassenmäßige Bedingtheit sich immer nur auf den breiten Unterbau der Menschheit erstreckt, und daß auf diesem breiten Unterbau zu allen Zeiten Menschen standen, die in zwanglosem Gefühls- und Gedankenverkehr lebten. Und auf einmal verstehen wir Rußland.

Damit ein Abschnitt der menschlichen Geistesgeschichte in einem haltbaren Bilde fortlebe, dazu genügt oft ein einziger Mensch, aber dieser eine ist unerläßlich. So würde, zum Beispiel, für die ganze deutsche Aufklärung Lessing, für die französische Aufklärung Voltaire, für das vierzehnte Jahrhundert Meister Eckhart, für das Ende des vorigen Jahrhunderts Ibsen ausreichen. In solchen Männern objektiviert sich das ganze Zeitalter als ein klares Compendium, das jedermann zugänglich ist, sie sind das Einzige an der ganzen Historie, was für später wichtig und interessant ist. Solche Gestalten sind auch die großen russischen Dichter. Sie sind uns verständlich und unverständlich. Sie sind uns unverständlich als Russen, und sie sind uns verständlich als Genies. Denn es ist garnicht wahr, daß das Genie etwas Dunkles und Schwerzugängliches ist. Seltsam und mysteriös ist das Sondertalent mit seinen Spitzen und Kanten, der Spezialist. Aber das Genie ist jedem vertraut, weil es der Extrakt aus allen Menschen ist. Jesus, Shakespeare, Goethe, Nietzsche haben so geredet, daß jeder gesunde Mensch sie verstehen kann. Aber die Lektüre ihrer Erklärer und Kommentatoren ist ein Studium, das schon sehr viel voraussetzt.

Die stärkste Brücke von Mensch zu Mensch wird aber dann geschlagen, wenn sich dem Genius auch noch der Humor beigeßelt. Was ist, zum Beispiel, Mischplos noch für uns? Eine kalte, starre, über und über patinierte Kolossalstatue. Aber wenn wir die Komödien des Aristophanes lesen, so werden wir fast selber zu perikleischen Athenern. Und was hat Sokrates unsterblich gemacht? Ich bin so keherisch, zu behaupten: nicht seine Philosophie, sondern sein Humor. Das leere und menschenfeindliche, hochmütige und seelenlose Drahtpuppenzeitalter Ludwigs des vierzehnten spricht plötzlich eine menschliche, jedermann verständliche Sprache durch den Mund des Hanswurst Moliere, während

Corneille und Racine für uns nur noch als Schlafmittel zu verwenden sind. Die rohe, verpfessene, verpflossene, gewalttätige Zeit des Dreißigjährigen Krieges wird uns greifbar lebendig nur in einem einzigen Denkmale: in den Predigten Abraham a Santa Clara, dieses Kabarettiers auf der Kanzel. Die für den Kontinentalen so schwer verständliche, höchst komplizierte englische Psyche, jene sonderbare Mischung aus drei Ingrebienzien, nämlich aus spleen, cant und business, wird uns völlig nahegerückt durch die lustigen Theaterstücke Wildes und Charos. Und so ist es allemal.

Und so hat auch die russische Seele plötzlich eine Stimme bekommen durch die Dichter, durch Weisheit und Humor. Einige von diesen Stimmen wollen wir jetzt vernehmen.

---

## Der Stil Martin von Hans Leuß und S. J.

Vor einem Menschenalter habe auch ich regelmäßig über das Theater geschrieben — gerne und dankbar; nicht um mein eignes Licht leuchten zu lassen, sondern um das der Kunst wenigstens in zerstreuten Strahlen auszubreiten; empfänglich zugleich und „spontan“; bereit und darauf bedacht, Geschenke ohne Hochmuth zu vergelten.

Das war in der Provinz. In Berlin zog mich das Theater nicht an. Wenn ich es aufsuchte, traf ich fremde Götter oder Götzen. Ich empfand einen Abstand der Zwecke zwischen der Provinzbühne und der hauptstädtischen. Hier schwälte mir das Feuer auf dem Altare unheilig. Die Priester verrieten mir einen zerrütteten Glauben. Die Gemeinde schien mir nur Anspruch, nicht Andacht in den Tempel zu bringen; Unterhaltung und Zerstreung zu fordern, anstatt Mitwirkung und Sammlung herbeizutragen.

Religion, Kunst und Liebe, so eng mit einander verwandt, heißen Vollkommenheit der Hingabe. Jeder Vorbehalt vernichtet das Heiligthum, das darum so selten ist.

Jahre lang habe ich danach das Theater gemieden, bis mich der Ruhm einzelner Künstler hineinzog. So lernte ich auch die neue Regiekunst kennen. Ich danke es der „Vollkommenheit“ jener Einzelnen, um die ich hergekommen war, daß mich diese Regiekunst nicht ärgerte, weil ich sie übersehen, sie von mir fernhalten konnte.

Seit einigen Jahren las ich in der Frankfurter Zeitung oft Worte eines Dankbaren an Herrn Martin, den Spielleiter der beiden Stadttheater in Frankfurt am Main. Der Kritmann (wie Klopstock zu sagen vorschlägt, weil die Wurzel Krit dem Deutschen ebenso wie dem Griechischen eigen und im Niederdeutschen noch gebäulich ist) pries die Kunst des Leiters, aber nicht nur die hergerichtete Szene, sondern mehr ihre innige Verknüpfung mit dem eigentlichen „Spiel“ und dem Kunstwerk. Ich las etwa: „Herr Martin schuf den wilden Reigen, den Zwielfichtspul der Schneetäler, die Groteske des Südens und den Beer Gynt“; oder: „Die innere Regie wie die äußere suchten dem Stil des Werkes gerecht zu werden“; oder: „Es war wieder einmal

einheitlicher Geist zu spüren. Man hatte zudem das Gefühl, daß jeder Schauspieler sein Bestes gab, daß dadurch dies eigentümliche Fluidum geschaffen wurde, das nicht bei der Rampe aufhört, sondern das Publikum zum Mitspieler macht und jenes Gemeinschaftsgefühl hervorruft, durch das erst aus Theater Leben wird"; oder: „Man kennt die feine sorgsame Hand dieses Stimmungskünstlers, der sich zur subtilen Wiedergabe symbolisch-realistischer Dichtungswerte alle nötige Zeit und sogar noch etwas mehr nimmt.“ Zu solchen einzelnen Sätzen und ihrem Eindruck kamen Stimmungsbilder und Reflexe aus Strindberg, Molière, Ibsen-Abenden. Ich witterte aus ihnen eben das, dessen Mangel mir das Theater in Berlin verleidet hat: den einheitlichen, ehrlichen Götterdienst, Dreieinigkeit des Dichters, der Schauspieler und der Zuschauer, hergestellt durch den frommen Geist eines gläubigen Priesters.

Liebevoll vertiefte sich der Urteiler auch in Schilderungen; alles, was er beschrieb von dem Außern der Szene, verriet mir die redliche Sorge Martins, daß nichts Außeres sich selbst als Zweck hervordränge, sondern alles nur diene, dem Erlebnis sich in stolzer Bescheidenheit einordne, selbst dann, wenn die „Detonation“ nicht einfach sein kann. So in der Aufführung von: *„Viel Lärm um Nichts“*, über die ich las: „Am Anfang war der Rhythmus. Herr Martin hat das Gefühl dafür in den Fingerspitzen.“ Folgt die Schilderung der Bilderfolge und der Einzelheiten des Spiels, einer „Festlichkeit voll Farbe und Phantastie“ und dann: „Der Dichter hatte doch das erste und das letzte Wort . . . Nie strahlte er so. Es war ein Fest.“

Ich lasse dem Kritmann der Frankfurter Zeitung so ausgiebig das Wort, weil es ihm gebührt. Er zuerst hat mich begierig gemacht auf das Werk dieses Spielleiters in Frankfurt, und als ich diesem Anreiz folgte und selber anschauen ging, fand ich, wie genau er gesehen, und wie treffend er ausgedrückt hat, was er sah.

Der Stil Martin ist nichts anderes als die Lösung der Aufgabe des Theaters, die Verwirklichung der idealen Forderung. Alles durchdringend und leitend, tritt Martin dennoch selbst ebenso in das Dunkel des Unsichtbaren zurück, wie er seine Organe und Mittel in den Schranken des künstlerischen Wirkens hält. Dieses zielt einheitlich, in ungestörter Gemeinschaft auf die Darstellung des Kunstwerks und seine festliche Verbindung mit dem Zuschauer, der gebannt werden soll zur Mitwirkung. Man sieht an der Szene, wie heilig der Fleiß ist, mit dem Martin das Kunstwerk und die Mittel zu seiner Gestaltung studiert, wie stark aber auch sein Temperament, um aus dem Studium Leben zu bilden. Seiner Seele ist jeder Abweg, jede Verlockung fremd. Er kennt, wie es scheint, garnicht die Versuchung kunstfeindlichen Prunkens mit diesem oder dem und weiß diesen Geist selbstlosen Dienstes seinen Umgebungen einzulösen. Seinen Schauspielern verschafft er den innern Lohn treuer Hefäre, der Bruderschaft eines gemeinsamen Werks. Sie dienen dem einen Zweck, aus der Vorstellung ein Erlebnis hervorzurufen, ebenso willig, wie die sachlichen Mittel der Szene, denen Martin nicht erlaubt, optische, malerische, elektrotechnische Kunst-

stücke zu werden, die aber genau das beisteuern müssen, was der Dienst am Kunstwerk und am Erlebnis von ihnen fordert. Der Schauspieler sieht sich trotz seiner Einordnung in die Gemeinschaft der Aufgabe befreit; denn er wird wieder der eigentliche Träger des Erlebnisses.

Das Wort kommt zu gebührendem Rang; wir hören wieder und sehen nicht nur, und vor allem: wir empfinden und erleben und ganz verschmolzen mit dem, was für uns mit uns geschieht.

Jetzt weiß ich, was es heißt: ein Spiel leiten. Es heißt: ein Kunstwerk als Erlebnis ergreifen, Menschen und Dinge meistern und jene dennoch befreien, weil die Bemeisterung — zur erhebenden Mitwirkung an gemeinsamer Herstellung eines Erlebens — wohlthätiger Willigkeit begegnet.

\*

Ich habe Das aufgenommen, weils von Hans Leuß kommt, der einer der tapfersten Zeitgenossen ist, von einer liebenswerten Begeisterungsfähigkeit, und zudem ein Outsider des Theaters, also aus der Klasse Derer, die unter Fachleuten reden zu hören immer erfrischt. Nur kann ich seine Rede nicht ohne Widerspruch lassen. Wenn ich recht verstehe, wird hier die Art Karlheinz Martins in einen Gegensatz zu der „neuen Regiekunst“ gebracht. Ich bin nie in Frankfurt gewesen, kenne Herrn Martins Leistungen nicht und gönne ihm herzlich gern jedes Lob. Aber nachdem ich gelesen habe, was die Frankfurter Zeitung im Oktober 1916 über seine Inszenierung von ‚Viel Lärm um nichts‘ geschrieben hat, seh’ ich im ‚Jahr der Bühne‘ nach, was ich viereinhalb Jahre früher über Reinhardts Inszenierung geschrieben habe — und da bedarfs keiner vollständigen Gegenüberstellung, um den Fall aufzuklären. Berlin: Aus dieser Aufführung schwingt man sich mehr, als man geht. Frankfurt: Am Anfang war der Rhythmus. Berlin: Die Bühne dreht sich bei offenem Vorhang, aber gesperrter Beleuchtung zu einer reichlichen Tanz-, Tupp- und Ländelmusik. Frankfurt: Eine leichte, duftige Musik umhüllte und begleitete das lockere Gefüge der zehn Bilder und überhüpfte die Pausen. Berlin: Erzele eines phantastischen Witzes und die Ausgeburten einer delikaten Farbenfreude machen immerzu ein festliches Geräusch. Frankfurt: Eine Festlichkeit voll Farbe und Phantasie. Berlin: Das lustigste Hin und Her, in die Unwirklichkeit stilisiert. Frankfurt: Ein Wunsch und Traum. Berlin: Federleicht, märchenhaft. Frankfurt: Ein schwebendes Märchen. Berlin: Eine blaue Pracht. Frankfurt: Blaue Stufen. Das dürfte genügen. Reinhardt wird in fünfzehn Jahren ein paar Duzend Male Unglück gehabt, nämlich Aufführungen vor die Öffentlichkeit gebracht haben, in denen nur erstrebt war, was er an seinen glücklichen Abenden völlig erreicht hat: den „einheitlichen ehrlichen Götterdienst, die Dreieinigkeit des Dichters, der Schauspieler und der Zuschauer, hergestellt durch den frommen Geist eines gläubigen Priesters“. Ich wünsche, hoffe und glaube Hans Leuß, daß Herr Martin wirklich dasselbe Ziel hat. Aber gewiesen hats ihm kein andrer als Reinhardt; ja, ich bin überzeugt, daß der ihm noch in jedem einzelnen



Fall auf den Weg hilft. Warum kommen denn beinahe alle Direktoren und Regisseure des Reiches, die auf sich halten, spornstreichs herbeigereist, sobald sie aus den Blättern ersehen haben, daß Reinhardts neue Aufführung wert sei, auch ihr Gemeinwesen zu erfreuen? Wenn Hans Leuß dann am Main das Theater besucht, das ihn am Ufer der Panke durchaus nicht anzieht, dann mag ihn wohl überraschen, wie sauber in solchem Hause gearbeitet wird. Und wenn er ein Schwärmer ist, dann mag er sogar einen Stil entdecken und ihn feierlich auf den Namen Martin taufen. Aber mir muß er schon erlauben, ihm rücksichtslos ein tiefes Geheimnis zu verraten. Es lautet: Der Stil Martin ist die Ausgabe des Stils Reinhardt für die Provinz.

## Der Höllensturz des Kellners Hinterpferd

von Manfred Georg

Benedict Hinterpferd saß in der schlecht gelüfteten Hotelportierloge des 'Weissen Mond' und las in den 'Confessions'. Seine armelige Nase ragte grau und glücklich in den Wälzer, den er um ein paar Heller auf der Brigitten-Au erstanden hatte. Es ging gegen Morgen. In einer Stunde war die Nachtwache vorüber. Benedict schnupperte mit zuckenden Flügeln über die wurmstichigen Seiten. Ha, wie legte dieser Genfer gegen Asterkultur los, wie sprach er mit Feuerzungen einer Religion des Herzens das Wort! Mißverstehend schielte Benedict nach der Wandtapete. Da hing, gelbnagelig angezwackt, eine verhältnismäßig gute Photographie des Stars Jakobine Honorius, die, vorgestern abgereist, während vier heißer Sommerwochen selbst die Sinne puritanischster Stadträte zu Sprüngen verlorener Wünsche gepeitscht hatte. Benedict sah auf den sehr dekorativen Windhund, den der Photograph aus anscheinend raunkünstlerischen Gründen um die schmale Taille streichen ließ. Sein Blut brannte von neuem auf. Zärtlich glitt die vom Nachtdunst staubige Hand über die viereckige Pappe. Der müde Kopf fiel träumend nach vorn. Ein kleines, schüchternes Lächeln blühte auf den vom Trinkgeldbänk abgeschabten Lippen.

Wie war es doch gewesen?! Sie, Jakobine, um deren Gunst sich von Stadt zu Stadt fünfzig Studenten die Hände an tollen Briefen wund schrieben, für die ein junger, leibhaftiger Erzherzog Namen und Stellung geopfert hatte — sie hatte ihm, dem Hotelportier Hinterpferd eine Karte zur letzten Vorstellung geschenkt. Hatte am nächsten Tage seine gestotterten Lobreden mit einem Nicken angehört, als sei er ein Feuilletonchefredakteur, und hatte ihn gebeten, ihr bei der Abreise behilflich zu sein. Kein Zweifel: sie liebte ihn. Geschickt und diskret arrangierte er alles. Wich in ritterlicher Weise nicht von ihrer Seite. Schnitt sie von aufdringlichen Enthusiasten, heuchlerisch besorgten Freunden, die sie am Bahnhof bedrängten, ab. Und als der Zug aus der Halle dampfte, da hatte er ihr lange mit dem neuen, knallgelbseidenen Taschentuch nachgeweht. Ihr, die Ehrgeiz und mächtiger

Publikumswille allzu schnell von ihm riß. Wie hatten die „Leuteln“ gewispert und auf ihn gezeigt, als er vom Bahnsteig schritt. Er, der vermutlich Auserwählte, er, der — oh —

Eine Tür knallte kurz zu. Der Fahrstuhlführer Bileam stand im Raum, groß und grinsend. Benedict nahm ihm unwillig die von der Post geholten Zeitungen aus dem Arm. Kaffeetrinkend ließen sie europäische und lokale Morde an sich vorüberziehen. Blöcklich sprühte Bileam prustend über den Tisch: „Kindvieh! Kindvieh!!!“ Die Stube dröhnte. Ueberfallen kniff Benedict die Augen halb zu. Wenn Bileam so infernalisch heiter wurde, war Böses im Anzug. Witternd sondierte Benedict: „Also geh' her, du Kammel, was ist?“ Bileams abgenutzte Zähne lagen in stürmischem Lachen bloß. „Hast du nicht erzählt, sie liebt dich?“ „Heuchels, brüll' nicht so! Wer liebt mich?“ „Na, sie die Bine, die Honorius!“ Benedict hob sich bleich in Angst. „Also, wenn du so von Fräulein —“. „Spreiz' dich noch, Aff! Da lies!“ Bileam preßte ihm eine hauptstädtische Zeitung in die hilflos aufgebogene Hand.

Borderroß vom Halben Mond' hieß da ein kurzer Aufsatz. Als Verfasserin hatte Jakobine Honorius gezeichnet. In harten kurzen Strichen schilderte die Tragödin unter durchscheinenden Pseudonymen die Groteskkomödie ihrer Abfahrt. Gegen Schluß der Skizze las Benedict nur noch mechanisch. Seine Rippen formten die Buchstaben wie glanzlose Seifenblasen lautlos in die Luft. Als lächerlicher, von seinen Sinnen aus der Serviettenschwenkereleganz geworfener, bubdummer Diebhaber war er da karikiert, der ahnungslos am Rande seiner Lästigkeit vorbeigeschlendert war. Und zum Schluß stand wie ein tausender Dieb: „Ich werde nie mehr einem Hotellkellner eine Karte schenken.“

Benedict erhob sich. Sein Blick war so in Echerben zerschmissen, daß Bileam mit einem Ruck seinen grienenden Mund in Gleichgültigkeit riß. Mittags kicherte ganz B . . . über Hinterpferd. Der lag fiebernd vor Scham in seinen rotgewürfelten Laten. Gegen Sonnenuntergang stieg er langsam zur Bodenkammer und schaute über die Stadt. Ein leises Aue-Läuten hing um die Dächer. Benedict schwamm die spitzen Giebel zu einem Riesenfinger zusammen, der auf ihn zeigte. Schön wars doch! reagierte Trotz in ihm. Aber schon brach er wieder zusammen und barg verschüchtert und zerbrochen vor dem hellen Abendlicht den Kopf im Arm. Zugleich stieg in ihm das Bewußtsein des Wortes Aus! auf. Süße Jakobine, murmelte er, als er sich den drahtdurchwirkten Strid um den heißen Hals wand. Die Uhren von Sankt Georgen und Sankt Veit ließen in mächtigem Brausen die siebente Abendstunde ins Land stürmen. Und mitten im Klang noch entschwebte in schnürender Schlinge die Seele des Kellners Benedict Hinterpferd in die letzte Sonne, die Strahl um Strahl an seiner selig lächelnden Kümmerlichkeit verfloß.

Jakobine erfuhrs Monate später. Um ein Exempel zu statuieren, verfloß sie vom selben Tage an allen Bewunderern unter fünfundzwanzig Jahren ihr Haus.

# Kohle von Vindex

Die Erkenntnis, daß die Kohle der Grundstoff aller gewerblichen Produktion ist, ist nicht neu. Um das zu lehren oder darzutun, brauchte nicht erst der Krieg zu kommen. Vor hundert Jahren, als in Süd-England die ersten Fabrikschloten zu rauchen begannen, begann zugleich das Zeitalter der Kohle anzubrechen; und Großbritannien, das bis dahin schon der erste Mäkler, Kommissionär, Frachtführer der Erde gewesen war, schickte sich, auf seine wallisischen Kohlenbergwerke gestützt, nunmehr an, auch der erste Industrielle der Welt zu werden. Nicht lange danach wurden sich auch Frankreich, Belgien und schließlich Deutschland der neuen Quellen ihrer Kraft bewußt: die großen Kohlenländer der alten Welt wurden auf der Grundlage ihrer Kohlenerschätze zu Industriestaaten und sammelten Reichtümer. Zuletzt kam es dahin, daß man am Barometer der Steinkohlenförderung die gewerbliche Blüte eines Landes ablas. Und die deutschen Bergwerke, ein Menschenalter später als die englischen für den Abbau in Angriff genommen, erwiesen sich schließlich als ergiebiger denn Englands Erdbesitz an „schwarzen Diamanten“: um Millionen von Tonnen überstieg zuletzt die deutsche Förderung die englische; und wer in Friedenszeiten einmal den Rhein hinuntergefahren ist, erinnert sich gewiß der langen mit Steinkohle beladenen Schlepplzüge, die aus dem lothringischen Revier kamen, und deren Ladung — für England bestimmt war. Auch Herr Hugo Stinnes wird der Kohlenabschlüsse mit der britischen Industrie gewiß noch gedenken.

Der Industriekohle aus dem westfälischen und dem ober-schlesischen Revier trat an Bedeutung mit dem Fortschreiten der Industrialisierung Deutschlands die Braunkohle aus Sachsen und der Lausitz zur Seite; sie diente im wesentlichen dem Hausbrand; der Bedarf daran wuchs mit dem Ansteigen der Bevölkerungszahl, und das Brikett drängte mit der Zeit die andern Heizmittel recht sehr zurück. Deutschland war wie in seiner Steinkohlen-Förderung, so auch in der Braunkohlen-Produktion vom Auslande unabhängig; es konnte sogar noch den Bedarf anderer Staaten zum Teil decken — also exportieren.

Als der Krieg ausbrach, war nichts sicherer, als daß wir an Kohle für die Bevölkerung und für alle Fabriken genug im Lande hätten. Und bei dieser Sicherheit ist es verblieben; mit Recht verblieben. Unsere Förderung und Produktion reicht aus, den gesamten Bedarf zu decken. Wenn wir jetzt dennoch zu einer Regelung — also Einschränkung — des Kohlenverbrauchs gelangen mußten, so hat das besonders verwickelte, in dem Gange des Krieges und der Kriegswirtschaft liegende Gründe, auf die man zur Zeit allerdings noch nicht mit der an sich wünschenswerten Ausführlichkeit eingehen kann. Sagen läßt sich nur, daß mit dem Beginn der Durchführung des „Sindenburg-Programms“ zu Anfang dieses Jahres eine auf das Neueste gesteigerte Inanspruchnahme der gesamten Kohlenproduktion und im engen Zusammenhang damit die vollste Ausnutzung aller Transportmittel und Verkehrswege nötig wurde. Der gesamte Kohlenenerzeugungs- und Kohlenbeförderungs-Prozess wurde unter einen gewaltigen Hochdruck gesetzt, dem alle andern Rücksichten, alle andern Interessen weichen mußten. Wie man weiß, galten die damals ergriffenen Maßregeln der verstärkten Wehrhaftmachung des Landes: Geschosse und Waffen mußten in einer vorher nicht erwoگenen, überwältigenden Menge hergestellt werden. Die erste Voraussetzung hierfür war die Herbeischaffung und Bereitstellung von Kohle. Damals haben die

verantwortlichen Stellen mit letzter Schärfe erkannt, daß der heutige Krieg, neben der dreifachen Forderung nach Geld, die mindestens ebenso vielfache Forderung nach Kohle laut und eindringlich erhebt.

Die plötzliche Anstrengung, die der Kohlenindustrie und den Beförderungsunternehmungen, namentlich der Eisenbahn, zu Anfang dieses Jahres auferlegt wurde, ward von beiden zwar ertragen und bewältigt; das ging aber nicht ohne schwere Störungen des normalen Kreislaufs der Kohle im Wirtschaftskörper ab. Dieser normale Umlauf des hohen Gutes geriet vielmehr verchiedentlich ins Stocken, die Röhre, die sich über ganze Versorgungsgebiete legten, wurden zerrissen, Verträge aufgehoben, Bestellungen nicht mehr angenommen, und der private Markt im eigentlichen Sinne desorganisiert.

Daß diese Erscheinung die Versorgung mit jeglicher Art Kohle in der zweiten Hälfte des vergangenen Winters schwer beeinträchtigte, haben wir alle gespürt. Was wir aber jetzt, im Sommer, nicht alle ohne weiteres wahrnehmen können, ist die Tatsache, daß das Gleichgewicht des Kohlenmarktes — wegen der Fortdauer der notwendigen Vorzugsansprüche der Rüstungsindustrie und aus andern Gründen — noch keineswegs wiederhergestellt ist; daß auch die Förderung, wie es scheint, nicht durchweg auf der Höhe gehalten werden konnte, und daß die Läger in den Städten nunmehr gänzlich geräumt sind. Zieht man diese Lage der Dinge in Betracht, so ist die Regelung des Kohlenverbrauchs durch zentralisierte Maßregeln eine nicht abweisbare Notwendigkeit.

Diese Regelung ist vor kurzem erfolgt; niemand kann verkennen, daß sie auf dem Papier nicht gerade freundlich aussieht, da sie, die Promptheit ihrer Durchführung zunächst einmal vorausgesetzt, sowohl für die nicht mit Rüstungsarbeiten beschäftigte Industrie, als auch namentlich für Hausbrandzwecke eine Einschränkung bis auf fünfzig Prozent des Gebrauchs im Jahre 1915/16 vorsieht. Der Trost, daß es sich nur um einen Voranschlag handelte, und daß vermehrte Beschaffungen zu Beginn des Winters als möglich gelten dürfen — dieses Versprechen wird von dem im Laufe der Begebenheiten nun einmal skeptisch gewordenen Publikum nur mit allen Vorbehalten entgegengenommen. Vielleicht aber wird dieses Mißtrauen, wie so manches andre, schwinden — und mit Grund schwinden —, wenn der neue Wind, der im Innern Deutschlands zu wehen anfängt, auch auf die zentralen Kriegswirtschaftsstellen eine belebende Wirkung ausübt.

---

## Antworten

**Julius Bab.** Selbstverständlich läßt sich Das hören, was Sie mir schreiben: „Sie überschätzen immer noch den ‚Türmer‘. In so einer Notiz stimmt natürlich nichts. So wenig wie Meyrink ein Jude, ist die zitierte Stelle aus dem ‚Golem‘. Sie ist aus einer Groteske ‚Der Saturnring‘ im Bande ‚Wachsfigurenkabinett‘ und wirkt natürlich in ihrer phantastisch bizarren Umgebung nicht halb so abstoßend wie in tendenziöser Herausgerissenheit. Trotzdem will ich diese Sätze nicht etwa gutheißen — es ist ein Fall, in dem polemische Leidenschaft nicht künstlerisch gelöst, sondern roh herausgeschrien ist und deshalb verlegend wirkt. Aber auch über die Entgleisungen eines wirklichen Künstlers — und das ist Meyrink vor allem!! — sollte man — Jude oder nicht! — meines Erachtens respektvoller aburteilen, als es der von Ihnen an sich gebilligte Satz tut.“ Und grade wollte ich sagen, inwiefern ich nicht Ihrer Meinung bin: da kommt ein Brief von Meyrink aus Starnberg. Er bestätigt, daß „die

Stelle von alldeutschen Hurra-Brüdern willkürlich aus dem Text herausgerissen worden, damit sich ein falscher Sinn ergibt", und erzählt, daß er soeben dabei sei, „diesen und andern Berufssteuonon eines ihrer Wissenthörner herauszureißen". Waldmannsheil. Die Stelle wird dadurch noch immer nicht schön oder nur erträglich. Aber es sind schon erfreuliche Praktiken, eine Simplicissimus-Novelle des Jahres 1907 herzunehmen, einen Abschnitt daraus zu isolieren, den Eindruck zu erwecken, als entstamme er einem Roman, der im Kriege erschienen ist, den urchristlichen Autor einen Juden zu nennen und vergnügt zu verfolgen, was man mit alledem angerichtet hat. Das ist nicht wenig. Mehrink fährt fort: „Das Geheze der Teutobolde wird nachgrade maßlos. Zum Beispiel hat der Starnberger Land- und Seebote täglich einen derartig persönlichen Artikel gegen mich gebracht, daß ich vorgeföhren auf offener StraÙe von Erdarbeitern mit Steinen beworfen wurde. Einen Protest zu meinen Günstern, den alles, was in Starnberg einen Namen hat, darunter der Botschafter Graf Bernstorff, an das Blatt geschickt hat, hat die Redaktion abgewiesen. Jetzt macht der Schutzverband Deutscher Schriftsteller eine Eingabe ans Generalkommando wegen böswilliger Aufhebung der starnberger Bevölkerung gegen mich.“ Es ist leichter gehezt als abgewiegelt. Aber der Fortgang dieser Affaire zeigt, wie genau man sich überlegen muß, bevor man solchen Zionswächtern die Möglichkeit gibt, sich auf Einen aus dem Lager der Kunst als Kronzeugen zu berufen. Manche Leute haben eben nicht einmal in den Fälln Recht, wo sie Recht haben. Und hoffentlich werden genügend viel Blätter von Rang und Verbreitung die Aufschrift des Schutzverbandes drucken, die eben eintrifft, und in der Heinrich Mann, Kurt Martens, Freiherr Schrend-Rozing, Wedekind, Ube-Bernays, Weingartner und noch eine Anzahl bekannter Männer und Frauen Verwahrung einlegen „gegen jene niedrigen persönlichen Angriffe“, gegen die antisemitischen Versuche, den Anschein zu erwecken, als sei Gustav Mehrink „— er ist weder Jude noch stammt er von Juden ab — ein Schädling der deutschen Literatur“.

**Erst 5—1.** So schwer wir beide auch sonst mit einander einig werden: über Herrn Robert Miß gibt's keine Meinungsverschiedenheit. Den hab' ich seit seinem „Prinzchen" im Wagen. Damals lag die Vermutung nahe, daß der Schriftstellername Miß auf dieselbe Weise entstanden sei wie in Bahrs „Selber Nachtigall" der nom de guerre Jafon. Aber der wahre Mißofch war gegen seine deutsche Verkürzung ein Ausbund von Geißt und Grazie. In jenem „Liebeschwanz" wurde mit unalltäglicher Rippehaftigkeit und widerlich breitem Geschmunzel ein Hürchen entfaltet, wie es lebte, liebte und log, halbflügge Tronfolger desflorierte, mannbare Schulmeister vergetwaltigte und erlöschene Herzöge wieder ansachte. In noch feineren Kreisen bewegt sich das neue Schwänklein, dessen Urform bereits vor zwanzig Jahren von Theatern mit Selbstachtung abgelehnt wurde, und dessen Ausfichten sich erst wieder belebten, als Herr Franz Cornelius in die Firma getreten und das berlinter Theaterwesen so weit gediehen war, daß Herr Maximilian Gladek über vier Häuser verfügen konnte. Niobe, Die Königin der Luft, Die Tänzerin und Der kleine Napoleon: ihr drei Frau'n, die ihr wirklich nichts wert seid, verdientet, daß man euch Tempel baute, wenn man dies Mannsbild vor Augen gehabt hat. Der kleine Jacques Cerf sieht aus wie der große Korje; und daraus wäre, möchte man meinen, mit winziger Mühe von Leuten, die derlei als steuerpflichtigen Lebensberuf betreiben, wenigstens eine halbe — wir sind so bescheiden: eine Viertelstunde Gelächter zu schlagen. Aber Cornelius und Miß bezahlen ihre Steuer umsonst. Wie die Fürstin Pauline Borghese einen Johelpelz, den ihr der Bruder Napoleon geschenkt, an den Zufallsliebhaber dieser Woche weiter verschenkt; wie er von dem auf eine Gelegenheitsliebste übergeht, die zugleich der Kaiser beehrt; wie der Pelz zurückgeschafft werden muß und der Polizeiminister Fouché eine Imitation verfertigen läßt, während Cerf, der gewiegte

Kriegslieferant, das Original zu ergattern versteht: es wäre geistige Reicherschändung, bei solchem Intrigenpiel un den Dichter einer andern Napoleon-Komödie, nämlich Madame Sans-Gêne, an Sardou zu denken. Drei Elemente, innig gefest: Takt-, Geschmacks- und Talentlosigkeit bringen den Zuschauer zweier endloser Akte ohne Steigerung, voll der läppischsten Doppelgängertüze und der klebrigsten Analogien zum Weltkrieg schließlich dahin, daß er sich abgekämpft, widerstandsmüde, mit ausgeronnenem Gehirn zur Flucht bereitet. Da, in der Pause, verbreitet sich das Gerücht, daß der Schlußakt der schlechteste sei; und man hält durch — aus einfacher plumper Neugier: um seine Kenntnis von den Grenzen oder der Unbegrenztheit menschlicher Fähigkeiten zu revidieren Jacques Cerf wird als Napoleon verkleidet einer polnischen Gräfin vorgeführt, die Fouché für diese Audienz eine halbe Million geboten hat. Der mangelnde Bonaparte: davon haben die unschuldsvollen Autoren sich zweifellos Stürme der Heiterkeit versprochen. Der Marschel und Bonaparte waren allem Anschein nach anfangs zwei Darstellern zuge-dacht: dann hat man eine Doppelrolle gemacht, ohne die Klitterarbeit auch nur mit der kümmerlichsten Handwerksgeschicklichkeit vertuschen zu können. Wenn Ballenberg die Bühne verläßt, um sich umzuziehen, bleibt sie entweder leer oder wird von einer pfeifenden Kommerzose bebüßert, oder der Vorhang fällt und ein Mitspieler bittet das Publikum, so lange Geduld zu haben, bis technische Schwierigkeiten behoben seien. Da hätte der Regisseur erst garnicht verzeichnet zu sein brauchen: man hätte auf keinen andern als Herrn Gregori geraten. Er hatte den Ton der Darstellung aus der Dichtung zu holen gesucht; und das war ihm gelungen. Bis auf die Dissonanz, daß bei einer Figur von Misch und Cornelius Herr Rameau an Raab, Werner Krauß an Mephisto dachte. Über Fräulein Fein war instande, die Harmonie wiederherzustellen. Wenn sie den Akzent der polnischen Gräfin absichtlich kopierte, dann merkte mans kaum: so unmöglich ist ihr, den hochdeutschen oder hochdeutsch gemeinten Satz einer Possenfigur ohne Aufstieg ins Schmierenpathos und ohne Verkünstelung ihres Organs schlichtweg wie ein menschenähnliches Wesen zu sprechen. Und Ballenberg . . . Was ist das mit ihm? Schön: seine Textlieferanten geben sich alle Mühe, ihn lahmzulegen. Aber wie willig er sich gefallen läßt! Er scheint mir, je länger, je mehr, zur Gattung der artistes maudits zu gehören, die keinen Erfolg haben dürfen, die auf Dornen sehntig und springfreudig bleiben und auf Lorbeeren gleich bis zur Schlassheit veressen. So einer ist Wedekind. Sollte es etwa für Ballenberg auch schon zu spät sein? Das wäre ein Jammer. In dieser Fregoli-Rolle würde ihn manch einer übertreffen. Er performiert den Schlachtenlenker ohne besondern schauspielerischen Ehrgeiz, den gekrönten Cerf mit den dicken Mitteln dieser Dramatischen-Dioskuren und einzig den Cerf im eigenen braunen Händlergewand mit seinen eigenen unwiderstehlich komischen Tönen. Offenbar garnicht aufgegangen ist ihm der Reiz der mimischen Aufgabe, diese drei Kerle scharf von einander abzuheben — einer Aufgabe, deren Lösung nicht einmal diese avollnischen Librettisten hindern müßten. Ballenberg schmuddelt. Die Konturen verschwimmen. Der gekrönte Cerf soll ein verzerrter Napoleon sein. Aber daß Napoleon wie ein unverzerrter Cerf wirkt, macht keine Freude. Es ist Arbeit, die nur auf den Beifall der obern Regionen rechnet. Die Serie der Schimedtschen mußte wohl endlich doch unterbrochen werden, weil es unrettbar verblödet, tausendmal Johann Nepomuk Bada-bil zu agieren. Jetzt wird das Deutsche Theater samt seinem Star voll Reue zu Gustav Radelburg heimfinden, der sich neben Misch und Cornelius ausnimmt wie — ein Gourmet unterscheidet: Kaffee, Kaffee, Kaffee, Kaffee, Kaffee, Kaffee — nun also: wie Kaffee neben minderwertigem Pigull-Erfaß.

## Der Mehrheitsgedanke von Germanicus

Am Freitag vor dem Kanzlerwechsel schrieb die Frankfurter Zeitung: „Die Mehrheit der deutschen Volksvertretung . . . bestimmt nun fest und zielbewußt den Kurs, dem auch ein neuer Kanzler sich zu fügen hätte.“ Dieses offene Bekenntnis zum Machtwillen der Mehrheit hat die schärfste Mißbilligung des Deklaranten-Blattes hervorgerufen. Voll Hohn und Grimm schrieb die Kreuzzeitung und schrieben alle übrigen Konservativen und Alldeutschen, daß jetzt die Zeit gekommen scheine, wo ohne Mehrheit im deutschen Reiche nichts mehr zu machen sei. Nun ließe sich wohl verstehen, daß die letzten Statthalter des Feudalismus grundsätzlich das Recht der Mehrheit leugneten, indem sie ihm den absoluten Willen der Monarchie, des Adels, der Regierung oder sonst irgendeiner traditionell gesicherten Gewalt entgegensetzten. Solche Bestreitung des Mehrheitsgedankens hätte Stil. Aber auch die verwegensten Kreuzritter wagen nicht mehr, sich zu solcher Ableugnung der Massen, zu solcher Selbstherrlichkeit einer auserwählten Schicht zu bekennen. Sie müssen sich bereits damit begnügen, der demokratischen Mehrheit eine andre, eine ihnen zustimmende entgegenzusetzen. So behaupten sie, daß die Mehrheit des Parlaments, die der Friedenskundgebung zugestimmt hat, nicht einmal die Mehrheit ihrer eigenen Wähler hinter sich habe, daß aber ferner die Wähler dieser parlamentarischen Mehrheit durchaus nicht die Mehrheit des deutschen Volkes darstellten. Die Taktik der Konservativen ist der sicherste Beweis für den Sieg des Mehrheitsgedankens. Auch wenn es so wäre, daß die Mehrheit des deutschen Volkes die Friedenskundgebung verwerfen würde, woran selbstverständlich garnicht zu denken ist: der Umstand, daß solche fingierte Mehrheit für die Niederkämpfung des praktisch zum Ausdruck gekommenen parlamentarischen Mehrheitswillens ins Treffen geführt wird, bestätigt, daß die Demokratisierung der politischen Psychologie sich vollzogen hat. Und so können wir nur mit Ironie feststellen, daß eines der Blätter des alldeutschen Millionenkonzerns sich sogar zu dem Vorschlag verstiegen hat, über die Friedenskundgebung des Reichstags durch ein Plebiszit entscheiden zu lassen. Eine Aristokratie, die zu ihrer Rechtfertigung der demokratischen Methode bedarf, widerlegt sich selbst. Der Mehrheitsgedanke hat seinen letzten Feind umgelegt. Im übrigen: hinter der parlamentarischen Mehrheit, die sich für die Friedenskundgebung erklärt hat, stehen beinahe neun Millionen Wähler, hinter der Minderheit nur drei und eine Viertel Million. Daß diese Spannung aber, wollte man heute eine Neuwahl ausschreiben, und zwar so, daß auch die viel mißbrauchte „feldgraue Mehrheit“ Gesicht bekäme, sich noch sehr erheblich zu Gunsten der schon bestehenden Mehrheit erweitern würde — darüber braucht man kein Wort zu verlieren.

Was wir das vorige Mal hier gesagt haben, hat sich durchaus bestätigt. Der Abgang Bethmann Hollwegs war keine sachliche Notwendigkeit. An seiner Politik kann nichts geändert werden und ist nichts geändert worden. Ganz mit Recht, wenn auch nicht besonders taktvoll und wohl auch nicht politisch klug nannten einige Blätter das erste Auftreten des Doktor Michaelis eine Apologie, ja einen Triumph des fünften Reichskanzlers. Es ist eben nicht mehr möglich, den Kurs, der durch die harte Realität der Tatsachen bestimmt worden ist, herumzuschmeißen. Verständigungsfrieden im Gegensatz zum Diktatfrieden und Demokratisierung und Parlamentarisierung: ohne diese Ziele und Ziele, vernünftig aufgefaßt und sachlich durchgeführt, kann nicht mehr regiert werden. Solange der verantwortliche Mann nicht für richtig hält oder nicht den Mut findet, über die Konservativen und deren Ideologien und Egoismen hart hinwegzuschreiten, um so auch formal die Ausschaltung zu vollziehen, die sich sachlich längst vollzogen hat: so lange wird jeder Reichskanzler dem Pendelsystem verfallen müssen, wird er die Politik der mittleren Linie, wie sie Bethmann Hollweg angestrebt hat, machen müssen. Damit ist das Schicksal auch des neuen Kanzlers in seinen Grundlinien bestimmt. Die einzige Erleichterung, die er sich verschaffen kann, ist der Einsatz seiner Unbescholtenheit, ist das Fehlen der hypothekearischen Belastung, die auf Bethmann Hollweg gedrückt hat. Nur die Methode und das Temperament können Michaelis von seinem Vorgänger unterscheiden. Wir freuen uns, daß der neue Herr bereits einige Erfolge solchen Sinnes aufzuweisen hat. Wir hoffen, daß der politische Selbsterhaltungstrieb der zurückgedrängten Minderheit noch immer stark genug sein wird, um den letzten Verzweiflungskampf so lange hinauszuschieben, bis die möglichst vollkommene Einheit der innern Front nicht mehr ganz so wie heute eine Existenzfrage des deutschen Volkes ist.

\*

Die Konservativen und später auch die Nationalliberalen (durch Einflüsse und Umstände, die heute noch nicht dargelegt werden können, veranlaßt) haben mit allen — und vielen unerlaubten — Mitteln gegen die Annahme der Friedensstundgebung gekämpft. Die ihnen untertänige Presse ließ alle Register spielen; man las vom Nervenzusammenbruch des Parlaments, vom kardinischen Joch, unter das die Regierung gebeugt werden sollte, von Erzhalunken, vaterlandslosem Gelichter und glatten und schmachvollem Landesverrat. Als starker Mann funktionierte Tirpitz. Auch fehlte es nicht an sogenannten diplomatischen Aktionen. Man meldete den Zerfall des Mehrheitsblocks, Krisen im Zentrum, Proteste gegen Erzberger. Es war alles umsonst. Die Minderheit mußte sich mit demonstrativen Erklärungen begnügen. Und auch diese zeigten so wenig wie die konservative des Grafen Westarp „Eisenfarbe“.



Die der Nationalliberalen ähnelte sogar der Mehrheitskundgebung verblüffend; auch Schönau-Carolath bekannte, daß ihn und seine Freunde nicht Eroberungslust treibe, und daß auf dieser Grundlage mit den Feinden, sobald sie dazu bereit sind, über den Abschluß eines Friedens verhandelt werden solle. Der 'Vorwärts' hat recht: es wurde auch von denen, die in der Friedenskundgebung der Mehrheit eine Gefährdung der deutschen Zukunft erblicken wollen, keine Fraktur gesprochen. Auch darin zeigt sich zum mindesten unbewußt die Gewalt des Mehrheitsgedankens. Und das ist gut. Denn je weniger die Parteien in ihren Kriegszielen von einander abweichen, je entschiedener sie sich von Extremen fernhalten, desto kraftvoller werden sie, wenn der Feind die Brücke, die ihm die Friedenskundgebung des Reichstags gebaut hat und bauen wollte, nicht betritt, das Gelöbniß mit dem die Kundgebung abgeschlossen hat, erfüllen können: „Solange jedoch die feindlichen Regierungen auf einen solchen Frieden nicht eingehen, solange sie Deutschland und seine Verbündeten mit Eroberung und Vergewaltigung bedrohen, wird das deutsche Volk wie ein Mann zusammenstehen, unerschütterlich ausharren und kämpfen, bis sein und seiner Verbündeten Recht auf Leben und Entwicklung gesichert ist.“

\*

Nun dürfen wir freilich nicht so naiv sein, um zu erwarten, daß die Notwendigkeit der Einheit auch wirklich und endgültig die Sonderwünsche der Minderheit zur Ruhe bringen wird. Schon die Beurteilung, die der neue Kanzler in der Presse der Konservativen und der Alldeutschen gefunden hat, zeigt deutlich, daß der Wille zur Kritik und zum Widerstand bei den Nachkömmlingen der Duitzows keineswegs gebrochen ist. Die Deutsche Tageszeitung war wenig begeistert: „Mit manchem, was der Kanzler zur Friedensfrage sagte, können wir recht gut einverstanden sein . . . Wenn wir auch namentlich die Forderung nach einer angemessenen Kriegsentschädigung zunächst vermiffen . . . Aber wir müssen nicht nur unsere überaus schweren Bedenken gegen die Entschliebung aufrecht erhalten, sondern auch ernste Zweifel hegen, ob die entgegenkommende Auslegung des Kanzlers sich auf die Dauer wird aufrecht erhalten lassen.“ Die Unabhängige Nationalkorrespondenz, diese alldeutsche Giftgranate, pläzt schon lauter: „Er ist kein Mann der Konzessionslosigkeit, der wäre auch unmöglich in direkter Nachfolge des Mannes der Konzessionen um jeden Preis.“ (Die „direkte Nachfolge“ ist jedenfalls nicht ohne Pikanterie und läßt darüber hinaus mancherlei ahnen.) Die Kreuzzeitung sagt dem Doktor Michaelis grade auch keine Liebenswürdigkeiten, ja, sie gebraucht gegen ihn, wenngleich dialektisch eingefärbt, ähnliche Begriffe, wie sie ihr für Bethmann Hollweg, nur haßerfüllter, geläufig waren: „Freilich ist er, wie sich schon im Verlauf der Sitzung zeigte, von vorn herein insofern in eine etwas schwierige Lage

geraten, als seine an sich dehnbare Erklärung zu der Kriegsziel-Entschliebung des Zentrums, der Fortschrittlichen Volkspartei und der Sozialdemokratischen Mehrheit von den Rednern dieser Parteien im Sinne einer Festlegung des Kanzlers auf die Entschliebung ausgebeutet wurde, von der wir unmöglich glauben können und wollen, daß sie der Meinung und dem Willen des Herrn Doktor Michaelis vollkommen entspricht. Es ist somit statt der Klärung ein Zustand der Unklarheit entstanden . . ." Man wird zugeben, daß das alles so ähnlich schon einmal, schon tausendmal von dieser Seite gegen den Vorgänger des Herrn Doktor Michaelis gesagt worden ist. Was also hat sich eigentlich verändert? Fast möchte man meinen, wenigstens was die Minderheit betrifft: nicht einmal die Methode und nicht das Temperament. Eine Auffassung, die leider noch begründeter sein wird, wenn die alldeutsch-konservative Minderheit und ihr nationalliberaler Schattenparasit die Drohung wahr machen, die absichtlich oder unvorsichtig die Kreuzzeitung von sich gegeben hat: „Die konservative Partei hat jedenfalls recht gehabt und wird sich, wie wir noch zu beweisen in der Lage sein werden, stärkster Zustimmung im Lande erfreuen, wenn sie . . . die Entschliebung als unzeitgemäß und unzweckmäßig ablehnte . . ." Das kann doch nichts anderes heißen, als daß wir eine lebhafte und laute Agitation rings im deutschen Lande zu erwarten haben, Besuchen und Resolutionen gegen die Mehrheit und damit zur Hälfte mindestens auch gegen den Kanzler. Ueber den Bornesbaß dieser angestrebten Kundgebungen gibt wohl der Geufzer, den die Deutsche Tageszeitung ausstößt, hinreichend Kenntnis: „Warum weicht die Krone, die führen soll, zurück? Geht auch sie über die starke Tradition deutscher Geschichte hinweg? Ist der Ansturm eines Haufens Ehrgeiziger erfolgreich? Wer regiert heute in Deutschland?" Man beachte wohl diese Frage, die wenige Tage, nachdem die verhasste Regierung Bethmann Hollwegs gestürzt worden ist, an die neue des Herrn Michaelis gerichtet wird.

\*

Wir würden uns also schädlichen Illusionen hingeben, wollten wir annehmen, daß die Minderheit, so gern sie auch mit einer Mehrheit zu ihren Gunsten operieren möchte, sich dem Willen der faktischen Mehrheit beugen wird. Es dürfte darum notwendig sein, diese faktische Mehrheit auszubauen und zu festigen. Ein Zurück ist nicht mehr denkbar; doch sollen uns alle Wege und Mittel, die eine Versteifung des Mehrheitsgedankens herbeiführen, willkommen sein. Darum begrüßen wir den an sich seltsamen, im Zusammenhang unsrer jungen Demokratie aber immerhin schon bedeutsamen Versuch einer „gesellschaftlichen Parlamentarisierung“. Es ist trotz alledem ein Fortschritt und zum mindesten ein Zeichen der Zeit, daß Kaiser und Parlament in persönliche Fühlung gekommen sind. Wenn wir uns nicht irren, so war die

Forderung solcher Zusammenkunft gleich beim Beginn der Krise laut geworden; Bethmann Hollweg soll sich ablehnend verhalten haben — man kann heute noch nicht sagen, ob er dies tat, weil er grundsätzlich solche Zerbrechung der Gewöhnung ablehnte, oder ob er ein zwangloses Beieinandersein, wie es nun stattgefunden hat, als ein gar zu liebenswürdiges Revolutions-Surrogat nicht inszenieren wollte. Michaelis hat es gewagt und hat sich begnügt. Wilhelm der Zweite hat mit Scheidemann gesprochen; aber über die Besetzung der Staatssekretariate und der Ministeressell gab es weder etwas zu hören noch zu sagen. Vielleicht darf man den Vorgang als Anfangskapitel einer Aesthetik des Mehrheitsgedankens verzeichnen.

---

## Lesefrüchte

### Weser-Zeitung:

Wenn jetzt, wo die Parlamentarisierung noch nicht gelungen ist, ein Kanzler à la Bülow gekommen wäre, der der Mehrheit des Reichstags nicht gefallen hätte, dann wäre sie selber schuld gewesen. Denn ihr Verhalten war zerfahren und kopf- und directionslos. Ueberdies ließ sie sich unterstützen, ja tragen von einer schmählischen Kampfmethodo, die von der unverdorbenen nichtberlinischen Presse einmütig gebrandmarkt worden ist. Von Deutschland, seiner Not und seinem Siege war da garnicht mehr die Rede, sondern einzig und allein herrschte der Gesichtspunkt: Wie können wir am nachdrücklichsten dem Kanzler schaden? Spätere Geschichtsschreiber werden sich einst mit Ekel abwenden von dem bedauerlichen Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl und Selbstzucht, mit dem sogenannte führende Blätter in der vergangenen Woche Hunderttausende harmloser Leser irreführt und verwirrt haben. Aber es kommt noch die Zeit, wo man von diesen Leuten Rechenschaft fordern wird.

### Deutsche Tageszeitung:

Eigentlich war es Herrn von Bethmann Hollweg, seinen Anhängern und denen, die ihn mehr oder minder unmerklich beeinflussten und leiteten, daß sie selbst die Erörterung der Möglichkeit eines Krieges perhorreszierten. Sie erblickten darin schon eine Art Chauvinismus und etwas durchaus Kulturwidriges, verachteten außerdem die Horniertheit eines solchen Gesichtskreises, welcher jetzt im Zeichen des internationalen Verkehrs und der gemeinsamen Kulturideale aller Völker einer, dem Himmel sei Dank, vergangenen Zeit angehört.

### Das neue Deutschland (mit Mitteilungen aus der Reichs- und Freikonservativen Partei):

Dadurch, daß der Alldeutsche Verband Machtpolitik und Reaktion zusammenkoppelte, hat er nur erreicht, daß weite Teile des Volkes sich von der Weltpolitik fortwandten, in der Annahme, daß Weltpolitik ohne Reaktion nun einmal nicht zu treiben sei, daß Weltpolitik eine Sache der Unternehmer sei, die den kleinen Mittelstand und die Arbeiterschaft nichts angehe. So haben die Alldeutschen sich an unserm Volke veründigt, weil sie weltpolitisches Verständnis in der breiten Masse gradezu verhinderten. Und sieht man einmal von ihren innerpolitischen Ansichten ab, so haben sie durch die Art Machtpolitik, die sie verübten, grade auch die besten und feinsten Menschen von der Weltpolitik fort-

getrieben, Menschen, die sich gewöhnt hatten, auch jenseits der Landesgrenzen Mitmenschen zu erkennen. Keine Machtpolitik war und ist das, sondern Gewaltpolitik, engherziger und engstirniger Chauvinismus, dem der Säbel alles bedeutet. Diese Entwicklung der Alldeutschen war umso tragischer, als sie zunächst ja deutsche Kulturpolitik machen wollten, zunächst ja gerade vom kulturellen Gesichtspunkte aus die Deutschen der Erde zu einigen und zu Nationalbewußtsein zu rufen gedachten. Aber Kultur läßt sich eben nur in freierlichem Geiste tun, und da dieser fehlte, mußte die alldeutsche Bewegung schließlich zu dem Niveau herabsinken, auf dem sie sich augenblicklich befindet.

### Die Friedenswarte:

Der Berliner Lokalanzeiger vom zehnten Juni bringt unter der Ueberschrift „Ihr Siegesthülle“ folgende telegraphische Meldung:

Bern. In der „Humanité“ sagt Renaudel: Wir nehmen den Gedanken an, daß der Friede so sein wird, wie der Sieg ihn uns geben wird. Wenn der Sieg nicht die Niederdrückung, Zerstückelung und Vernichtung des deutschen Volkes ist, dann befürchten wir, daß der Friede niemals kommt.

Die in Bern erscheinende „Freie Zeitung“ macht darauf aufmerksam, daß diese Meldung eine grobe Fälschung ist. Durch das eingeschobene Wortchen „nicht“ erhält die Meldung grade den entgegengesetzten Sinn. Wir sind in der Lage, den französischen Wortlaut hier anzuführen:

J'entends bien qu'on dit: la paix sera ce que sera la victoire. Nous en conviendrions moins, si la victoire devait être l'écrasement, le dépècement et l'anéantissement de „la peu enviable existence“ du peuple allemand, car alors nous craindrions que la paix ne vint jamais.

---

## Ostjuden von Abraham Schwadron

### IV.

## Europäismus unter den Ostjuden

### 2.

Die Entfremdung vom Eigenen war aus der Intelligenz herausgekommen, und daher kam später auch der Umschwung. Die von ihr für bald erhoffte Enttäufung der Masse vom Eigenjüdischen war eben nicht erfolgt. Die Schwierigkeiten ferner der Assimilation im Westen, sowie das Wiedererwachen des Antisemitismus daselbst ließen diesen Weg für den Osten um so ungangbarer erscheinen. So führte die Erfolglosigkeit der Assimilation zur Einsicht von ihrer Unerwünschtheit: eine der Quellen des Zionismus ward dort erschlossen.

In Westeuropa kennt man den zionistischen Gedanken erst seit Theodor Herzl. Im Osten aber entstand diese Bewegung etwa fünfzehn Jahre früher. Herzls Judenstaat-Idee war mehr Konstruktion: eine Menschengruppe, die an der Umgebung leidet, sucht sich ein Land, wo sie in Ruhe leben kann. Auf die geistige Tradition und die weltkulturellen Aufgaben dieser Gruppe als Nation wird kein besonderes Gewicht gelegt. Anders im Osten, wo die Kontinuität der nationalen Ueberlieferung das Fundament der Bewegung wurde. Der Anregung nach war sie eine Gabe Europas an die Judentum: die allgemeine nationale Bewegung, die das geeinte Deutschland, Italien, dann die verschiedenen Balkanstaaten erstehen ließ, hat auch im Judentum die

Strömung für eine Auferstehung und Erneuerung wachgerufen. Die Problematik des jüdischen Lebens, sagten die Schöpfer dieser Regenerations-Bewegung, kann nicht durch eine Aufklärung, nicht durch einen Bräuche- und Sprachenwechsel oder dergleichen aufgehoben werden, sondern nur durch Aenderung der Lebensbedingungen, die jetzt dies allseitig Problematische notwendig bedingen; nur durch Schaffung von natürlichen Grundlagen für die Nation, wie sie andre Nationen haben: ein eigenes Land und in diesem eine geschlossene Wirtschaft, die auf dem Fundament aller wirtschaftlichen Fundamente: dem Ackerbau beruht. Dann würden die Kulturschöpfungen dieses Volkes nährenden Boden haben, nicht von den andern Völkern als Gefahr empfunden werden; in der eigenen nationalen Sprache, der hebräischen, hätte der jüdische Geist einen natürlichen Träger.

So begann die Kolonisation Palästinas und die Neubelebung der alten, hebräischen Sprache. Fast ausschließlich durch Ostjuden. (Allerdings haben später, besonders seit Theodor Herzl, eine bedeutende Anzahl auch von Westjuden dieser Bewegung ganz große Dienste geleistet). Die Schwierigkeiten aller Art waren ungeahnt groß und unzählig. Und wie überall und immer mußten auch hier viele der Besten sich als Opfer hingeben, solange die Bedingungen unnatürlich waren; bis die Kolonisation Palästinas durch Juden und Hebräisch als Umgangssprache der jüngern palästinensischen Generation eine natürliche Sache zu werden begannen.

Diese Leistung, das Palästina-Werk, ist wegen der grenzenlosen Opferweihung der Pioniere wohl das größte, volksethisch und aesthetisch größte der Juden, seit dem Verlust ihrer politischen Selbständigkeit. Und vollbracht wurde sie nicht nur ohne die moralische und materielle Unterstützung der „großen Welt“ und Haute finance (mit Ausnahme des Barons Edmund Rothschild), von deren jüdischer Solidarität die Uneingeweihten faszeln, sondern auch gegen ihre Intentionen und manchmal gegen ihren Widerstand.

Und vielfache geistige Wechselwirkungen zwischen den Anfängen eines nationalen Zentrums in Palästina und den Ländern des europäischen Ostens entstanden und verstärkten sich. Das Bindemittel war in erster Reihe die hebräische Sprache. Die war unter den Ostjuden nie erstorben. Nicht gesprochen, führte sie doch ein sonderbar waches Leben, als Sprache der öffentlich-gemeindlichen Organisierung und des Buches. Man konnte sie schon aus der fortwährenden Beschäftigung mit der Zehntausende von Büchern umfassenden religiösen, philosophischen und didaktischen Literatur, die ja in dieser Sprache (und zum Teil in der ihr verwandten aramäischen) niedergelegt ist. Aber auch die Geschäftsbücher führte der Kaufmann hebräisch, und alle privaten, zivilen und öffentlichen Dokumente des täglichen Lebens werden dort bis heute noch nur in dieser Sprache abgefaßt: Ehepakte, Testamente, Schuldscheine, Gemeindebücher- und Chroniken, Friedhofs- und Synagogenplätze-Verzeichnisse, Segensprüche, Amuletts, Hochzeitseinladungen und so weiter. Wer nicht als vollständiger Ignorant geringgeschätzt werden wollte,

mußte sie können und schrieb nur in ihr seine Briefe. Jetzt nahm die neuhebräische, profane Literatur besonders in Rußland einen hohen Aufschwung. Auch das Jiddisch, die Umgangssprache der Ostjuden, wurde durch die Regenerationswelle auf ein höheres Kulturniveau gehoben, indem in ihr eine bedeutende Literatur erstand und ein eigenes Theater.

Das wollte jetzt im Ostjudentum der neue Europäismus sein: Beispiel, nicht Schmelztiegel, Befruchter, nicht Verzehrter.

---

## Vorher! von Ignaz Wrobel

Bei Albert Langen ist im Jahre 1910 ein Buch erschienen, das bereits hundertmal vorher geschrieben worden ist und noch hunderte von Malen nachher geschrieben werden wird. Es heißt ‚Hinter Schloß und Riegel‘ und schildert mit unerbittlicher Genauigkeit die deutsche Art der Strafverbüßung in einem Zuchthaus. Es ist jetzt nicht die Zeit, die längst erkannten Fehler dieser Sühne aufzuzählen — genug, so wie es Tausende getroffen hat, so traf es in diesem Buche, das sich in nichts von seinen Brüdern unterscheidet, einen Juristen. Der sah nun seine Welt von unten, wunderte sich und schrieb das Werk.

Aber er hätte es vorher schreiben sollen! Da hätte ers nicht gekonnt? Dann hat er keine Augen gehabt.

In dem Buche ‚Hinter Schloß und Riegel‘ zählt der so deutsche Verfasser minutiös die Quälereien seines wasserpolackischen Wärters auf, schildert seine widerlichen Robeiten an den wehrlosen Gefangenen, die er nicht etwa schlug, sondern mit Nadelfstichen peinigte — man kennt das; die Schilderung langweilt Den, der die Augen in seinem Leben aufgemacht hat. Sehen wir das nicht alle Tage? Dem Deutschen hat einmal einer mangelnden Sinn für Wirklichkeit vorgeworfen: hier offenbart er sich aufs herrlichste.

Oben stelzt unantastbar, sauber, und hinter sich im wesenlosen Scheine das, was uns alle bändigt: oben stelzt — nun, sagen wir, dieser und jener. Das Podium wird gehalten und getragen von Kaschuben, von dickköpfigen, meist mindertwertigen Menschen, für die es keine nähere Bezeichnung gibt, die man kennen und lieben gelernt haben muß.

Diese Burschen — es ist eine ganze breite Klasse, und jeder von uns kennt sie; wer im Kriege ist, doppelt und dreifach — diese Burschen vertreten nach unten hin die Macht. In ihnen ist der jeweils Regierende personifiziert — aber welch ein Zerrbild! Man müßte die Gattung konfiszieren, weil sie das tut, was der ‚Charivari‘ in seinen besten Zeiten nicht besser gekonnt hat: weil sie die Macht in einem Lachspiegel höhnen.

Aber sie werden gehalten. Vielleicht weiß es der Herr aus dem obern Stockwerk, daß der Pförtner die Leute peinigt, daß er seine Vorteile und Vorteilschen aus seinem Amt schlägt, aber vor

allem: daß er den König macht. Er macht ihn, wie ihn der Godel macht, der sich auf dem Bühnerhof aufbläht — aber dieser ist so unendlich gefährlich, weil er Schaden kann, weil er eine kleine oder große Macht geliebt bekommen hat, die er benutzt, als wäre es seine eigene. Das war die Absicht der Herrschaft nicht? Aber dann möge sie aufpassen, dann soll sie wissen, daß der da unten, alles, aber alles verdirbt, was sie in gutem deutschen Idealismus plante. „In Preußen“, heißt ein altes Wort, „sind die Geheimräte liberal.“ Nun, das Wort stammt aus dem Frieden und stimmt heute nicht mehr ganz — aber der bewußte Gegensatz, in den man die Geheimräte zu jemand anderem setzen wollte, ist richtig.

Wir verdanken unsre Unbeliebtheit, die Schwierigkeiten, die man uns heute noch überall macht, nicht den höhern Beamten und ihren meist verständigen Anordnungen. Wer aber einmal die Wandlungen gesehen hat, die ein guter und von gutem Geist diktierteter Befehl, ein Erlaß, eine Verfügung gemacht hat, ehe er unten ankommt, wer einmal gesehen hat, wie das Zehnpfennigstück, das als Geschenk gedacht war, auf dem Hofe aufschlägt, der weiß, daß es nicht genug getan ist, wenn der Geist erfindet und sich etwas ausdenkt — er muß auch überwachen und ständig auf der Lauer sein, daß nicht umgefälscht wird, was aus einem reinen Herzen kam. Vorher! vorher müssen wir das tun, nicht nachher in schmerzlicher Erkenntnis, daß es nun zu spät ist. Auf deutsch erfunden, auf kassubisch verdorben — das Ergebnis haben wir auszukosten.

Wem eine Macht gegeben ist, der muß ihr Siegelbewahrer sein. Der muß — ausgefocht und argwöhnisch — wissen, daß es ein viel schlimmeres Geschwür am Körper des deutschen Volkes gibt als die vielberufene *décadence*, von der viele knapp den *accent aigu* kennen. Das ist der kleine Mann, der seinesgleichen peinigt, weil das das Einzige ist, was ihm das Leben gab. Den schlägt auf die Finger, bis sie bluten. Denn er hat viele Herzen bluten gemacht.

Aber vorher! nicht nachher!

---

## Zu diesem Krieg

### Koheleth

Nach folgenden Vorzug der Weisheit bemerkte ich unter der Sonne und fand ihn sehr wichtig. Ein mächtiger Fürst kam über eine kleine Stadt von wenigen Einwohnern, umringte sie und baute hohe Bollwerke um sie her. Es fand sich aber ein Mann darin, dürrstig und weise, der die Stadt durch seine Klugheit rettete; kein Mensch hatte vorher des Dürrstigen geachtet.

Ich schloß daraus, Weisheit sei besser als Tapferkeit; doch ist die Weisheit des Armen verachtet, und seine Reden finden keinen Eingang. Worte des Weisen, so sanft, sollten annehmlicher sein als das laute Geschrei heruschüchtiger Toren. Wahr ist es: Weisheit verdient den Vorzug vor Kriegswaffen.

# Johannes vor den Frauen von Ulrich Steindorff

Läßt eure Hände fallen!  
Wohin betet ihr, Pilgerinnen?  
Gott ist jenseits, und euer Wallen  
Zu mir trügerisches Beginnen.  
Quelle war mein Mund und verdorrte,  
Wüste hat sich quer durch mein Herz gebrannt.  
Ohne Früchte stehen meine Worte:  
Selbe, brüchige Disteln im Sand.

Seht: mein Leib ist dürr vom Warten.  
Daß Leben ist von mir abgefallen,  
Hingezehrt, ein wasserloser Garten,  
Und mein Ruf nach Gott ein Fieberlallen.  
Wißt: meine Kunde  
Vom Nahsein des Erlösers ist gelogen.  
Ich sage euch: Jehovas Regenbogen  
Greift leichter sich als seines Sohnes Stunde.

Aus mir sind Hoffnungen emporgeschlagen,  
Daß keine Nacht mehr kalt im Dunkel stand.  
In tausend Flammen hab ich euch mich zugetragen  
Und bin aus euren Stimmen singend aufgebrannt.  
Wehe, nun löscht ihr aus,  
Denn das Nichts geht vor mir her.  
Meiner Gesichte volles Tempelhaus  
Steht blind und leer.

Wieviele kommt ihr noch, Bräute?  
Mütter, wo endet euer Zug?  
Aus meinen Händen wächst euch heute  
Nur Sterben zu durch großen Rufes Trug.  
Und ihr wollt Gott in meinen Augen schauen,  
Ihr wollt, daß Auferweckte euch entgegenschreiten,  
Geliebte Tote, eure Aengste heimbegleiten,  
Daß ihr einmal beglückt seid, vielenttäuschte Frauen.

Rehrt um und wandert durch die Städte,  
Gebückt und ziellos, Witwen für die Zeit.  
Denn Gott ist jenseits. Dual in euer Bette,  
In dem kein Sohn und Heiland je euch benedict.  
Krieg schreit euch an und Tod und Kummer,  
Endlos von Anbeginn und ohne Aufenthalt.  
Geht, wandt zurück, trostlos und ohne Schlummer  
Und weß und alt.



# Goethes Goethe von Rudolf Kayser

Der wissenschaftlichen Wege zu Goethe kennt man drei: den biographischen, den psychologischen, den monadologischen.

Der erste — meist unter der Etikette „Leben und Werke“, jeder Gemütsart günstig, doch auf die unproblematische abgestimmt — ist nichts als eine Mischung biographischer und literarischer Tatsachen. Es wird dargestellt, was man weiß: ohne Instinkt für die Rangunterschiede zwischen Erlebnis und Begebenheit, Selbstlichem und Menschlichem, Leben und Werken. Dem Beispiel unterhaltsamer Romanciers folgend, dichtet man um seinen „Helden“ herum; nicht ahnend, daß ein Thema verpflichtet: sowohl in der Wahrheit (der Einzelzüge) wie in der Wirklichkeit (der Gestalt).

Der psychologischen Methode ist nie ganz zu entraten. Doch ihr Begriff ist sehr weit: zwischen der kleinlichen Ausmünzung jedes Geschehens und der tiefen Analyse wesentlicher Komplexe. Beschränkt sich die Einstellung auf die Kategorie Reiz-Bewußtseinstatsache (wie bei allen schlechten Philologen), so können nur Bruchteile ihr Ergebnis sein, jene nämlich, bei denen diese Kategorie einst wirklich Formungsprinzip war. Das In-Beziehung-Setzen der Ereignisse des Lebens mit denen des Dichtens ist noch kein Gewinn, doch häufig eine Fälschung. Causalität macht auch dann noch nicht glücklich, wenn sie stimmt. Etwas andres aber als solch öder Empirismus ist die Bemühung, zur Einsicht in Werk und Mensch zu gelangen, deren Beziehung nun nicht mehr die stoffliche des Anlasses, sondern die geistige des Schaffens sei. In dieser Bemühung bleiben Fetscher, Hahn und Dilthey verehrungswürdige Meister.

Was ich „monadologisch“ nannte, ist jener (mit der guten Psychologie verwandte) Versuch, mit Hilfe der Dialektik die Monade Goethe zu umreißen, den Kontur seines Selbst leuchten zu lassen, seine dichte Formel zu prägen. Hierin beruht Wesen und Bedeutung von Simmels Goethe-Buch, das aber mit persönlichster Dialektik als Methode nur den Wert eines Bildes, nicht den einer Wirklichkeit beanspruchen kann.

\*

Nicht nur ein andres Verfahren, sondern ein anderer Wille ist es, Goethes Dichtung als das Primäre zu sehen. Die Existenz Goethes (mag ihr Umfang auch noch so bedeutend sein) ist schließlich nur der Träger jener Geistigkeit, die, aller Privatheit enthoben, Menschemangeligkeit ward. Die Aufdeckung der Umstände und Zusammenhänge des Lebens genügt nicht; es gilt die Erfassung der Gestalt als der Einheit eines unüberschaubaren Reichthums. Dieses Ziel ist nimmer erreichbar durch die Organisation aller möglichen Tatsachen, sondern nur der, welche die wirklich geltenden Werte Goethes ausmachen: sein Dichten und Denken. Ihre Einheit ist weder durch die Biographie zu gewinnen noch durch bloße Psychologie. Sie kristallisiert um ihre eigene Mitte, ist Geist.

Eine Erforschung Goethes bedeutet somit die Erforschung seines Werks: jener Gesamtheit, welche, die einzelnen Produkte überbrückend, die sich dichterisch manifestierende Idee ist. Denn Goethe als rastloser Künstmensch äußert sein Dasein ausschließlich als Form-Schaffen (Schiller als politisches Wollen). Deshalb löst sich bei ihm der Dualismus: Wert-Leben (der nur die Individuation des allgemeinen Dualismus: Geist-Stoff ist) auf in der Souveränität des Werks. Dem ist das Leben nur Bedingung und Körperlichkeit. Da aber seine Welt weder die privaten Schicksale des Erdenbürgers Goethe noch ihr bloßer Ausdruck und Spiegel sind, sondern: ein Reich menschlicher Schönheiten und Werte, so kann über das Objekt des Literaturhistorikers kein Zweifel sein.

\*

Mit dieser programmatischen Grundlage eines Goethe-Buches (erschienen bei Georg Bondi in Berlin) hat Friedrich Gundolf der Literaturwissenschaft einen unschätzbaren Dienst erwiesen, der allein die Lektüre lohnt. Gleich feind der Biographie wie dem Psychologismus (der sehr relativistisch aus Fremdem erklärt) lehnt er den „Erlebnis“-Standpunkt ab. Seine Aufgabe ist klar: „Der Literaturhistoriker hat als Sprachbegriff zu deuten, was Goethe als Sprachgebild gibt.“

Daher ist die Gestalt Goethe nicht rekonstruierbar aus Zeugnissen über sein irdisches Leben, sondern nur aus denen seiner formbildenden Idee. Diese Zeugnisse sind vor allem die dichterischen Werke, wogegen die Gespräche Äußerungen zufälliger Augenblicke, die Briefe und wissenschaftlichen Werke (da zweckhaft) Ablenkungen vom Zentrum Goethes sind. Dementsprechend deutet Gundolf auch die „Gattungen“ der Poesie um zu Zonen, die nach dem Grade der Unmittelbarkeit des Ausdrucks sich unterscheiden. Diese Zonen sind die lyrischen, symbolischen und allegorischen Dichtungen, deren Merkmal in dem verschiedenen Verhältnis von Ich zu Welt besteht: die in der Lyrik identisch, in der Allegorie und Symbolik getrennt sind. Die letzten beiden sind demnach der Versuch, die Idee Goethes in einer objektiven Bildungswelt auszudrücken.

Diese Bildungswelt bedeutet für Gundolf also nur Stoffliches, das erst vergeistigt wird durch die Berührung mit Goethes Selbst: als Bildungserlebnis. Bildungserlebnisse sind alle Erlebnisse der Vergangenheit und außerweltlichen Gegenwart, deren Erschütterungen Goethe literarisch fixierte. Sie stehen den (religiösen, titanischen, erotischen) Urerlebnissen gegenüber.

Ich glaube nicht an die Möglichkeit einer so personalen Literaturbetrachtung: die die Welt völlig hineinreißt in des Dichters Gestalt. Was Gundolf „Bildungswelt“ nennt, ist nicht nur Stoff, dem keine eigene Notwendigkeit gebietet. Vielmehr handelt es sich um Objekte, die in Goethes Schaffensbezirk hineingetrieben sind durch bestimmte Tendenzen: die seines eigenen Zeitalters. Daß Goethe etwa den Stoff zu seinem Erstlingsdrama aus der Reformationszeit holte, kann nicht aus innerer Verwandtschaft erklärt werden. Diese könnte nur individuellen Charakter haben, also nur zur Person Götzens bestehen, welche innerhalb dieser

historischen Dichtung aber nur sekundäre Bedeutung besitzt. Es bleibt also nur die Verwandtschaft der Zeitalter übrig. Die Ideale der Sturm- und Drang-Periode sah der junge Goethe auch in der Zeit des Faustrechts. Trotz aller Eigenwilligkeit war auch er Künster eines Zeit-Geistes. Seine „Bildungserlebnisse“ sind nichts als die Stufen, auf denen er ihn (sehr persönlich) zu verwirklichen suchte.

So falsch es ist, nach materialistischer Geschichtsauffassung die Sinnfälligkeit eines Menschen nur durch die Zeit erkennen zu wollen, so besteht sie doch in der Zeit. Die Frage nach dem Geltungswert eines Dichters ist geknüpft an die Frage nach der Bedeutung und Symbolik in seiner Gegenwart. Der Zeitpunkt, zu dem Goethe auf diesem Planeten erschien, ist kein Zufall; seine Lebensdauer von 1749 bis 1832 nichts Uebersehbares.

Es ist also zu unterscheiden zwischen personaler und historischer Geltung, die sich in Wirklichkeit durchdringen, jachlich aber verschieden sind. Gundolf kennt nur jene, sodaß geistige Kräfte, die, über viele Stufen empordrängend, in Goethe eine endgültige Formulierung fanden, in seiner Darstellung nur „Bildungserlebnisse“ sind. Nichts ist bezeichnender für die Gefährlichkeit dieser Methode als die Darstellung von Goethes Sturm- und Drang-Periode, die nur als eine (durch Herder unterstützte) Selbstbesinnung erscheint, während sie daneben eine von Klopstock begonnene, durch Hamann und Herder fortgeführte, von wichtigen ausländischen Seitenquellen gespeiste Revolution ist, als deren hellster Stern der junge Goethe glänzt.

Dieser (nur angedeutete) Mangel des Verfahrens bedeutet keineswegs eine Entwertung des Buches von Gundolf. Doch die Folgen seiner Einseitigkeit sind nicht zu übersehen, wenn es sich um eine Beurteilung der Methode handelt. Grade weil die darstellerische Vollkommenheit in dem Kapitel über Goethes Titanismus stärkste Bewunderung wachrufen muß, darf der Hinweis auf die Unvollkommenheit vor allgemeinen Zwecken nicht fehlen. Wir haben (seit Wölfflin) gelernt, daß Kunstgeschichte Geschichte des Sehens ist; lernen wir endlich, daß Literaturgeschichte Geschichte des sich dichterisch manifestierenden Geistes ist, aus der vereinzelt Genien ihr Haupt frei in die Ewigkeit erheben, ohne aber dadurch außerhalb des über-individualen Geistes zu stehen.

\*

Es entspricht überhaupt dem Denken des Kreises um Stefan George, die Gestalt höher zu bewerten als den Geist, die Form höher als die Idee. Die Götter des Kreises: Dante, Shakespeare, Goethe kommen dieser Auffassung einigermaßen entgegen. Die aktivern, politischen, stürmenden Köpfe: Lessing, Schiller, Nietzsche entziehen sich ihr völlig. Sie sind Brennpunkte des Geistes; Bewegter der Geschichte; Schrittmacher auf der Bahn der Zeit.

So kommt es, daß Gundolfs Darstellung dort ihre größte Meisterschaft erreicht, wo sie völliger Ruhe gilt: der Analyse der Dichtungen. Der Gehalt des ‚Faust‘, der ‚Phigeneie‘, des ‚Wilhelm Meister‘ ward nie bedeutender gekündet, ihr Form-Erlebnis nie sichtbar gemacht.

Gundolfs oberste Aufgabe: die Gestalt — sie ist restlos gelöst. Nie ward die Einheitlichkeit in Goethes Sein stärker herausgearbeitet. Was sonst in der Dreiteilung: Sturm und Drang, Klassizismus, Alterszeit doppelt gebrochen erscheint, ist nun die stetig fortwirkende Offenbarung der einen unendlichen Substanz.

Nur glauben wir, daß Goethe als die größte Formulierung des achtzehnten Jahrhunderts (in Sonderheit: des deutschen) noch andern Geltungswert hat als den des Gestalters seines großen Selbst. Die Vollkommenheit seiner Kunst, die Magie seines Worts, die Festlichkeit seiner Gestalt sind die Verkörperungen eines Jahrhundert-Geistes, dessen polare Gipfel der Humanitätsgedanke und die französische Revolution sind. Je nach der Struktur einer Gegenwart fühlt man sich einem dieser Gipfel näher. Vielleicht, daß wir heute Goethe nicht so goethisch sehen können, wie es der Georgianer Gundolf noch vermag.

---

## Leopold Jessner von Hans Wyneken

**M**an soll die Provinz nicht verachten. Manches Gewächs, das in Großstädten vielleicht verkümmern würde, entfaltet sich dort zu rechter Blüte. Auch von Nazareth kann Gutes kommen.

In Königsberg, dieser ultima Thule, lebt ein Theaterdirektor, dessen Name im „Reich“ einen guten Klang hat und einen noch bessern verdiente. Er heißt Leopold Jessner und ist Wer. Kein ausgesprochener Theatermann mit der unfehlbaren Witterung für Publikumsinstinkte. Aber, was mehr wert ist: ein Herl auf eigene Faust. Es wird überall nur mit Wasser gekocht. Aber es muß halt Einer da sein, der sich aufs Kochen versteht. Jessners Stärke wurzelt vor allem in der Fähigkeit, die verfügbaren Ingredienzien richtig zu mischen. Sein Hauptverdienst: daß er das Publikum aus seiner verfluchten Zufriedenheit aufzurütteln versteht. Er reizt oft zum Widerspruch (auch die Kritik), ist sprunghaft, unberechenbar, arbeitet mit Feuereifer und meist durchschlagendem Erfolg auf große Höhenpunkte hin, schont, bei wichtigen Premieren, Prospekte nicht und nicht Maschinen, um dann nebensächlichere Vorstellungen links liegen zu lassen, reist wochenlang in der Welt umher, was ihm bei seinem Personal den Spitznamen D. U. (dauernd unterwegs) eingetragen hat. Das könnte sich Reinhardt leisten, aber kein Provinztheaterdirektor, auch wenn er viel mehr ist als ein Provinztheaterdirektor, und man muß ihn manchmal zausen und zur Ordnung rufen. Aber jedenfalls beschäftigt und interessiert er einen immer irgendwie. Und das will was heißen in einer Stadt, die von anno Stadttheater her in Theaterdingen an einen gemüthlichen petrefakten Patriarchalismus gewöhnt ist. Den vermochten auch Jessners Vorgänger, tüchtige betriebssame Bühnenpraktiker ohne Gesicht, nicht zu überwinden. Es ist noch nicht so lange her, daß man unserm Publikum auseinandersetzen mußte, wer Strindberg, Wedekind, Shato sei. Sogar Ibsen ist

unsern Theaterfreunden erst aufgedämmert, als er anderswo bereits wieder abzudämmern begann.

Das Verdienst Fehners ist doppelt groß, weil die Aufgabe, die er zu bewältigen hat, im Vergleich zu der seiner Vorgänger doppelt schwer ist. Er hat, als zur Zeit einziger Bühnenleiter, auch den Stadttheater-Ersatz zu liefern, das heißt: er muß mit einem aus heterogenen Kräften zusammengewürfelten Personal und einem teilweise recht altersschwachen Fundus neben der bessern und besten modernen Literatur auch das Stildrama und die Unterhaltungsware berücksichtigen, muß mehr als irgend ein anderer Provinzdirector darauf bedacht sein, vieles zu bringen, um möglichst jedem etwas zu bringen. Sein kleines, ursprünglich für Kammerpiel bestimmtes Neues Schauspielhaus beherbergt jetzt Götter, Halbgötter und Götzen. Diese Hahnengrube soll die Heimat Wilhelm Tell's und das freiwillige Gefängnis Borkmans, den Rittersaal von Bauernkriegshelden und das behäbige Milieu der Fünf Frankfurter fassen. Hier tummeln sich in buntem Durcheinander Shakespeare und Schnitzler, Schiller und Wildgans, Strindberg und Sudermann, Beaumarchais und Otto Ernst, Kleist und Schönherr, Hauptmann und Sloboda, Ibsen und Angely, Büchner und Blumenthal, Wedekind und L'Arronge. Und wo gestern die weißen Rösse von Rosmerholm gespenstisch vorüberhuschten, trabt heute das Weiße Röhl seinen gemächlichen Trott. Da ist's kein Wunder, daß nicht alle Blütenträume reifen. Aber wenn man als mildernde Umstände Krieg und Provinz in Rechnung zieht, muß auch der Reid gestehen, daß das, was zur Reise kam, an Menge und Wert nicht gering ist.

Der Regisseur Fehner weiß jedem Werk seinen besondern Rhythmus abzuhören, weiß für alles, auch das Spröde und, im Publikumsinne, Bühnenfremde die treffende stilistische und szenische Formulierung zu finden. Für Wedekinds 'Hidalla' erfand er einen szenischen Rahmen von bewußter Bilderbuch-Primitivität und einen halb zirkus-, halb marionettenhaften Darstellungsstil. In ganz besondern Fällen betont er die Zeitentlegenheit oder Zeitlosigkeit der Vorgänge dadurch, daß er sie auf einer kleinen Extrabühne mit erhöhtem Podium, kunterbunten Vorhängen und altmodischem Proszenium sich abspielen läßt. An dieser Stelle wurde einmal gesagt: wer mit Reinhardt konkurrieren wolle, dürfe ihn nicht kopieren, sondern müsse eigene Einfälle haben. Wenn das stimmt (und ich glaube, daß es stimmt), dann ist Leopold Fehner der Reinhardt von Königsberg.

Es hat keinen Zweck, Zahlen und Namen aufmarschieren zu lassen. Alles oder doch das Allermeiste, was Fehner zur Diskussion stellt, ist auf seinem eigenen Beet gewachsen, hat Profil und Atmosphäre. Ein Kapitel für sich ist Fehner als Probeleiter. Wenn man in seine Werkstatt sieht, sieht, wie er, auch, hier ganz seine eigenen Wege geht, in seinen Gegenstand hineintricht, wältig darin.

aufgeht, über jeder Kleinigkeit wacht, jeden einzelnen Darsteller durchknetet, mit einem raschen Blick alle Wirkungsmöglichkeiten erspäht, alle Verwendbarkeiten abschätzt: dann versteht man die oft mit den einfachsten Mitteln erreichten Erfolge dieses Mannes. Am Abend scheint es oft unbegreiflich, was er aus den schwächern und schwächsten Kräften herausholt, auf den Proben löst er einem jedes Rätsel. Das Geheimnis ist, daß er von seinen Mitgliedern jedes einzelne kennt, über ihrer aller Leistungsfähigkeit mitunter besser orientiert ist, als sie selbst sind, und bei der Einstudierung Tonfall, Gebärde und Mimik haarscharf so trifft, wie er es haben will. Als Schauspieler kommt er kaum über einen höhern, gepflegten Dilettantismus hinaus. Aber wenn er den Darstellern ihre Rollen vorspielt, glaubt man die Gestalten, die er nur andeutungsweise charakterisiert, lebendig vor sich zu sehen.

Noch ein Verdienst Fehners: wie er für Gerhart Hauptmann eintritt. Der freilich hats nicht mehr nötig, daß man das tut; selbst in Königsberg nicht. Darum bleibt der Gedanke, eine ganze Hauptmann-Woche zu veranstalten, nicht minder preiswürdig. Der Zyklus brachte in teilweise sehr gelungenen Aufführungen: Biberpelz, Fuhrmann Henschel, Michael Kramer, Griselda, Florian Geber und Hannele, deren Darstellung das Talent einer Zukunftsgröße, der jungen Lucie Mannheim, ins gebührende Licht setzte. (Der 'Türmer', der keine Gelegenheit veräußt, sich lächerlich zu machen, nahm diese Ehrung eines grunddeutschen Dichters zum Anlaß einer frisch-fröhlichen antisemitischen Heße, indem er, mit falschen Behauptungen argumentierend, das Unternehmen als schändlichen Reklametrüff hinstellte. Das Pamphlet erschien am ersten März dieses Jahres unter der Ueberschrift: 'So wirds gemacht'. Eine in ruhigem Ton gehaltene sachliche Berichtigung, die ich einsandte, ist bis heute noch nicht erschienen. So wirds gemacht.) Ein zweites Verdienst Fehners um das Kulturleben Königsbergs ist die Einführung literarischer Matineen nach düsseldorfer Muster. Die Rolle, die am Rhein Herbert Eulenberg spielte, spielt am Pregel Julius Bab.

Ich könnte auch noch dem Sozialpolitiker einen Kranz winden. Aber es ist ja bekannt, daß Leopold Fehner (als erster Theaterleiter in Deutschland) die Extrabergütung der Ueberstunden eingeführt hat; daß er in jeder Weise bemüht ist, seinen Mitgliedern die Wege zum Fortkommen zu ebnen, auch wenn sie auf diese Weise von ihm fortkommen (wie seine beste Gestalterin Martha Hartmann ans Lessing-Theater). Daß Fehner sich weder von seinen Angestellten noch sonst von irgendwem Direktor schimpfen läßt und sich beeilt, jedem, der ihn also anredet, zu versichern: „Fehner ist mein Name“, mag ein wenig Pose sein. Ändert jedenfalls nichts an der Aufrichtigkeit seines sozialen Empfindens, das er fortgesetzt praktisch betätigt, und das auch aus seinen gediegenen Vorträgen hervorleuchtet.

Vielleicht hat der Leiter des Königsberger Neuen Schauspielhauses noch einmal Gelegenheit, seine Reformgedanken von einer höhern Warte aus zu vertreten und an einer sichtbareren Stelle in die Tat umzusetzen. Bis es dahin kommt, müßte er freilich noch lernen, sich im Einzelnen mehr zu konzentrieren, im kleinsten Punkte die größte Kraft zu sammeln. Einstweilen freuen wir uns, daß wir ihn hier haben. Wir brauchen Einen, der den hemmenden Faktor in unsrer kulturellen Entwicklung, die räumliche Entfernung dieses verschlagenen Ostwinkels von den Kunstzentren des Reichs durch ernststen Kulturwillen, künstlerisches Wirkungsstreben und die Kraft hochgespannter Intellektualität überwindet; der den Haupt- und Großstädtern immer wieder einbläut: Man soll die Provinz nicht verachten.

---

## Ergebnisse von Alfred Grünwald

Ein Stil, der überreich an Vergleichen ist, wirkt schwächlich. Den Leser dünkt, der Autor hätte bei jedem gewichtigeren Wort Succurs herbeigeholt.

\*

Bei Beethovens Musik kommt uns kaum zum Bewußtsein, daß wir sie auch mit den Ohren hören.

\*

Was heute unter leichter Musik verstanden wird — weiß Gott, ich nehm' sie schwer.

\*

Was der Menge „ins Ohr geht“, ist Schmutz.

\*

Wenn es darauf ankäme, eine Musik zu erfinden, die so beschaffen ist, daß sich eine Zuhörerschaft von Schweinen dabei behaglich fühlte: ich wette, eine gewisse Sorte der heutigen Musikmacher brächte das zuwege.

\*

Befreunde dich nicht mit deinem Gedanken, ehe der letzte Rest von Verdacht in dir geschwunden ist.

\*

Manchen Gedanken schicke ich fort, in der Zuversicht, daß er wiederkommt.

\*

„Er schreibt, wie er spricht“, ist ein Lob des Schriftstellers. „Er spricht, wie er schreibt“, ein Tadel.

\*

Wenn dir die gebratenen Gedankenkräuter in den Kopf fliegen, prüfe erst gewissenhaft, ob sie auch recht gar sind.

\*

„Immer in höhern Reationen?“ fragte witzelnd der Schmerbauch „Immer im Dred, Gebatter?“ gab der Poet zurück.

\*

Affektation bedeutet Selbstbeobachtung mit den Augen der Andern. Das objektive Resultat ist ein Herrbild.

\*

Wenn mir ohne zwingenden Grund feilsche Ruditäten gezeigt werden, bin ich prüde.

# Die Kursdifferenz bei Hypothekendarlehen

von Hans Moser

Die Satzungen der deutschen Hypotheken-Banken verbieten ohne Ausnahme die Beleihung von Grundstücken, die dem Betrieb von Theatern, Fabriken oder Hotels dienen. Die Hypotheken-Banken beleihen bei uns derartige Grundstücke in keinem Falle. Sie pflegen sich, falls das Geschäft sicher und günstig aussieht, dadurch zu helfen, daß sie sich eine Ausbierungs-garantie verschaffen, oder auch so, daß sie einem Dritten Kredit geben, der dann die Hypothek seinerseits als Sicherheit für die Bank her einnimmt. Die Abneigung der großen Kreditinstitute gegen die Beleihung von Grundstücken der genannten drei Arten beruht auf der wirtschaftlichen Erwägung, daß das Eigentum und sein Bestand möglichst nicht mit der Vermögensklage und geschäftlichen Entwicklung eines einzigen Unternehmens verknüpft werden sollen. Deshalb war die hypothekarische Regelung von Theatergrundstücken stets besonders schwierig. Man wandte sich selbst bei ersten Hypotheken an reiche und spekulativ veranlagte Privatleute oder an ausländische Banken. Diese haben neuerdings eine Reihe von großen Beleihungen vorgenommen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Bedingungen für die Beleihung sehr schwere waren. In einem Falle betrug die Provision des Vermittlers mehr als 50 000 Mark, in anderen Fällen wurden für die Bauzeit sechs Prozent Zinsen mit größern Vorauszahlungen und in jedem Falle erhebliche Garantien verlangt, die wiederum große Provisionen erforderten. Diese Schwächung des deutschen Geldmarktes ist aber ein Kinderspiel gegen das, was die ausländischen Banken im Kriege verdienen wollten — wir sagen: wollten, denn es läßt sich nicht annehmen, daß deutsche Gerichte und Behörden die an Kriegswucher grenzende rücksichtslose Ausbeutung des ohnehin schwer ringenden Grundbesitzes ruhig mit ansehen werden.

In den meisten Hypothekenschuldurkunden ist die sogenannte Goldklausel enthalten. Danach ist der Schuldner verpflichtet, Zinsen und Kapital in Gold zu zahlen oder zurückzuzahlen. Eine mit Hypotheken für Theater- und Kino Grundstücke besaßte Bank pflegte nun in Verbindung mit der Goldklausel eine Bestimmung in den Darlehnsvertrag einzufügen, daß der Schuldner im Falle einer bestehenden Kursdifferenz zwischen schweizer und deutscher Valuta am Orte und zur Zeit einer fälligen Zahlung die Kursdifferenz in deutscher Währung zum schweizer Kurs zu zahlen habe. Wenn also, zum Beispiel, ein Schuldner vierteljährlich 20 000 Mark Zinsen zu zahlen hat, und wenn das deutsche Geld gegenüber der schweizer Währung um fünfzig Prozent entwertet ist, das heißt: wenn der Franken nicht mehr achtzig Pfennige, sondern genau das Doppelte wert ist, so hat der Schuldner neben den 20 000 Mark Zinsen noch 10 000 Mark Kursdifferenz zu zahlen. Diese 10 000 Mark sollen ihm aber weiter nicht mit 10 000 Mark, sondern nur nach dem Markkurs berechnet werden, sodaß er wiederum noch 5000 Mark zahlen muß. Wenn man will, erhält man eine Schraube ohne Ende. Jedemfalls würde ein solcher Schuldner neben 80 000 Mark Zinsen noch 60 000 Mark Kursdifferenz zu bezahlen haben. Wird aber sein Kapital fällig oder aus einem schätzenswerten Grunde fällig gemacht, so kann er für eine Hypothek von 1 000 000 Mark noch 750 000 Mark Kursdifferenz zahlen. In jedem Falle ist der Schuldner ruiniert, und eine vielleicht ganz gesicherte Existenz zu Grunde gerichtet. Die Kursdifferenzen waren zu Beginn des Krieges sehr gering und konnten verhältnismäßig leicht getragen werden. Sie sind aber jetzt derart, daß das von uns gewählte



Beispiel keineswegs übertrieben erscheint. In manchen Fällen ist allerdings der Höchstsatz der Kursdifferenz in der Schuldburkunde festgelegt. Wo das nicht der Fall war, sind die Schuldner von auswärtigen Banken aufs ärgste bedroht und gefährdet worden. Es ist ganz erstaunlich, daß die Öffentlichkeit von diesem Treiben keine Kenntnis bekommen hat. Die Schuldner sollten sich in allen gleich gearteten Fällen zusammenschließen und eine sehr energische Aktion gegen die unerhörte Bedrückung durch rücksichtslose Geldgeber vornehmen. Zurzeit ist die erste grundsätzliche Klage gegen die Bodenkreditbank in Basel eingeleitet worden, welche besonders Grund zur Aufklärung dieser unmöglichen Verhältnisse gegeben hat.

Rechtlich kann an der Ungerechtigkeit der Forderungen zur Erstattung der Kursdifferenz gar kein Zweifel bestehen.

Zunächst widerspricht es schon Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte, wenn man von einem Hypothekenschuldner verlangt, er solle den doppelten Zinssatz seiner Vereinbarung oder gar den doppelten Betrag des Kapitals bezahlen. Das ist eine Gegenleistung, welche, um in der Sprache des Reichsgerichts zu reden, nicht mehr zumutbar ist. Wer in der Kriegszeit ein Geschäft mit einem Ausländer abschließt, muß sich natürlich mit diesem darüber verständigen, wie und wo zu zahlen ist. In diesem Fall können beide Teile den Umfang ihrer Leistung berechnen. Hier aber handelt es sich um fortlaufende Zahlungen auf Grund einer Vereinbarung, die lange Zeit vor dem Kriege entstanden ist. In diesen Fällen muß man auch den Zustand vor dem Kriege als eine Norm für die Beurteilung der Rechtslage annehmen. In jener Zeit hätte eine Kursdifferenz nur in einem Grade eintreten können, der vielleicht eine kleine Störung, aber keine Bedrohung der ganzen Existenz bedeutet hätte. Diese Auffassung kommt in den Schuldburkunden durch die Goldklausel zum Ausdruck. Der Schuldner ist verpflichtet, Goldmünzen zur Bezahlung zu verwenden. Wenn es nun nicht möglich ist, die Bezahlung in Gold auszuführen, weil Gold nicht vorhanden oder seine Ausfuhr nicht erlaubt ist, so ist dieser Teil der Leistung unmöglich geworden. Zum Ueberflus hat der Bundesrat im Anfang des Krieges die Goldklausel ausdrücklich aufgehoben. Damit entfällt jedes Recht, Zahlung in Gold oder eine Kursdifferenz zu beanspruchen. Es genügt, wenn in Reichsschatzscheinen gezahlt wird, für die keine Kursdifferenz besteht. Die Bestimmung über die Kursdifferenz hat nur Sinn in Verbindung mit der Goldklausel. Sie kann immer noch drückend werden, wenn die Goldklausel wieder in Kraft gesetzt wird und infolge Goldknappheit Kursschwankungen bestehen. Man könnte vielleicht sagen, daß der Gläubiger nach Treu und Glauben Anspruch auf angemessene Entschädigung von etwa ein bis zwei Prozent wegen der Kursdifferenzen hat. Wir sind aber der Meinung, daß selbst die auf etwa zwei Prozent limitierte Entschädigung in Schuldburkunden mit Aufhebung der Goldklausel hinfällig geworden ist. In einer Reihe von Fällen sind die Tatsachen noch in einer Richtung gradezu unglaublich. Die ausländischen Banken haben nämlich in Deutschland Zahlstellen und machen mit den hier bezahlten Eingängen neue Geschäfte in Deutschland. Es kommt vor, daß eine schweizer Bank sich von einem Schuldner an ihre berliner Zahlstelle ungeheure Kursdifferenzen zahlen läßt und mit diesem Gelde deutschen Grundstückeigentümern Gelder leiht, für welche sich die Bank wiederum Kursdifferenzen zahlen läßt, als ob sie das Geld aus der Schweiz geschickt hätte. Es gibt kaum Fälle, in denen die Regierung und die Gerichte so dringend zu einem Nachwort berufen wären, wie in den hier geschilderten.

# Antworten

**M. v. F.** Das war zu Schöneberg im Monat Mai. Des Jahres 1909. Man konnte noch von heute auf morgen den Beschluß fassen, über die deutsche Grenze zu reisen. Kein Polizeipräsident, kein Konsulat, kein Auswärtiges Amt brauchte angegangen zu werden. Und wenn das einzige Hindernis eine Premiere der Akademischen Bühne war, so meldete man sich halt für die Generalprobe an. Davon dann in Oesterreich mehrere Wochen Erholung zu suchen, war freilich dringend geboten. Und nun gibt es die 'Verhüllte' — die schon damals dem jungen Ungarn Alfred Fekete mit ein paar schonungsvollen Worten hätte zurückgeschickt werden sollen — wie ein ganz oder halb- oder viertelklassisches Werk zum zweiten Mal. Die Verhüllte ist die Lues. Diese Lues hat ein reicher Herr, frivol, wie reiche Herrn sind, auf eine bessere Bedienstete seines Hausstandes übertragen, und da in aller Welt ein Gott zu strafen und zu rächen lebt, so fragt sich für uns Zuschauer nur, auf welche besondere Weise er sich in Ungarn zu betätigen pflegt. Herr Fekete ist der Meinung, daß die vergiftete Gesellschaftsdame den präsumptiven Schwiegerjohn ihres Vergifters — nicht etwa aus Rachsucht, sondern aus unbedinglicher Liebe ihrerseits vergiften und dadurch diesen Vermitteln in den Tod und seine Braut zur Verzweiflung treiben wird. Ich wünschte, daß mir verliehen wäre, die sanfte Komik fühlbar zu machen, die auf diesen schlichten Vorgängen ruht. Man denke sich etwa, daß der Kammerherr Alving noch einen Akt lang am Leben ist und mit Regine's Mutter geschwollene Gespräche über sein und ihr verfehltes Dasein führt; daß Oswald ein kerngesund und nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und daß eine Oawaldine es ist, der die Sünden des Vaters auf Umwegen heimgezahlt werden; daß schließlich dieser sturilen Variante eines literarischen Monuments die Frau Alving und damit der Sinn und die Rechtfertigung fehlt. Herr Fekete scheint das gespürt zu haben, denn er versucht zuguterletzt diesen Mangel durch einen Aufruf an sein Volk zu erzehen, einen zweifellos humanen Aufruf, dem die philanthropischen, sozialhygienischen und medizinischen Vereinigungen aller Völker die weiteste Verbreitung verschafft hätten, wenn die 'Schiffbrüchigen' des Eugène Brieux nicht früher gekommen wären. Davon wird aber die dramatische Kunst weder Ungarns noch Europas gefördert. Er habe, bemerkt der Autor ungefähr in diesem sympathischen Aufruf (erster Fassung), garnichts dagegen, daß manche Mitbürger luettisch seien. Das bringe das Leben zuweilen so mit sich, und wenn man arbeite und nicht verzage, so sei man bis zu einem bestimmten Grade von den gesunden Zeitgenossen nicht zu unterscheiden. Sobald man aber — und hier wird der stille Dichter ohne Uebergang zum zornigen Apostel — zwischen Ebstand und Selbstmord die gewissermaßen bange Wahl zu treffen habe, sei man es, Kreuzhimmelndonnerwetter, nicht minder sich als der Menschheit schuldig, auf das Glück der Sinne zu verzichten. An dieser Stelle sprang der arme vergiftete Junge auch in der zweiten Fassung des Schauspiels — die mehr die Tatsachen sprechen als den Autor Nutz- und Anwendungen ziehen läßt — eins, zwei, drei aus dem Fenster. Und wenn man dem Mitglied des Residenz-Theaters, Julius Sgalit, nicht schon vorher für seine Leistung Dank gewünscht hätte, so hätte man's jetzt getan. Dies ist übrigens wirklich ein höchst talentierter Schauspieler; allerdings von der Gattung derer, die nur ihren eigenen Typus darstellen dürften, weil sie jeden andern ja doch auf den eigenen bringen. Erinnerung an den Dresdner Ernst Deutsch, der zu Reinhardt kommt. Ein Nervenbündel. Das wandelnde Fieber. Wie man sich die revoltierende Jugend Rußlands ausmalt. Im Nebenamt, laut Theateradreßbuch, Direktionsstellvertreter. Als solcher sollte er dafür sorgen, daß das Prognostikon, das ich der zweiten reichshauptstädtischen Prinzipalschaft des

Herrn Eugen Robert gestellt habe, sich nicht so erschreckend bewahrheitete. Welch ein Spielplan! Es ist der „Weg zur Hölle“, den wir treten. Dabei sind einige Mitglieder garnicht übel. Eine Mse Kelling hat einen sympathisch leisen und zarten Menschenton. Eine Mechthildis Thein steht, im Helm ihres rotblonden Haares, genau wie ihr Vorname aus, was für die angestechte bürgerliche Gesellschaftsdame nicht allzusehr paßt, und spricht mit einer weichen Altstimme bald zu heroisch, bald erfreulich unhörbar den Text ihrer furchtbaren Rolle, bei der es schwer fällt schauspielerrische Begabung ab- oder zuzuerkennen. Sie wäre unstreitig vorhanden, wenn die Berliner mit Augen und Ohren ins Theater gingen. Aber diese Bevölkerung fühlt sich gewohnheitsmäßig freudiger hingezogen zu einem geölten Mechanismus wie Fräulein Blandine Ebinger, einem Backfrisch- und Rangen-Automaten, der an die unselige Bertha Hausner erinnert und wohl aus Gründen der Pietät im Schauspielhaus aufgestellt werden soll. Ganz erheblich besser als diese unjunge Anwärterin auf die Position eines Liebklings ist Setty Bape, die gemäsigat komische Alte des Hauses, Herr Falkenstein, sobald er nicht mit dem Tode und seiner Neigung zum Nupfnadertum zu ringen hat, und Herr Kaiser-Eis, der uns umso mehr gefällt, je weniger er zeigt, wie er sich gefällt. Während das alles mit halbstündiger Verspätung und Hochsommerpausen nicht grade abrollte, aber vorüberfällig, wurde auf der andern Seite der Wallnertheater-Straße Musik gemacht. Warum nicht auf dieser? Wird niemals jemand dahinterkommen, daß das Residenz-Theater, gleich seinem münchener Namensgeschwister, in seiner wunderbaren Intimität zur Kammer-Oper geschaffen ist?

**Kleines Theater.** Du schickst mir folgenden Brief, der dir zugegangen: „Sehr geehrter Herr! Ich bin in der Lage, Ihnen einen neuen Bühnenstern zu schenken. Das heißt aber, wenn Sie noch einen gebrauchen können. Es ist eine reizende junge Dame von 17 Jahren. Mir, ihren besten Freunde, hat sie ihren größten Wunsch anvertraut, die Bühne zu betreten. Hätte sie die Mittel dazu, wie sie mir sagte, so wäre sie schon längst aus dem Elternhause geflohen. Nun soll die Dame fort, wahrscheinlich in einem Geschäft, weil sie für die Hausarbeit nicht zu gebrauchen ist. Es steckt ein ganzer Künstler in ihr, wie man zu sagen pflegt. Würden Sie, mein werter Herr Direktor, noch jemand gebrauchen können, so bitte ich Sie, nehmen Sie sich der Dame an. Sie werden es nicht bereuen. Ein Brief von Ihnen würde genügen und Sie werden ihrer sicher. Ihr Name ist . . . Hochachtungsvoll ein Theaterfreund u. -Kenner.“ Du hast's, liebes Kleines Theater, leicht, neuerdings lauter ernste Stücke zu geben, wenn deine Post so lustig ist. Aber es ist freundlich, daß du dein Vergnügen mit uns teilst. Habe Dank.

**Silbebrand F.** Das sind Nöte, für die ich kein volles Verständnis habe. „Wenn man“, schreiben Sie mir, „seit Jahren zur Gemeinde der Täglichen Rundschau gehört, dann greift man immer wieder nach dem Blatt, mag sich ästhetisches und ethisches Empfinden noch so oft im Lauf eines dreijährigen Krieges von der Haltung dieser wie andrer Tageszeitungen abgestoßen fühlen. Man stußt, man schüttelt den Kopf, zuckt ein wenig die Achseln — und streckt begierig die Hand nach jeder neuen Nummer aus. In einem noch aus der Kindheit stammenden Zusammengehörigkeitsgefühl. Aus Gewohnheit. Aus Tradition. Wenn aber jemand wie Friedrich Hufsong, dessen anmaßende, würdelose Art jebem anständigen Leser der Täglichen Rundschau längst zuwider sein muß, die sittliche Persönlichkeit Herrn von Bethmann Hollwegs, den Ernst seines Willens und die Lauterkeit seines Charakters in einer hämischen, aus Gemeine grenzenden Art anzuzweifeln wagt, wenn er sich nicht scheut, noch nach beendeter Krise den fünften Reichstanzler — der, mag er als leitender Staatsmann hundertmal versagt haben, doch eine Persönlichkeit ist — mit Schmutz zu bewerfen: ach nein, da schüttelt

man nicht mehr den Kopf, da zuckt man nicht mehr die Achseln, da wird man von Widerwillen gepackt, da fragt man sich, wie es möglich ist, daß ein Blatt von der Vergangenheit der Täglichen Rundschau immer wieder Artikel, die von Unsachlichkeit strotzen, in seine Spalten läßt. Sie haben, Herr Jacobsohn, so oft die Haltung der Presse, ihren Mangel an Haltung und ihren Ungeschmack gegeißelt. Nicht wahr: Sie lassen nicht nach? Es ist so häßlich, so quälend, so unsagbar niederdrückend, was man oft in den Kauf nehmen muß, wenn man über die Ereignisse des Tages durch die Presse informiert sein will.“ Sie können beruhigt sein: ich lasse nicht nach. Aber ich rate Ihnen: lassen Sie nach, die Tägliche Rundschau zu lesen, die der Volksmund schon längst mit Recht die klägliche Rundschau nennt. Schließlich gibts ja den „Vorwärts“ und das Berliner Tageblatt — zwei Organe, deren politischer Teil verhindert, daß ich vor Wut und Ekel ersticke. Versuchen Sie einmal mit diesen Ventilen. Rindheitseindrücke sind dazu da, überwunden zu werden.

**Provinzler.** Das wär' ein verpfuschter berliner Juli, der nicht einen „neuen Theaterplan“ Reinhardts brächte. „Es handelt sich um die Bildung einer Aktiengesellschaft, die für Reinhardt den Zirkus Schumann erwerben und ihm so die Möglichkeit zur Gründung des schon früher von ihm geplanten Theaters der Zehntausend geben soll.“ Mit Verlaub: was früher von Reinhardt geplant war, hieß: das Theater der Fünftausend. Aber es ist bezeichnend für Berlin, wie schnell hier alles von der Elephantiasis befallen wird. „Daß Reinhardt die Gründung einer Gesellschaft beabsichtigt, die in jedem Spieljahr Werke junger Autoren in geschlossenen Vorstellungen zur Aufführung bringen soll, hat er selbst vor einigen Wochen mitteilen lassen. Dieser Plan scheint nun größere Ausdehnung angenommen zu haben.“ Elephantiasis! Junge Autoren sollen die Möglichkeit erhalten, die Bühnenfähigkeit ihrer Dramen kennen zu lernen und davon für ihre eigene Entwicklung zu profitieren. Wohlverstanden: junge Autoren — also die einen neuen Ton haben, die noch nicht marktgängig sind, die vielleicht sogar der Zensurbehörde zu schaffen machen. Mit einem Wort: Liebtnechts der Literatur. Deshalb die geschlossenen Vorstellungen. Für diese Spartakus-Gruppe kommt selbstverständlich zunächst nur eine ebenso dünne wie radikale Publikumschicht in Betracht. Man denkt an die Kammerstücke mit ihren zweihundert-zweihundneunzig Plätzen; kann an nichts anderes denken. Wenn der junge Autor zu größeren Massen neigt, sodas ihm die Kammerstücke rein bühnentechnisch nicht mehr genügen, so mag man ausnahmsweise das Deutsche Theater mit seinen tausend Plätzen bevorzugen. Aber in Berlin müßens gleich zehntausend sein. Die Masse könnt ihr nur durch die Masse zwingen. Im Nu ist der Ursprung eines Projekts vergessen, ist aus der Miniatur-Szene eine Arena geworden, aus der selbstlosen Förderung der leimenden Dramatik „eine Unternehmung im größten Stil, durch die Namen einiger Gesellschafter unzweifelhaft gesichert“; und so weiter. Ein Unternehmen im größten Stil, ein Riesengeschäft. . . . So wollte ich sagen, so hatt' ich gesagt, so war es gesetzt: da lautete Reinhardts „neuer Theaterplan“ plötzlich wieder ganz anders. Da war er in anderer Form eigentlich schon ausgeführt. Da nämlich ging „uns die Mitteilung zu, daß von einem Kreis von Kunstfreunden und Förderern der Volksbildung eine Aktiengesellschaft gegründet worden ist, die den bisherigen Zirkus Schumann käuflich erworben hat. Die Uebergabe erfolgt am ersten April 1918. Es besteht die Absicht, das Haus nach dem Kriege umzubauen. Die Pläne haben bereits die behördliche Genehmigung gefunden. Das Haus, das nach dem Umbau etwa dreitausend Sitzplätze faßt, wird an Professor Max Reinhardt auf eine Reihe von Jahren verpachtet werden und soll der Bestimmung gewidmet sein, vor allem die Schöpfungen der klassischen Meister, sowie auch Neuschöpfungen, den wertvollen Volkstheatern Berlins, sowie den Kreisen der minderbemittel-

telten Gebildeten, vornehmlich auch der heranwachsenden Jugend, zugänglich zu machen.“ Ueberschrift: Der Weichen, oder: Deutsches Nationaltheater. Das Organ der Varietéwelt verzeichnet diese Nachricht „mit schmerzlichen Gefühlen“, und mit Bedauern sieht es „das Haus, das vom Ullmeister Renz erbaut und von Kommissionsrat Albert Schumann so lange Jahre hindurch mit größtem Erfolg geleitet wurde, der circensischen Kunst verloren gehen“. Nicht ganz, aber „beinahe“ will es hoffen, „daß die Erwartungen der neuen Unternehmer sich nicht erfüllen möchten, und daß dereinst eine neue glanzvolle Zirkusepoche dem historischen Bau beschieden sein möge“. Wenn ich dankbar dran denke, daß ich in diesen Räumen über den Clown Loto doch noch viel mehr gelacht habe als über Anna Feldhammers Rhythimnestra, so möchte auch ich beinahe hoffen. Vorderhand ärgert mich das geschwollene Programm. Die Einleitung jeder Theatergründung ist von Rechts wegen ein Terraingespräch. Also dürste die Skepsis der ‚Welt am Montag‘ begründet sein, welche schreibt: „Für ein seit Jahren durch nichts rentabel zu machendes Zirkusgrundstück soll endlich eine Nutzen versprechende Bestimmung gefunden werden. Die Firma ‚Deutsches Nationaltheater‘ wird als nicht zu schade dafür angesehen. Und das ‚soziale‘ Moment dieses rein kapitalistischen Theaterunternehmens laugt sich der Reklametrompete glatt aus den Fingern. Wenn er dazu die Parallele zu den Freien Volksh Bühnen zieht, so würde das beweisen, daß er von dem rein gemeinnütigen Charakter dieser echten Volksorganisationen keine Ahnung hat.“ Aber Absicht hin, Absicht her: die Tat, die Ausführung, der Erfolg entscheiden. Wie werden die Vorstellungen dieses neuen Theaters aussehen? Anno 1910 hatte man nach vier Zirkuspielen verschiedenen Zuschnitts begriffen, was sie gemeinsam hatten, was also dem Raum anhaftete, und daß das dem Gattungsbegriff des Dramas zuwider ist. Die ungeheure Größe des Raums erfordert auch eine ungeheure Verbreiterung der Darstellung, deren Charakter dadurch undramatisch, das heißt: umständlich, schwerfällig, episch wird. Bis eine Einheit von dreitausend Menschen erfaßt hat, was bisher zweihundertzweiundneunzig bis tausend vorgespielt worden ist, vergeht ungefähr die dreifache Zeit. Jeder weiß, wie viel schneller eine Klasse von fünfzehn Kindern vorwärtskommt als eine von fünfundsiebzehn. Hier der Lehr-, dort der Anschauungsstoff muß mit Rücksicht auf die Schafsköpfe faßlich, allzu faßlich dargestellt und bis zum Ueberdruß der hellern Gehirne wiederholt werden. Sechseinhalb Jahre, darunter drei Kriegsjahre, sind nicht imstande gewesen, die Erinnerung an jenen Ueberdruß aus meinen Nerven zu tilgen. Auch nicht die Erinnerung an die traurige Tatsache, daß seinerzeit die Zirkusspiele den künstlerischen Betrieb von Reinhardts Bühnen in unheilvollem Grade verstört, ja lahmgelegt haben. Würde es in und nach dem Krieg, der Männer und Material aller Art vermindert hat, nicht noch ärger werden? ‚König Demidus‘ hat auf jeder Bühne heftiger gepackt und tiefer ergriffen als im Zirkus; aber ‚Vom Teufel geholt‘, das grandioseste Drama des letzten Menschenalters, wäre ohne Reinhardt überhaupt nicht gespielt worden, und Shakespeare hat vor ihm nie eine ähnliche Macht gehabt. Reinhardt ist zum ersten Theatermann der Gegenwart und wahrscheinlich auch der Vergangenheit dadurch geworden, daß er endlich einmal alle zehn Gebote und nicht bloß vier oder sieben erfüllt hat. Er könnte leichtens Herzens der Impotenz überlassen, das erste Gebot zu erfinden, und fortzufahren, die als gut bewährten zehn zu erfüllen. Es kommt in der Kunst genau so sehr darauf an, zu wahren wie zu erobern, und nur mit Bestimmtheit sieht man, wie sehr in Reinhardt Eroberungsgier die wahren Tugenden übertrifft. Ihm gehört das Deutsche Theater, das uns Berlinern durch seine ältere und jüngere Vergangenheit das teuerste ist, und das Kammerpielhaus, das an Intimität und Schönheit seinesgleichen nicht hat und ihm einst als Instrument unschätzbar gewesen ist. Das ist

unser Besitz; den wollen wir nicht mehr verlieren. Was hilft's: wir verlieren ihn, wenn ein einziger Mensch die Kammerspiele und das Deutsche Theater auf der Höhe erhalten und das Theater der Dreitausend zur Höhe führen soll. Diese Gründung braucht — zumindest so lange, bis sie steht und geht — den ganzen Mann. Hier muß von Grund auf gebaut, hier muß der Grund überhaupt erst geschaffen werden. Und hier muß eine Technik gefunden und durchgesetzt, nicht bloß studiert und umgesetzt werden. Das und viel mehr würde Keiner besser können als Reinhardt. Aber sowohl nach den Friedenserfahrungen mit dem Zirkus, wie nach den Kriegserfahrungen mit der Volksbühne — um die Reinhardt nach Einer Einstudierung sich selber nicht mehr gestimmt hat, und die er im nächsten Jahr wieder abgibt — danach ist kein Zweifel, daß den Ertrag der Verlust aufwiegen wird, der so unausbleiblich ist, wie die Leistungsfähigkeit eines einzigen Menschen begrenzt ist. Im Ernst, und aus andern Gründen als das Organ der Varietéwelt, hoffe auch ich zum zweiten Male beinahe, daß unüberwindliche Schwierigkeiten . . . Denn sonst werden ungemessene Kräfte und Gelder vertan werden, die, für die Kammerspiele und das Deutsche Theater verwendet, dem deutschen Volke das wahre Deutsche Nationaltheater sichern würden.

**Frau Alice R.** Sie schreiben mir, daß Ihnen in einem berliner Geschäft Butter zum Preise von achtundzwanzig Mark für das Pfund angeboten worden sei, daß auf Ihre Anzeige die Polizei den Laden geschlossen habe, und daß eine Gerichtsverhandlung bevorstehe. Was daran neu ist, und was Sie reizte mir mitzuteilen, ist der Preis fürs Pfund Butter. Daneben halte man, was „ein hoher Staatsbeamter“ der Deutschen Tageszeitung aus seinem Commercururlaub in Mitteldeutschland berichtet: „Das Dorf R. erhält Befehl, etwa zweihundert Pfund Butter nach dem drei Stunden entfernten Dorfe G. abzuliefern. Die Butter wird hingebracht. Das Dorf G. verweigert die Annahme, weil kein Bedarf ist. Die Butter wird deshalb nach der eine Stunde weiter gelegenen Stadt L. gefahren. Der Bürgermeister von L. verzichtet ebenfalls auf Annahme, weil kein Bedarf ist. Schließlich bringen die Bauern die Butter in das große Gefangenenlager bei L. Dort laben sich an ihr die Anamiten, die Senegalneger und die Hottentotten englischer Couleur. Und in Berlin hungert man und schimpft auf die Bauern.“ Der hohe Staatsbeamte fährt fort: „Im Dorfe D. geht unbestellt von der Eierzentrale in M. ein Waggon mit etwa tausend Eiern ein mit der Anweisung: auf jede Familie zwei Eier, Stück zu fünfunddreißig Pfennigen. Dabei ist in D. kein Bedarf, es sind genug Eier für die Selbstversorgung da, sie kosten zwanzig Pfennige. Rückschreiben des Ortschulzen: Wir brauchen keine Eier. Befehl von oben: Ihr habt die Eier zu nehmen, nach dem Verteilungsplane stehen sie euch zu. Rückschreiben: Wir brauchen sie nicht und nehmen sie nicht. Gegenbefehl: Ihr habt sie zu nehmen, wir lassen den Preis bis zu einunddreißig Pfennigen nach. Die Eier werden trotzdem nicht abgenommen, sie bleiben im Waggon und verfaulen. Und in Berlin hungert man.“ Und nicht so sehr, weil es an Nahrung fehlt, als weil damit auch an Ort und Stelle ähnliche Stücke aufgeführt werden. In meiner Gemeinde kam die Eier-Ration der letzten Woche so verfault zu den Händlern, daß die ganze Straße pestilenzialisch duftete. Der Magistrat hatte sich nämlich Zeit gelassen, den Kleinhändlerpreis der Eier auszuklamieren. Unsererins faßt das ja alles nicht. Der berliner Butterhändler, wie jeder einzelne Lebensmittelhändler, müßte, sowie er schuldig befunden ist, auf offenem Markte gerädert werden. Und die Bureaucratie, die jene dörflischen Leistungen auf dem Gewissen hat, müßte für die Dauer des Kriegs durch Warenhausinhaber, Bankdirektoren und Rechtsanwälte ersetzt werden. Dann würde kein Mensch in Berlin mehr wissen, was Hunger ist.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Bernburgstraße 25  
Verantwortlich für die Inserate: A. Bernberd, Charlottenburg, Verlag der Schaubühne  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg, Amieigen-Verwaltung der Schaubühne,  
Eißow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Ein Menschheitsjahr von Germanicus

Am Ende des dritten Kriegsjahrs hat der deutsche Reichstag seiner Menschheitspflicht genügt und hat alle Welt wissen lassen, daß er, als die berufene Vertretung des deutschen Volkes, jederzeit bereit sei, einen Frieden zu fördern, der endlich dem großen Völkermorden durch einen allen Ansprüchen gerecht werdenden Ausgleich ein Ende machen könnte. Die Antwort der Entente ist Hohn und Haß. Die französischen und die englischen Zeitungen sprechen von einer Komödie und einem Manöver des Reichstags, sie nennen die Friedenskundgebung eine hohle, grobe und geschmacklose Formel, ein erbärmliches, kleinliches Denkmal der Heuchelei und der Schurkenhaftigkeit. Es scheint beinahe so, als hätten jene starken Leute, die das Vorgehen des Reichstags als eine unkluge Sentimentalität für überflüssig, ja für gefahrbringend gehalten haben, recht bekommen. Solche Auffassung entspräche aber doch nicht dem hier zu verzeichnenden Vorgang und erkennt nicht den Nutzen, den die Wiederholung unsrer frühern Friedenskundgebung auch diesmal uns sicher stellt: Die Verantwortung für den Fortgang des Krieges fällt auf die Andern. Wie schwer sie an dieser Verantwortung zu tragen haben werden, dafür ist die Reinigung Galiziens und die Zermürbung der südlichen Russenfront ein weithin erkennbarer Maßstab.

Der Kampf, der das Dasein der Menschheit zerrüttet, soll weitergehen, obgleich jeder Vernünftige wissen müßte, daß eine wesentliche Verschiebung der Weltlage, wie sie heute ist, auch durch noch so lange Fortsetzung des Werdens und Brennens nicht erreicht werden kann. Der Krieg ist entschieden, der Siegesflug der deutschen und oesterreichisch-ungarischen Armeen auf dem galizischen Schauplatz ist — selbst wenn die aus ihm etwa sich entwickelnde Aufwollung der gesamten Russenfront nicht den Zusammenbruch auch der übrigen Fronten erzwingen sollte — nur eine Unterstreichung dieser Entscheidung. Indessen: unsre Gegner wollen dies nicht wahrhaben, selbst Herr Caillaux, der den Franzosen beinahe als Hochverräter gilt, fordert die Rückgabe von Elsaß-Lothringen. Lloyd George rechnet mit dem Zusammenbruch unsrer U-Boot-Offensive und hypnotisiert seine eigenen Leute durch schwindelhafte Ziffern über die Leistungsfähigkeit des englischen Schiffbaus. Herr Carson will mit uns erst verhandeln, wenn unsre Truppen auf das rechte Rheinufer zurückgegangen sind, und Bonar Law beantwortet die Frage des liberalen Unterhaus-Mitgliedes King, ob der englischen Regierung denn bekannt sei, daß auch weite Landstrecken links des Rheins zum gegenwärtigen Deutschen Reich gehören, mit kalter Eindeutigkeit: „Weder Carson noch ich lassen dies außer Acht.“ Die Entente lehnt also einen Verständ-

gungsfrieden ab, selbst den status quo hält sie für einen unangemessenen Machtzuwachs, den Deutschland aus dem Kriege davontragen würde. Die letzte pariser Konferenz operiert nach wie vor mit der Absicht, die Mittelstaaten nach deren Besiegung zu bestrafen und für alle Ewigkeit zu schwächen. Vor solcher Einzigartigkeit kann man nur dem Sozialdemokraten Lensch zustimmen: „So ist heute die Wut der Verzweiflung, die Furcht vor Deutschland und damit der Haß und die Kriegsentzissenheit bei den Beherrschern Frankreichs und Englands nicht etwa kleiner, sondern größer als zu Beginn des Krieges.“ Niemand wird sich wundern können, wenn gegen den Fanatismus der Entente-Genossen die beiden Schlußabsätze jener Friedenskundgebung des Reichstags, die davon sprechen, daß Deutschland, wenn ihm kein Frieden werden soll, in gewohnter und gesteigerter Festigkeit sein Lebensrecht zu wahren wissen wird, selbst von den Friedlichsten der Deutschen scharf hervorgehoben werden. Die Ausführungen, die in solchem Sinne die sozialdemokratische Internationale Korrespondenz gemacht hat, sind hierfür kennzeichnend und sind damit zugleich gerechtfertigt. Auch das kommende Menschheitsjahr wird im Blut erstickt. Für Das, was bevorsteht, mögen die Kämpfe in Flandern und mag ein Satz aus einem der letzten halbamtlichen Berichte über das ostgalizische Schlachten grausame Auskunft geben: „Unsre Batterien feuerten auf fünfhundert Meter Entfernung in die dichten Massen der vorgezogenen russischen Sturmkolonnen und mußten ein furchtbares Blutbad unter ihnen anrichten, das Siegern und Besiegten unauslöschlich in der Erinnerung bleiben wird.“ Wenn man bedenkt — und warum sollte man dies nicht bedenken? — daß jeder dieser Millionen, auch jeder dieser Neger und Rothäute, die vom Stahl erschlagen, von Messern zerschlizt oder von Gasen erstickt werden, das Kind einer Mutter ist, einmal in Liebe empfangen, ausgetragen, geboren, gesäugt und erzogen worden ist, jeder Einzelne dieser Millionen, so wird man wenigstens den schwachen Schatten einer Vorstellung von Dem empfinden, was als grauenvolle Fortsetzung der drei gewesenen Jahre ein neues Kriegsjahr für die Menschheit bedeuten muß. Und grade im Zeichen solcher Vorstellung wird man die Moralität und die politische Klugheit recht würdigen, die Verantwortung für den Fortgang des Krieges den Andern zuzuweisen.

\*

Schon darum sollte der kleinliche Parteienhaß, der sich wieder mit besonderm Eifer an den letzten Verhandlungen des Reichstags genährt hat, endlich eingehen. Die vorlauten Eiferer, die jeden, der nicht ganz so will wie sie, als einen Schwächling und einen Zerstörer des Reichs entblößen möchten, sollten endlich begreifen, daß Deutschlands Entwicklung am ehesten gesichert und gerechtfertigt ist, wenn sie vor dem Gericht des Menschheitsgedankens bestehen kann. So sehr wir entschlossen sind, uns zu verteidigen



und dem Fortgang unsrer Geschichte die Blöcke der Willkür und der Feindschaft aus dem Wege zu räumen, so sehr bekennen wir, daß wir für Deutschland nur eifern, für Deutschland nur das Leben einsetzen, weil wir bis ins Tiefste von der Ueberzeugung erfüllt sind, daß dieses Deutschland in dem Gleichgewicht der Welt und in dem Aufstieg der Menschheit aus der Animalität zum Geist einen unentbehrlichen, durch nichts zu ersetzenden Faktor bedeutet. Solche Erkenntnis zwingt uns auch, die deutsche Substanz mit allen Kräften zu klären und zu veredeln. Wenn wir für die Neuordnung des Reiches kämpfen, so geschieht das nicht so sehr um des Forttriebs noch um der Klasseninstinkte willen, geschieht es vor allem, weil wir wissen, daß nur ein freies und alle seine eingeborenen Kräfte reslos nutzendes Deutschland seine Weltaufgabe zu erfüllen vermag. Darum müssen wir es als eine ungeheuerliche Frivolität zurückweisen, wenn die Berliner Neuesten Nachrichten zu schreiben wagen, daß der gefährlichste Feind des deutschen Volkes die Demokratie sei, und daß hier der Kampf gelten müsse, wenn die Waffen längst ruhen. Wir müssen es als dumm, kurzichtig und unwürdig kennzeichnen, wenn ein andres dieser alldeutschen Verheerungsorgane, die Deutsche Tageszeitung, unbekümmert um die kaiserliche Osterbotschaft und mit spürbarem Ekel vor der königlichen Verkündigung des neuen Wahlrechts für Preußen, davon spricht, daß die Erörterung der Wahlrechtsfrage jetzt nur akademischen Wert habe, und „daß das vermutlich auch für die Wahlrechtsauffassung des jetzigen Herrn Reichskanzlers gelten werde“.

\*

So furchtbar und gewaltig auch dieser Krieg in die Völker eingebrochen ist, so müssen wir uns doch vor der Illusion bewahren, als bedeute er eine Weltumwende. So schnell pflegt die Geschichte nicht zu schreiten. Was am Ende des Krieges sich ergeben wird, sich ergeben muß, kann kein Wunder sein, sondern ist von vorn herein durch die vorangegangenen Jahrhunderte der Entwicklung determiniert gewesen. Es ist darum Dilettantismus, die Entscheidung zu erwarten: Deutschland oder England. Und es könnte allen deutschen Leistungen gradezu verhängnisvoll werden, wollte die Politik sich auf solches Gegeneinander und solches Entweder-Oder blindlings einstellen. Aufstieg und Abstieg der großen Weltreiche geschehen nicht nach den Wünschen kochender Chauvinisten, auch sind sie ganz gewiß nicht, jedenfalls nicht allein abhängig von dem Uebergewicht oder von einem Mangel an technischer Leistungsfähigkeit. Wer zu überblicken vermag, wie weit das englische Imperium über die Erde greift, und wie jung und tastend noch der deutsche Weltgedanke ist, der muß wissen, daß dieser Krieg nicht um eine Machtablösung gehen kann, sondern nur um die Frage, ob gleichberechtigte, lebensstarke, mit tausend guten Gaben ausgerüstete Komplexe neben einander stehend und wirkend

die richtigen Wege zu finden wissen: die natürliche Welt dem Geist der Menschheit untertan zu machen. Nur, wenn die drei Kriegsjahre und was ihnen folgt wirklich dazu helfen, die geschichtliche Entwicklung machtvoll vorwärts zu treiben und das Chaos, unter dessen Druck der immer noch junge Erdball sich in Krämpfen windet, der Klarheit einer höhern Form entgegenzuführen: nur dann werden diese Kriegsjahre in Rechtfertigung aller ihrer Schrecken und Leiden Jahre der aufsteigenden und zu sich selber kommenden Menschheit genannt werden dürfen.

\*

Inzwischen haben nun der Reichskanzler und Graf Czernin durch Ansprachen an versammelte Presseleute noch einmal zu der Friedenskundgebung des Reichstags und der ihr gewordenen Antwort der Entente-Männer Stellung genommen. Was Michaelis auch diesmal gesagt hat, bestätigt und stärkt durchaus die Auffassung, die wir hier von den Möglichkeiten des Friedens und der Notwendigkeit der Kriegsfortsetzung stets befundet haben. Die dogmatischen Annexionisten sind endgültig abgetan. Der Wille zum Verständigungsfrieden ist ungebrochen und wach; er wird aber mit Recht kontrolliert, belehrt und gelenkt durch das Bewußtsein von dem monomanen Trotz Englands und seiner hypnotisierten Opfer. Was Michaelis aus den pariser Geheimverhandlungen an Eroberungsabsichten enthüllen konnte, kennzeichnet die raubgierige Verbrechertat der kapitalistischen Pseudodemokraten. Die Aufklärung, die der Zynismus des Herrn Ribot dem russischen Volk zuteil werden läßt, wird hoffentlich wirken; es wäre politischer Selbstmord, wollte das Rußland der Revolution zugeben, daß es, wie Ribot fordert, blindlings zu erfüllen habe, was der Zar versprochen hat, und es zeigt jedenfalls die Intimität, die Frankreich und Rußland, Volk mit Volk, verbindet, wenn der französische Ministerpräsident gesteht: was die untern Volksklassen Rußlands dazu (eben zu jenem Aftersarismus) sagten, könnte Frankreich ganz kalt lassen. Die Entente bricht auseinander, früher oder später muß sie auseinanderbrechen. Wir möchten ihr die Schrecken dieser letzten Katastrophe ersparen. Nicht aus Weichherzigkeit, sondern aus Einsicht in die allgemeine und allseitige Zwecklosigkeit, den längst entschiedenen Krieg fortzusetzen. In solchem Sinne waren die Kundgebungen des Reichskanzlers und des Grafen Czernin vor dem „Presse-Parlament“ eine neue Mahnung an die Adresse Aller. Eine Mahnung, die von ehrlicher Bereitwilligkeit getragen wird, hinter der aber unbeugsame Entschlossenheit gewappnet steht. Keineswegs dürfen die betrübten und nun so gar nicht zufriedengestellten Bethmann-Stürzer fix wieder deuten: Michaelis sei von der Majorität des Reichstags abgerückt und habe zum mindesten zu verstehen gegeben, daß das Verhalten der Entente ihn leicht veranlassen könnte, von seinem heute für richtig gehaltenen Friedens-

programm sehr erheblich abzuweichen. Wer dem deutschen Kanzler derartige Zweideutigkeiten unterstellt, schadet Reich und Volk. Das sollten endlich selbst Blätter wie die Tägliche Rundschau und die Deutsche Tageszeitung lernen.

Wir wollen den Frieden schon darum, weil wir aufs tiefste überzeugt sind, daß, wer ihn der Menschheit willkürlich und leichtfertig verweigert, an solcher Weigerung zerschellen muß.

## Zu diesem Krieg

### Klopstock

Die folgenden Orden stammen aus der Mitte des Jahres 1800, als (der Dichter sechsundsiebzig Jahre alt und) Napoleon in Frankreich tatsächlich Alleinherrscher geworden war und den Krieg zur Verteidigung der Republik in einen um das Imperium auf dem Kontinent verwandelte.

### Die Aufschriften

Von allen Spielen ist das verlierendste  
Der Kriegeshalbkunst trauriges Würfelspiel:  
Denn welcher Wurf auch falle, fällt doch  
Selber dem Siegenden Tod und Elend.

Schant, euer Maal glüht bis zu dem Gipfel hin  
Von Richtersprüchen! Völker umwandeln es  
Und lesen! Ich las auch, und lernend  
Laucht' ich den Griffel in heilig Feuer.

Den Richtern tönet Preis; der Beschönigung  
Des jedem Rechte fluchenden Krieges Hohn!  
Selbst wenn für sie, der Urn' entsteigend,  
Phidias auch und Apelles bilden.

Der Richter Ausspruch bleibt: die Beschönigung  
Des neuen, jochbelastenden Kriegs vergeht.  
Wollt' auch Demosthenes — vom Lethe  
Rehrend — sie retten durch seinen Donner.

### Die Unvergeßliche

Sei du, der Enkel Zeit, mir Erhalterin  
Einst meiner Lieder! Laß' sie nicht untergeh'n,  
Daß stets auch ich als Zeuge dasteh'  
Von der vernichteten Freiheit Lode!

Im Kerker lag sie lange; der Fesseln Klang  
Weissagte Tod. Ihr naht' ein Drometenheer,  
Das lauter hallte, denn die Eisen  
Klirrten, und knieend sie Göttin nannte.

Drauf hat sie dieser Täufler Bejuchungskrieg  
Gemordet! Ueber sieben Gefilde lag  
Sie ausgestreckt. Den Fels erschütternd  
Brauste der Ozean, sang das Grablied.

Hoch in die Wolken steigt die Cypress' empor;  
 In meilenweite Tale des Trauerhains  
 Sind hingefunken Völkerheere;  
 Weinen nicht Tränen, wie sonst der Mensch weint —

Blut strömt ihr Auge über der Freiheit Tod!  
 Der toten Schatten finstert den Abendstern  
 Und wird, wenn nun zu seiner Heimat  
 Er sich erhebt, den Orion finstern!

## Die Sieger und die Besiegten

Zwo tisiphonische Töchter hat der Eroberungskrieg; er  
 Kennet sie: Nimm, behalt! Versklavung die jüngere. Oft deckt  
 Dieser Günstling des Vaters die Bande durch lilienweiße  
 Blumen, von Schlangenschäume getränkt.

Ist der Eroberungskrieg der Menschheit äußerste Schande,  
 Und gleicht diese dem schrecklichen Maal, das man dem gefangenen  
 Ruderer brannte; wenn dies seit einem halben Jahrhundert  
 Wußte, wer Weisheit kennet und tut

Und — die Versklavung denkend — bei mir mich verlaget, ich rede  
 Viel zu sanft! denn es habe — verglichen — das Maal der umflirten  
 Ruderer Rote der Rosen: — wie tören sich die, so von Beifall  
 Jetzt für die kriegenden Franken noch alühn!

## Losreißung

Weiche von mir, Gedanke des Kriegs, du belastest  
 Schwer mir den Geist! Du umziehst ihn wie die Wolke,  
 Die den wackenden Strahl einkerkert,  
 Den uns die Frühe gebar;

Stedest ihn an mit Trauer, mit Gram, mit des Abscheus  
 Pestiger Glut; daß, verzweiselnd an der Menschheit,  
 Er erbebet und, ach, nichts Edles  
 Mehr in den Sterblichen sieht!

Kehe mir nie, Gedanke, zurück; in den Stunden  
 Selbst nicht zurück, wenn am schnellsten du dich regest  
 Und vom leisesten Hauch der Stimme  
 Deiner Gefährten erwachst!

Schöne Natur, Begeisterung sei mir dein Anschauen!  
 Schönheit der Kunst, werd' auch du mir zu Beseelung!  
 Völkerruhe — die war, einst wieder  
 Freuen wird — sei mir Genuß!

— — — — —

Höret! Wer tönt vom Siege mir dort? Vom Gemorde?  
 Aber er ist, o, der Unhold! schon entflohen;  
 Denn ich bannet' ihn in die Rede  
 Samt den Gespenstern der Schlacht!

Hat sich mein Geist in die Wahrheit vertieft, die auch fern nur  
 Spuren mir zeigt vom Beherrscher der Erschaffnen —  
 O, so töne man rings vom Kriege,  
 Kriege! Ich höre dann nicht!

## Eine Nation der Tidden?

Welche war die wohlwollendste und gerechteste Meinung, die sich bisher in Deutschland über die Ostjuden gebildet hat? Sie sind ein Volk von eigener Rasse, mit eigener Sprache, Religion, Sitte, Tracht, eigenartiger ethischer Lebensauffassung und Bildung, ihre Literatur hat in den letzten Jahrzehnten diesen und jenen bedeutenden Dichter hervorgebracht, es erscheinen so und so viele Zeitungen in jiddischer Sprache, die so und so viele Hunderttausende von Lesern haben, und so weiter. Folglich müsse ihnen, wie sich auch die staatlich-politischen Verhältnisse in ihren Wohnländern gestalten mögen, eine national-kulturelle Autonomie verliehen und gegen etwa welche zu erwartende Anfechtungen staatsrechtlich gesichert werden.

Diese Forderungen wird wohl jeder Einsichtige rückhaltlos und ganz unterschreiben. Doch sind die Voraussetzungen hierzu, vom kulturellen Gesichtspunkt betrachtet, einseitig, unvollständig formuliert. Denn sie lassen so etwas wie eine ostjüdische Nation, eine neue Nation der Tidden, konstituiert erscheinen, ähnlich der sich erst formenden albanesischen oder lettischen, bei denen man nach billiger Schablone die Nation als fertig und europafähig deklariert, wenn sie etwa bereits zu der Errungenschaft einer Zeitung gelangt ist. Dafür gibt es ein Dutzend Analogien; das ist also für den Bildungssphälisten leicht einzusehen, ist leicht etikettierbar, ist gewiß gut gemeint, ist aber grundfalsch. Denn die Wesenhaftigkeit der ostjüdischen Eigenart besteht eben darin, daß sie volksorganisch die Judenart manifestiert; ihr Problem ist daher der eindeutig manifeste Teil des Judenproblems. Damit ist keineswegs gesagt, daß in irgendeinem Westjuden nicht mehr eigentlicher und uralter jüdischer Geist ausgeprägt sein kann als beim Durchschnitt der Ostjuden; vielleicht bei Beaconsfield, Josef Israels, Lassalle und Paul Ehrlich, beispielsweise, und grade bei den gegen ihr Jude-sein sich auflehrenden Karl Marx und Weininger. Sich ein Monopol über den jüdischen Geist anzumachen, fällt einsichtigen Ostjuden nicht ein. Schließlich waren vor etwa hundertunddreißig Jahren die Westjuden in vieler Hinsicht kulturell noch Ostjuden. Es ist auch möglich, daß dem Blut nach die Westjuden reinrassigere Juden sind als die Ostjuden, die vielleicht viel chazarisches Blut in sich haben. Nun, dem gegenüber gibt es im Westen nur Juden, im Osten aber jüdisches Volk. Und nur insofern sie das dokumentieren, kommt all den Sondermerkmalen der Ostjudenheit wesentliche Bedeutung zu. Jiddisch, Pejes, Rastan, Bialik, Perez und so weiter sind indirekte, übertragene Beweise dafür, daß in dieser nationalen Gemeinschaft die vieltausendjährige Geschichtskontinuität des jüdischen Volksbewußtseins wirkt. Beweise (nicht im archäologisch-folkloristischen und direkten Sinne natürlich), daß sie das Volk der Bibel, der Makkabäer, des Bar Kochba, des Talmuds, des Maimonides, des Jehuda Halevy, des Spinoza (der ein geistiger Schüler des mittelalter-

lichen Juden Jbn Crescas war), der alten Ghetto-Märtyrer und -Rabbiner, des Rabbi Löw, des Baalschem sind (Andre werden hervorheben: des Christus und der Apostel); Beweise, daß die Sprache der Bibel, die Kultursprache all dieser Genannten, die hebräische, die monumentale nationale Sprache des Judentums — und der Geist jener Uebermenschen in diesem ostjüdischen Kollektivum noch lebendig ist. Mag einer sagen: aber verzerrt, stagnierend, verdorrt — hier ist der Raum nicht für eine eingehende Auseinandersetzung — er muß zugeben: dennoch Fleisch von jenem Fleische; dennoch ein so altes Volksgedächtnis; dennoch ist Jude-sein nur noch dort ein Lebendiges. Natürlich nicht bei allen, aber im Ganzen. Man vergleiche damit, beispielsweise, daß Goethe, Kant, Dürer und Beethoven doch als Repräsentanten des deutschen Wesens anzusehen sind, und erinnere sich zugleich, daß vor einigen Jahren etwa sechzig Prozent aller deutschen Rekruten nicht wußten, wer Goethe war; von den drei Andern wußte wohl ein noch größerer Prozentsatz der deutschen Jugend nichts. Und doch haben Goethe, Kant, Dürer und Beethoven tausendfach: durch die Volksschule, durch ein Lied, einen Spruch, ein Bild und dergleichen irgendwie noch auf den letzten der Unwissenden eingewirkt und, was noch entscheidender ist: all diese Unwissenden sind so geartet, haben Das gemeinsam, daß Goethe, Kant, Dürer und Beethoven aus ihrer, aus ihres Blutes Mitte hervorgegangen sind. Ich werte die mannigfaltigen Schöpfungen der Ostjuden in den letzten Jahrzehnten sehr hoch, Schöpfungen, die sich nach den Analogien des mitteleuropäischen gutbürgerlichen Bildungsbazars leicht klassifizieren, in der Tageszeitung loben und zur beruhigend verdaulichen geistigen Aufnahme präsentieren lassen. Einzelnes mag sogar dieses europäische Mittelmaß weit übersteigen. Auch mag einem Ostjuden sein neuhebräischer Dichter mehr sagen als mancher allergrößte Dichter der Weltliteratur, der diesen Dichter weit überragt. Und dennoch wäre der Wert des Ostjudentums, meine ich, nicht um ein Wesentliches kleiner gewesen, wenn es heute keine moderne schöne Literatur, keine periodische Presse in hebräischer und jiddischer Sprache und kein Theater und dergleichen gäbe; wenn es in den Zivilisationsformen so lebte wie vor etwa sechzig Jahren; das heißt: wenn die junge, moderne Generation, die europäisierte Intelligenz und Arbeiter-schaft, noch dort stünde, wo die alte steht. Das wäre freilich sehr unpraktisch, im real-dynamischen Sinne Schwäche gewesen — aber im wesentlichen und absoluten Sinne wertloser wäre das Ostjudentum als Ganzes nicht gewesen. Es hätte kleinere Wirkungsmöglichkeit, aber keine geringere Schöpfungsfähigkeit. Nicht was dieser Volksorganismus jetzt international Gültiges produziert, nicht, was er an gangbaren geistigen Münzen in die Welt laufen läßt, sondern was er aus der eigenen alten Kulturüberlieferung wahr, wiedergibt und weiter-schafft, sodaß es einmal übernationales Kulturgut werden kann, das ist sein Hauptverdienst um die Welt-Kultur, und darauf soll das Weltinteresse an ihm beruhen. (Hierzu gehört die Konstatierung: die ostjüdische Belletristik von heute spiegelt wohl als Abbildung vieles der Volksseele wieder, ist aber weniger als anderswo zugleich eine Bildnerin dieser

Seele. Weil die Literatur der Ostjuden, jener, die es im eigentlichen Sinne sind, noch immer die alte religiöse ist: die Bibel, der Talmud, der Midrasch, der Maimonides, der ungekannt vielgelästerte Schulchan Aruch und ihre Kommentatoren. Zu dieser Literatur, die bis jetzt allein jener Volksseele Bildnerin ist, gehören außer dem gesetzlehrenden Teil auch die ältesten bodenentstiegenen jüdischen Sagen, Legenden, Märchen, Volkserzählungen, Sprüche der Weisen, von denen der jetzt im Inselverlag erschienene ‚Born Judas‘, gesammelt von dem neu-hebräischen Dichter und Denker Micha Josef ben Chorion eine sehr echte und schöne Probe gibt.) Und so möchte ein denkender Ostjude leichter darüber hinweggehen, wenn einer sagte: Der ganze jüdische Geist ist inferior — wie wenn man in billigem Wohlwollen die Ostjudentheit als eine gestern ausgekeimte Nation darstellt; als ein Chaos, das erst seit einigen Jahrzehnten durch die Berührung mit Europa diese und jene Einrichtung übernommen und dergestalt Kultur gekriegt hat; als einen der obskuren Stämme, die der europäische Spießer müdtätig zum Licht zu führen wünscht.

---

## Freie Sezession von Willi Wolfradt

Der Vergleich zwischen den beiden Sezessionen — der Berliner und der Freien —, der sich doch immer wieder aufdrängt, entscheidet auch diesmal für die Freien, um Liebermann gescharte. Gewiß ist auch ihre Ausstellung mit jenen Mängeln behaftet, die überhaupt diese Art des Ausstellens zu einer unzulänglichen Einrichtung macht. Immerhin aber schlingt sich hier ein Band der gemeinschaftlichen Gesinnung um die Werke, die wenigstens im großen Ganzen als die gemeinsame Kundgebung einer schöpferischen Verbundenheit, als Ausdruck unserer künstlerischen Generation wirken. Leute wie Baluschek, dieser Engelhorn-Sozialist, dessen Anekdotenklatsch immer aufdringlicher, formloser und pedantischer wird, wie Hagen, der lauter Künstlerpostkarten macht, wie Goebel, Kardorff, Rhein, Frydag und Kraus gehören neben andern freilich nicht in solchen Zusammenhang. Aber daß überhaupt Zusammenhang da ist, gibt dem Ganzen Bedeutung und den einzelnen Werken Hintergrund.

Was von mittlerer Qualität und bekanntem Wert ist, sei übergangen, nur das Besondere hervorgehoben. Daß Liebermann unheimlich lebendige Köpfe schafft, daß Slovot das lustig-spielfreudige Koloko unserer Zeit ist, dürfte allgemach bekannt sein. Neu vielleicht der Grad, in welchem Trübner Akademiker ist. Das habe man auch von Picasso gesagt? Nein, nein, so ein rechter Künstler ist gemeint, der aus glatter Nacktheit, rundlichen Gliedern, Schleiern und zährübem Spülichtgrau Themen der griechischen Sage zu Kolossalgemälden verarbeitet. Dieser ‚Prometheus‘, die ungeheuerlichste Verleugnung jenes Trübner, der in der Nationalgalerie hängt, ist an gefälliger Physiognomielosigkeit, an Metierstaub kaum zu übertreffen. Woffon, der sonst oft duftige Blumenstücke malte wie kein Zweiter, zeigt zum Uebelwerden

parfümierte Tulpen; Weiß entpuppt sich als Dekorator, der sich mitunter nur hinter seiner Anpassungsfähigkeit verborgen haben mag; Brodhusen ist endgiltig sein eigener Manierist geworden, gewerbsmäßiger Hersteller von Kraftlinien. Curt Herrmann, bisher auch einer der Führer, erweist sich trotz all den tausend pseudo-neoimpressionistischen Farbenpielen als quälend trocken und flau. Seine Theorie erinnerte ja von jeher an den Saal, mit dem die Schildbürger ausgingen, das Sonnenlicht einzufangen — hier häuft sie nur ein ganz lichtloses Getribbel von Oelfarben-Ameisen auf; mit greifenhafter Vorsicht trippelt der gekühtete Farbsack über die Flächen, von denen er sich gar nicht mehr trennen kann, statt der komplementären Linie, die der Künstler früher kultivierte, ein pappiges Geriesel, und der einst so frische Palettenwitz kulminiert in kleinlichsten Pointen. Keine Porträtabstrich macht heute so etwas Fades wie diese Bildnisse. Etwa der Rock des Professor Dessoir: eine raffiniert gebrauchte nüchterne Wasserjuppe. Und so fällt noch mancher der alten Sezessionisten völlig ab gegen jüngere Kraft.

Vielleicht die geschlossensten Werke der ganzen Sammlung sind die beiden von Christian Rohlfz. In seltener Weise bestimmt hier die Bildidee Farbe, Linie und Aufbau. Der mimische Gestus des braunen Weibes in 'Tanz' teilt sich allem mit: dem trunkenen Leuchten im Dreiklang Rot-Grün-Gelb, der bei seiner Ausschließlichkeit gleichwohl höchste Farbigkeit entwickelt, eine orchestral rauschende Bewegtheit entzündet, sowie der aus halbmondförmigen, schwellenden und schwankenden Motiven betörend aufwachsenden, ins Unendliche erregten Struktur. In größter Klärung, mit den einfachsten Mitteln ist ein bis ins Letzte durchformtes und bezwingendes Werk entstanden, ganz Anschauung und durchaus erfüllt von Idee. Während heute jeder Künstler seine persönliche Note hat, seine individuelle Form oder Formel, der dann jedes noch so inkongruente Thema unterworfen wird, läßt Rohlfz seine Form jeweils ganz vom Thema bestimmen. Das zweite Bild: 'Kirchturm' lebt in einer völlig andern Farbenwelt, hat ein ganz andres Baumaterial der Einzelformen. Hier findet die Auseinandersetzung von steinernem Gerüst und schwebendem Raum in jener atemraubenden Sichtbarkeit statt, um derentwillen allein gemalt zu werden verdient. Vielleicht ist in diesem Werk eine Möglichkeit des Kubismus erfasst: in der Darstellung des Transzendental-Dreidimensionalen noch die Seele des Gegenstandes, an dem jenes sich eben realisiert, zum Ausdruck zu bringen — eine Möglichkeit, die Picasso nicht erfüllt.

Janthur bannt in einige geisterhaft verfärbte Blumen, um eine Gruppe von Trinkern den Spuk jener Welt, in der das Rinnen der Zeit, der Schrei der Stille, der Verwesungsgeruch des Lebens uns martern. Cesar Klein steht mit höherem Wollen, doch nicht so abgeschlossenen Vollbringen auf gleichem Boden. Seine Darstellung des Abendmahls leidet unter der flackernden Fülle der Konturen wie der Farben. Aber daß hier eine ungewöhnliche, tragische Stunde erlebt wird, daß hier etwas hereinbricht, vor dem rings um den Tisch die Welt fortjinkt, daß hier nur die Magie der Persönlichkeit Christi das Chaos



der verratenen Gemeinschaft bindet: das fiebert mit suggestiver Kraft aus dem Bild. Einige landschaftliche Visionen berühren in ihrer brünnigen Einsamkeit, in der Monumentalität der Farbe noch unmittelbarer. Zwei Bildnisse von Ludwig Meidner, unglaublich jäh aus der Vorstellung ins Reale gerissen, krallen sich an uns an. Brutalität ist da wirklich einmal Form geworden; ein heller Kontur peitscht unerhört auf, die bestialische Pinselführung raubt uns alle Zuschauerruhe, wüßt gebohrte Augenhöhlen saugen uns auf, hiebartige Farbbeulen zersprengen uns. Eine förmlich blamische Gewalt ist hier über die neue Form gekommen.

Dem Geschmäcker Orlik ist ein wunderbar zart-kühles, nur aus weißen Tönen komponiertes Bild gelungen, in dem Liniengeslecht, Kolorit und Ausdrucksgebärde zur Einheit des lächelnd-atmenden Temperaments gebracht sind, eine so delikate Zauberei, daß man die technische Schwierigkeit, die hier bezwungen ist, fast darüber vergißt. Stärker im Stil sind die leis geschwungenen, gleichsam geigenden Stücke von Ahlers-Hestermann. Melzer kommt in einer großfüßigen, formschweren Komposition altdeutschen Vorbildern nahe. Eine Landschaft von Friedländer-Zeltcher zeichnet sich durch ihre Dynamik aus. Bangerter vermittelt vermöge eigenartiger Rhythmit und einer geistreich verdünnten, süß durchscheinenden Farbe bezwingend die künstlich-giftige Atmosphäre des Varietés. Richters 'Schlemmer' läßt die abkürzende Hand eines Daunier vermissen, erfreut aber durch szenische Psychologie und einen sehr feinen Unterton von E. L. A. Hoffmann. Richter ist überhaupt als einer unserer feinsten Erzähler zu schätzen. Burrmann erblickt zu einem Farbenstrauß von nicht gewöhnlichem Leuchten; locker wie aus einem Füllhorn geschüttet, duftend, sanft prunfend einigen sich die Teile in harmonischer Selbstverständlichkeit. Ihm ist Moll verwandt, nur subtiler, orchideenhaft in der Palette, etwas zerflattert oft und mehr im Sinnlich-Reizvollen festgehalten. Das Wort „apart“ käme einem bei Burrmann nicht. Immerhin ist in einem Brückendurchblick der lichterfüllte Landschaftsraum, in einem SchneeBild das farbige Märchen ungewöhnlich zu nennen.

Rösler, Ulrich Hübner, Sterl und einige Andre erfreuen in ihrer bekannten Weise. Otto Müllers Christmus wird nachgrade eintönig, Seewald hat von Marc das Cliché geerbt, Pechstein, der Gauguin des Tages, stoppelt hilflos aus Hampelmännern, Holzfrüchten und Gummigesichtern seine teigig-ungeistige Primitivität zusammen . . .

Auch unter den Skulpturen findet sich neben Durchschnittlichem recht viel von Belang. Kolbe zeigt eine 'Skavin', ein einziges, müd-trauriges Zusammensinken. In Kolbes Gestalten, deren besten sich diese anreißt, geht auf einzigartige Weise die Bewegung stets vom Knie aus und wird in der Kopfneigung fruchtbar. Eine Porträtbüste von ihm, ein ungewöhnlich feiner Aristokratentopf, ist psychisch wundervoll differenziert, bis in die Nasenflügel, die unmerkliche Hebung der Oberlippe hinein. Man muß bis zu Houdon zurückgehen, um einen zweiten Fall so seelisch-persönlich empfundener Köpfe bei so einfacher plastischer

Form zu finden. Barlach gibt einen ‚Verzweifelten‘, der in die Reihe seiner stärksten Gebärden zu stellen ist, und eine meisterlich einfache Däubler-Büste. Eine groteske blaue Tanzgruppe von Rudolf Belling übt hinreißende Wirkung: Tanz aus frenetischem Prall und toller Lust, kultisch-verzückt und koboldisch-johlend, bacchantisches Werfen und faunisches Stampfen. Diese ekstatische Bewegung aber ist unter Verwendung südschweizerischer Urformen so köstlich stabilisiert, daß eben das Körperliche, nicht die Bewegung an sich, sondern eben ihr Impuls im gegliederten Körper zum Ausdruck kommt. Erwähnenswert ist eine elegante Brunnen säule des sonst schwachen Ebbinghaus, deren Gertenschlankheit nur so aus dem Boden schießt, durch den biegsamen Leib eines Knaben hindurch in seine Angel fährt, um an deren Spitze mit feinem Zischen elastisch umzubiegen und sich in der Hand des Knaben zu beruhigen. Zumal wenn an den vorgeesehenen Stellen haardünne Wasserstrahlen sich kreuzend sprühen, muß die spielende Steilheit dieser metallisch fahrenden Kurven von starkem Reiz sein. Gaul stellt neben einem geringfügigen Hamster, der als eiserner Klippesgegenstand für Kriegsgewinner gedacht scheint, einen prächtigen Block von einem Biber aus. Weiter zeigen Bick, Engelmann, Tina Haim, Henning und Huf Beachtenswertes, während Langers gequälte, zerschnipfelte, plumpe und unklare Holzwerke eine Abirrung bedeuten.

Trotz dem Fehlen der Autoritäten aus dem neunzehnten Jahrhundert, trotz der Beschränkung auf Heimisches, trotz dem Fernbleiben vieler bekannter Sezessionisten ist eine sehr reiche Ausstellung zustande gekommen, die noch den Vorzug hat, daß sie sich gut betrachten läßt, da einen nicht die Masse der Werke ermüdet.

## Don Schöns und Geberts und Geberts und Schöns von Fritz Reck-Malleczewen

**E**s ist, wie es ist, und kommt mir doch ganz selbstverständlich vor, daß ich jetzt, wo ich eigentlich nur von dem Schicksal dieses Seidenwebers Heinrich Schön sprechen sollte — daß ich da doch wieder auf die traurige Geschichte des Herrn Jason Gebert aus der Kloster-Strasse zurückkommen muß. Denn um es gleich voraus zu nehmen: wenn Georg Hermann einmal ein Buch geschrieben hat und die Gestalten dieses Buches waren stark genug, um mit einem zu gehn und hineinzureden in das eigene Leben — wenn ihr Glück stark genug war und ihr Behagen, um mich darinnen das Behagen und die Lebensfreude eines ganzen Volkes schauen zu lassen, und ihr Sturz so tief, daß es mich das Weh und die Schicksalswende des ganzen Deutschlands zu sein dünkt . . . wenn man das Alles gefunden hat in dem frühern Werk eines Autors, so wird man gegen das spätere immer ein wenig ungerecht sein. „Doubletten“, sagt Hebbel, „sind ohne Wert in der Kunst.“ Und wenn Heinrich Schön auch nicht unter allen Umständen eine

Doublette bedeutet — es sind der Erinnerungen an das frühere Werk doch zu viele, als daß man nicht vergleichen müßte. Gewiß: hier stirbt ein bestimmtes Geschlecht, und dort stirbt es. Und hier ist es, sagen wir mal: Biedermeier, und dort ist's ebenso . . . Aber wenn dort zum Schluß Jason Gebert „ganz allein im Dunkeln“ steht, dann sieht man mit dieser Familie, wie gesagt, die ganze Zeit versinken. Denn nach den Geberts, das weiß man, da kommen die Jacobys. Und mit den Jacobys, da kommt die Zeit des angeblichen Aufschwungs vor jenem Kriege, von dem ich zu behaupten wage, daß er Deutschlands unglücklicher Krieg gewesen ist. Und ein andres Geschlecht wächst heran, nein: kein Geschlecht, der große tote Block entsetzlicher Menschen walzt nieder, was einmal Schönheit und Natur und Anmut war. Der Menschen jenes furchtbaren, grellsonnigen Sonntags, da Jason Gebert todmüde mit der Typhus-Infektion von Charlottenburg her kommt und den ungeheuern Menschenstrom der Linden mühsam hinaufschwimmt. (Der erste berliner Ausflugssonntag mit überfüllten Straßen und überfüllten Zügen und müßigen Proletarierrmassen statt ruhender Menschheit). Und wenn — kurz vor der Katastrophe — Jason berichtet, wie Pioniere das Gerüst für irgendein Denkmal über Nacht zusammenschlagen und wie im Windlichtschein die Gestalten schemenhaft und im Dunkel ihre Hammerschläge doppelt wirklich waren: man weiß nicht, warum diese Staffage gerade da, wo man doch Alles zum guten Ende geführt wähnen muß — warum sie so grauenhaft ahnungsvoll und lemurenhaft wirkt.

Ach gewiß, ich wollte und sollte von „Heinrich Schön junior“ (erschieden bei Egon Fleischel & Co. in Berlin) reden. Gewiß, auch hier stirbt eine Zeit, und man weiß sehr wohl, daß es mit den Schöns ebenso bergab gehn wird wie mit den Geberts. Und daß in fünfzig Jahren ihre Gräber ebenso vernachlässigt sein werden wie das des Herrn Elias Gebert (der im Verein mit dem alten Stechlin die letzte Weisheit des Konservatismus lehrt, bis auf das Schaffot hinauf liberal zu sein). Aber hier — nein, ich bange nicht um das Schicksal dieser Menschen. Und wenn es traurig, sehr traurig sein mag, das Geschick dieses Heinrich Schön: ich zerbreche mir nicht den Kopf, ob er in Südamerika begraben wurde oder in Potsdam. Wo es mir doch ganz unumstößliche Gewißheit ist, daß das Leben des Herrn Jason Gebert nicht anders enden konnte als in jener vollmondbeschiedenen Märznacht, und daß er von Rechts wegen nicht in der Hamburger Straße, sondern im Friedrichshain ruhen dürfte. Und hier und dort wird unglücklich oder unselig geliebt, und hier und dort stoßen Arier- und Semitentum aufeinander und geben sich beide den Anschein, als könne in letzten Dingen eines absolut nicht des andern Sprache sprechen. Aber was mich bei den Geberts veranlaßte, an eben diesen Dingen zu rütteln und sie zu zerlegen, bis ich eine Lösung fand (die ich

hier nenne): bei den Schöns läßt's mich kühl. Woran es letzten Endes liegt? Wohl daran, daß bei aller Silberhelle und Atlasbläue dieser Geschichte keine ihrer Figuren die Plastik und das Leben der Geberts hat. Da ist der Better Julius Jacoby: ich habe nur ein einziges Mal in seiner Heimatstadt Bentschen den Schnellzug nach dem Osten zu versäumen brauchen, um zu träumen von diesem Oger (le chance, qui nous mangera tous!). Aber es ist füglich zu bezweifeln, daß mich in Potsdam jemals der Herr von Mühlensiefen oder der Herr von Maltitz belästigen wird (der doch am Ende leben mußte, wenn er wirklich in sechs Wochen ein wirkliches Menschenweib — keine Gans — einem geliebten Manne ausspannen konnte). Salomon Gebert und Eduard Schön, diese Antonie Arnstein und Henriette Gebert — ich wollte so herzlich gern und unbedingt zustimmen, und kann doch den Einen nicht die gleiche Lebensfähigkeit zubilligen wie diesen Andern.

Daß dazwischen allerlei Herrlichkeiten ausgestreut sind, daß darin manches Wort zu finden ist, das — um ein Wort dieser Zeitschrift zu zitieren — der Erlösung durch den Dichter harrete: bei diesem Georg Hermann erscheint's selbstverständlich. Unzweifelhaft: dieses Buch ist schön, schön, obwohl diese Arabesken schon einmal von der gleichen Hand gezogen wurden, und obwohl diese Schönheit schon einmal in gleicher Weise zu Grabe getragen wurde.

Auch dieses wert einer kostbaren Hülle, gewiß auch dieses. Aber das, was mir am liebsten ist darin, das ist die Stelle, wo man hört, daß der Herr Jason Gebert aus der Kloster-Straße nach dem dritten Oktober 1840 nur noch selten seine Wohnung verließ und auch die übrigen Figuren dieses ersten Buches wehmütig sich neigend herübergrüßen. Ganz zart und blaß und glas-hell, wie auf dem Asphodelos die Schatten trauernder Menschenmütter grüßen.

## Ecce homo von Erich Mühsam

Ecce homo, ein dramatisches Gedicht von Friedrich Alfred Schmid Noerr, heißt in den münchener Kammerpielen: ‚Siehe, der Mensch‘. So hatte es eine besorgte Zensurbehörde verlangt, einestheils wohl, um religiös gestimmte Gemüter zu schonen, andernteils, weil man in diesen eisernen Zeitläuften ja auch für Logis Absteige sagt.

Die münchener Behörde kann sich eines bedeutenden Erfolges rühmen. Sie hat erreicht, daß Publikum und Kritik mit andern Erwartungen ins Theater gingen, mit andrer Einstellung der Sinne vor der Bühne saßen, als der Dichter gewünscht hatte. Sie hat ferner mir ermöglicht, einmal an einem konkreten Beispiel darzutun, wie bedeutungsvoll für die rechte Beurteilung eines Werkes und für ein Eingehen in empfängliche Seelen die adaequate Betitelung sein kann. Wie nämlich die ideale Ueberschrift die ist, welche den stofflichen und

ethischen Gehalt einer Dichtung in einen dezidierten Ausdruck zusammenfaßt, so kann die Korrektur dieses Ausdrucks zu ärgsten Mißverständnissen verleiten, wenn die veränderte Ueberschrift den Charakter einer entschiedenen Bedeutung behält und dadurch auf den Inhalt ungemäß vorbereitet.

Der Professor Kopf wohnt im Dachgeschoß eines Hauses, die elegische Frau Herz im Mittelstock und zu ebener Erde der robuste Materialist Herr Bauch — und über dem also geordneten dramatischen Spiel steht die Aufschrift: ‚Siehe, der Mensch‘. Ei, das ist ja wohl eine artige Allegorie. Wie eindeutig! Wie faßlich! Wie kinderklar! Ich habe keine Kritik gelesen, die sich nicht in der Ausdeutung dieser Allegorie erschöpft hätte.

Aber wird nicht die Allegorie zur Metapher, zum Symbol, zur tiefen und tiefsten Bedeutung, wenn die vorgefaßte Erklärung nicht ‚Siehe, der Mensch‘, sondern ‚Ecce homo‘ lautet? Eine besorgte Zensurbehörde mag meinen, das Eine sei die wortgetreue Uebersetzung des Andern. Ist es auch — aber nicht die begriffsgetreue. Pontius Pilatus gab mit seinem erbarmenden Ausruf keine erläuternde Charakteristik des Ewig-Menschlichen. Der Menschheit ganzer Jammer hatte ihn gepackt beim Anblick des Dulders unter der Dornenkrone. So ist sein Wort Sinnbild geblieben für die Dual und die Not der Menschen, für die erhabene Größe menschlichen Schmerzes, für die aus Hohn, Roheit und Unverstand ragende sittliche Ueberlegenheit des leidvollen Menschen.

Es ergibt sich eine gänzliche Umstellung der Geister bei der Aufnahme der Dichtung nach der Berichtigung des Titels. Nicht mehr die Personifizierung der menschlichen Organe bleibt wesentlich, wenn Kopf die Treppen niedersteigt zur sanften Untermöherin Frau Herz, dann zum Parterre-Inhaber Bauch und seine hochfliegenden Ideen verfolgen muß in der niederziehenden Atmosphäre des Grobsinnlichen und Rohtriebhaften — sondern Poesie und Erlebnis steigt aus dem tragischen Verkennen der Mission des Geistigen, aus dem versimpelnden Mißverstehen seines Wollens beim zweckbesessenen Bananenkultum, aus der Reinerhaltung des Schöpferdrangs unter aller Beschmugung und aller Niedertracht: „Ich habe das Gemeine nie verstanden.“

Ein faustischer Gedanke ist von Schmid-Noerr lyrisch-dramatisch gestaltet worden. Die allegorische Benennung der Figuren ist nicht Wesen des Gedichts, sondern Witz des Dichters, der dennoch nicht fehlen soll, weil er dem Geschehen den Charakter des Naiv-Mysteriösen sichert. Die Märchenstimmung des Versdramas wird verstärkt durch die primitive Namengebung. Kopfs Kinder sind Imago, die die phantastische Beschwingtheit, und Eitelreiz, der den erfolgshaschenden Antrieb bedeutet. Die Kinder der Frau Herz sind Gretchen, das „Gemüthchen“, und Konrad, der Architekt, der Latwille. Die Aufzählung der Namen, denen in der Familie Bauch Wonnebold und Getuba Triebchen gegenüberstehen, genügt, um die gewollte Einfachheit des

äußern Rahmens erkennen zu lassen. Eine Resapitulation der Handlung aber hieße: einem dichterischen Werk von hohen Werten Das zufügen, was seinem Helden zugefügt wird, als er, gewarnt von Imago, gedrängt von Eitelkeit, sich entschließt, den Ertrag seines Grübelns zu den Menschen der Gasse zu tragen. Nicht den Inhalt, sondern den Eindruck der Dichtung wiederzugeben, ist Sache des Referenten.

Stark sind die Wirkungen, die von ‚Ecce homo‘ ausgehen. Die Gespenster-Erscheinungen, die in vier Gestalten die ewige Philistrität verkörpern, bis sie sich vereinen in der grellen, giftig-leibhaftigen Erscheinung des Registrators Pflichtsauer, dem Quälgeist und letzten Vernichter der kopfsüchtigen Ideale; das jeelenvolle Klavierpiel der Frau Herz; die endliche Verjagung aller niedern Geister und die rettende Verklärung im Tode durch den grauen Gebatter — dies alles sind Erzeugnisse echter dichterischer Eingebung, die davor hätten bewahren sollen, ein lyrisches Mysterium als eine professorale Allegorie auslegen zu wollen.

Ob es freilich richtig war, dieses Werk auf die Bühne zu bringen, ehe das Buch zugänglich war, kann füglich bezweifelt werden. Neun lange Szenen hindurch — in drei Akten je eine in jedem Stockwerk — unterschiedlichen Versen folgen zu müssen, ohne durch Lektüre vorbereitet zu sein, stellt hohe Anforderungen an die Ausdauer und Aufnahmefähigkeit des Parletts. Viel ging so von der Schönheit der Diktion verloren, die allein das Werk vor raschem Untergang bewahren wird. Eine Probe:

„So auch, so einst, ist in solcher Nacht  
der Stern des Heilands erloschen.  
Die Krippe des Herrn ward zu Markte gebracht,  
das Stroh, drauf er ruhte, gedroschen.  
Die Windel, darin er gebunden lag,  
ward Lappen und Lumpen den andern Tag.  
Des Kinds vergewaltigter Todessehrei  
verstöhnte in einer Wehgerei:  
Das Eslein ward Esel, das Dechselein ein Stier . . .  
O Gnade! O Wunden! O Mensch! O Tier!“

Die münchener Kammerspiele haben mit der Uraufführung von Schmid-Noerr's ‚Ecce homo‘ sehr verdienstvoll gehandelt. Ihr Direktor Hermann Einsheimer verhalf durch hingebende, von bestem Verständnis geleitete Inszenierung dem Werk zu einem entschiedenen Erfolg. Hoffentlich hat er selbst damit endgültig aus dem tastenden Versuchsstadium seiner bisherigen Regietätigkeit herausgefunden. Zu wünschen wäre aber dem Theater noch die Möglichkeit, die vortrefflichen Leistungen der jungen Annemarie Seidel (Imago), der Unda (Sethuba Triebchen) und des Herrn Karma (Registrator Pflichtsauer) durch gleichwertige Besetzung wenigstens der größern Rollen sinnvoll zu ergänzen. Herr Gumbel-Seiling, der den Professor Kopf spielte, ist ein ungewöhnlich guter Rezitator. Er bewährte sich als Versesprecher auch hier. Aber die schauspielerische Durchdringung einer derartigen, ein starkes Dichterverk tragenden Rolle verlangt doch weit mehr.

## Meinem Vater von Julius Bab

Viel lernst' ich anders schau'n —  
Dein Höflich ward mir schön —  
So nutzt' ich Dein Geschenk:  
Die tiefe Kraft, zu sehn.

Und geh ich fern von Dir  
Und führt mein Weg weitab:  
Ich geh in Deinen Schuh'n,  
Gestützt auf Deinen Stab.

So lang mein Leib mich hält,  
Bin ich in Vaters Land,  
Und Alles, was uns trennt,  
Wird nur ein tiefes Band.

---

## Friede von Aristophanes

Unter diesem Titel läßt Lion Feuchtwanger „ein burleskes Spiel nach den ‚Acharnern‘ und der ‚Cirene‘ des Aristophanes bei Georg Müller erscheinen. Seine Bearbeitung bezweckt nicht, den vorhandenen Uebersetzungen des Aristophanes eine neue hinzuzufügen. Sie will vielmehr lediglich die ‚Acharner‘ und die ‚Cirene‘ aus dem Geist des Aristophanes zu einem wirksamen, lesbaren und sprechbaren Bühnenstück zusammenfügen, das ein deutsches Publikum von heute ohne philologische Vorbereitung und ohne kommentierende Randglossen verstehen und genießen kann. Zu diesem Behuf sind viele Stellen, die ohne Kommentar unverständlich sind, entweder gestrichen oder verdeutlicht, paraphrasiert. Gewaltsam aktualisiert ist nichts; doch sind zuweilen antike Begriffe durch moderne ersetzt. Da ein nichtphilologisches Auditorium mit den Zitaten aus dem Euripides, auf deren parodistischem Gebrauch eine der stärksten Wirkungen des Aristophanes beruht, nichts anzufangen weiß, so hat der Bearbeiter kurzerhand an ihrer Statt Zitate aus deutschen Klassikern über das Spiel verstreut, die unserm Publikum geläufig sind. Als stilsparend dürften diese Anachronismen nicht empfunden werden, da ja die bewußte Aufhebung der Illusion eines der wichtigsten Kunstmittel des Aristophanes ist. Eine Probe mag Feuchtwangers Methode veranschaulichen.

Seit Jahren müht der peloponnesische Krieg im Land. Die Verhandlungen der Diplomaten und des Parlaments vermögen nicht ihn zu beenden. Da schließt der attische Bauer Dikaiopolis (Wiedermann), der Repräsentant des gesunden Menschenverstandes, mit Hilfe eines Halbgottes Frieden auf eigene Faust: einen Sonderfrieden, für sich, sein Weib und seine Kinder. Die kriegswütigen Acharner überfallen ihn und wollen ihn erschlagen. Doch es gelingt ihm, durch eine fulminante Friedensrede das Volk für seine Ideen zu gewinnen. Die kriegsbeherische Minorität wendet sich an ihren Führer, den Feldherrn Lamachos. Aber auch der wird von dem Friedensfreund übertrumpft und weiß schließlich nur noch zu entwidern:

Ich bleibe bei meiner politischen Richtung.  
Ich predige Krieg! Krieg bis zur Vernichtung.  
So wars und so ist's und so ist's und so wars.  
Krieg ist meine Satzung: lex mihi Mars.

(Er dröhnt in sein Haus zurück)

Dikaiopolis: Ich aber verkünde Hellas den Frieden  
Männer von Sparta, Theben und Megara!

Für mich ist der Friede wieder da,  
Und freier Markt ist mir beschieden.

Zu mir kann kommen alle Welt,  
Einkaufen, verkaufen, wems gefällt.  
Vollbürger, Halbbürger, Sklaventrog,  
Willkommen alle: nur nicht Lamachos!

(Er geht in sein Haus)

Chor der Acharner und Bürger:

Wir gratulieren! Wir gratulieren!

Du wußtest ihn tüchtig abzuführen,  
Du wußtest ihn tüchtig unterzukriegen,  
Den Prahlhans mit klugem Wort zu besiegen.  
Wir gratulieren! Wir gratulieren!

Du wirst uns zur Freude, zum Frieden führen.

Bauern und Bürger (in Wechselrede):

Und habt ihrs gehört? Und habt ihrs vernommen?

Der Friede, der Friede ist angekommen.

Es raunt und es flüstert, es jauchzt und es tost:

Wir haben uns neu das Leben erlost.

In den Rauchfang den Schild und den Helm und den Speiß!

In die Ecke Zwiebel und Käse und Kommiß!

Die durch langlange verdüsterte Jahr',

Cirene, die uns entschunden war,

Sie ist auf dem Weg, sie kommt, sie ist nah.

Das Glück steht vorm Tore, der Frieden ist da.

Breit und hell und still und gemüthlich  
Lockt jetzt vergnüglich die Friedenszeit,  
Uns Feuer gelagert tun wir uns güthlich,  
Freunde sind da, und der Schmaus ist bereit,  
Der Wein ist geraten,  
Fett duftet der Braten,  
Das Feuer prasselt. Wie das behagt!  
Die Frau sitzt im Bade, ich packe die Magd.

So etwan hab ich mirs auch gedacht.

Die Saatzeit ist um, und das Wetter ist günstig,

Es regnet. Da kommt wohl ein Nachbar und spricht:

„Der Himmel gibts reichlich. Freund, meinst du nicht,

Wir wollen eins trinken?“ Zur Frau sag ich dann:

„Setz Kuchenmehl, aber vom feinsten, an

Und spar nicht die Feigen. Laß holen die Knechte.

Den Weinberg bestellen wär' heut nicht das Rechte,

Zu feucht ist's. Machen wir Feiertag

Und rüsten behaglich ein kleines Gelag!“

Schnepfen gibts und knusprige Krammetsvögel,



Ein Stückchen Hasenfleisch findet sich auch —  
 Die Katze hat wohl ein bißchen gestohlen.  
 Wir lassen ringsum die Nachbarn holen,  
 Die bringen was mit nach gutaltem Brauch.  
 Wir rösten Bohnen, wir braten Kapaune.  
 Wir räuchern, wir singen, uns steigt die Laune.  
 Die Götter sind gut, es gedeiht die Saat.  
 Wir trinken und freuen uns an Haus und Staat.

Wenn dann ihr Lied die Grille zirpt,  
 Geh ich meinen Weinberg beschauen.  
 Seh die Trauben, die weißen, die blauen,  
 Die aus Lemnos kommen zuerst,  
 Tragen am frühesten die Beeren weich,  
 Auch die Feigen schwellen zugleich.  
 Auf der Zunge laß ich sie mir zergehen,  
 Freu mich der köstlichen, reifen Frucht.  
 Geh dann den Göttern ein Danklied flehen,  
 Weil uns so üppig ihr Segen schwall.  
 Und zu Ende des fröhlichen Sommers  
 Trag ich den Bauch glatt, fett und voll.

Dikaiopolis (kommt wieder aus dem Haus und stellt eine Säule  
 mit einer Friedensinschrift auf):

Dies also soll mein Marktplatz sein.  
 Wer kommen will, den lad ich ein.

Freien Handel,  
 Freien Wandel,  
 Freies Feld,  
 Aller Welt  
 Verkünde ich.

Meinen Sonderfrieden hab ich für mich.  
 Für mich ist Einfuhr und Ausfuhr frei.  
 Megarer, Spartaner, Böotier, herbei!  
 Heraus mit euerm Vorrat, heraus!  
 Für mich ist Krieg und Hader aus.  
 Für mich hat Krieg und Hader ein End.  
 Ich hab Friedenswein und Friedenspatent.  
 Da kommt schon einer. Ein Böotier.

Ein Marktbauer aus Böotien

(Kommt mit seinem Knecht, beladen mit einer ungeheuern Fülle von  
 Vögeln, Lebensmitteln und sonstigen Landesprodukten)

Dikaiopolis:

Sei mir begrüßt, du Mann aus dem Land des Buttergebüdes!

Sei mir begrüßt! Was bringst Schönes du auf meinen Markt?

Marktbauer: Alles, was es in Theben Gutes gibt. Item Grün-  
 kohlr, Sauerampfer, Gemüse, item Birnenmatten, Bastwaren,  
 Döchte, item Rebhühner, Enten, Schnepfen, Krammetsvögel, item  
 Maulwürfe, Igel, Füchse, item Gänse, Hasen und Mäse.

Dikaiopolis: Laß dich umarmen, Himmelsbote du!

Mit Küffen schließ ich dir die Lippen zu,  
Du süßer Mann, du Bringer aller Freuden,  
Gebenedeiter Arzt der schlimmsten Leiden,  
Du Spender dionysisch-lectrer Mahle!  
Und Aale, sagst du, gibt es, fette Aale?

(Marktbauer nickt)

Laß sie mich grüßen, die ersehnten Freunde!

Marktbauer: Du sämtlicher Tritonen fettester!

Großvater aller Aale, steig herauf

Und grüße freundlich hier den werten Herrn!

(Langt einen ungeheuern Aal heraus und reicht ihn dem Dikaiopolis)

Dikaiopolis: „Guch, teure Aale, grüß ich wieder.“

„Spät kommt ihr, doch ihr kommt.“ Seid mir begrüßt!

Du Aal, der Aale trefflichster, willkommen!

Du Magentrost, du Gaumenhoffnung du! —

Ich freu mich schon, bis die Komödie aus ist.

Dann froh im Wirtshaus speisen wir dich auf, (auf die übrigen  
Mitspielerweisend)

Ich und wir alle. (Zum Publikum)

Ja, da schaußt du, Publikum.

Das Wasser läuft im Munde dir zusammen.

Nichts da! Wir spielen: uns gehört der Aal. (Ruft gegen sein Haus)

Heraus, ihr Kinder, kommt heraus!

Uns schwimmt der schönste Aal ins Haus.

(Kinder und Knechte kommen aus dem Haus)

Zum Blasbalg hin! Facht an die Kohlen!

Ihr sollt ihn feierlich ins Haus einholen.

In Mangoldsaucen soll er bestattet werden.

„Das ist das Los des Schönen auf der Erden.“

(Kinder und Knechte mit dem Aal und einem Teil der andern Waren  
des Bauern ab)

---

## Das Grab von Ferdinand Mayer

Da liegst du gebettet, dein Herz hat nun Ruh,  
Die Erde dein Rissen, ein Stein deckt dich zu.

Wie Raubreiß starren die Tränen herauf,  
Rein Hauch deines Mundes taut sie mehr auf.

Ich fühl in den Fingern das Eis deiner Brust.  
Wie tief du da drunten nun frieren mußt!

Dein Grab kämpft mit Nebeln so kalt wie der Tod,  
Es krümmt sich ins Herz mir ein Dornzweig der Not.

Ich knie hier betwirrt und klopf auf den Stein,  
Mach auf mir die Türe und laß mich hinein.

Da liegst du gebettet, dein Herz hat nun Ruh,  
Die Erde dein Rissen, ein Stein deckt dich zu!

# Ergebnisse von Alfred Grünwald

Geniale Laune? Nein. Geniales Müssen!

Dem Dichter offenbart sich das Vertraute und wird Geheimnis.

Ungeſchehenes geſchehen machen — das Werk des Dichters.

Armselige Geiſter unternehmen es gerne, den Dichtern Widerſprüche nachzuweiſen. Es ſind dies die Vielfältigkeiten einer höhern Einheit, die jene nicht begreifen.

Das Led eines Gedankens kann nicht mit Worten verſtopft werden.

Die Farbenpracht mancher Dichtung iſt nichts andres als ſchillernde Schlacke, aus tauben Gedanken entſtanden.

Dem Dichter iſt, als ſei ſein Werk ſeit Urbeginn vorausgebildet. Er entziffert Zeilen einer fernen Schrift.

Der ethiſch normal veranlagte Menſch begreift nicht, was in dem Unhold vorgeht, der ein armes Dienſtmädchen ſeiner mühselig erworbenen Erſparniſſe wegen erdroſſelt. Um nichts, aber auch um nicht das Geringſte begreiflicher iſt dem normalen Bürger der Vorgang in der Seele des Mannes, der ſich hinſetzt, ein Gedicht zu ſchreiben.

## Antworten

**Deutſcher Dramatiker.** Ich müßte mir ja mein Lehrgeld wiedergeben laſſen, wenn ich nicht, ohne eine fremde Stadt betreten zu haben, ganz genau müßte, wie dort Theater geſpielt wird. Deſhalb überräſcht mich auch garnicht, was Sie mir über den ‚Stil Martin‘ ſchreiben. „Sie bemerken zu dem Aufſatz, daß Sie ſelbſt nie in Frankfurt waren, ich aber lebe ſeit einigen Jahren hier. Die Worte von Hans Leuß wirken, als wären ſie die eines begeiſterungsfähigen, deſhalb ſympathiſchen, Provinzlers, der aber zu wenig innere Erfahrung hat, um zu beurteilen, was das Theater leiſten könnte und ſollte, und zu wenig äußere Erfahrung, um zu wiſſen, was es tatſächlich ſchon geleiſtet hat. Der Stil Martin iſt nichts andres als der Stil Reinhardt — doch ins Unendliche verwäſſert und des urſprünglichen Geiſtes, der den Stil geſchaffen hat, entbehrend. Was bei Reinhardt Folge dieſes Geiſtes iſt, iſt bei Martin Folge ſeines fleißigen Ueberlegens. Er ſchafft, das Werk, ſtatt es als Koloß zu packen, in Details zerlegend, nichts als Details. Er iſt psychologiſch und allzuvernünftig, ſelbſt dort, wo er ſich zu ſagen ſcheint: Hier machen wir Wahnsinn! So ahnt man immer, was er will, und ſieht, daß er Das will, was Reinhardt getan hat. Das gilt vor allem für ſeine Inſzenierungen von Shakespeares Luſtſpielen. Wo Reinhardt entzündend war, iſt er präzios; wo Reinhardt toll war, iſt er einiaermäßen temperamantvoll: wo bei Reinhardt Genie war, iſt er ein fleißiges, epigonenhaftes Talent. Er iſt einer jener, die immer wiſſen, was an der Tagesordnung iſt, und immer zu ſagen ſcheinen: Oh, ich bin hochmodern! Ich nehme an, daß dieſe Andeutungen genügen, um anzudeuten, was ich ſagen wollte. Es ſchien mir richtig, nicht zu ſchweigen und Sie zu informieren. Ein ſolcher Aufſatz wie der von Leuß macht den kleinen Leuten der Kunst nur Mut und beſtärkt ſie nur in dem Bewußtſein, daß man ohne Genie auf ſehr bequeme Weiſe ſein kann und ohne beſondere Mühe- waltung einen Stil geſchaffen haben kann. Und um der Gerechtigkeit

willen schienen mir diese Feststellungen umso nötiger, als am hiesigen Theater ein Requisiteur wirkt, der über ebensoviel Originalität und Temperament verfügt, wie Martin sie zu haben vorgibt. Er heißt Hartung. Ich weiß nicht, ob er einen Stil Hartung schaffen wird; aber es scheint mir sicher, daß er den Stil jener Dichter, die ihm anvertraut sind, finden wird. Es ist wohl überflüssig, wenn ich bemerke: daß mir keiner jener, die ich in diesem Brief genannt habe, weder durch Freundschaft nahe steht, noch daß mich persönliche Feindschaft von ihnen trennt." Unbesorgt. Ich bin von Ihrer Sachlichkeit erstens überhaupt, zweitens nach Ihren reinen und schönen Dramen und drittens schon darum überzeugt, weil Sie mich ersuchen, weder öffentlich noch irgendwem privatim Ihren Namen zu nennen, damit nicht scheine, als ob Sie sich bei Reinhardt oder Hartung beliebt machen wollten. Was Sie übrigens meines Erachtens wirklich nicht zu befürchten hätten, da die Theaterdirektoren Sie nötiger gebrauchen als Sie die Theaterdirektoren.

**Rudolf R. in Garmisch.** Ihr plant einen Rilke-Abend, kennt aber nur die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke' und bittet mich, euch sonst noch „wirksame Nummern“ zu nennen. Da scheint mir eure Berechtigung, solchen Abend zu geben, nicht überwältigend. Aber weil ihr ja doch nicht abzubringen sein werdet: merket auf. Ob die Nummern wirksam sind, weiß ich nicht, da ich nicht weiß, auf welche Art Leute ihr wirken wollt. Aber daß sie schön sind, das nehm' ich auf meinen Dienst. Also ihr findet in den Neuen Gedichten: Abtag; Josuas Landtag (ein Gedicht, das erst wieder Karl Kraus im Gebet an die Sonne von Gibeon' erreicht und freilich überboten hat); Der Panther; Der König; Das Karussell; Orpheus, Eurydike, Hermes; Mefistis. In der Neuen Gedichte anderm Teil: Der Tod der Geliebten; Samuels Erscheinung vor Saul; Schlangenbeschwörung; Bildnis; Don Juans Kindheit; Die Schwestern; Buddha in der Glorie. Im Buch der Bilder: Ritter; Zum Einschlafen zu sagen; Menschen bei Nacht; Herbsttag; Erinnerung; Die heiligen drei Könige. Dieses ist die Reihenfolge der Gedichte in den drei Bänden. Für euren Abend wird eine andre zweckmäßiger sein. Quantitativ genug ist's ohne Zweifel, über- und übergenu. Aber daß ich die Hauptsache nicht vergesse: wenn ihr schlechtere Sprecher habt, als der selige Rainz einer war, dann gebts lieber auf.

**Landsturmman Oskar G.** Das will ich meinen, daß ich nicht zögern werde, Ihren Offenen Brief an Herrn Theodor Lagger, Herausgeber der Zeitschrift Marshyas' zu drucken, da er selbst es schwerlich tun wird. „Die Aufgabe Ihrer Zeitschrift: die kleine Zahl gepflegter Intellekte, die Grundlage besitzen und die Begeisterung für Vollendungen des Heute, zu sammeln'. Da muß ich zunächst sagen, daß das, was Sie Grundlage nennen und die Begeisterung für die Vollendungen des Heute, oder besser: daß das, was Sie das Heute überhaupt nennen, für sehr Viele bereits das Gestern ist. Unklar fühlen wir, daß wir ohne ein Heute zwischen einem Gestern und einem Morgen stehen. Wir hängen in der Luft. Wir warten, wir warten. Wir haben keine Grundlage mehr. Und Begeisterung? Ach du lieber Gott. Sie aber haben ein Ziel, und, um dieses Ziel zu erreichen, lassen Sie — in zweihundertfünfunddreißig Exemplaren — jährlich sechs Hefte erscheinen, von denen fünfunddreißig, auf Kaiserlich Japan und auf Strathmore-Japan (was ist das?) angefertigt, fünfzehnhundert Mark und der schätzbare Rest von zweihundert nicht mehr als sechshundert Mark kosten. Was tut da einer wie ich, der sich zu den gepflegten Intellekten rechnet? Er möchte natürlich gern subscribieren. Aber seit drei Jahren stellt sich mein Eintommen auf monatlich 15,90 Mark brutto; und so wie mir wird es Hunderten gehen. Sollten Sie da vielleicht vergessen haben, daß die Pflege des Intellekts oft im Gegensatz zur Pflege der Reinheit des Oberhemds steht? Daß grade die Intellektuellen, wenigstens

solange sie jung sind, meist gar nichts und die Dummen sehr oft das Geld haben, sich die gepflegten Intellekte (der Andern) zu kaufen? Also kurz und gut und grob: Die Herausgabe solcher Zeitschrift in dieser Zeit ist und bleibt eine Annahmung. Dem Ungeist, der heut in der Heimat die Geister zwingt, entspricht es völlig, daß die Idee einer solchen Zeitschrift zu solchem Preis in solcher Zeit höchster geistiger Nothe entstehen konnte. Herrgott, einmal muß es gesagt werden: Jedes Zeitgefühl ist den Leuten zuhause abhanden gekommen. Die draußen und Die zuhause sind der Qualität nach von einander völlig getrennt. Man behauptet: der Krieg verroht. Das mag richtig sein. Wertwürdig ist aber, daß er Die nicht verroht, die ihn mit den Waffen auskämpfen, sondern Die, welche unmittelbar mit ihm gar nichts zu tun haben. Jeder, an dem jeder Zoll ein D. U. ist, blickt mit mitleidiger Dividenden Schnauze auf den „gemeinen Mann“ herab. Ich spreche aus Erfahrung, aus bösester Erfahrung bei Heimaturlauben und überhaupt. Auch hier marschirt natürlich Berlin an der Spitze; es liegt zu weit von jedem Schuß ab. Die zuhause Verdienenden haben nur ein Achselzucken für uns draußen Dienende. Weniger nicht. Und Ihre Zeitschrift ist abermals solch ein Achselzucken. Und das laß ich mir nicht gefallen, Herr Theodor Tagger. Es ist Ihnen ja auch nicht der leiseste Gedanke gekommen: Wer sind denn die Intellekte, die wir brauchen? Und wer soll denn und wird denn die Hefte kaufen? Wäre das der Fall: Sie hätten die Nullen der Preiszahlen weggestrichen. Es ist Ihnen überhaupt kein Gedanke gekommen. Denn daß der geistige Karren im Dreck steckt, ist doch kein Gedanke, sondern das beherrschende Weltgefühl aller Denkenden. Im nächsten Krieg — den Sie dann mitmachen, Herr Tagger; Sie haben dann wohl das dienstpflichtige Alter erreicht, und ich bin drüber weg und gebe einen „Apollo“ heraus — also im nächsten Krieg wird es hoffentlich anders; hoffentlich sogar besser. Aber in diesem Krieg lassen wir uns von der süßen Heimat nicht auch noch in solcher Weise demütigen. Die Welt ist nun mal verrückt; da sollten die Künstler und die es zu sein glauben den Verstand bewahren, oder den Schnabel halten. Statt dessen wirds immer toller. Sie stellen sich als Geistes-Wucherer den Kriegs-Wucherern an die Seite. Wie diese mit der Lebenskraft ihrer Nebenmenschen, so wirtschaften Sie und viele Andre mit noch kostbarern Dingen: mit dem Geist, der Kunst, dem Intellekt, mit der „Begeisterung für die Vollendung“ von irgendetwas — mit ganz unsachbaren Dingen, von denen wir fühlen, daß sie das Einzige sind, uns über die Noth dieser Zeit später einmal hinwegzuhelfen; an die wir uns klammern, weil wir denken, daß wir sie künftighin ausbauen oder wenigstens ihre schönen Reste verwerten können.“ Und so fahren Sie, Landsturm, wackerer — zu Häupten das schlagende Motto von Scheerbart: „Arm sein alleine macht auch noch nicht glücklich“ — munter und wohlthuend fort. Und ich drucke nur darum nicht jede Silbe, weil schließlich schon dieses fragmentarische Strafgericht solch einer aufgedunsenen Mißgeburt allzu viel Ehre erweist.

**Eine 3.** Wie Sie sich quälen müssen, Aermste! „Jetzt wirds mir zu bunt“, schreiben Sie ziemlich entrüstet. „Man wird aus Ihrem Verhältnis zu Reinhardt überhaupt nicht mehr flug. Am neunzehnten Juli stimmen Sie einen Lobgesang auf ihn an, und am sechsundzwanzigsten Juli eifern Sie gegen sein Deutsches Nationaltheater. Woran soll man sich da eigentlich halten?“ Immer an Das, was ich grade sage, und was immer zu Dem stimmt, was ich gestern gesagt habe. Ich ahne nicht, ob Sie Frau oder Fräulein sind, ob Sie ein Kind haben oder nicht. Aber vielleicht haben Sie schon einmal erlbt, wie eine Mutter ihr Kind zusammenschimpfte, wie ein Augenzeuge ihr recht gab, und wie sie sofort ihre Wut gegen diesen lehrte. Sie darf, er nicht. Seit sechszehn Jahren blick ich mit Liebe — die sich bekanntlich auch als Horn äußern kann — auf jeden von Reinhardts Schritten, unermüd-

lich auf jeden. Seit sechzehn Jahren nähere ich ihn mit der schmackhaften Milch des Lobes, mit der bekömmlichen des Verständnisses. Seit sechzehn Jahren äußere ich meine Befürchtungen für seine künstlerische Gesundheit, lange bevor er selber ein Unbehagen spürt; und immer bestätigt mich die Zeit. Ist's da wirklich so schwer, den neunzehnten und den sechsundzwanzigsten Juli zusammenzureimen? Hans Leuß erklärt, daß er die Berliner Theater beharrlich meide, kennt also Reinhardt's Leistungen gar nicht und lobt Karl Heinz Martin, den Epigonen, auf Kosten des Vorbilds Reinhardt: da stelle ich mich schützend vor diesen. Ein Deutsches Nationaltheater entsteht — nicht aus dem Bedürfnis der Elite des deutschen Volkes, sondern aus einer Grundstücks-Spekulation und dem rein räumlichen Ausbreitungstrieb eines ungewöhnlichen Regisseurs, ein Unternehmen, von dem ich nicht wittere, sondern nach den Erfahrungen der Vergangenheit und der Gegenwart weiß, wie sehr es das Deutsche Theater und die Kammerspiele beeinträchtigen wird: da stelle ich mich schützend vor diese. Aus solchen zwei Rundgobungen sollte nicht zu erhellen sein, daß sie ein und derselben Kunstgesinnung entspringen? Dann nennen Sie Ihren vollen Namen und Ihre Adresse, damit ich Ihnen den Abonnementsbetrag für das laufende Vierteljahr zurückschicken lasse. Für diese Summe können Sie volle zwei Monate lang an jedem Morgen und jedem Abend den Berliner Lokal-Anzeiger lesen.

**Nationalliberaler.** Den Nachruf auf Ernst Bassermann muß ich Ihnen zurückgeben, weil mir der Führer Ihrer Partei als Politiker zu wenig Freude gemacht hat. Mein Herz gehört entschlossenern Gestalten. Aber Ihnen zum Trost will ich ihn als Theaterbesucher würdigen. Er ist einer der eifrigsten gewesen. Da er in seiner Premiere zu sehen war, ging's ihm offenbar um die Sache. Meist wählte er die dritte Aufführung, welche die beste zu sein pflegt. Es fehlt die Erregung der ersten, die Ermüdung der zweiten und die schlechte Besetzung der vierten und aller folgenden Vorstellungen. Gewöhnlich also am dritten Abend erschien ziemlich lange vorm ersten Glockenzeichen dieser appetitlich gepflegte, elegante, ragende, frischwangige, weißhaarige ältere Herr, seit Kriegsbeginn in Majorsuniform, nahm am äußersten linken Ende der ersten Parkettreihe Platz, stapelte Zeitungen und Broschüren vor sich auf die Brüstung und begann zu lesen. Immer las er, die kleinste und die größte Pause hindurch. Wenn aber gespielt wurde, war er dafür ganz Auge und Ohr, war er wirklich, was er auf seinem Hauptgebiet leider nie war: Feuer und Flamme. Da spürte man die Familienzugehörigkeit zu August, Adolf und Albert Bassermann. Seine naive Freude am Gaukelspiel zeigte sich dankbar: er klatschte trotz einem Claqueur und verließ den Zuschauerraum oftmals erst, wenn der eiserne Vorhang gefallen war. Vielleicht haben diese ästhetischen Anlagen ihn gehindert, sich entschieden zu Rechts oder Links zu bekennen. Hamlet als M. d. R. Der angeborenen Farbe der Entschliekung ward des Gedankens Blässe angefränkt; und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck, durch manche Rücksicht aus der Bahn gelenkt, verloren so der Handlung Namen. Vielleicht war auch Hamlets letzter Seufzer der seine: „Ich kann von England nicht die Zeitung hören.“ Vielleicht ermahnt ein treuer Freund Horatio an dieser Leiche: „fürder nicht zu zaudern, sondern sogleich zur Tat zu schreiten, weil noch die Gemüter der Menschen wild sind, daß kein Unheil mehr aus Ränken und Verwirrung mög' entstehen.“ Und vielleicht lebt längst in eurer Partei ein Fortimbras, der euch zusammenruft und also spricht: „Was mich betrifft: mein Glück umfang ich trauernd. Ich habe alte Rechte an dies Reich!“

Nachdruck nur mit voller Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Deuburgstraße 25  
 Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhardt, Charlottenburg, Verlag der Schaubühne  
 Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne, Berlin  
 Lützow-Platz 14. Druck: Berens-Druckerei G. m. b. H., Dorsdam.

## Der Nebel von Germanicus

Als der Krieg begann, wird es in der Welt nur wenige Leute gegeben haben, die sich einig gewesen wären über Ursache, Ausmaß und Ziel der aufsteigenden Katastrophe. Das Eine war von vorn herein gewiß: daß Serbien und die Reinigung des Balkans nur ein Nebenmotiv sein konnten, nur das Sprungbrett, von dem aus die Kämpfer gegen einander ansetzten. Beide Parteien sprachen von Ueberfall und von Abwehr; der Imperialismus, der die Politik der letzten Jahre deutlich gekennzeichnet hatte, schien plötzlich vergessen worden zu sein. Einseitig, wechselseitig wurden wild herbordrechende Raubinstinkte festgestellt; niemand wagte zu gestehen, daß Das, was da in blutigen Entladungen vor sich ging, nur die logische Folge und das notwendige Ergebnis einer jahrzehntelang betriebenen Politik war. Moralische Nebel dampften auf, wurden propagandistisch vorgetrieben und durch Lügen und Greuelberichte geschwärzt. Nur langsam klärten sich Zusammenhänge: Frankreich und die Rebanché, England und die Gefahr der deutschen Flotte, Rußland und sein angeblicher Anspruch auf die Weltherrschaft. Dann ballte sich die belgische Frage, und über Nacht gab es das Problem Mitteleuropa. Später wurde behauptet, daß der Krieg über die unerbittliche Konkurrenz, ob Deutschland, ob England, entscheiden solle. Dann wieder hieß es, es ginge um die Freiheit der Nationen, besonders der kleinen, und um die Demokratisierung der Welt. Schließlich scheint wieder nackt und plump Elsaß-Lothringen der untilgbare Kriegsgrund zu sein. Wenigstens haben Beide: Balfour und Ribot zu Beginn des vierten Kriegsjahrs kaum eine andre Triebkraft nennen können. Alle Beteiligten schwören nach wie vor, sie kämpften um nichts als ihr Dasein, oder wären wenigstens verpflichtet, das Dasein ihrer Verbündeten zu schützen. Niemand wagt zu sagen, was er eigentlich und unbedingt will. Auch zeigt sich nur undeutlich, was die Entwicklung mit metaphysischer Selbstverständlichkeit für die Parteien erstrebt. Immer noch wird, wenn auch mit kleineren oder größeren Zugeständnissen, der status quo als Schlusergebnis für möglich gehalten, sodaß der Krieg also nur ein Bestätigungsakt für längst Entschiedenes gewesen sein würde. Noch lastet auf Allen und auf Allem Schicksalsdunkel. Einzig sicher ist, daß alle Beteiligten den Krieg gern liquidieren möchten, wenn sie nur einen Ausweg fänden, das politische Spiel, das ihnen im August 1914 entglitten ist, wieder in die Balance zu bringen. Doch vermag niemand zu sagen, warum der Krieg nicht ebenso gut noch jahrelang fortgesetzt werden könnte. Beide Parteien behaupten, bereits gesiegt zu haben, oder des Sieges

wenigstens ganz gewiß zu sein. Noch immer nebelt das weltpolitische Chaos.

\*

Zwei Leuchtkugeln sind gestiegen: der deutsche Reichskanzler hat die Annektionsverschwörung enthüllt, die Herr Poincaré mit dem inzwischen erledigten Zaren verabredet hatte, und die unerhörten Erfolge der Mittelmächte in Flandern und im Südosten haben den furchtbaren Beweis geliefert, daß die Entente ihr Kriegsziel nicht unabhängig und selbständig bestimmen kann, daß sie jedenfalls von Dem, was sie zu erstreben vorgibt, heute weiter entfernt ist als im August 1914. Trotz alledem behauptet selbst der Außenminister des russischen Zusammenbruchs, daß der Krieg bis zum endgültigen Triumph fortgesetzt werden müsse und fortgesetzt werden würde, und die französische Kammer träumt unter Balfours Segen noch immer von der Wiedereinverleibung der beiden Provinzen, die Deutschland vor sechsundvierzig Jahren wieder an sich genommen hat. Indessen, man soll sich nicht täuschen lassen. Die beiden Leuchtkugeln haben den Nebel doch einigermaßen durchhellert. Auf das linke Rheinufer haben die Franzosen schon halb verzichtet, und Herr Balfour fand noch vor Beginn der flandrischen Infanterieschlacht es notwendig, sich zum mindesten alle Pforten offen zu lassen und zuzugeben, daß das Ergebnis des Krieges von der militärischen Lage bedingt werden würde. Und da könne man nicht wissen. Es ist aber immerhin anzunehmen, daß er heute von Dem, worauf es, wie er selbst zugesteht, vor allem ankommt, schon ein wenig mehr weiß. Die Stützpunkte der die Schiffspest tragenden U-Boote und der nach London lüfternen Flugzeuge sind unangetastet geblieben. Wieder einmal ist der Nebel, von dem beschattet die Millionen-Heere gegeneinanderrennen, jäh zerrissen. Wer sehen will, der sieht, und Balfour scheint halb gestehen zu wollen, daß er zu sehen beginnt. Wenn er nicht gezwungen gewesen wäre, sich, wenigstens nach „persönlicher Ueberzeugung“, für Elsaß-Lothringen einzusetzen, müßte er eigentlich zugeben, daß die Zeit gekommen sei, Schluß zu machen. Denn alles, was er von der Notwendigkeit einer Demokratisierung Deutschlands sagt und davon, daß nur von Volk zu Volk paktiert werden könne, schaltet er gleich wieder aus, wenn er anerkennt, daß Deutschland „sein Heil selbst suchen müsse“, daß niemand so töricht sei, anzunehmen, es werde Deutschland von außen her eine England sympatischere und dem Weltfrieden nützlichere Verfassung auferlegt werden können. So sehr auch Herr Ribot den Unversöhnlichen markiert hat, und so wenig auch der englische Minister des Auswärtigen zugeben möchte, daß die Bilanz gezogen werden könnte, so wird, wer Ohren hat zu hören, doch kaum daran zweifeln, daß die ersten rettenden Losfeuer, die Deutschland im Dezember des vergangenen Jahres durch den Nebel hat dringen



lassen, endlich ein Echo zu finden beginnen. Zwar noch ein rauhes, drohendes, aber immerhin ein hoffnungsvolles, wegfindendes.

\*

Man muß bedenken, daß es leichter ist, nachzugeben und entgegenzukommen, aufzuklären und Ausgleiche zu finden, wenn man gegen 9400 Quadratkilometer eroberten Landes auf dem feindlichen Konto, 548700 auf dem eignen zu verbuchen hat. Wer so offensichtlich wie die Entente die schwächere Partie spielt, muß notwendig die Maske fester binden. Die zehn gefallenen Engländer, die auf einen einzigen Deutschen in der Schlacht von Flandern kommen, verpflichten die englische Politik zur größeren Geste. Darum ist Torheit und Mangel an politischer Psychologie, den englischen Bekenntnissen, auch der Rede Balfours, immer nur das kalt abweisende Wort von der „angeborenen britischen Heuchelei und Lüge“ entgegenzusetzen. Der Engländer, der morgen oder übermorgen den Frieden machen soll, muß notwendig, grade wenn und weil er die Kriegslage richtig beurteilt, ebenso große wie unklare Worte gebrauchen. Geschärfte Hörwerkzeuge werden ihn trotzdem halbwegs verstehen, und wir möchten beinahe meinen, daß Balfour wenigstens nicht ganz unverständlich und sicherlich nicht so unverständlich, wie die monomanen seiner deutschen Kritiker behaupten, gesprochen hat. Auch in der Politik gibt es nicht nur Schwarz und Weiß. Die Dilettanten aber, die, wie Graf Reventlow, für die Nuancen blind sind, müssen abseits gestellt werden. Deutschland bedarf keiner Wortretorten, die den weichenden Nebel sozusagen automatisch durch blauen Dunst ersetzen. Wir prophezeien nicht, aber wir sind fest davon überzeugt, daß jene beiden Leuchtraketen, die wir in der dritten Jahreswende des Krieges hochsteigen ließen, dazu die Mehrheitsentscheidung und die Wahlrechtsankündigung, scharfe Lichtkegel in die kriegerische Wirnis gestoßen haben, und daß ein Schimmer davon, vielleicht sogar ein wenig mehr, in das Bewußtsein auch der uns feindlichen Welt gedrungen ist.

\*

Zum Staatssekretär des Aeußern ist der Freiherr von Kühlmann, der 1914 als Legationsrat in London war, ernannt worden. Er weiß den brünstigen Haß der Alldeutschen auf sich versammelt. Zur Begrüßung haben sie gegen ihn den „deutschfeindlichen“ Telegraaf zitiert: „Wenn Herr von Kühlmann zu diesem allerwichtigsten Amt berufen wird, so bedeutet dies, daß der Kaiser in ihm den geeigneten Mann sieht, der die ersten Teile für die neue Brücke über den Abgrund zu legen in der Lage ist, den der Krieg zwischen Deutschland und Großbritannien gegraben hat.“ Solche Möglichkeit knickt gewisse Rotträumer. Wir Andern wagen zu hoffen, daß vielleicht in Balfour und Kühlmann die ersten Brückenbauer durch den Nebel an ihrem Platze stehen.

# Zeitschriften-Lese

## Das neue Deutschland

Die vortrefflichen Ausnahmen in der Presse sind fast hilflos wie das schönste Boot bei der Ebbe. Das Sachliche ist vom Persönlichen zerschmettert worden (kein besserer Beweis als die tausend leeren Ministerkombinationen während der Krise!); wie in der Frühzeit der Presse, zur Epoche der Pamphletliteratur, hält man persönliche Schmähungen für sachliche Gründe, verwechselt man Schimpf mit Schärfe. Eine öde Selbstgerechtigkeit, ein widerwärtiges Besserwisserium, das zu der Vorbildung der meisten Zeitungsschreiber in krassem Gegensatz steht, hat sich in der Tagespresse breit gemacht. Sie, die völlig verwilderte, in nationalem Sinne völlig undisciplinierte, erhebt ungeschämeht den Anspruch, die Krone der deutschen Kultur zu sein. Das hat eine Wichtigtuerei zur Folge, die besonders bei den Leitern einiger berliner Blätter geradezu groteske Formen angenommen hat. Ob trüb, ob Regen — gehetzt und wichtig getan wird allerwegen. Der Leiter einer alten berliner Zeitung, die früher einmal sehr angesehen war, sollte eigentlich etwas kleinlaut geworden sein, da seine politischen Prophezeiungen sich sämtlich im Laufe des Krieges als unzutreffend erwiesen haben. Tut nichts — in der letzten Krise hat er nicht nur Bethmann in maßloser, haßerfüllter Weise beschimpft (wobei er nicht einmal davor zurückschreckte, durch Zitate der Auslandspresse gegen ihn Stimmung zu machen), sondern er ist jetzt auch eifrig dabei, den andern deutschen und preussischen Staatsmännern Zensuren zu erteilen. Davor aber bewahre uns Gott, daß ein beliebiger Journalist es künftig in der Hand haben soll, welcher Minister abgeht, und welcher kommt. Jetzt erkennt vielleicht die konservative Presse, wohin ihr böser Sturz geführt hat: zu nichts andern, als daß jedes Blättchen von dem Gefühl der Gottähnlichkeit erfüllt ist, daß jeder Zeitungsschreiber sich erlaubt, dem Monarchen Vorschriften zu machen. Wenn die Presse etwa glaubt, daß dies wichtigtuereiche Bestreben, bei der Ministerernennung mitzuwirken, Sitte in parlamentarisch regierten Ländern ist, so täuscht sie sich gründlich.

## Sozialistische Monatshefte

Der ideellen Uebereinstimmung der Zentralmächte und ihrer Verbündeten mit der russischen Republik kann durch die jetzt tobenden Kämpfe im Osten nichts von ihrer Bedeutung genommen werden. Wie diese Kämpfe auch ausgehen mögen, die Tatsache bleibt davon unberührt, daß Rußland, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei zu einem allgemeinen Frieden ohne erzwungene Gebiets-erwerbungen und ohne politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen bereit sind. Die Hauptgegner eines solchen Verständigungs- und Versöhnungsfriedens der Völker sind England und Amerika, die vorläufig die zurzeit in Frankreich und Italien amtierenden Regierungen noch an sich gefesselt halten, obwohl das französische und das italienische Volk oder wenigstens große Teile dieser Völker immer offener zu dem Friedensprogramm der russischen Revolution hinneigen. Kein Wunder daher, daß Wilson und die britischen Minister sich ganz besondere Mühe haben, in das russische Friedensprogramm in gewalttätiger Weise einen amnektionistischen Sinn hineinzulegen. Uebrigens ist es ja auch leicht begreiflich, daß England von allen Ententemächten sich am schwersten zu einem amnektionislosen Frieden entschließen kann. Gegen Ende des dritten Kriegsjahrs hat England trotz vielen Vorschlägen nur gemüthlich alle diejenigen Gebiete in seinen Besitz gebracht, um deren Erwerb willen es in den Krieg zog. England hat Mesopotamien und die deutschen Kolonien erobert, Arabien unter seine Schutzherrschaft gebracht und den russischen Einfluß in Persien nahezu ausgeschaltet.

Das einseitliche asiatisch-afrikanische Reich vom Kap bis Kairo und von Kairo bis Calcutta ist heute nicht mehr ein verführerischer Traum der britischen Imperialisten, sondern eine Realität, die sich dem Frieden entgegenstellt, und an der bisher alle Friedensbemühungen gescheitert sind. Denn sowenig Deutschland auf seine Kolonien preisgeben kann, so wenig die Türkei Mesopotamien preisgeben kann, ebenso wenig können sich Frankreich und Italien zu einem annektionslosen Frieden entschließen, wenn England seine Eroberungen nicht herauszugeben braucht. Der Gedanke für England und nur für England geblutet zu haben, ist für beide Völker das größte Hindernis des Friedens.

März

Es ist in diesen Wochen viel Staub aufgewirbelt, und die Atmosphäre war manchmal nicht nur trüb, sondern auch verpestet. Aber schließlich muß auch ihnen eine reinigende Wirkung folgen. Denn die Auseinandersetzung wurde zur Loslösung von jenen großsprecherischen Stimmungsmachern, die in dem Krieg, wie lange er auch schon dauern mag, wie opfervoll noch werden, das Werkzeug eines Schreibtiisch-Imperialismus sehen. Man begreift die Wut, mit der sie diese Tage erlebt haben, und wenn sie logisch sein wollen, müssen sie ihre Leidenschaft jetzt auch gegen den neuen Mann werfen; denn sie spüren, wie sie, mit all ihrer großen Pressemacht, in die Isolierung zurücksinken, wie die Suggestion zerreißt, die sie über weite Teile des Volkes spannen konnten. Sie predigen heute schon: dies sei die Niederlage des deutschen Krieges. Das ist Demagogie. Es ist die Befreiung von dem Programm der 'Sechs Verbände', das kaum irgendwo so als schwere Last empfunden wurde als in den Schützengräben (wenn auch im Hauptausbruch jetzt harmlos genug erzählt wurde, daß man nicht unbedingt verlangt habe, daß all die Länderstriche dieser Denkschrift noch erobert werden müßten).

## Die Glocke

Für Michaelis war die bedingungslose Annahme der Friedensresolution eine unvermeidbare Tatsache, wie auch die gründliche Säuberung der hohen Ämter in Preußen wie im Reich eine zwingende Konsequenz der Gesamtsituation für ihn ist. Wir sagen damit nicht, daß der neue Reichszankler etwa die Friedensresolution nicht aus bester innerer Ueberzeugung zur Feinigung gemacht habe. Im Grunde stand ja schon Bethmann Hollweg auf ihrem Boden und trieb ihr gemäß seine Politik. Das Unglück war nur, daß sich noch keine Mehrheit im Parlament für sie fand, da die bürgerlichen Parteien für sie noch nicht reif waren. So war Bethmann gezwungen, wenn man mal die Sache ~~klar~~ ausdrücken will, die Friedenspolitik der Sozialdemokratie gegen eine annektionslisterner Parlamentsmehrheit zu treiben. Und als die Politik der Sozialdemokratie im Parlament siegte, da unterlag Bethmann als Reichszankler. Wenn man nach diesen Erfahrungen rückblickend die Frage stellt, ob es für Deutschland sonderlich besser gewesen wäre, wenn wir das parlamentarische System nach dem Muster der westlichen „Demokratien“ gehabt hätten, so wird man diese Frage glatt verneinen müssen. Ein parlamentarisches Ministerium hätten bei uns die Scharfmacher und Annektionspolitiker gebildet, die Westarp und Bassermann, und was das für die Ausdehnung des Krieges bedeutet hätte, braucht man nicht erst auseinanderzusetzen. Wenn bis jetzt England und vor allem Frankreich noch nicht an einen Frieden denken, so ist das zum großen Teile ihrem parlamentarischen System zu verdanken, das ebenfalls lediglich die Scharfmacher und Annektionspolitiker ans Ruder gebracht hat und die großen, nach Frieden verlangenden Volksmassen jedes Einflusses auf die Regierung beraubte. Freilich ist das parlamentarische System unserer westlichen „Demokratien“ alles andre als demokratisch, und seine gedankenlose Uebertragung auf deutsche Ver-

hältnisse wäre nicht etwa das, was der deutschen Demokratie frommt. Sobald sich der Reichstag und der demokratisierte preussische Landtag in stände zeigen, eine entschlossene Mehrheit zu bilden und sie auf ein Aktionsprogramm zu vereinigen, dann haben sie die Macht, die sie brauchen, dann wird sich kein Kanzler und kein Staatssekretär und kein preussischer Minister gegen ihren Willen im Amte halten können, und dann wird sich auch die parlamentarische Kontrolle der Verwaltung, die in erster Linie für Preußen nötig ist, wirksam und durchgreifend gestalten, und die der preussischen Verwaltung nicht passenden Reichsgesetze werden nicht mehr an der passiven Resistenz des beamteten preussischen Funktionärs scheitern.

## Die Hilfe

Wer in diesen Tagen die schriftlichen und mündlichen Äußerungen der Konservativen und Alldeutschen hört, wird zu der Meinung geführt, daß es in Deutschland eine tapfere Minderheit und eine kampfescheue, feige Mehrheit gebe. Sollte das wirklich so sein, so würde das Unglück dieses Zustandes uns niederdrücken müssen, wir hätten dann alle Ursache zur Scham und zur tiefsten Betrübnis, denn zu einem feigen Volke zu gehören, ist unerträglich. Aber macht doch die Augen auf, sehet, was vorgeht! Die Männer der Mehrheit haben ihre Söhne in denselben Schützengräben liegen wie die Männer der Minderheit, sie beklagen ebenso viele Kriegstote, liefern ebenso viele nachwachsende junge Deutschen ins Meer, tragen alle Kriegsmühsale der Heimat mit ihren Frauen wie jeder Volksgenosse, sind bereit, für die Verteidigung des Vaterlandes auch weiterhin ihr Leibes hinzugeben und lieber zu sterben, als die Volkszukunft freiwillig zu opfern. Einer Volksmenge, die sich so bewährt und bewiesen hat, macht man heute Vorwürfe der Feigheit, nur weil sie nicht im vierten Jahr für Eroberungen oder Annexionen kämpfen will, weil sie das Kaiserwort ernst nimmt: Uns treibt nicht Eroberungslust! Es mag jeder mit seinem Gewissen darüber reflexen, ob derartige Vorwürfe eine moralisch gute und vaterländische Handlung sind! Sie sind es nicht. Unser deutsches Volk ist in vaterländischen Dingen absolut zuverlässig und guten Willens, nur soll man es nicht über das Menschenmögliche hinaus vorwärtstreiben wollen.

## Deutsches Volkstum

Auf allerhöchsten Befehl!  
Festvorstellungen zur Feier des 25 jährigen Regierungsjubiläums Seiner Königl. Hoheit des Großherzogs von Hessen.

1. Sonntag, den 11. März. — Anfang 7 Uhr.

Könige.

Schauspiel in 3 Akten von Hans Müller.

2. Mittwoch, den 14. März. — Anfang 6 Uhr.

Alba.

Große Oper in 4 Akten von G. Verdi.

Wir haben natürlich gegen Verdi und die Aufführung seiner Werke nichts einzuwenden. Aber von einem deutschen Fürsten dürfte man ein stärker entwickeltes Nationalgefühl erwarten. Wenn Seine Königl. Hoheit zur Feier seines Regierungsjubiläums keine deutsche Oper wünscht, setzt inmitten des Weltkrieges, da uns alle Welt bekämpft, so können wir immerhin mit der Meinung nicht zurückhalten, daß seine intensive Beschäftigung mit Kunst ein Veranügen war, das Seine Königl. Hoheit dem Wesen der Kunst leider nicht näher brachte. Die Kunst ist in ihrem innersten Wesen national; die Kunstauffassung Seiner Königl. Hoheit leider international.

Es ist betrübend, wenn ein deutscher Fürst im dritten Kriegsjahre ein solch geringes Nationalgefühl bekundet, umsomehr dann, wenn keine Reizung und keine Verdienste um die Kunst nicht bestritten werden können, denn er bringt damit seinem Volke kein Heil.

### Der Diplomat

Des Freiherrn von Mackay Zeitbilderbuch: „Völkerführer und „Verführer“ (bei Rütten & Loening in Frankfurt am Main) bestätigt den Satz, daß politische Sachkenntnis gleichbedeutend sei mit Personalkenntnis — und bestätigt ihn nicht. Der Diplomat, der hier schreibt, will Verarbeitetes geben, und gibt lebensgeschichtlichen Rohstoff. Sehr dankenswerten, unzweifelhaft; es läßt sich, allerhand aus dem Buche lernen. Aber dies Lernen wird um so ertragreicher, je mehr der Leser die grundsätzliche Erörterung wegräumt: also gerade das, worauf es dem Verfasser ankam. Mackay, der Diplomat, nicht anders als Scheler, der Moralphilosoph, will den „Sinn“ des Krieges ergründen; nur, daß dem Diplomaten die Kenntnis der Personen und Einzelheiten den gedanklichen Horizont verstellt, statt ihn zu erweitern. Eine Weltanschauung mit publizistisch kurzem Gedärm eilt ohne Aufenthalt ihren vorweg feststehenden Ergebnissen zu. Der einleitende Aufsatz bekennet sich zum Glauben an die siegreiche Macht der Persönlichkeit, die, von demokratischen Theorien verdunkelt, aus dem Erlebnis dieses Krieges leuchtender wiedererstehen werde. Mag sein. Nur müßte man nicht das Gefühl haben, daß sich diese anspruchsvoll vorgetragene Weltanschauung beliebig durch jede andre ersetzen läßt: mit der gleichen Nützlichkeit. Damit ja kein Leser den Weg verfehle, wird gleich erläutert: auf der Verbandsseite gibt es bestenfalls Talente; auf der Bierbundsseite sind die Charaktere. „Ablicher Führer Volksdienst siegt über ehrgeiziger Machtstreber Völkerverführung, pflichtgebundene Volksgröße über gewissenlose Volksbedrückung, entartete Volksherrschaft. Irrungen und Wirrungen, Walten und Würfelfall dieses Sittentampfes in einzelnen Charakterbildern zu verdeutlichen, ist die Aufgabe dieses Buches.“ Wozu dann aber die philosophischen Untkosten?

Man wird von einem Kriegsschriftsteller nicht Voraussetzungslosigkeit verlangen. Aber auch von einem ganz auf Volkszugehörigkeit errichteten Standpunkt läßt sich fremdes Wesen erkennen: wenn dieser Standpunkt nur hoch genug ist. Bei Mackay wird das Gedankliche durch Voreingenommenheit, das Stoffliche durch einen falschen Schein der Vertiefung entwertet. Der personenkundige Diplomat will Geschichtsphilosoph, der polemisierende Kriegsschriftsteller will sachlicher Schilderer sein: das Ergebnis ist eine Reihe von deutlichen, aber perspektivisch falschen Bildern.

Jeder der Abgeschilderten wird eingeschätzt nach dem genauen Grade seiner zu vermutenden Deutschenfeindschaft.

Dem Tendenzschriftsteller wäre dies erlaubt: er müßte nur die Bilder, ohne ausdrückliches Urteil, so zeichnen, daß die gewollte Wirkung von ihnen ausginge. Ober: der Philosoph tritt herein und bringt eine Grundanschauung mit, die ihn und die Leser nötigt, die Einzel-

gestalten so und nicht anders zu sehen. Hier aber spricht weder ein Führer noch ein Verführer.

Das zeigt sich am empfindlichsten bei den Gesprächen allgemeineren, völkerpsychologischen Inhalts. Wieder kann man mit Scheler vergleichen. Manches stimmt ja im Urteil zusammen, beispielsweise die, wie es scheint, allgemein deutsche Meinung über die Engländer: Weit ist die Welt, doch das Gehirn ist eng. Als Sprecher des Deutschtums aber wird ein Mann namens Biered erfunden, der in Diensten der Entente zu stehen scheint: so unangenehm versteht er zu wirken.

Ethiker und Diplomat. Der eine versucht es, Ausblicke in die Politik zu geben; aber mitten durch seine politische Landschaft zieht sich die sittliche Barriere. Der andre ist bestrebt, der Politik einen ethischen Horizont zu geben. Aber mitten durch sein Ethos zieht sich die Landesgrenze.

---

## Ostjuden von Abraham Schwadron

### VI.

#### Wie die Westjuden die Ostjuden sehen

Recht gut hat sich die westeuropäische jüdische Offizialität, aus nicht ganz eigenem Verdienst, durch die milde Gabe der Emancipation installieren können; nun sieht sie auf die östlichen Juden tief herab, auf ihre mittelalterliche, hinterweltliche Frömmigkeit, auf ihren Talmud, den sie so eifrig studieren, auf ihre Schmutzigkeit undjowweiter. Der pilpulistische Talmud! Einmal wird es den gebildeten Juden mit ihm so ergehen, wie es ihnen mit der Bibel ergangen ist. Nur ein hinterweltlicher Jude hat vor zwanzig Jahren noch sie gelesen. Was war sie, zum Beispiel, gegen ein so „aufgeklärtes, selbstsicheres Buch des wahren Lebens“ wie Büchners „Kraft und Stoff“? Erst nachdem Nichtjuden die Bibelwissenschaft begründet und ausgebaut, nachdem neuzeitliche, nicht-jüdische Künstler, Gott- und Schönheitsfucher die göttliche Schönheit dieses Judenbuches entdeckt haben, heute erst laufen die Großstadtjuden zu künstlerischen Vorlesungen aus der Bibel. Nun beginnen Nichtjuden den Talmud zu durchforschen, dieses große Meer mit vieler, erstaunlich tiefer Weisheit und märchenhaft orientalischem Glanz des Geistes und der Phantasie, ein Meer, in das — meinetwegen: neben vielen formellen Haarspaltereien und veraltetem Krimskrams — der Niederschlag von fünfhundert Lebensjahren des Bibelvolkes bald nach Abschluß der Bibel versenkt ist, die Wirklichkeit und das Märchen seines Lebens. Wie schimpflich wird es für die jüdischen Intellektuellen sein, auch da bei etwas, das ihr Volk geschaffen, später Mit- und Nachläufer zu sein! Aber die Unfruchtbarkeit des Talmud-Studiums? Immer lese ich mit großer Genugtuung die Seminararbeiten und Dissertationen der modernsten Universtitäten, um mich vergnüglich zu überzeugen, daß neunundneunzig Prozent jener wissenschaftlichen Arbeiten zum mindest nicht fruchtbarer sind als die verzwickten talmudischen

Themen, mit denen der weltferne Bocher in der östlichen Abgeschiedenheit sich beschäftigt. Oder ist wirklich die Forschungsarbeit wertvoller, ob im lateinischen Fragmente des Vincentius Laticragosus das cum temporale oder das causale überwiegt, eines mittelalterlichen Scholastikers, den außer eben diesem jungen Forscher, der sich an ihm „seine ersten Sporen verdienen“ will, nur noch fünf Gelehrte in der ganzen Welt kennen — und, was wichtiger ist, schade, daß diese fünf ihn kennen! Der moderne mitteleuropäische Großbetrieb ist aber doch erst etwa dreißig bis vierzig Jahre alt; wie würde es nach Jahrhunderten aussehen, wenn die Entwicklung in dieser Linie fortschritte? Im Ostjudentum dagegen ist, wie sonst nirgends, das Lernen breitestes Volkssache seit Jahrhunderten. Freilich, Einen Wert hat jener Scholastiker doch: nämlich, daß durch die Verdienste um ihn sein Interpret bei gehöriger Nebenbemühung die Privatdozentur erlangen kann. Die frommen Talmud-Lerner können dergleichen nicht erwarten. Für die Welt jedoch, glaube ich, ist es wertvoller, daß dieses, in Westeuropa überall überflügste, allerrealste Volk der Juden noch eine Gruppe aufweist, die Nichtzukunftierendes mit Hingabe betreibt. Zehntausende verdämmern bei ihrem Buche oder ihrem Rabbi in unglaublicher Dürftigkeit und Genügsamkeit ihr Leben, und wie sollten es die tabellosen Juden aus dem Tempel in der Hasanen-Straße fassen können: derwischhafte Weltfremdheit und Bedürfnislosigkeit bei Juden! Oder: welche unerhörte Inbrunst beim Beten, welche Ekstase bei den feiertäglichen Gesängen! Aber der jüdisch-liberale Spießher sieht nur das unaesthetische Gemackel und hört nur das Kunstlose an dem Gesang, der allerdings so weit rückständig ist gegen die Formvollendung von ‚Puppchen‘ und andern Operetten — auch einer jüdischen Musikkategorie — des Fean Gilbert zum Beispiel. Nicht, als ob jene Art unpraktischer Menschen als Vorbild für das ganze Volk wünschenswert wäre! Denn in dieser Welt der — wehe, wie! — Energischen, Positiven, Klarverständigen, der Härte und des Ellenbogens braucht vielleicht niemand zur Selbsterhaltung so sehr praktischen Sinn wie wir. Aber daß diese weltverachtende Art bei Juden noch möglich ist, ist als Gegengewicht eben gegen die in der Welt des „Lebens“ notwendige praktische Klugheit so tief erfreulich.

Der israelitische Bildungsphilister aber muß den Chaffid hassen, weil er ihm, der es so schön weit gebracht hat, jüdische Möglichkeiten spiegelt, die für das Kontor untauglich, für den Salon unvornehm, für den Tempel unrepräsentabel — kurz: ringsherum blamabel sind. Wie oft macht sich da die Leichtgläubigkeit des Hergelaufenen über die Schwere des Goldes lustig!

Und wenn gleich dieses Entsagen Lohn erhofft, den im Jen-seits, so ist doch zu bedenken, daß im allgemeinen weit mehr wahres Verdienst auf dieser Welt wäre, wenn den Menschen mehr als heute der Verdienst im Jen-seits genügte.

## Max Liebermann von Robert Breuer

Zu den Ausstellungsräumen der königlichen Akademie hat man typische Proben für das Lebenswerk Max Liebermanns, der vor siebenzig Jahren geboren worden ist, zusammengetragen. Man sieht einen Mann, und, was mehr ist, einen Menschen. Einen Menschen in der chaotischen Vielfältigkeit seines Suchens und Drängens, seines rastlosen Strebens, seiner opferfreudigen Hingebung, seines harten Wollens und seines unermesslichen Glückes, ein Schöpfer zu sein. Von dem Wirrwarr der Zeit erdrückt, von ihrer Ratlosigkeit und ihrem Mangel an Klarheit angewidert, empfängt man von diesem Wert eines Einzelnen einen Zustrom an Lebensgewißheit und Menschheitsvertrauen. Wahrlich, die Kunst ist kein müßiges Spiel, keine Verzärtelung und keine Ablenkung von dem Entscheidenden und Wesentlichen: sie ist unzerstörbare Kraft und letzter Sinn der Welt, ein Erlebnis, das zu Leben bezieht.

\*

Liebermanns Kunst ist geschichtlich fest verwurzelt. Sie hat ihre Ahnenreihe und weist in die Zukunft. Wenn man die Bilder, die in der Akademie hängen, abschreitet, so sieht man sofort, wie in Liebermann ganze Reihen von Kräften eingemündet sind, wie sie sich in ihm gemischt haben und durch wechselseitige Befruchtung in einem höhern und vorbestimmten Sein zusammengewachsen sind. Liebermann ist die Erfüllung der Reihe, die von Chodowiecki über Schadow zu Menzel führt. Er ist, wie dies sehr treffend Karl Scheffler gesagt hat, die Ausweitung dieser norddeutschen, ja recht eigentlich berlinisch eingegrenzten Reihe in das Europäische. Durch Holland und Frankreich hat er sich erlösen lassen; das war der erste und zugleich entscheidende Sieg seines sichern Instinkts. Solche Wandlung, Durchdringung, zunehmende Klärung und schließlich den vollkommenen Sieg in schneller Folge an sich vorbeiziehen zu lassen, ist das besondere und tiefe Vergnügen, das diese Jubiläumsausstellung uns bereitet. Ein von harten Kämpfen des Intellekts, aber auch von Leidenschaften bewegtes psychologisches Drama. Zahllose sind ähnliche Wege gegangen: Liebermann hat den Durchbruch zur Synthese vollbracht. Es sind da: Courbet, Millet, Manet und Degas, Rembrandt, Franz Hals und Israels; zuletzt ist aber keiner von diesen allen mehr gegenwärtig, sondern nur noch Liebermann. Ein ständiges Quellen und Wachsen, eine unermüdete Dialektik, eine hitzige Auseinandersetzung mit letzten Werten und schließlich doch oder vielmehr grade darum und nur so ermöglicht: eine neue Vollkommenheit. Es ist ganz falsch, Liebermann die Phantasie abzustreiten und ihn kalt zu nennen. Nur: seine Phantasie erschöpft sich in Bewegungen der Form, und sein Temperament bedarf nicht der Ansetzungen noch sonstwelcher äußerer Anregung. Es willt in dem rastlosen Streben, durch die Mittel des malenden Handwerks die Natur immer unmittelbarer zu erfassen und auf eine möglichst knappe, aber mit einem Neuzerßen an Wirkung geladene Hero-



gloppe zu bringen. Geschichtlich fest eingefügt und solcher Einfügung sich durchaus bewußt, wandte Liebermann sich nicht übermütig von der Natur ab, sondern versuchte, im Gegentheil, ihr mit unverletzter Naivität dauernd näher zu kommen, und ließ sich immer wieder von ihr das Kriterium für Das geben, was von der Kunst seiner Vorgänger vergessen werden mußte, um die spezifische Form Liebermann erstehen zu lassen. Welch ein Weg von den ‚Gänserupferinnen‘, schwarz und von unheimlicher, frühreifer Sicherheit der Atelier-Komposition; über die ‚Biergärten‘, diese Versinnlichung und Beflügelung Menzelschen Sammeleifers; über die von der blonden Luft der bürgerlichen Belgier umfangenen ‚Waisennädchen‘; über die ‚Altmännerhäuser‘ und die ‚Seilerbahn‘, diese überzeugenden Ergebnisse der glorreichen Methode, die Leinwand zu kanalisieren und Tiefe und Raum in sie hineinzu stoßen; über die ‚Babageienallee‘, diese Symphonie der Sonnenslecke; über die ‚Badenden Knaben‘; über die elastisch sich<sup>•</sup>schneidenden Silhouetten der Reiter am Strande, die von Leben explodierenden Amsterdamer Gassen und Kanäle, die Condottieri-Bildnisse von Männern weltstädtischer Gegenwart — Welch ein Weg bis zu den in Farben aufglühenden, mit souveräner Absichtslosigkeit wie im schweifenden Genuß hingestrichenen Sommerbildern aus dem Garten in Wannsee! Grade wer mit fröhlichem Glauben zur Jugend steht, auch zu der heutigen, nicht immer leicht erträglichen, aber eben doch zur Jugend: der muß bekennen, daß eigentlich der jüngste unter allen Strebenden noch immer Max Liebermann ist.

\*

Eins lehrt diese Liebermann-Ausstellung mit stärkster Eindringlichkeit: wie schnell der aufgebrauchte Widerstand der Philister gegen die Revolution des Sehens überwunden und lächerlich wird. Es hängen hier viele Bilder, die, als sie zum ersten Mal gezeigt wurden, laute Entrüstung hervorgerufen haben. Der ‚Knabe Christus im Tempel‘ lief die münchener Kritiker gegen den jungen Liebermann Sturm laufen und beschäftigte sogar die Bayerische Kammer; für die ‚Schusterwerkstatt‘ sollte Liebermann eine Medaille bekommen, bekam sie aber nicht, weil Karikaturen keine Prämie verdienen. Heute, nachdem nur wenige Jahrzehnte darüber hingegangen sind, kann man solchen erregten Widerstand der ewig Blinden nicht mehr verstehen. Man entdeckt nicht den geringsten Anlaß, warum jene Schwächlinge sich so zu entrüsten vermochten. Inzwischen haben Hunderttausende gelernt, mit Liebermanns Augen zu sehen. Unmerklich, automatisch ist ein ganzes Geschlecht zu Liebermann und der Art, wie er die Welt empfindet, emporgewachsen. Das konnte nur geschehen, weil Liebermanns Naturanschauung nicht willkürlich, nicht exzentrisch und nicht virtuos war, sondern wesentlich zur geistigen Substanz unsrer Zeit gehört. Damit ist zugleich gesagt, daß die Kunst Liebermanns von Dauer sein muß. Seine Bilder sind Dokumente von der Seele des Europäers aus der Jahrhundertwende. Die Kraft, mit der diese Dokumente geprägt worden sind, scheidet sie von den tausendfältigen Versuchen der Witzläufer.

Das ewige Leben eines Bildes wird nämlich weder durch seinen Inhalt noch durch die sogenannte Schönheit bestimmt, sondern allein durch das Quantum an geistiger Potenz, sinnlicher Erregung und rhythmischer Muskelproduktivität, das im Entstehen und Werden des Bildes sich entwirrt. Alle starken Bilder Liebermanns sind das Ergebnis ungewöhnlicher Erlebnisse; in solch einem Augenblick, da Liebermann die Impression heranrollender Wellen oder übersonnter Dünen, spielender Kinder oder sich bewegender Reiter empfing, drängte sich die ganze Bunttheit des Daseins in eben diesen einen Eindruck zusammen. Das aber ist das Mytherium des Künstlers, das uns, wenn wir ihm begegnen, eine der seltenen Aufklärungen gibt: warum es sich überhaupt zu leben verlohnt.

---

## Theater und Reifrock von Eugen Kilian

Der Reifrock ist eine ziemlich junge Errungenschaft im Kostümfundus des deutschen Theaters. Erst im Lauf der letzten Jahrzehnte hat er sich mit einiger Beharrlichkeit darin eingenistet. Im vorigen Jahrhundert hat man ihn zur Charakterisierung vergangener Zeitepochen wohl nur ausnahmsweise auf dem Theater verwendet.

Heute erfreut sich der Reifrock ganz besonderer Beliebtheit, nicht etwa bloß für ältere Lustspiele, die man mit Recht in die Gewandung ihrer Entstehungszeit zu kleiden liebt, und denen man durch die Krinoline des neunzehnten Jahrhunderts einen besonders charakteristischen Farbenton zu geben sucht: nein, auch im achtzehnten, siebzehnten und in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erscheint der Reifrock in den vielen verschiedenen Phasen seiner äußern Gestaltung als das unvermeidliche Attribut geschichtlicher weiblicher Theatergestalten.

Die Beliebtheit dieses entseßlichen und formenmörderischen Kleidungsstücks erklärt sich zum Teil wohl aus dem Streben nach Echtheit und historischer Treue, das als übler Rest einer verkehrten Meinngerei noch heute in vielen theaterbesessenen Köpfen spukt. Weit mehr aber verdankt es seine Daseinsfreude auf der deutschen Bühne der einflußreichen Mitwirkung der bildenden Kunst, die im letzten Jahrzehnt, besonders seit den Tagen des Münchner Künstlertheaters, immer größere Kreise gezogen hat. Der Maler hat zu allen Zeiten eine ganz besondere Vorliebe für die Kuriosität des Reifrocks gehabt. Seine weitleuchtende, strohende Farbenfläche, seine charakteristischen, üppig gebauschten Linien boten ihm interessante und wirkungsvolle koloristische und zeichnerische Probleme. Er vergaß aber, daß Bildwirkung in der Bühnenkunst nur für einzelne Augenblicke in Betracht kommt: daß das Wesen des Dramas die Bewegung ist. Im bloßen Bilde kann der Reifrock auch auf der Bühne schönste Wirkung üben. Aber er wird mehr oder minder zur Unmöglichkeit, sobald sich die Schauspielerin zu bewegen

beginnt. Er wird zum lächerlichen Widerspruch, ja zur Karikatur, wenn die Darstellerin in der Umpanzerung ihres Unterleibs wirkliche Gefühle oder gar Leidenschaften auszudrücken hat. Die kleinliche Lächerlichkeit der Mode, die schillernde Bewegung dieser wandernden Tonne setzt ihn in einen unveröhnlichen Widerspruch zu der Welt der Gefühle und Leidenschaften. Die Darstellerin selbst fühlt sich in der Ausübung ihrer Kunst, in dem Gebrauch ihrer schauspielerischen Mittel unablässig beengt und behindert. Mehr als die Hälfte ihres Körpers, des edlen Werkzeugs ihrer Kunst, ist in einen starren Käfig eingezwängt. Dies Werkzeug ist verstümmelt, nur zur einen Hälfte brauchbar. Die wundervolle Rhythmik des weiblichen Körpers, in ihrer Ganzheit unentbehrlich für jede schauspielerische Betätigung, ist grausam zerstört. Lady Milford wird zur Frage, wenn sie, in einem Reifrock steckend, ihren Entschluß bekundet, im Taglohn zu arbeiten, um sich von dem Schimpfe zu reinigen, „ihn“ beherrscht zu haben. „Mit majestätischen Schritten auf und nieder“, schreibt der junge Schiller sehr charakteristisch für eine Pause in ihrem großen Monologe vor. In der Glocke des Reifrocks kann man nur trippeln, allenfalls ein zierliches Menuett tanzen. Wer darin majestätisch auf und nieder schreiten möchte, hat kein Stilgefühl. Er macht sich lächerlich. Und lächerlich wird Königin Elisabeth, wenn sie in ihrer großen Liebeszene mit Leicester zum Schluß des zweiten Actes statt in fließendem Gewande, das eine gewisse Schönheit des Körpers ahnen läßt, in einer prächtig verkleideten Tonne steckt. Leicesters nur teilweise geheuchelte Huldigung („Ich habe Dich so reizend nie gesehen, geblendet steh ich da vor Deiner Schönheit“ — „Mich selbst hast Du umstrahlt, wie eine Lichterscheinung, als Du vorhin ins Zimmer tratest“), sein Fußfall vor ihr zum Actschluß: das alles wird mehr oder minder zur Farce, wenn Elisabeth in einer Gewandung dasteht, bei deren historisch treuer Gestaltung der Künstler nur an das imposante Bild der auf ihrem Sessel thronenden jungfräulichen Königin, nicht aber an die verschiedenen schauspielerischen Situationen dieses Actes gedacht hat. Ebenso unmöglich ist die rasende Leidenschaft einer Orsina, wenn sie durch die Gemächer ihres Prinzen rauscht, in der ernüchternden Einzwängung des Reifrocks. Er ist hier wie überall in der hohen Tragödie für jedes künstlerische Empfinden so gut wie ausgeschlossen.

Nur im Lustspiel mag er ausnahmsweise am Platze sein. Aber auch da mit Unterschied. Für kleinere Werke genrehaften Charakters, für Stücke, bei denen der kulturhistorische Hintergrund eine besondere Rolle spielt, für Wirkungen rein burlesker Art und überall da, wo ausgesprochen bildhafte Wirkungen erstrebt werden, kann der Reifrock in seinen verschiedenen Abarten auf der Bühne ergötzliche Dienste tun. Aber das sind Ausnahmen. Sie bestätigen im allgemeinen nur die Regel. Schon Lessings Minna sträubt sich mit aller Macht gegen den Reifrock. Wer sie hineinzwängt, hat

kein Empfinden für den wahren Geist dieser Dichtung. Die entzückende Anmut, die leichte Beweglichkeit, die körperliche und geistige Grazie des muntern sächsischen Mädchens wird in der steifen Glocke des Reifrocks eines guten Teils ihrer Wesenheit beraubt. Selbst Adelheid von Huneck sollte davor bewahrt bleiben — trotz dem zeitgeschichtlichen Hintergrund, den man heute mit Recht dem Lustspiel Freitags zu geben sucht.

Der Reifrock ist und bleibt in der Kostümggeschichte nicht mehr als eine Kuriosität der Mode. Er bedeutet grundsätzlich keinen Deut mehr als etwa die ellenlangen Schnabelschuhe, in denen die Meininger in Stücken aus dem fünfzehnten Jahrhundert zum Ergötzen einiger kostümkundiger Feinschmecker einherstelzten. Er bedeutet nicht mehr als die kunstwidrigen Plattenrüstungen, unter deren naturalistischem Gerassel man die süße Melodie Schillerischer Verse in der „Jungfrau von Orleans“ unbarmherzig zu ersticken liebt. Auch sie sind nur mit großer Vorsicht zu verwenden.

Wir haben es in der Theaterkunst ja so herrlich weit gebracht. Aber noch lange nicht so weit, daß man Hauptsache und Nebensache genau zu unterscheiden weiß. Noch lange nicht so weit, daß des längst verfaulten Klingemann vortreffliches Wort vom „dichtenden Theaterstecher“ den maßgebenden Führern unsrer Theaterschneiderei zu Fleisch und Blut geworden wäre. Ist das einmal der Fall, so wird auch dem Reifrock auf dem Theater sein verdientes Stündlein geschlagen haben. Man wird ihm keine Träne nachweinen.

---

## Der Schauspieler Carl Goetz von El Hor

Seine Darstellung hat den feinen aromatischen Reiz, der das Ordenszeichen der Nachtanbeter ist. Einen Geruch von Morphium, von welkenden Blumen im Kerzenlicht, von waltenden wunderlichen Büchern, etwas von der schauerlich behutjamen Atmosphäre im Wachsfigurenkabinett. Seine Stimme kommt aus der Ferne, seine Gestalt ist klein und zerbrechlich, die Gebärden erscheinen traumhaft leise. Das Gesicht ist sehr sonderlich, gespensterbläß mit weitgeöffneten schwarzgroßen Augen. Mit breitem Mund lächelt er immer so verbindlich und distinguiert, als wäre er in eine rätselhafte Doppelexistenz verstrickt. Er sieht aus wie ein Spielmann, der allnächtlich auf der Kirchhofsmauer hocht und geigt, um irgendeine freundliche Mission zu erfüllen, vielleicht um den Toten Freude zu machen.

Sein ganzes Wesen ist von Herzensflugheit und Geisteswärme durchnerbt. Er ist überfeinert und doch naiv. Mit einem eleganten Griff ins Chaos des Menschlichen, durch die Kraft der äußersten Fingerspitzen weiß er jede seiner Figuren und Bühnengebilde aufs Delikateste zu formen.

Er ist künstlerisch.

## Fahrt ins Fextal von Karl Kraus

Aus Worten in Versen II<sup>o</sup>, die — endlich, endlich! — im Verlauf der Schriften von Karl Kraus (zu Leipzig) erschienen sind, und von denen hier noch ausführlich die Rede sein wird.

Als deine Sonne meinen Schnee beschien,  
ein Sonntag wars im blauen Engadin.

Der Winter glühte und der Frost war heiß,  
unendlich sprühten Funken aus dem Eis.

Knirschend ergab sich alle Gegenwart,  
Nicht tanzte zur Musik der Schlittensfahrt.

Wir fuhren jenseits aller Jahreszeit  
irgendwohin in die Vergangenheit.

Was rauh begonnen war, verlief uns hold,  
ein Tag von Silber dankt dem Strahl von Gold.

Der Zauber führt in ein verjunkttes Reich.  
Wie bettet Kindertraum das Leben weich!

Voll alter Spiele ist das weiße Tal;  
die Berge sammeln wir wie Bergkristall.

Trennt heut die Elemente keine Klust?  
Ein Feuerfluß verbindet Erd' und Luft.

Wir leben anders. Wenns so weiter geht,  
ist dies hier schon der andere Planet!

Ins Helle schwebend schwindet aller Raum.  
So schwerlos gleitet nach dem Tod der Traum.

Nicht birgt die Zeit im Vorrat uns ein Weh.  
Bleicht sich das Haar, so gibt es guten Schnee.

Uns wärmt der Winter. Leben ist ein Tag,  
da Silbaplanas Wind selbst ruhen mag.

Nicht Ziel, nur Raft ist's, die das Glück sich gab,  
Hält einmal dieser Schlitten vor dem Grab.

---

## Zu diesem Krieg

Aus einem Feldpostbrief

Generalbeichte abends, unter Kanonengedröhn. Für morgen früh ist Sturmangriff angesagt. Ich will jetzt Knigges „Umgang mit Menschen“ lesen. (Gestern beim Vormarsch fand ich das Buch neben einer Pferdeleiche.)

## Lissabon von Alfred Friedmann

Der Festessen, der einförmigen Bergstraßen der portugiesischen Hauptstadt müde, hatte ich das Bedürfnis nach einem echten Naturgenuß. Gegenüber dem Hotel Central erhebt sich ein kleiner Pier, hinter diesem liegen die Dampfboote, die sowohl meertwärts, den breiten Tajo hinab, als hinüber nach der verschwimmenden Küste, nach Casilhas, führen. Um vierzig Reis (dreißig Pfennige) macht man eine Fahrt, die allein die Reise nach Lissabon wert ist. Ich machte sie an einem herrlichen Septembertag allein, und am folgenden Morgen, in Gesellschaft des deutschen Schriftstellers Michael Georg Conrad, des Sohnes von Adam Mickiewicz und des italienischen Delegierten Alexander Kraus, noch einmal. Diese Herren waren durch meine entzückte Schilderung dazu bewogen worden, den Frühstücks-Salon mit dem leinwandbedachten Deck des Dampfers zu vertauschen. Die gefürchtete Hitze ließ uns indessen nicht leiden. Eine kühle Brise kam vom Meere her, die Bewegung des Dampfers erzeugte ohnehin eine Luftströmung, und es breitete sich vor uns der herrlichste Aufbau einer weißen, fächerartig auseinander gerollten Stadt aus; ein unbeschreiblicher Hintergrund für tausende von Masten, Fischerbooten, Kriegsschiffen, französischen Panzerfregatten, Eisentolossen und zwischendurch steuernden Segeln. Wer Neapel kennt, kann sich einen Begriff von dem Anblick Lissabons, vom Tajo aus gesehen, machen. Hier fehlt freilich der schöne Abschluß des Bildes durch den rauchenden Vesuv; und noch vieles andre. Lissabon hat — räumlich — eine viel schönere Chiaja (Fahrstraße am Wasser entlang); aber während Neapel Palast an Palast gestellt hat und durch nichts den Eindruck der eleganten Promenade, die nach Virgils Grab und nach dem Bosilipp führt, verdirbt und schmälert, sehen wir hier Fabrikochlote und allerhand geschmacklose Zweckbauten in das weiße Häusermeer hinein- und hinauftragen. Die portugiesische Chiaja dient Kohlenwagen zum steten Tummelplatz, Abfuhrkanäle münden dort, und zur Zeit der Ebbe erhebt sich aus dem verpesteten Schlamm eine Luft, die im Hochsommer Fieber erzeugt.

Nun, außer den qualmenden Schloten, die Kirchen und Paläste perspektivisch mitten durchschneiden und unser Gesamtbild verunstalten, stört uns einstweilen nichts. Der Himmel ist blau, die Welle schäumt; eine göttliche Luft umfächelt unsre Häupter. Wir schwimmen in einem Bassin, worin, geschützt, die Flotte der Welt vor Anker liegen könnte; über dem Häusermeer glänzt die weiße Kuppel der Sternwarte, vom König Dom Luis ausgebaut. Der Kirchhof klettert vor uns die Anhöhen hinan, der schimmernde Palacio Ajuda zeigt uns eine von zwei Flügelbauten begrenzte Prachtfassade. Weiter hinauf an den Berglehnen sehen wir ein großes Rennfeld, mit roten Tribünen, links davon beginnt das Grundgut der Kirche Belem, an welcher Vorstadt gleichen Namens der

Dampfer vorüberrauscht. Eine weiße Einfassungsmauer dieses Kirchenguts zieht sich wie eine gewundene Schlange bis an den Berggipfel. Wieder einen Blick an das Ufer. Hier zeigt sich eine reizende Fassade, aus Marmor, mit Spitzböglein und Hintertürmchen. Man belehrt uns, dies sei eben nur eine Fassade, hinter der kein Haus steht, sondern die Fabrikstreiben, Kohlenruß und Gipsstaub verbirgt. Ein Symbol für so manche Zustände in Portugal, das sich uns an der schönen Kirche von Belem wiederholen sollte. Nun streifen wir ein eisernes Ungetüm, ein freistehendes Dock im Tajo, das dazu dient, große Kriegsschiffe auszubessern. Der König Dom Luis, der auf französischen und englischen Fahrzeugen lange Seereisen gemacht, liebte die Marine sehr, und wenn er ihr nicht die Bedeutung von einst zurückgab, so lag das nicht an seinem Willen, sondern an den finanziellen Verhältnissen des Landes. Am Ufer wieder ein langgestrecktes Gebäude von erstaunlichem Umfang — das *Asylo de la Mendicidade* (Bettlerasyl). Wir fahren an die Kirche von Belem heran — und ein Schrei des Erstaunens entfährt Aller Munde. Es ist ein Riesentwurf aus goldgelbem porösen Material, ein epischer Gesang in Stein. Ein Prachtportal mit einer Skulptur, deren Reichtum und Abwechslung sinnverwirrend. Ein eleganter großer Turm, achteckig, in eine reich gezierte Kuppel endigend; dann wieder ein langer Fassadenanbau, von vier gotischen Türmchen eingefriedigt. Alles umflutet, gebadet in einem Licht, das blendet, schmerzt und aus dem marmornen Weiß ein fließendes, flimmerndes Gold macht. Aber beschreibe ja niemand die Kathedrale von Belem! Belem heißt Bethlehem, und man kann sich bei diesem einzigen Wort vorstellen, wie der Portugiese die Sprache ausholt, und warum man das Portugiesische ein knochenloses Französisch, *français dessossé*, genannt hat. Wir halten hier; steigen aber nicht aus, sondern, den Blick, auf die Gefahr hin, blind zu werden, nach der flammenden Kathedrale gerichtet, gleiten wir noch ein paar Minuten weiter — die Station heißt: Torre de Belem.

Ich glaube, es gibt keinen schönern Ort in der Welt. Unfern ergießt sich der Tajo in das nun deutlich erkennbare Meer — sähe man nicht so spiegelglatt, man glaubte sich bereits auf dem atlantischen, so nahen Ozean. Vor uns ein Turm, aus demselben Material, in derselben Bauart wie die drüben leuchtende Kirche; ein Turm, der auf der äußersten Landspitze steht und das Ende der Welt bedeuten könnte oder eine der Säulen des Herkules: *Calpe* oder *Abila*! In Wahrheit besagt er erst den Anfang einer Welt; denn hier beginnt bald das Meer, und von diesem Turm stieg Vasco de Gama 1497 in sein Fahrzeug, um auf ihm und mit ihm den Seeweg nach Ostindien zu entdecken. Die Kirche wie der Turm stammen aus dieser Zeit, aus der Glanzzeit Portugals, aus Emanuels des Ersten Zeit, nach dem man den Stil aus maurischen, gotischen und

Renaissance-Motiven ‚Emanuelitische Gotik‘ benannt hat. Der Turm ist: ein zyklonisches Bijou. Man möchte ihn in ein riesiges Etui stecken, damit er in Wind und Wetter nicht weiter verwittert, und doch dient er als Bastion und hat Kanonen und Soldaten in Hülle und Fülle, aber nur wie zum Scherz. Kein Feind dringt in die Tajomündung. Klettert man die Wendeltreppen der Torre de Belem empor, so sieht man Säle mit Bildern geschmückt. Wunderfame Echo's hallen. Durch vielfarbige Scheiben erblickt man stets neue Meeres- und Küstenbilder: man schaut nach der Vorstadt hinein und sieht an einem Bergabhang mitten zwischen den Häusern Kakteen und hochblühende, wildwachsende Aloen, Palmen- und Orangegärten. Zu Füßen eine Küchengarten-Anlage; weit hinaus die wilde Sierra de Cintra.

Und was sehen wir noch zu Füßen des Turms? Weiße Zelte, sandige Ebene, Badekostüme in der Sonne ausgebreitet und badende, plätschernde, furchtsame, mutige, sich auf den Wellen wiegende Portugiesinnen und Lusitaner. Belem ist auch Seebad. Kinder, Männer, Weiber: alles schwimmt da durch einander, kühl sich die Füße in den leis anschlagenden Wogen oder hebt tropfende Arme aus dem blauen Meer in die Luft. Wer kann da widerstehen? Auch wir steigen hinab, erwerben Zelte, Maskerade, Tücher und nehmen Teil an der Lust. Ach, das war eine lauliche Flut, am Fuße der Torre de Belem, der wie eine Riesengestalt aus Araberzeit oder aus Ariosts ‚Orlando furioso‘ am Meeresek Wache hielt.

Nun hieß es aber in der Sonnenhitze von dreißig Grad durch ein Sandmeer, worin buchstäblich die Schuhe stecken bleiben, zu der Kirche hinübergehen. An einem großen viereckigen Brunnen vorüber, den wohl vierzig stämmige Portugiesinnen, halbnaakt, mit weißen Tüchern um den Kopf, umstanden. Sie wuschen Badewäsche, Kostüme und andre Sachen, die es anscheinend dringend notwendig hatten. Und jetzt standen wir vor dem Kirchenbau. Gegenüber der Kathedrale und ihren Anbauten erheben sich hunderte von Zelten und Buden — ein ganzer Fahrmarkt. Sehr schöne und kunstvolle Fayence-Sachen sowie Gold- und Silberfiligran-Arbeiten — wenn nur die Versendung nicht wäre! — werden hier zu Spottpreisen verkauft. Und nebenan Früchte: Datteln, Feigen, Melonen und Trauben; weiter hinten Fischbuden mit allen Erzeugnissen des Meeres; zuletzt ein großes Theater, wie es bei uns auf Messen zu sehen ist. Das ist die Kirchenumgebung. Dazwischen liegt die staubige Fahrstraße. Durch das Portal, das mit tausend Aposteln geschmückt ist, treten wir ein. Unsäglich still, unsäglich kühl, unsäglich schön. Man muß sich ganz ans Ende, an den roten Vorhang gegenüber dem Hochaltar stellen, um das perspektivische Bild dieses Raums in sich aufnehmen zu können. Dann steht man unter einem großen Spitzbogen; rechts und links wachsen nur drei herrliche, immer größere Säulen empor, deren jede aber



ein Bild der Grazie und derart aus dem porösen Stein heraus  
 zifeliert ist, daß jede Säule als ein weißer, herabhängender, um sich  
 selbst lustig gerollter Spitzenschleier erscheint. Oben verästeln sich  
 diese Säulen und verschlingen ihre Ausläufer in den Gewölben zu  
 magischen Linien. Die zauberische Dämmerung in dieser Mauren-  
 gotik wird hier und da durch Regenbogenreflexe aus den Glasfen-  
 stern unterbrochen, die ein wandernder Sonnenstrahl streift. Eine  
 „Stimmung“ ist in diesem Bau . . . ! Umso größer der Aerger,  
 wenn man in dieser Gotik die jonischen Säulchen des modernen  
 silbernen Hochaltars sieht. Oder, wenn man sich herumdreht, und  
 hinter sich, rechts und links von einer wunderherrlichen Rose aus  
 Glasmalerei, zwei moderne vergoldete Orgeln in schrecklich ver-  
 wahrlostem Zustand erblickt. Die Pfeifen zerstört, die Tasten —  
 ich wills vergessen. Tritt man aus dem Portal, so gelangt man  
 rechts zu einem gotischen Tor, das zwei Medaillons mit Köpfen in  
 Hochrelief zieren. Hier dreht man an einem eisernen Knopf, die  
 Türe geht auf, man schreitet Stufen hinan, tritt wieder ins Freie  
 — und sieht: das Schönste, was Lissabon birgt. Einen Kreuzgang  
 herrlichster Gotik, ein Biered, so gemeißelt, gehauen, verziert, Ar-  
 kaden über Arkaden, Bogen an Bogen, Säulen über Säulen, daß  
 man glaubt, der Stein singe einen hehren Kirchengesang. Oben  
 ausgeschnitten ein Stück blauen Himmels, unten ein Parterre von  
 Blumen, Lorbeer, rotblühenden Granaten und Oleander. Zwischen-  
 durch wieder Ausblicke auf Höfe, Landschaften und Höhen. Das  
 ist einfach zauberisch — das ist ein von der Kunst umfriedetes  
 Paradies! Und was ist dieses alte Kloster des Heiligen Hierony-  
 mus? Ein Wyl, ein Findel- und Waisenhaus für fünfhundert  
 Knaben und Mädchen, die sich denn auch wirklich soeben aus dem  
 Schulzimmer stürzen: schreiend, singend, spielend, unbewußt ihrer  
 Herkunft und Zukunft, glückliche Kinder. Wir sahen ihre reinlichen  
 Schlafstellen; über jedem Bett ist ein kreisrundes Loch in der Wand  
 — als Ventilation. Sie haben ein gotisches Eßzimmer wie kaum  
 ein König, ganz mit Fahenceplatten Azulejos bedeckt, auf denen  
 unter anderm Madame Potiphar und Herr Josef in sehr frag-  
 würdiger Stellung zu sehen.

Der Kreuzgang hat eine Verbindung mit dem Chor der Ka-  
 thedrale; eine Gemäldesammlung, portugiesische Könige darstellend,  
 stößt an ihn. Die äußere Fassade, die sich an die Kirche anschließt,  
 ist modern. Man wollte einen alten zerfallenden Teil des Klosters  
 reparieren, baute aber nur eine maurisch-gotische „Borderausicht“,  
 ohne was dahinter zu stellen. Diese Kirchenrestauration übernahm  
 ein — Theatermaler! Am achtzehnten Dezember 1878 stürzte die  
 ganze Fassade ein und begrub mehrere Arbeiter. So blieb denn  
 dieser Teil eine Ruine, außen voll Glanz, dahinter ein Gerippe —  
 wieder ein Symbol für viele Zustände Portugals.

Wir stiegen zu Schiff, froh, einige unauslöschliche Erinnerun-  
 gen mitzunehmen.

## Nach drei Kriegswirtschaftsjahren von Vindez

3u den Gepflogenheiten, die die Publizistik aus den Friedensjahren in die Kriegszeit hinübergenommen hat, und die längst keinen Sinn mehr haben, gehört die Sitte oder Manier, an bestimmten Zeitpunkten Halt zu machen und einen Rückblick auf den vergangenen Abschnitt zu werfen. Auch auf dem Gebiet der Volkswirtschaft, und grade auf diesem, waren solche rückwärts schauenden Betrachtungen sehr beliebt, und die Oberflächlichkeit der journalistischen Routine hat es mit sich gebracht, daß hierin im Kriege nach alter Methode fortgefahren wurde. Weder der Gedankeninhalt noch die „Aufmachung“ solcher Aufsätze hat sich der ungeheuern Wandlung der Umstände angepaßt, und man legt noch immer dieselben Maße wie in Friedenszeiten an die im Kriege hypertrophisch gewachsenen oder zwerghaft verkümmerten Glieder der Maschinerie, in deren Getriebe die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands arbeiten. Noch immer läßt man vor allem Zahlen aufmarschieren, die von der Größe, der Arbeitskraft, der Rentabilität und von den Ausfichten kapitalistischer Unternehmungen in Industrie, Handel und Verkehr Zeugnis ablegen sollen; und noch immer folgern die Kritiker für sich und ihre Leser aus dem Anwachsen der Zahlen die Blüte eines Unternehmens oder eines ganzen Gewerbes.

Schon in normalen Zeiten war es nicht unbedenklich, aus Statistiken und Tabellen die Wirklichkeit lehren zu wollen; und es wäre leicht, ein gutes Duzend von Fällen aufzuzählen, wo der Glanz hoher Ertragsziffern auch geübte Augen über die innere Schwäche hinwegtäuschte. Namentlich waren es Grundstücksunternehmungen und Hotelgesellschaften, die den günstigen Schein von je allzu lange bewahren konnten und deshalb umso tiefer stürzten. (Noch heut wird auf diesem Gebiet gesündigt, wie die „Auskünfte“ der Verwaltung in der letzten Generalversammlung der Hotelbetriebsgesellschaft beweisen.) War also schon in Friedenszeiten aus einem Ziffernkomplex nicht leicht und nicht schlecht hin der Bau und das Fundament eines Unternehmens konstruierbar, so ist diese Möglichkeit in Kriegszeiten überhaupt geschwunden, und zwar aus doppeltem Grunde: einmal deswegen, weil die Zahlen, und namentlich die Umsatz- und Ertragszahlen, aufgehört hatten, jene Wertbegriffe zu decken, die wir in Friedenszeiten durch Jahre des Aufschwungs mit ihnen zu verbinden uns gewöhnt haben; und zum zweiten deswegen, weil wir nicht wissen, wie weit bei dem in unbekannter Zukunft liegenden Friedensschluß der Prozeß der Verwässerung und Untwertung des Geldbegriffs, oder, anders ausgedrückt, wie stark der Aufbrauch unsrer Wirtschaftsgüter und Wertzeugnungsmöglichkeiten dann fortgeschritten sein wird.

Nur die Gewohnheit unnachdenklicher Köpfe kann sich und andern einbilden wollen, daß die Millionenumsätze mancher Industrien während des Krieges und die Milliardenumsätze der Banken Erscheinungen besonderer Blüte sind, und daß die Kriegskonjunktur eben eine gute Konjunktur und nichts weiter ist. Wer so rechnet, sieht nicht die Unbekannten in der großen Gleichung der gegenwärtigen Wirtschaft, und er steht die bekannten Größen in falschem Licht, das heißt: er stellt sie falsch ein. Gewiß, die Zahlen bedeuten noch immer Geld; aber wenn es jemals notwendig war, die Begriffe Geld und Gut nicht neben einander, sondern einander gegenüber zu stellen, so ist das in diesen Zeiten der Fall: Reichtum drückt sich heut deutlicher als je nicht in Geldzeichen, sondern

in Gütern aus. Das erfährt jedermann, wenn er den Tauschwert und die Tauschkraft des Geldes, sei es aus welchem Anlaß immer, erproben will. Kein Geld der Welt kann ihm Güter schaffen, die nicht da, oder die dem freien und unbeschränkten Verkehr entzogen sind. Es ist naiv, dem Publikum zu sagen, in den Ziffern der Aktienbilanzen zeige sich die Stärke unserer wirtschaftlichen Position; will man die suchen, muß man sie an ganz andern Stellen zu finden und aufzudecken verstehen. Neue Geldzeichen sind während des Krieges in schneller Folge Milliarden und aber Milliarden geschaffen worden; neue Güter nur langsam und unter schweren Mühen. Das Geld hat zugenommen, seine Produktion ist, solange die Staatsgewalt Ansehen hat, praktisch unbeschränkt. Die Schaffung wirtschaftlicher Werte aber hat ihre Grenzen, und der Krieg hat, wie jeder von uns täglich spürt, diese Grenzen zu manchmal unüberwindlichen Hemmungen werden lassen. Daß mit der Fortdauer des Krieges die Stärke dieser Hemmungen nicht nachläßt, sondern zunimmt, bedarf keiner Ausführung.

Unter solche Gesichtspunkte müßten Betrachtungen gebracht werden, die sich mit der Entwicklung der Kriegswirtschaft rückschauend befassen. Nur so kann man verstehen, was zur Zeit wirtschaftlich vorgeht — nicht nur bei uns, sondern fast auf der ganzen Erde. Eine Blendung und ein Gaukelspiel ist es, wenn man dies außer Acht läßt und die Zahlen, die sich als Exponenten der Kriegswirtschaft rechnerisch ergeben, einfach hinnimmt, wie man es von ganz andern Zeiten her gewohnt ist.

Es sollte sich von Rechts wegen auch garnicht darum handeln, hohe Blütezustände zu fingieren, während der große Krieg die Werte verschlingt. Es sollte sich für uns nur darum handeln, die Unversehrtheit des Unterbaus, der wirtschaftlichen Faktoren und des Organismus festzustellen, um darzutun, daß die normale Arbeit, wenn erst die Kräfte dafür wieder frei sind, jederzeit neu beginnen und Gutes wirken kann. Und in dieser Hinsicht dürfen wir getrost sein. In dieser Hinsicht stehen wir noch immer so, daß der Wiederaufbau und seine Möglichkeiten günstig beurteilt werden können. Denn die ungebrochene Volkskraft wird, sobald der Tag dafür da sein wird, die Wunder tun, die heut, da alles in Frage steht, noch nicht möglich sind.

---

## Antworten

**H. B. in Hamburg.** Ihr Brief soll trotz seiner Länge vollständig abgedruckt und ausführlich beantwortet werden, weil mir ähnlich törichte Vorwürfe ununterbrochen, aus jeder Himmelsrichtung, gemacht werden. Ich will künftig allen Beschwerdeführern sagen können, daß ich dann und dann endlich einmal in die Erörterung eingetreten, aber auch gleichzeitia wieder für immer herausgetreten bin. Wo: „Wenn man im Jahr ein paar Mal nach Berlin fährt und jedesmal dort einige zehn- bis fünfzehnmal ins Theater geht, bekommt man eigentlich den Eindruck, daß Sie, und viele Andre mit Ihnen, das Theater der Reichshauptstadt in grotesker und völlig unverständlicher Weise überschätzen. Mir scheint das ein weiteres Symptom für den freilich schon viel entdeckten Größenwahnsinn des Wasserkopfs Berlin. Ich denke etwa an die deutschen Großstädte, in denen ich ein oder einige Jahre verbrachte: an Stuttgart, Leipzig, Köln, Hannover, Dresden, Hamburg, und ich nehme die mir seit etwa zehn Jahren so lieb gewordene ‚Schaubühne‘ zur Hand — was sehe ich? Berlin und immer wieder nur Berliner Auführungen! Und wird mal ausnahmsweise ein Theater der Provinz

genannt, so geschieht das in einem Ton, der entgegenkommend und beleidigend zugleich ist. Sie werden einwerfen: es gibt nur Einen Reinhardt, und der ist nun mal in Berlin! Ich stimme bei und füge hinzu: Auch solche Kerls wie Wegener, Bassermann, Ballenberg gibt es nur in Berlin. Aber damit ist die Reihe der berliner Spezialitäten eigentlich schon erschöpft! Sehen Sie Hamburg, nehmen Sie Dresden; an den führenden Bühnen beider Städte gibt es eine große Reihe kräftiger und eigenwilliger Künstler, die mindestens eine so ausführliche Charakterisierung verdienen, wie Sie sie Ihren geliebten Berlinern zuteil werden lassen. Und zwar in der Oper und im Schauspiel. Um nur ein paar Namen zu nennen — in Hamburg: Hensel; in Dresden: Vogelstrom und Blaschke; dort die Gaston, die Drill, hier die Osten und die Forti (zwei solche 'Nummern' an einer Bühne — wo haben Sie das in Berlin?). Im hamburger Schauspiel: Nihil, Bozenhard, Otto (drei von vielen); im dresdner: Becker, Fischer, Lindner, Wiede (und genug andre). Mit den weiblichen Kräften im Schauspiel ist's genau so. Und jede von ihnen will (denken Sie nur) in Dresden oder Hamburg bleiben, keine will sich, ihres eigenen Wertes voll bewußt, für Berlin entdecken lassen. In keiner Stadt sah ich bessere Operetten-Aufführungen als in Hamburg — was ich an vier Juli-Abenden in Berlin auf der Operettenbühne erblickte, war unter der Provinz. Wie nun die Haltung Ihrer sonst famosen 'Schaubühne' zu ändern sei? Ich glaube nicht daran — denn die Berliner sind nun mal die klügsten Leute in Deutschland und wissen immer alles besser — aber vielleicht gehts so: Sie setzen in jede deutsche Großstadt über vierhunderttausend Einwohner einen begabten Jacobsohn-Schüler, der aber nicht Berliner ist und lassen in Zukunft die Provinz mehr, die Reichshauptstadt etwas weniger oft zu Worte kommen.“ Ich habe versprochen, Ihnen zu antworten, und halte mein Wort. Aber wenige Berliner werden verstehen, daß ich solche Briefe zu Ende lese. Gar darauf antworten, heißt beinahe: KlippSchülern Unterricht geben. Sei's drum, weil Hundstage sind und die fortgeschrittenern Klassen hoffentlich Sommerschlaf halten. Sie also, Herr Polytropos, der Sie viele Städte bewohnt und Theater besucht haben, genießen im Juli viermal die siebente Garnitur der berliner Operetten-Ensembles und ziehen Ihr Hamburg vor, wo Sie vermutlich Ihre Kenntnisse zwischen Oktober und Februar sammeln. Sie wissen nichts von Thielscher, nichts von der Massary, die doch wohl ein bißchen heller leuchten als alle hamburger Sterne und Unsterne miteinander. Mit Reinhardt, Wegener, Bassermann, Ballenberg ist für Sie die Reihe der berliner Spezialitäten erschöpft. Selbstverständlich; denn Künstler wie Abel, Adalbert, Berisch, Biensfeldt, Burg, Decarli, Durieux, Göb, Grüning, Güllstorff, Hartmann, Höflich, Kappler, Krauß, Lieban, Loos, Lossen, Pünkösdh, Schildkraut, Servaes, Richard Strauß, Thimig, Triesch, Waknann — ich könnte das Alphabet wieder anfangen und noch zwei Duzend 'Namen' herzählen —: dergleichen gibts an euern Theatern wie Sand an der Waterkant. Stolz galoppiert Herr Hensel vor den zwei 'Nummern' Gaston und Drill, und triumphierend schallt Ihre Frage: Wo haben Sie das in Berlin? Da lassen Sie sich verraten, daß zwischen Artôt, Bohnen, Dux, Fadlonker, Kemp, Knüpfel, Kraus, Löffler-Burdard, Leisner und Schwarz Frau Gaston einfach unmöglich war, daß Sie aber noch zwischen zwanzig — ich übertreibe nicht: zwanzig — andern Sängern und Sängerinnen unsrer Hofoper niemals vorteilhaft auffallen würde. Und das ist durchaus nicht der einzige Fall. Herr Grube, bei uns verhöhnt, leitet euer bestes Theater zur allgemeinen Zufriedenheit; und mittelmäßige Mitglieber unsrer Schiller-Theater werden bei euch Attraktionen. Wenn aber eure bodenständigen Attraktionen herkommen, sind sie von unserm Durchschnitt selten zu unterscheiden. Daß sie das vielfach gesehen haben; daß die Spuren sie schrecken; daß sie des eigenen reichshauptstädtischen Umwerts

sich voll bewußt sind: das ist der Grund, warum das alljährige hamp-  
burger Benefiz — mit dem Gemüse des Mittelstadt-Ruhms, mit den  
Freßkörben, die der Friede ja wiederbringen wird, mit den Wäsche-  
Ausstattungen und der Abendeinnahme — sie stärker lockt als die sichere  
"Aussicht, von meiner Wenigkeit madig gemacht und mehr oder minder  
sanft wieder über die Grenzen der Residenz zurück in kleinere Ortsver-  
bände gedrückt zu werden. Für das profunde Theaterverständnis, das  
Sie nötig, mich fürsorglich auf den rechten Weg zu geleiten, ist be-  
zeichnend, daß Sie die einzige Persönlichkeit Hamburgs, die, in gewissen  
Rollen, neben unsern bestehen könnte, nicht nennen, weil Sie sie offen-  
bar nicht zu würdigen wissen: Centa Bré. Wer ist da nun eigentlich  
grotesker und völlig unverständlicher Weise": der Berliner oder der  
Hamburger? Aber wirklich nicht, um Ihren siegesgewissen Hanfeaten-  
Patriotismus müheelos zu bespötteln, habe ich Ihren Brief aus der Manu-  
latur jedes Tages herausgerissen, sondern um zum endgültig letzten  
Mal einen Anspruch abzuwehren, den zu erheben eine unerträgliche  
Annahmung ist. Wer eine Zeitschrift abonniert oder eine einzelne  
Nummer kauft, erwirbt das Recht, sie halb gelesen in die Ecke zu werfen,  
sie zu zerreißeln oder als Fidibus oder zu landwirtschaftlichen Zwecken  
zu benutzen und niemals wieder einen Versuch mit ihr zu machen; aber  
er erwirbt nicht das Recht, von dem Herausgeber eine andre Leistung  
zu verlangen, als der ihm geflissentlich liefert. Sie behaupten, daß  
Ihnen die 'Schaubühne' seit etwa zehn Jahren „so lieb“ geworden sei.  
Ich staune. Vielleicht die Farbe des Umschlags? Die Qualität des Pa-  
piers? Die Type? Der Inzeratenteil? Denn den Inhalt haben Sie  
entweder nicht gelesen oder, was für mich auf dasselbe hinausläuft, nicht  
verstanden. Ach, Sie sind nur Einer von leider Vielen. Sie haben  
nicht bemerkt, daß in den Jahren 1909 bis 1911 die Hamburger Wagner,  
Bré, Doré, Kreidemann, Bozenhard, Phil und Montor genau so „aus-  
führlich charakterisiert“ worden sind wie viele meiner „geliebten Berliner“.  
Es ist Ihnen entgangen, daß seit dem Beginn Ihrer Leserschaft bis  
etwa zum Anfang des Krieges in jeder Stadt über vierhunderttausend  
Einwohner zwar nicht unbedingt ein begabter Jacobssohn-Schüler, aber  
ein leidlich verständiger, zuverlässiger, lesbarer Schriftsteller die Ver-  
pflichtung hatte, mir Theaterberichte zu senden. Sie haben darüber hin-  
weggeblättert, daß am fünfundzwanzigsten September 1913 programma-  
tisch eine Erweiterung der 'Schaubühne' angekündigt wurde. Es ist  
Ihnen niemals aufgefallen, daß der Untertitel: 'Wochenschrift für die  
gesamten Interessen des Theaters' eines Tages vom dem Umschlag ver-  
schwunden war. Sie sind auch nicht überrascht gewesen, als die  
'Schaubühne' plötzlich 'Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft' bei-  
oder unterbenannt wurde, nachdem sie das Recht darauf durch ihre  
Tätigkeit während des Krieges erworben hatte. Wäre dies alles in  
Ihr Bewußtsein gedrungen, so würden selbst Sie nicht die unfürnige  
Forderung stellen, daß eine Wochenschrift allgemeinen Inhalts Ihnen  
den gleichen Dienst wie ein Fachblatt tue. Schon der Raum dazu fehlt.  
Aber gesetzt, daß der zu beschaffen wäre: welch scheußlicher Zwitter er-  
wüchse, wenn ich die alte 'Schaubühne' vorne mit 'Politik', hinten mit  
'Wirtschaft' und in der Mitte mit den andern Branchen der 'Kunst'  
versähe! Entweder — oder. In diesem Dilemma entscheiden Sie für  
die alte 'Schaubühne'. Ich werde oft ein Theaterarrar geschimpft. Mir  
ist tröstlich, daß es weit ärgere Theaterarren gibt. Und schmeichelt ist  
mir, wie sehr die alte 'Schaubühne' verminkt wird. Aber Ihr und der  
andern Narren und Schmeichler Bech ist: mir ist Maedonien zu klein  
geworden. Es ist auf allen Gebieten so viel meinem Grimme reif, daß  
ichs nicht mehr aushalte, mit zwei Scheuklappen vor den Rampen-  
lichtern zu sitzen. Kurz: ich forme das Blatt, das mir vorschwebt, und  
nicht, das ihr haben wollt. Neben meinem Blatt die alte 'Schaubühne'

wieder erstehen zu lassen, bin ich garnicht abgeneigt. Ich sehe die Lücke, die ich verschuldet habe. Ich verkenne durchaus nicht das Bedürfnis nach einer Theaterwochenschrift; ich hab's nie verkannt, da ich's ja schließlich einmal gedeckt habe. Da Sie allzu vergeßlich sind, so schlagen Sie nach, was ich am achten Februar Emil Lind auf Anregung zu erwidern gehabt habe. Das ist heute noch meine Antwort, wie an sämliche Quengler und Drängler, so auch an Sie, Herr aus Hamburg. Bei euch war von jeher schredlich viel Geld. Der Krieg wird's eher vermehrt als vermindert haben. Leiten Sie davon lumpige zwanzigtausend Mark an die Spree, und Sie haben am ersten Oktober, was sich Ihr Herz so inbrünstig erlehnt.

**Fite S. in A.** Auch Sie, auch Sie haben Ihre Chocoladenwette mit mir gewonnen. Nicht einmal nach drei Kriegsjahren ist unsre Nordsee-Brüsel für mich wieder offen. Und da ich je länger, je mehr Surrogate verpöne, bin ich für gänzliche Kasteiung: ich gehe zu 'Goldfischen'. Es war der letzte Wunsch des seligen Blumenthal, sein 'Weißes Köhl' bei Reinhardt zu sehen. Er versprach sich von Menschendarstellern wie Höflich und Wajmann eine Blutzuführung, die uns seine Theaterfiguren wie Lebewesen würde erscheinen lassen. Aber die Dramaturgenchaft fand Sacha Guitry, Lenabel und Langdon Mitchell 'literarischer' als den Compagnon Gustav Kadelburgs. Den mit Schönthan gepaart in den Kammerspielen zu geben, ist erst Herr Sladet patriotisch und vorurteillos genug. Daß wir still hielten, dankt er Hermann Thimig. Ein zu netter Kerl. Befähigt, ein Knochengeriist von schüchternem Liebhaber mit blühendem, lachendem, knirschendem Fleisch zu umkleiden. So alle: und eine Schwarte von dreißig Jahren würde eine von heute. Der verewigte Altmeister hat schon gewußt, was ihm träumte. Im Kleinen Theater leistet ähnlliche Helferdienste der Regisseur. Max Kempner-Hochstaedt hat kein schlechtes Libretto geliefert. Daß ihm sein Lustspiel als heimisches Fabrikat nirgends, als dänisches überall abgenommen wurde, zeugt von der Macht des betont und eifervoll Deutschen Bühnenvereins über seine Mitglieder. Aber der Betrug konnte doch nur glücken, weil die 'Hausdame', die sich bei ihrem geschiedenen Mann verdingt, um ihn wieder einzufangen, tatsächlich mehr an Wied als an Laufs erinnert. Der fälschliche Erik Hoftrup spiegelt nicht: er hohlpiegelt. Wahrscheinlichkeit ist ihm schnuppe. Ein Akt ohne Zwischenvorhang beginnt beim ersten Frühstück und endet nachts. Wenn man von weitem den alten Effekt kommen sieht, daß Einer sich auf den Andern setzen wird, so gelingt im letzten Moment ein Dreh, daß man Das zum ersten Mal zu erblicken vermeint und aufreißt. Paul Bildt hatte stilgemäß inszeniert. Durch und durch. Wie er selber Grotesken spielt, spielten Alle. Die größte Unerwachenheit in der Verzerrung bewies ein Herr Karl Heinz Wolff, der vielleicht für ein Teil von Gullstorffs Erbschaft in Frage kommt. Und drittens: 'Fahrende Musikanten'. Die Verbreiterung Robert Schumanns. Zum wienerischen Dreimäderlhaus' das sächsische Gegenstück. Für dieses gilt, was ich über jenes im fünften 'Jahr der Bühne' geschrieben habe. Wieder, wo Hunderttausende statt im Konzertsaal im Theater unvergängliche Lieder zu hören kriegen, wimmern von einer Versündigung wider den heiligen Geist dieselben Schwärze, die Herrn Kalmar mit ihrer Zeitungsbegeisterung mästen. Aber vor die Wahl gestellt zwischen der 'Gardasfürstin', die an sich ein aesthetisch geschlossenes Exemplar ihrer Gattung ist, und diesen unbestimmten Leichenschändungen, bin ich hunnisch genug, keinen Augenblick zu schwanken, weil eine tote Unsterblichkeit nach dem greulichsten Attentat immer noch höhern Wert hat als ein unangefochten atmendes Lebewesen niedrigsten Ranges. Schlimm war nur das Attentat, das die Volksbühne auf das Attentat der Herren Doeber und Gaus verübte. Das mittanzusehen, ist doch wohl nicht mehr pure Kasteiung, sondern ein Flagellantismus, für den ich katholischeres Geblüt hätte mitgekriegt haben müssen, um ihn länger als die halbe Aufführung durchzubalten.

## Die Aera Kühlmann von Germanicus

Der neue Reichskanzler hat in den wenigen Wochen seiner Amtszeit durchaus bewiesen, daß er wirklich nicht willens ist, sich die Führung aus der Hand nehmen zu lassen. Er ist vorsichtig, sachlich, aber durchaus entschieden zu Werke gegangen. Er hat sich weder drängen lassen, noch hat er gezögert. Die Männer, die er um sich versammelt hat, damit sie mit ihm Deutschland aus dem Kriege zum Frieden führen, sind insgesamt arbeitsame und erfolgreiche Sachverständige, Leute ohne Illusionen und ohne hitzigen Ehrgeiz. Wohl hat die Wahl, die Michaelis getroffen hat, hier und da enttäuscht. Man vermißt ein klares Bekenntnis zu den parlamentarischen Bestrebungen, wie sie im Hauptausschuß, auch im Plenum und vor allem in der Presse zum Ausdruck gekommen sind. Die Berufung einiger Parlamentarier will man nicht als Erfüllung gelten lassen. Das ist sie auch nicht, das konnte aber auch gegenwärtig noch nicht geleistet werden. Wir sind sogar davon überzeugt, daß die Herren Spahn, Krause und Schiffer nicht vor allem darum, weil sie Parlamentarier sind, von Michaelis zur Regierung bestellt wurden, sondern vor allem, vielleicht sogar allein darum, weil sie sich in jahrzehntelanger Arbeit als tüchtig erwiesen haben. Das ist nämlich das Einzige, worauf es zur Zeit ankommen darf. Welchen Vorteil sollte es für das Reich haben, wenn in der Regierung nur um des Prinzipes willen das ganze Buffet der Parteien in je einem mehr oder weniger erträglichen Vertreter versammelt wäre. Wir finden darum gar keine Veranlassung, laut zu triumphieren, daß nun endlich Zentrum, Nationalliberalismus, Sozialdemokratie und vielleicht sogar der Freisinn in der Regierung sitzen. Wir sind nicht einmal verückt bis in den siebenten Himmel, weil durch eine zu erwartende *Lex Spahn* und Genossen tatsächlich und gesetzmäßig das Fundament zu dem kommenden — und zwar mit Sicherheit kommenden — Parlamentarismus, das heißt: der Identität von Regierung und Parlamentsmehrheit, gelegt werden wird. Das alles sind Selbstverständlichkeiten, die uns naturgemäß zuwachsen. Sie könnten nur in ihrer Entwicklung gestört werden, wenn die Doktrin die Zweckmäßigkeit überschattete. Das Wichtigste ist, daß die neue Regierung aus brauchbaren Männern besteht. Daß diese Brauchbaren immer weniger in der alten Feudalschicht und in der abgewirtschafteten Bureaukratie zu finden sind, daß sie mehr und mehr allein in den zur Herrschaft berufenen Klassen und also auch in den Volksvertretungen sich darbieten, ist eine sich automatisch ergebende Notwendigkeit. Man müßte nicht von dem bereits errungenen Siege der Demokratie überzeugt sein, um auch nur einen Augenblick zu zweifeln, daß schlicht und naturgemäß das Volk durch seine besten Vertreter die Regierung an sich nimmt. Darum kommts garnicht

Darauf an, daß dies besonders demonstrativ oder gar katastrophal vor sich gehe; es schadet garnichts, wenn der Schichtwechsel zunächst kaum bemerkt wird. Nur keine falsche Gefinnungstrumpferei. Wer regieren will, muß arbeiten und muß hierzu das Vermögen haben. Allein unter diesem Erkenntniszwang hat Michaelis seinen Stab zusammengestellt und so einen entscheidenden, aber zugleich determinierten Schritt mitten hinein in die Zukunft des neuen Deutschlands vollzogen. Niemand hat jetzt das Recht, Michaelis und seine Männer für sich und seine Partei-Interessen besonders in Anspruch zu nehmen, oder gar die neue Regierung für Sonderwünsche zu reklamieren. Die dahin strebenden Versuche, an denen es leider nicht mangelt, sind als frivol und dumm zurückzuweisen. Da sie stören, da besonders die alldeutschen Manöver, den Kanzler durch exegetische Kunststücke für mannigfache Annektionsprogramme mit Beschlag zu belegen, nur Unruhe schaffen können, so wird man diesen monomanen Schwabholden nach wie vor entgegen treten müssen. Wobei man nur hoffen möchte, daß die Zeit der Lächerlichkeiten, wie sie leider abermals durch verschiedene Professorenkundgebungen peinlich gekennzeichnet worden ist, endlich und für immer versinkt.

\*

Da Michaelis sich bisher nur wenig mit der äußern Politik beschäftigt haben dürfte, und da zur Entwirrung des Weltkriegs mehr als je zuvor auch in der deutschen Regierung ein Mann erfahren in Weltpolitik, Weltkenntnis und Weltpsychologie sitzen muß, so war es allerdings von entscheidender Wichtigkeit, wer das Amt des Staatssekretärs für das Aeußere zugeteilt bekommen würde. Die Wahl fiel auf Richard von Kühlmann, der zuletzt Botschafter in Konstantinopel und vorher bis zum Kriegsbeginn Botschaftsrat in London unter dem Fürsten Tichnowsky gewesen ist. Wir haben schon leztthin daran erinnert, daß der Alldeutschen Zorn gegen Kühlmann steht, einfach darum, weil einige Aussicht vorhanden ist, daß der neue deutsche Staatssekretär des Aeußern einen Weg durch den Kriegsnebel hinüber nach England finden dürfte, zum mindesten aber suchen wird. Den Gernegroßen, die mit der Formel „England oder Deutschland“ alle Rätel gelöst sehen, muß allerdings nichts unangenehmer sein als eine Vera Kühlmann. Darum wird sich nun freilich niemand bekümmern, und es ist allein unsre historische Leidenschaft, die uns veranlaßt, noch einmal darauf hinzuweisen, wie borniert Graf Reventlow und mit ihm die Bossische Zeitung Herrn Kühlmann als unmöglich abzuwehren versucht haben. Die Bossische Zeitung hat auch nach der Bestallung des neuen Staatssekretärs ihren Unmut nicht zu zügeln vermocht. Noch am sechsten August schrieb sie: „Aber auch er unterlag der Zwangsvorstellung, daß Deutschland nur im Schatten Englands seine Zukunft sichern könne, und kam damit, bewußt oder unbewußt, zu dem Schluß, daß das Reich eine unabhängige



weltpolitische Betätigung nicht anstreben könne und dürfe.“ Es ist von vornherein sicher, daß Herr von Kühlmann niemals derart Unsinniges gedacht und geplant hat. Es ist aber nicht weniger deutlich, daß ihm, dem erfahrenen Kenner der Welt und Englands, der Weltwirtschaft und des international arbeitenden Kapitals, immer klargewesen sein wird, wie zwecklos und zugleich aussichtslos ein auf Tod und Leben eingestellter Konkurrenzkampf zwischen Deutschland und England sein müsse. Kühlmann verfügt über den weltpolitischen Maßstab, und so weiß er, daß das britische Imperium und dessen Jahrhunderte alte Weltgeschichte von dem jungen, sich eben erst konsolidierenden und noch lange nicht fest gewordenen, aufsteigenden Deutschen Reich nicht von heute auf morgen aus den Angeln gehoben werden kann. Eine Erkenntnis, der man unter den Eindrücken der flandrischen Schlacht und des U-Boot-Krieges, ohne zu erröten, mit stolzem Selbstbewußtsein Worte geben kann. Es ist eine mehr als schäbige Ironie, wenn die Bossische Zeitung in jenem Aufsatz fortfährt, davon zu sprechen, daß Kühlmann bei der von ihm angestrebten Verständigung zwischen Deutschland und England uns die Rolle des „Junior-Partners“ habe anweisen wollen. Wunder und Zeichen pflegen auch in der Politik nicht zu geschehen, und so ist wirklich nicht zu begreifen, wie Deutschland es in seiner Auseinandersetzung mit England fertigbekommen sollte, über seinen Schatten hinwegzuspringen. Junior-Partner mag eine sehr schöne journalistische Pointe sein; innerhalb der weltpolitischen Entwicklung ist ein so ungefähr gearteter Zustand für Deutschland das Gegebene und, wenn richtig verstanden, nichts weniger als eine Demütigung. Es bedeutet schon immerhin etwas, wenn das junge Deutschland sich selbstbewußt neben England stellen kann, um mit diesem gemeinsam über die wichtigsten Aufteilungen des Erdballs und die beste Abwicklung des internationalen Geschäfts zu verfügen oder wenigstens zu verhandeln. Wenn England wirklich jemals die Absicht gehabt haben sollte, den jungen kontinentalen Konkurrenten schlechthin abzudrosseln, so wird es durch diesen Krieg sehr spürbar eines Bessern belehrt worden sein. Ein Volk, das zu leisten vermochte, was Deutschland in diesen drei Jahren an unermesslichen Kriegstaten, an Wirtschaftsorganisation, an Volksmoral und an nationalem Willen geleistet hat, wird künftighin und für alle Zeiten ein Faktor sein, mit dem sich sachlich auseinanderzusetzen und zu verständigen England schon durch seine politische Klugheit gezwungen ist. So ohne weiteres riskiert England solch einen Krieg nicht noch einmal. Darum ist die Basis für eine Politik des englisch-deutschen Zusammengehens durch den Krieg nicht zerstört, sondern im Gegenteil befestigt worden. Mit einem Deutschland, das Lloyd Georges „europäische Tore“ fest im Besitz hat, muß England verhandeln und wird es sich zu einigen nicht versäumen, wenn es nur erst hinlänglich erfahren hat, daß über Belgien und den Balkan nicht ohne

Deutschlands Zustimmung verfügt werden kann. Stimmungen und Botabeln sind, wenn es sich um Geschäfte handelt, einigermaßen bedeutungslos. Die Firma England dürfte begriffen haben, daß die Firma Deutschland sich nicht ohne weiteres niederzukurrieren läßt; es wird sich also wohl notgedrungen ein Associé-Vertrag nicht nur konstruieren, sondern auch verwirklichen lassen müssen. Wie das im Einzelnen zu geschehen hat, das zu erproben und festzulegen ist eine Aufgabe, von der man annehmen darf, daß grade Kühlmann die Lösung zu finden wissen wird. Dabei braucht man nun gewiß nicht an leidenschaftliche Freundschaft oder gar an deutsche Selbstbecheidung zu denken; man braucht nur nüchtern den Tatsachen ins Gesicht zu sehen. Beide, England und Deutschland, sind in dem und durch den Krieg gewachsen, beide haben sich als unüberwindlich erwiesen, beide haben einander ihre Machtmittel spüren lassen, beide ragen aus den überbluteten Trümmerfeldern Europas als unzerstörbare Felsen. Das ist das Ergebnis des Krieges, das bestimmt die Weltpolitik des nächsten Jahrzehnts

In einem ausgezeichneten Aufsatz, den die Neue Zürcher Zeitung sehr zur Beschämung der deutschen Presse über Richard von Kühlmann veröffentlicht, heißt es, daß er mit Recht „als ein überzeugter Freund deutsch-englischer Beziehungen zu Gunsten deutscher Weltwirtschaft angesprochen werden kann“. Wir meinen, daß dieser kurze Satz in Vollkommenheit das Programm umfaßt, das allein durch seine Erfüllung dem hinter uns liegenden Krieg (auch dem etwa noch kommenden, dem amerikanisierten) einen Sinn gibt. Gesunde deutsch-englische Beziehungen zu Gunsten deutscher Weltwirtschaft: wenn die Aera Kühlmann das zu erreichen vermag, so wird sie sich ein Denkmal für Generationen gesetzt haben. Sie wird dies aber nur vermögen, wenn sie dabei nach den Grundsätzen verfährt, die der neue deutsche Kanzler sich vorge setzt hat, und die er bisher mit allen Reden und Handlungen auch zu erfüllen bestrebt gewesen ist: nach den Grundsätzen der wohl unterrichteten Sachlichkeit und des klug eingestellten und in Selbstbewußtsein begrenzten Willens.

## Die Flamme von Gustav Sack

Aus dem Nachlaß

**U**ch ich weiß, woher ich stamme;  
 Schwälen trüb gleich einer Flamme,  
 die das Moor zum Schwälen brachte —  
 dieses Moor, das ich verachte,  
 Not und Plage heißt dies Moor —  
 flamm ich in die Nacht empor;  
 diese Nacht, die sturmburchwütet,  
 in der Graun und Efel brütet,  
 die mich giftig schweigend tötet,  
 eh der Tag sich mir gerötet.

# Ostjuden von Abraham Schwadron

## VII.

### Pfui, die Schmutzigen!

Ein kurzes Wort über die Schmutzigkeit der Ostjuden. Da billigt ihnen der Bestgesinnte die Entschuldigung des Glends zu, vergleicht sie aber nicht mit ihrem nachbarlichen Mutschil, sondern mit hocheuropäischen Menschen, mit ihren westeuropäischen Brüdern etwa. Vergißt, daß mit Ausnahme weniger Nationen überall Volk schmutzig ist. Wären diese Juden in Wahrheit irgendein Volk ferner Finsternis, so würde die Unsauberkeit sicherlich weniger wundernehmen. Da man sich aber mit ihnen in ihrer gleichsam deutschen Sprache leicht verständigen kann und fühlt, wieviel Traditionskultur, was für eine gedächtnisreiche Seele in diesem Massenjuden steckt, so empfindet man — mit Recht — seine Verwahrlosung, seinen Mangel an Zivilisation umso peinlicher. Andererseits verlacht man innerhalb ihrer „mittelalterlichen Zeremoniegejeze“ gleichzeitig auch ihre verschiedenartigen, alten, gradezu erstaunlichen Reinlichkeitsgejeze der Bibel und des Talmuds. Wer als orthodoxer Jude gelten will, muß sich beispielsweise vor und nach jedem Essen und nach verschiedenen Verrichtungen der Satzung gemäß die Hände waschen, und viele hungern manchmal auf Reisen stundenlang, bis ihnen das möglich ist. Freilich ist derlei oft infolge des religiös-patriarchalischen Gepräges verzerrt, und einer gießt sich, zum Beispiel, das Wasser über den zurückbleibenden Schmutz. Aber man kann unschwer einsehen, wo und wie der Hebel angefaßt werden müßte, um die zweifellos notwendigen Aenderungen herbeizuführen. Die medizinische Abteilung des kaiserlich deutschen Generalgouvernements Warschau hat sich jetzt mit einem in jüdischer Sprache abgefaßten Flugblatt, das viele Zitate aus der Bibel und der talmudischen Literatur enthält, an die jüdische Bevölkerung der okkupierten Provinzen um Beobachtung der hygienischen Vorsichtsmaßregeln gewandt, und dieses Flugblatt kann als Muster dienen, wie man in dieser Bevölkerung aus dem Geist ihrer religiösen Vorschriften und Zeremonien den Sinn für Hygiene und Reinlichkeit wecken soll.

---

## Unsterblichkeit von Max Epstein

Zwei Arten von Unsterblichkeit gibt es. Die eine reicht für drei, manchmal wohl auch sechs, sogar zehn Jahrhunderte, die andre für drei Jahrtausende. Darüber müssen wir uns von vorn herein klar werden, daß es keinen Nachruhm für die Ewigkeit gibt. Wir wollen dabei ganz davon absehen, daß aus bekannten naturwissenschaftlichen Gründen die ewige Existenz weder für die Erde noch gar für das Geschlecht der Menschen gesichert ist. Auch für die bekannten hunderttausende von Jahren, auf die man aus der Vorgeschichte unsres Planeten vielleicht für eine Nachgeschichte uns ähnlicher Lebewesen schließen kann, gibt es keine Unsterblich-

keit. Geologische Umwälzungen zerstören nicht minder als der Kampf ums Dasein in ihren gewaltigsten Prozessen die klaren Beweise für Leben und Schaffen Einzelner und ganzer Völkergruppen. Die großen Revolutionen der Natur und der Menschheit zerschneiden die Zusammenhänge zwischen den Zeitaltern und verwischen die Spuren entfernter Tage. Nach drei Jahrtausenden darf man schon die Frage aufwerfen, ob der oder jener große Held der Vergangenheit, von dem alte Geschichtsschreiber und Geschichtenerzähler künden, überhaupt gelebt hat. In drei Jahrtausenden wird ein Gelehrter herausbekommen, daß Goethe eine sagenhafte Figur und wahrscheinlich nichts als eine Verballhornung des gotischen, also des deutschen Begriffs gewesen ist. Ein Gelehrter, der vielleicht auch Lachmann oder Wolff heißt, wird einer späten Nachwelt klar machen, daß man dem ‚Faust‘ deutlich die rhapsodische Entstehung anmerkt; er wird die einzelnen Szenen des greisenhaften Faust auf Hofmannsthal, die Gretchen-Tragödie auf Hauptmann und die Walpurgisnacht auf Vollmoeller zurückführen. Seien wir überzeugt, daß wir dem Altertum gegenüber nicht vernünftiger handeln. Hand aufs Herz: Kein nüchterner Mensch unter uns glaubt wirklich, daß Hammurabi oder Sardanapal gelebt haben. Auch Demokrit, Sokrates, der Prophet Esra und selbst Pontius Pilatus sind uns, wenn wir ganz ehrlich und ohne Phantasie, also keine Historiker sind, nur freundliche Gestalten der Einbildungskraft. Wenn wir Goethes Tagebuch, ja selbst wenn wir Hebbels tägliche Aufzeichnungen lesen, so haben wir schon das Gefühl, daß die Beiden eigentlich in einer längst vergangenen Zeit gelebt haben. Diesen Männern sprechen wir allenfalls ihr Dasein nicht ab, weil die Kette der Begebnisse von uns bis zu ihrem Leben geschlossen ist, weil wir durch mündliche und schriftliche Zeugnisse auf ihre Existenz zurückgehen können. Wo aber die Kette durchschnitten ist, wo wir uns eines oder viele Glieder hinzudenken müssen, da fehlt der Glaube, die feste Ueberzeugung für das Dasein vergangener Helden.

\*

Es gibt einen Nachweis über berühmte Zeitgenossen in den nach einigen Jahren stets erneuerten Bändchen: ‚Wer ist?‘ Dort werden schon bei Lebzeiten manche unsrer bekannten Mitbürger durch die nächste Auflage für tot erklärt. Früher stand auch Hindenburg darin. In der letzten Auflage ist er aber gestrichen, weil er nicht mehr im Dienste stand und für die Mitwelt tot war. Gar manchem ist das Schicksal zuteil geworden, in der Masse ruhmloser Helden eine Nummer zu werden. Wie viele unter uns wachen nicht aus unruhigem Schlaf oder traumhaftem Denken plötzlich auf und schrecken zusammen bei dem Gedanken, daß Hindenburg nicht lebe oder nicht mehr lebte zu der Zeit, da der Weltkrieg begann. Einen Augenblick haben wir die Vision einbrechender Rosafenhorden, sehen deutsche Städte in Flammen, weggeführte

Menschen und werden wohl erst wieder ruhig, wenn wir in unser Bewußtsein die Tatsache haben eintreten lassen, daß der Kaiser den pensionierten General von Hindenburg nach dem Osten rief. Er ist wohl der größte Mensch, der unter uns lebt, der einzige, der Genie und das Format hat, woraus sich Unsterblichkeit bildet. Unsterblichkeit ist zu nicht geringem Teil Zufall. Ein großes Genie setzt sich zwar durch, aber gelangt nur dann zur höchsten Entfaltung seiner Kraft und damit zum Nachruhm, wenn es durch Geburt oder äußere Glücksfälle die größten Behinderungen des Fortkommens nicht erst zu überwinden braucht. Kein Kapitel ist ergiebiger und tragischer als das der ruhmlosen Helben. Viele von ihnen hätten die Unsterblichkeit verdient. Manche, die keinen Nachruhm zu ernten brauchten, sind in eine wenigstens kleinere Ewigkeit hinübergerettet worden. Wenn das Schiff sinkt, rettet man von den Hunderten seiner Passagiere nicht die besten und tüchtigsten, sondern oft die schwächlichsten, die Mitleid heischen. Ehre den unberühmten Gewaltigen des Menschengeschlechts, den wahren Märtyrern der Weltgeschichte.

\*

Was ist Ruhm? Was ist Unsterblichkeit? Berühmt ist, wer im Bewußtsein der Mitwelt lebendig ist, unsterblich, wer im Gedächtnis der Nachwelt haftet. Die Mitwelt hat von dem Zeitgenossen bessere Kenntnis, da sie ihn und sein Wirken beobachten und kontrollieren kann. Die Nachwelt sieht nur ein verschwommenes, oft entstelltes Bild, sie sieht nur Konturen. Der Mensch ihrer Erinnerung hat kein in allen Einzelheiten deutlich erkennbares Wesen, er wird verhäßlicht oder idealisiert. Je länger die Zeit zurückliegt, da er lebte, desto mehr verschwindet seine wahre Gestalt, desto unrichtiger und mangelhafter wird sein Eindruck, bis er zum Schatten oder Schemen, zu einem nichtigen Trugbild der Phantasie wird. Ist er nach einigen tausend Jahren in den Dufus der vergangensten Vergangenheit hinabgesunken, dann ist sein Name leerer Schall, ein Popanz für Schuljungen, ein Kinderschreck. Man mag von Gedaljah, Herostrat, Mucius Scaevola erzählen: Unsterblichkeit können wir ihnen nicht zusprechen, weil wir nicht von ihrem Leben überzeugt sind, weil wir mit ihrer Persönlichkeit keine sichere Vorstellung mehr verbinden. So geht es mit den großen Herrschern, die in uralten Zeiten gelebt haben sollen, mit Rhamjes dem Zweiten, Sesostris, mit Krösus, Pelops, den Königen der homerischen Zeit, mit Romulus und den ersten Königen Roms. Auch wenn sie selbst gelebt haben, bedeuten sie uns nichts weiter als Gespenster einer vergangenen Zeit, als Niederschläge längst verklungener Sage und Tage.

\*

Die Mitwelt ist eine Welt wie auch die Nachwelt. Sie ist nichts weiter als der Inbegriff der lebenden Menschen, wie die

Nachwelt die Gesamtheit aller kommenden Geschlechter. Wenige von allen Lebenden haben Kenntniss und Wissenschaft. Der Menschheit größter Teil lebt auch heut noch in ahnungsloser Unwissenheit der weiten Umwelt dahin. Wie sollte er die Menschen kennen, die über seine nächste Umgebung hinaus auf die Geschicke der Menschheit einwirken oder eingewirkt haben? Er sieht, was in seinem eigenen Kreise sich bewegt, und kennt keine Ursachen zweiten oder dritten Grades. Nur bei den Wissenden, also nur bei einem kleinen Bruchtheil der gegenwärtigen und künftigen Erdbewohner gibt es eine Kenntniss großer Menschen, gibt es Unsterblichkeit. Ruhm und Nachruhm sind relative Begriffe, sie haben nur Beziehung zu dem kleinen Teil gebildeter Zeitgenossen und Nachkommen. Wenn man davon redet, daß bei dem oder jenem Namen der Erdkreis aufhorcht, so macht man sich dichterischer Uebertreibung schuldig. Im Gedanken an Unsterblichkeit, an Wirkung in allen Theilen des bewohnten Planeten garkelt sich die armfelige Menschheit ein tröstendes Trugbild vor. Ein Jahrhundert wirkender Nachruhm ist sehr oft nichts andres als die Freude und die Trauer, die einige gelehrte arme Teufel und sehr viele Schuljungen und Studenten vor einer schattenhaften Persönlichkeit der Vorwelt empfinden. Der Nachruhm, der in den Geschichtsbüchern von Gymnasiasten und in gelehrten Compendien sein Dasein fristet, ist keine Unsterblichkeit. Die römischen Könige und Kaiser, die zahllosen griechischen, römischen und orientalischen Heerführer belasten wohl das Gedächtnis des lernenden Geschlechts, aber nicht das Gesamtbewußtsein der Kultur Menschheit. Selbst tüchtige Monarchen wie der ordnungliebende Hadrian, der philosophische Marc Aurel und der gewaltige Despot Diocletian bedeuten nichts für unser dauerndes Andenken. Das gilt auch von den vielen griechischen und römischen Dichtern, von Vergil, Horaz und sogar von Aristophanes und Aeschylus. Infolge der fast tausendjährigen Entwicklungshemmung, die etwa um die Geburt Christi einsetzte, bleibt die ganze alte Welt ein Jahrtausend länger am Leben, als sie verdient hätte. Wenn infolge der großen Distanz zum Altertum die Pflege der griechischen und lateinischen Sprache nicht mehr bevorzugt werden wird, dann wird es mit dem Ruhm zahlloser Philosophen, Dichter und Monarchen des Altertums vorbei sein. Den Todesstoß hat die Buchdruckerkunst dem Leben manches alten Helden versetzt. Seit der leichten Vervielfältigungsmöglichkeit des geschriebenen Wortes ist die Zahl derjenigen, die Gedanken der Oeffentlichkeit übergeben, und die Masse desjenigen, was der großen Menge mitgeteilt wird, unendlich gewachsen. Schriftsteller sein bedeutet nicht mehr dasselbe wie im Altertum. Bildung und Kenntnisse kann man sich leichter aneignen. Immer mehr Menschen werden beachtet, und immer schwerer ist es, in diesem harten Wettbewerb eine einsame Höhe zu erringen. Wer zu Caesars Zeit als großer Poet galt, würde

nach seinen Gaben froh sein, wenn er heut gelegentlich von einer Monatschrift angenommen würde. Die Entwicklung geht dahin, die Ehrfurcht vor der Antike abzuschaffen und von der modernen Leistung auszugehen. Das mag nicht immer schön und gesund sein, aber wir sind lange genug mit altertümlichem Kram gequält und beschwindelt worden. Aristophanes und Euripides sprechen nur noch zu einem zermürbten Philologenherzen, man müßte sie denn so frei bearbeiten, daß der Herren Bearbeiter eigener Geist den Geist der Zeiten tilgte.

\*

Es gibt eine lokale Unsterblichkeit, die eigentlich gar keine ist. Jedes Land mit langer geschichtlicher Entwicklung hat einzelne Persönlichkeiten, die andre Nationen nicht interessieren, die aber in ihrem Vaterland etwas bedeuten und oft sogar in Stein ausgehauen werden. Die Angehörigen des Landes können sich niemals denken, daß diese Leute nur ihnen selbst, aber nicht der ganzen Menschheit wichtig sind. Im allgemeinen sind das die Menschen, denen ich die kleine Unsterblichkeit von dreihundert Jahren zuspreche. Unter diesen Persönlichkeiten hat gewöhnlich jeder gebildete Mensch irgendeinen Liebling. Vielen ist es dann schmerzlich, auch nur aussprechen zu hören, daß diese Männer und Frauen nicht bis ins fernste Zeitalter geistig lebendig sein werden. Und doch ist sicher, daß ein so univ ersaler Geist wie Leibniz, ein kritisches Genie wie Lessing, eine ideale Dichtergestalt wie Schiller für die Allgemeinheit nach einigen Jahrhunderten ebenso verloren gehen wie die großen französischen Encyclopädisten, wie Voltaire, wie Rousseau, wie die englischen Philosophen Locke, Hume und Spencer und der Nationalökonom Adam Smith, wie die großen Revolutionäre Robespierre, Mirabeau, Lafayette. Das eigene Land schätzt solche Männer tiefer und länger als die neutralen und feindlichen Nachbarn. Kleist, Hebbel, Wieland sind in unserm Sinne ebenso wenig unsterblich wie Wallenstein, Gustav Adolf, Karl der Zwölfte, die Kaiserin Katharina, Peter der Große, Richelieu, Heinrich der Vierte, Ludwig der Bierzehnte, die Kaiserin Maria Theresia, Friedrich der Große, die Königin Elisabeth, wie Ariost, Petrarca, Molière und Andre. Bei Voltaire und dem Engländer Bacon kann man schon zweifelhaft sein, auch wohl bei Schopenhauer, dessen Bedeutung noch nicht voll erkannt ist. Diese Unsterblichen zweiten und dritten Grades bilden eine Elitetruppe der Menschheit. Mancher von ihnen verdiente die große Unsterblichkeit. Manche erweisen wohl auch, daß die dreihundert Jahre nicht allzu törtlich zu nehmen sind. Gewaltige Entdecker wie Vasco de Gama, Ferdinand Cortez werden sich schon ein paar Jahrhunderte länger halten, vielleicht auch Galilei, Giordano Bruno, Savonarola, Cosimo von Medici, Pope de Vega, Calderon, Dickens, Walter Scott, die Komponisten Schubert, Schumann und Verdi, die Heerführer Nelson und Moltke, die persischen Dichter Firdusi und Hafis. Aber die Weltgeschichte

ist ein Weltgericht, das keine zweite Instanz kennt. Ungerechte Urtheile können nicht revidiert werden, weil die ganze Menschheit zu Gericht gesessen hat.

\*

Es gibt gewaltige Geister, die die Menschheit derart mit neuen Gedanken befruchten, daß sie überallhin dringen, aber auch gleichsam aufgebraucht werden. Mittwelt und Nachwelt sind Vampyre, die große Menschen geistig auffaugen. Ein Dichter schafft unendlich viele Zeichen seiner Phantasie, er gestaltet immer neue Bilder, Situationen, Verwicklungen. Mißstrebende und nachschaffende Künstler eignen sich seinen Stil, seine Worte, seine Darstellungsart an. In unendlichen Variationen tauchen die Gestalten des ursprünglichen Schöpfers, taucht seine Geistes- und Empfindungswelt wieder empor, und wenn man dann schließlich zum ursprünglichen Erzeuger zurückgeht, findet man ihn verblaßt, verstaubt, dürftig und daher langweilig und überlebt. Kein Mensch denkt mehr daran, daß auf diesen Künstler und Gelehrten eine ganze Entwicklung zurückgeht. Niemand läßt sich einfallen, zu überlegen, was die Welt ohne ihn gewesen wäre. Der kostbare Mantel seines Genies ist in tausend Teile zerschnitten und zerrissen. Was übrig blieb, ist ein armseliger Fetzen, der im Trödelladen eines Antiquars feilgeboten wird. Der Ruhm des Staatsmanns und Feldherrn ist in solchen Fällen weniger gefährdet, da man sich ihr Wirken nicht aneignen und sie höchstens im Ausmaß ihrer Leistung übertreffen kann. Gefährdet ist am meisten das künstlerische Wirken, besonders des Musikers. Die Melodie wird leicht variiert, sie hat schon nach mathematischen Gesetzen eine beschränkte Ausdehnung. Wird sie in kräftiger Form, mit gesteigerten Mitteln von Späteren wiederholt, so ist die Simplizität des alten Meisters schließlich lächerlich, mindestens ein Lächeln erregend. Darum wird Haydn nicht unsterblich werden. Darum sind zwei der größten deutschen Geister ernstlich gefährdet, bei deren Namen uns entzückte Ehrfurcht durchdringt. Wird uns die Nachwelt Mozart und Goethe lebendig lassen? Goethe ist ein Fall für sich. Die Nachwelt behält nicht den Menschen im Gedächtnis, sondern seine Leistung. Die siegreiche Einseitigkeit ist günstiger gestellt als das universale Können, das in keinem Punkte zum Gipfel geführt hat. Als Mensch und Persönlichkeit bedeutet Goethe uns alles. Seine wissenschaftlichen Leistungen und Entdeckungen sind aber längst überholt, von seinen dichterischen wird nur der ‚Faust‘ eine langwirkende Bedeutung gewinnen. Dem größten Deutschen, der je gelebt hat, wird vielleicht die Unsterblichkeit nicht beschieden sein.

Werden Mozarts Weisen an Wirkung verlieren? Sie werden es in dem Maße, wie die Musik wieder aus dem Chaos und Gewirr der Tondichterei und Tonmalerei zur melodischen Erfindung zurückfindet, wie sie Mozart als den Inbegriff des rein musikalischen



Schaffens erkennt und ihn zerstückelt und abnutzt. Einer der bedeutendsten Menschen teilt das Schicksal Goethes. Lionardo da Vinci steht in der gewaltigen Universalität seiner Leistung kaum ein einziges Mal auf einem höchsten Punkt, so hoch er steht. Sein Ruhm wird verblässen, wie sein herrliches Abendmahl, das rauhe und rohe französische Soldaten verkommen ließen.

Die Nachwelt ist nicht gerecht und kann es nicht sein. Sie unterscheidet nicht zwischen guten und schlechten, wertvollen und wertlosen Menschen: sie bewahrt sich nun einmal ein Andenken nur an die Personen auf, die sie grade interessieren. Auch dynastische Kräfte können freundlich nachhelfen. Otto der Faule wird im deutschen Volke länger bekannt sein als Grillparzer und Feuerbach. Große Kaiser und Eroberer, welche große Verbrecher an der Menschheit waren, werden trotzdem leichter die Pforte der Vergessenheit meiden als Wohltäter der Menschheit und große Denker wie Lord Bister und die heilige Elisabeth, wie Seneca, Darwin und Selmholtz.

\*

Zwei Klassen geistiger Arbeiter kommen in der Bewertung der Nachwelt schlecht fort. Es sind die besten Köpfe der Naturwissenschaft und die bildenden Künstler. Keine intellektuelle Betätigung ist in einem solchen Fluß begriffen wie die Naturwissenschaft mit all ihren technischen Abzweigungen. Selten wird ein großer naturwissenschaftlicher Gedanke geboren, der sofort praktische Brauchbarkeit und Beweisbarkeit besitzt. Meist klimmt die Menschheit stufenweise zur letzten Erkenntnis hinan. Oft ist eine blitzartige Idee in einem genialen Kopf aufgetaucht, aber erst spätere talentvolle oder geniale Forscher und Erfinder machen aus der Idee eine menschheitfördernde Leistung. So sind wir denn auch nicht in der Lage, bei den größten und untwäzandsten Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit einem Einzelnen Unsterblichkeit zuzubilligen. Die Entwicklung der Eisenbahn hatte schon manches Stadium durchlaufen, ehe der englische Ingenieur und Fabrikant George Stephenson im Jahre 1814 ihr eine praktisch brauchbare Gestalt verlieh. Dersted fand im Jahre 1820 die elektro-magnetische Telegraphie, aber eine eifrige und erfolgreiche Forschung führte die Idee erst zu ihrer vollen Bedeutung, die durch den Nadellegraphen von Wheatstone und Cooke und den Schreibtelegraphen von Morse ermöglicht wurde. In der Entwicklung des Fernsprechers ist die Erfindung des Amerikaners Bell ungemein wesentlich. Aber die Leistungen von Siemens, Hughes und Edison sind von zu großer Wichtigkeit, um den Namen des Amerikaners allein leuchten zu lassen. Man denkt hier auch wohl gleich an Edisons Phonographen.

Ueberhaupt verbindet eine Kette die großen Geister der naturwissenschaftlichen Forschung. Es wird uns gewiß schwer, und mancher Fachgelehrte würde es nicht über sich gewinnen, dem

einen oder andern nicht die Unsterblichkeit zuzuerkennen. Da denke ich an Pythagoras und Euclid, an Kepler, Cartesius, Guericke, Priestley, Lavoisier, Laplace, Galvani, Volta, Cuvier, Alexander von Humboldt, Dalton, Lamarck, Ampère, Faraday; ich denke an Herz, Siemens, Virchow, Röntgen, Robert Koch, Behring und das Ehepaar Curie. Aber schon aus der großen Reihe, die ich hier anführe, sieht man, daß kaum einer die Aussicht hat, dreitausend Jahre lebendig zu bleiben. Die Neuzeit häuft die großen Namen, und Häufung und Häufigkeit werden zweifellos zunehmen. Da ist es notwendig, undankbar zu werden und nur die wichtigsten Elemente fest zu halten.

Die bildenden Künste teilen das Los der technischen Wissenschaften, allerdings aus einem ganz andern Grunde. Der Dichter schafft mit dem Wort, und das Wort ist unvergänglich. Es sieht nach tausend Jahren genau so aus wie vorher. Der Musiker schafft in Tönen, die er in Form von Noten niederschreibt. Auch nach tausend Jahren kann man mit Hilfe seiner Notenschrift dieselben Schwingungen wieder produzieren. Der bildende Künstler (außer dem Bildhauer) ist mit seinem Material verwachsen. Wenn die Farbe verblaßt, verweht auch die Leistung ihres Schöpfers. Wenn das Gebäude des genialen Baumeisters niedergehauen wird, ist seine Arbeit vernichtet. Die Entwicklung der reproduktiven Technik, der Photographie und besonders der Graphit schafft hier einen wertvollen Ausgleich. Aber das ursprüngliche Werk in seiner ganzen Bedeutung geht verloren. Darum wird Rafael ebenso wenig unsterblich werden wie Tizian, Velasquez, Jan Steen und Rubens. Nur wo der geistige Gehalt des Bildes ohne seine malerische Ausführung überwältigend und eine Festhaltung des Eindrucks durch die Kunst des Lichtbildes und Kupferstichs gewährleistet ist, bleibt die Hoffnung, daß dem Meister die Unsterblichkeit errungen wird.

Dem Mimen wird die Nachwelt selbst dann keine Kränze winden, wenn die Sprechmaschine zur Vollendung entwickelt ist. Das gilt von allen reproduktiven Künstlern. Kean, Garrick, Jffland sind uns nur leere Namen.

\*

Und nun fragt man, wem ich denn eigentlich die Unsterblichkeit zuerkenne? Da muß ich gleich wieder eine Einschränkung machen. Auszuschalten sind alle Religionsstifter. In Wahrheit sind sie die Einzigen, deren Persönlichkeiten ein besonders großer Teil der Menschheit im Bewußtsein trägt, und sie sind auch die Einzigen, die im Gedächtnis der Nachwelt sicher haften werden. Von ihnen abgesehen, vielleicht dreißig Männer. Solange wir die Welt kennen, haben wohl etwa neunzig Milliarden Menschen die Erde bevölkert. Da will es etwas heißen, wenn man zur Zahl dieser dreißig gehört. Drei Milliarden kommen auf einen dieser

ganz Großen. Ich wage nur zaghaft, sie zu nennen, weil ich weiß, daß jeder andre Liebliche auf den Thron wird erheben wollen. Mancher wird den einen oder andern von Denen, die ich nur in die zweite Klasse der Menschheit gesetzt habe, herausholen wollen. Es gibt da auch ein paar Namen, die einem die Wahl schwer machen können. Ich denke an Goethe, Mozart, Rafael, an Friedrich den Großen, Laplace, Kepler, Voltaire, Darwin. Mir selbst bereitet der jähenhafte Attila weniger Schmerzen als Lord Byron, dem ich jede Unsterblichkeit zusprechen würde, wenn ich zu entscheiden hätte. Schließlich kann nur jeder nach seiner Uebersetzung und seinem Wissen urtheilen und darf wohl dann auf Anerkennung seiner Wertung Anspruch erheben, wenn er wenigstens nach besten Kräften gerecht zu sein bemüht war. Ich habe auch oft gebildete Menschen wegen dieser Liste befragt. Wenn ich also ganz unbefangen über die Meinungen der Welt, wie sie sich mir darstellen, nachdenke, dann würde ich dreißig Männern die große Unsterblichkeit zuerkennen, die bei den ältern schneller abläuft als bei den später geborenen. Ich zähle sie auf: Der neubabylonische König Nebukadnezar, der persische König Xyrus, der griechische Dichter Homer, der griechische Philosoph Aristoteles, der griechische Philosoph Plato, der griechische Dichter Sophokles, der macedonische König Alexander der Große, der römische Feldherr Caesar, der römische Kaiser Augustus, der römische Kaiser Nero, der römische Kaiser Trajan, der römische Kaiser Konstantin der Große, der Kalif Omar, der Mongolenfürst Timur, genannt Lamerlan, der deutsche Kaiser Karl der Große, der deutsche Astronom Nikolaus Kopernicus, der englische Gelehrte Newton, der italienische Dichter Dante, der italienische Bildhauer Michelangelo, der italienische Entdecker Columbus, der spanische Dichter Cervantes, der deutsche Kaiser Karl der Fünfte, der englische Dichter Shakespeare, der deutsche Musiker Bach, der niederländische Maler Rembrandt, der französische Kaiser Napoleon, der deutsche Philosoph Kant, der deutsche Musiker Beethoven, der deutsche Staatsmann Bismarck und der französische Ingenieur Ferdinand von Lesseps.

Die Menschheit ist nicht nur undankbar, sondern auch träge. Sie belastet ihr Gedächtnis nicht gern mit vielen Namen, und schon diese dreißig zu behalten macht ihr ernstliche Mühe. Nach und nach stößt sie einen Namen wieder ab und nimmt vielleicht einen andern dafür auf. Auch in dieser kleinen Schar wird ein großer Teil von Männern und Helden darüber Zweifel lassen, ob er nicht in eine andre Klasse der Berühmtheit zu versetzen ist. Drei Namen allein sind der Unsterblichkeit sicher. Sie allein werden keine Anfechtung erleiden und ihre vorgeschriebene Reise von dreitausend Jahren vollenden: der Begründer des römischen Weltreichs Caesar, der Entdecker Amerikas Columbus und der Welt Eroberer Bonaparte. Wäre Corsika im Jahre 1769 noch italienisch gewesen, so wären die drei unsterblichen Geister Italiener.

## Kunstkurszettel von Georg Caspari

Nach in dieses Blatt haben die Berliner Kunstauktionen ihre Schatten geworfen. Zu überraschend wirkte in Berlin diese Folge von Versteigerungen insbesondere moderner Malerei. Daß in dieser Beziehung das alte Versteigerungshaus von Lepke der Zeit nicht gerecht geworden war, das wurde man gewahr, als es einem neuen Unternehmen gelang, mit einer einzigen Auktion bedeutenderer Bilder des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts eine Kette solcher Auktionen anzuregen, auf diese Weise den Markt zu bereichern, Bilder aus dem Dunkel zu locken und im Besitzwechsel Gelegenheit zu einer erneuten Kritik zu geben.

Kritik? Da stoß' ich schon. Diese Kritik zeigte die Kritik der Tageszeitungen auf einem bedauerlichen Niveau. „Welch Dunkel hier!“ Man konnte höchstens Friß Stahl ausnehmen, der seit Jahrzehnten keine größere und kleinere Berliner Ausstellung veräumt hat und mit Kunsthändlern und Sammlern in Kontakt geblieben ist. Merkwürdig war dabei eines. Die Auktionen wurden vorher denkbar flüchtig besprochen; dem Geschäft sollte wohl kein Gang gelassen werden. Der Auktionsbericht selbst aber enthielt nicht nur Preise und Namen der neuen Besitzer — also das Einzige, was den Zeitungsleser interessiert —, sondern die Referenten machten nun auch ihre Zusätze: „Weit überzahlt wurde . . .“; „ . . . brachte es auf nicht mehr als . . .“; „— ein erstaunlich niedriger Preis!“ Und je mehr solcher Zusätze, je mehr Blamagen! Daß gleich bei der ersten Auktion Thoma wieder vom Publikum „nicht genügend bewertet wurde“, brachte den Kritiker in Harnisch. Er kränkte sich über die höhern Preise der „verfluchten Franzosen“ und hatte ganz übersehen, daß es sich um eine übermalte Lithographie handelte, die reichlich bezahlt worden war. Dafür konnte bei der letzten Auktion ein Referent Del und Pastell bei einem Liebermann nicht unterscheiden und war nun sehr ungehalten, daß sein schönes Pastell so wenig brachte! Wobei mir Whistler einfällt, der den Kritiker in einem ähnlichen Falle bittet, zu einem Museumsdiener zu gehen, weil diese Herren mit den Riechorganen genau unterscheiden könnten, was Del und was Aquarell sei. Sehr lustig ging es bei einem Corinth zu. Es war ein großes dekorativ angelegtes, aber in der malerischen Qualität nicht grade erfreuliches Bild, das einen mittelmäßigen, sehr gerechtfertigten Preis brachte. Da schrieb denn einer der Herren: daß ein mäßiger Corinth immer noch so viel erzielte, zeigt den Unverstand des Publikums. Sein Kollege vom andern Blatt desselben Verlags erklärte dagegen: wie unverständlich das Publikum ist, erhellt daraus, daß einer der herrlichsten Corinths es nur auf . . . , während . . . Dasselbe geschah in umgekehrter Besetzung der Rollen bei Reistkow. Diese ganze Bewertung der Bilder nach den Auktionspreisen ist absurd. Wenn ich mir heute als Sammler auf

einer Auktion ein Bild gekauft hätte, würde ich mir diese unbedenkenliche öffentliche Kritik verbitten. Um die gezahlten Preise zu beurteilen, um festzustellen, in welchem Maße sie von frühern Preisen abweichen: dazu muß man Kunsthändler sein oder, wie einzelne große Sammler oder Museumsdirektoren, dauernd den Markt überblicken; muß man vor allen Dingen Gut und Schlecht unterscheiden können; muß man wissen, was vom einzelnen Künstler gesucht, was nicht gesucht wird, was häufig vorkommt, was selten ist, welche Epoche bei dem Maler wichtig ist, welche Geschichte das Bild etwa hat, wieviel Wiederholungen oder ähnliche Behandlungen des Sujets bekannt sind, und mehr dergleichen. Nun ist natürlich von keinem Menschen zu verlangen, daß er heute den Preis für eine altdeutsche Rachel und morgen für einen Trübner, heute für einen Tintoretto, morgen für einen Mino da Fiesole zu bestimmen versteht. Aber eben deshalb sind diese Kritiken der Preise gänzlich verfehlt und dienen nur dazu, das unwissende Publikum kopfscheu zu machen und die Wissenden zum Lachen zu bringen. Auktionen sind für den Unbeteiligten eine Unterhaltung, und es ist eine ganze Menge aus den gezeigten Gegenständen oder Bildern zu lernen — vierzehn Tage Aufenthalt im Hôtel Drouot oder bei Christie waren besser als zwei Semester kunsthistorischer Vorlesungen —: aber man sollte darüber schreiben wie über Subscriptionsbälle, nicht wie über Börsenpapiere.

Einer der erfahrensten Kunstschriftsteller hat neulich darüber geklagt, daß die Auktionspreise keine Maßstäbe mehr für die Bewertung der Bilder gäben. Das haben sie nie gegeben! Als junger Studierender habe ich mich in Paris oft gewundert, weshalb der eine Courbet zweitausend, der andre dreißigtausend Mark brachte. Beide Leistikow-Kritiker haben recht und unrecht. Für den Leistikow der Auktion war der Preis reichlich hoch; wäre aber ein wirklich schöner Leistikow zur Versteigerung gelangt von der Art derer, die uns die Poesie der Mark neu zu empfinden gelehrt haben, so hätte er leicht den zehnfachen Preis erzielt. Dasselbe gilt von Corinth, dessen Produktion, wie die der meisten Maler, ungleich ist, bei dem sehr gelungene Werke neben schwächern stehen. Es ist ja grade der Reiz der Beschäftigung mit diesem Gebiet menschlicher Produktion, daß jede Leinwand sich von der andern durchaus unterscheidet, sodas sich nie zwei Werke gleichmäßig bewerten lassen. Weil nun neulich ein hervorragendes Bild eine besonders große Summe gebracht hat — ist es da nicht ein Unfug, zu verlangen, daß jede Arbeit desselben Künstlers ebenso hoch bewertet werde? Und doch wurde in der Tagespresse mit solchen Argumenten gearbeitet.

Man war offenbar in Berlin diese Fülle von Ereignissen nicht gewöhnt. Solche Auktionen pflegten vor dem Krieg in Paris und London mit wenigen Zeilen abgetan zu werden, die nur die bemerkenswerten Besucher nannten und die Hauptbilder und Preise

hervorhoben. Niemand hätte daran gedacht, so viel Papier darüber zu verschreiben. Wir sind nun einmal sachlicher und nehmen es bitter ernst, wenn ein Bild einmal ein paar tausend Mark mehr oder weniger bringt, als wir erwartet hatten. Die Auktion im Allgemeinen und im Besonderen wurde beklopft. Und als gar in der Vorrede zur Auktion Flechtheim die Frage aufgeworfen wurde, ob man jungen Künstlern nicht dadurch auf die Beine helfen könnte, daß man ihre Bilder versteigere: da war „Material“ gegeben, da wurde so viel Tinte darüber vergossen, daß die Gefahr dieser Auktion, die in den Werken junger französischer Künstler bestand, glücklich abgewendet wurde.

Hat auch nur Einer diese Sache praktisch durchdacht? Was würde geschehen, wenn dreißig Bilder eines jungen, noch nicht gesuchten Malers zur öffentlichen Versteigerung kämen? Die Masse der Bilder würde sogar die wenigen Käufer, die vielleicht ein paar hundert Mark riskiert hätten, abschrecken. Resultat: drei Bilder werden für fünfhundert Mark verkauft, und der Rest ist für zwanzig nicht loszuwerden. Das Massenangebot drückt selbstverständlich nicht allein auf den Preis, sondern überhaupt auf die Kauflustigkeit. Das ist ja ein klarer jeelischer Vorgang. Man kann wohl von einem Graphiker wie Klinger oder Daumier einige hundert Drücke versteigern, ohne daß die Kauflust nachläßt, weil Privatsammler und Museen bereits auf dieses oder jenes Stück gierig sind. Aber man kann nie einem Künstler mit einer Auktion seiner Bilder den Markt erschließen. E. R. Weiß wird auf einer Auktion nicht viel bessere Resultate erzielen als mit einer Kollektiv-Ausstellung; während er selbst erfahren hat, daß er jedes Jahr von seinen drei oder vier Arbeiten auf der Sezession eine oder zwei verkauft. An seiner Enttäuschung trägt die Schuld sein zu großes Anpassungsvermögen, das eben einer Kollektiv-Ausstellung seiner Werke, trotz der unseugbaren Qualität jeder einzelnen Arbeit, schadet. Und wenn Oscar Reiz mit Engelszungen predigte: es würde ihm nicht gelingen, das Werk eines jungen Künstlers auf einer Auktion gewinnbringend zu veräußern. Eine Art von Probe auf das Exempel waren doch eigentlich schon die te Beerdt bei Flechtheim, von denen gewiß zwei oder drei zu verkaufen waren, aber zwanzig bis dreißig unverkäuflich blieben. Fort also mit dieser Anregung, die ihren Zweck erreicht hat: die Sammlung Flechtheim ging unbeanstandet durchs Ziel und brachte eine erhellende Summe.

Es hat sich in Deutschland die Sitte gebildet, guten Auktionskatalogen ein Vorwort voranzuschicken. Gewiß wiids nicht übermäßig kritisch sein; aber wenns nicht grade, wie ich in nicht ganz kleinen Auktionshäusern erlebt habe, von dem frühern Hausdiener der Firma verfaßt ist, sondern von einem kundigen Ehebaner, so wird aus der Hervorhebung der wichtigen Stücke ungefähr das kunstkritische Urteil über die ganze Sammlung resultieren. Dann

aber, meine ich, sollte man der Auktion ihren Gang lassen, sie als eine angenehme Bereicherung des gesellschaftlichen Lebens betrachten und nur eingreifen, wenn etwa grobe Verstöße in Bezug auf unechte oder fragliche Bilder vorliegen, oder wenn ein Galeriedirektor, der ja mit Staatsgeldern arbeitet, also der Öffentlichkeit Rechenenschaft schuldig ist, einen gar zu großen Bock geschossen hat. Das ständige Kunstreferat über Preise dagegen ist geschmacklos und unfruchtbar. Man hüte sich schließlich vor dem Irrtum, als ginge das hier für den anerkannten Meister ausgegebene Geld der Jugend verloren. Bilder zu sammeln, beginnt man in Deutschland erst jetzt zu lernen. Auch das auf der Auktion gekaufte Bild des arrivierten Meisters tut seinen Werbedienst für die jungen Maler, die unmerklich, aber einer logischen Entwicklung gehorchend, an die Stelle der Vorgänger treten.

## Anmerkung von Hans Reimann

Es ist etwas Großes um Wissenschaften und Kenntnisse; aber es ist Kleinlich, sich mit ihnen wichtig zu machen und den Nächsten belehren zu wollen in Dingen, wo es sich nicht um Gebildetsein dreht.

Was von einem abgesehenen Dichter neu in Druck geht, muß kommentiert herausgegeben und mit einer Einleitung versehen werden.

In den Vorworten werden gern Briefstellen des Literators herangezogen, die ein klärendes Licht auf etwelche halb- oder völlig dunkle Stellen werfen sollen. Das ist Geschmacksache und mag angehen, sofern es mit Takt und Geschick getrieben wird. Meist begnügt sich indes der Herausgeber damit, drei bis vier Briefe des wehrlosen Toten auszugswiese wiederzugeben und seinen eigenen Namen darunter zu setzen, sodaß es den Anschein hat, als habe eben der Literaturkundige selbst die sinnvollen Betrachtungen über das Werk niedergeschrieben. Zitiert er schon den Autor, so müßte der Bevortwortende zum wenigsten mit einer eigenen Meinung schließen, damit sein Name nicht Fremdes deckt. Doch das ist nicht das Ueble.

Uebel ist das Anbringen von Fußnoten, wenn es zu keinem andern Zweck geschieht, als um einen philologisch-kritischen Eindruck zu erregen.

Wie nobel diese Arbeit erledigt werden kann, zeigt die im Insel-Verlag erschienene sechsbändige Ausgabe von Goethes Werken. Wie wenig nobel: Nummer 174 der Wiesbadener Volksbücher.

Mörkte lebt nimmer, folglich kriegt das Bändchen (Historie von der schönen Lan) eine 'Einführung'. Sie handelt von Dingen, die wir garnicht wissen mögen, sie beansprucht ganze acht Seiten (zweihundvierzig Seiten umfaßt das Heft insgesamt!), und sie erweitert unser Wissen insofern, als uns kundgegeben wird, daß der Verfasser 1913 in Gießen gewohnt hat.

Das Märchen von der schönen Lan — ein Märchen, wenn ich bitten darf — ist versehen worden mit hundert Anmerkungen.

Da ich nicht von gleicher Gründlichkeit bin wie der Einführer, so habe ich nur oberflächlich und untenhin gezählt. Es besteht die Möglichkeit, daß zwei oder gar drei Anmerkungen weniger als hundert beigefügt worden sind.

Wären sie unbedingt erforderlich, so hätte sie Mörike gewißlich eigenhändig hinzugesetzt.

Der Bearbeiter hat reichlich weggemacht, was der Autor verabsäumte, und erklärt uns, was die rätselhaften Worte „Jährlings, Hafnerarbeit, Händel, Mlloben, heuer, Angebinde, Gespons“ undsoweiter bedeuten.

Zu „Kirchweih“ hat er allen Ernstes eine Anmerkung gemacht, die uns darüber aufklärt, daß Kirchweih dasselbe sei wie Kirmes.

Schade, daß Mörike nicht das Wort „Kirmes“ gebraucht hat; es wäre uns zweifellos eröffnet worden, daß es soviel zu besagen habe wie „Kirchweih“.

Bei der Stelle: . . . „daß sie am lichten Tag mit halbem Leib heraufkam und zuhorchte“ prangt folgende Bemerkung: „Ein ungemein reizvoller Zug, den der musikalische, sensible Dichter der Nixe verleiht.“

Wäre der Bevormoderer ein Hundertstel so musikalisch oder gar sensibel, wie er dem Dichter überflüssigertweise unterstellt, so müßte er den garstigen Miston gehört haben, mit dem er die Stimmung zerreißt.

Das Wort „Amethist“ ist kommentiert: „Von griechisch methyseion trunken sein“, und es ist ein Wunder, daß das i (in Amethist) nicht gerügt worden ist.

Ich versichere, daß jeder halbwegs empfängliche Leser durch die Fufhangeln derart in der Lektüre gehemmt wird, daß er verschüchtert und ernüchtert das Büchlein beiseite legt und auf das Weiterlesen verzichtet.

Freilich, freilich: wir sind dumm und unwissend; aber, um einen Dichtersmann zu genießen, bedürfen wir des philologischen Weirates nicht und seiner hundert Anmerkungen.

---

## Eisenbach von Paul Hatvani

Man müßte einmal ein System der deutschen Schauspielkunst aufstellen und damit auch die Beziehungen zwischen Dramaturgie und Dasein bewußt werden lassen. Es geschieht ja so selten, daß irgend ein Wort über die Szene hinaus noch wirksam bleibt, und daß ein Lichtstrahl metaphysischen Kampenlichts auf die sehr wirkliche Gesellschaft im Zuschauerraum fällt! Es muß nicht gerade der „literarische“ Standpunkt sein, der Perspektiven von der Bühne ins Leben zuläßt und eine „Politisierung des Theaters“ verheißt: meistens wird ein Schauspieler genügen, eine Regiebemerkung der Zeit, ein Tonfall, eine Geste, die ersterbendes Pathos noch einmal gespenstisch in die Gegenwart hebt.

In einem Ghettoseitengäßchen der deutschen Theaterkunst ist die Schauspielkunst Heinrich Eisenbachs zu Hause. Aber dieses Gäßchen



mündet auf den großen freien Platz der Menschendarstellung. Dieser jüdische Schauspieler ist inmitten der obskursten Voraussetzungslosigkeiten einer Tingeltangelbühne eine Offenbarung an die Zeit. Er ist kein Problem — und das macht ihn problematisch. Sein Witz ist am Ursprung einer tiefen Erkenntnis angelangt, und es ist immer zu bedenken, daß vom Lächerlichen zum Erhabenen nur ein einziger Schritt ist.

Man könnte etwa sagen, daß Eisenbach der Gegenpol Martin Bubers im Judentum sei. Er hat das Theorem von der deutschen „Geistigkeit“ konsequent und resolut mit der viel realern jüdischen „Chochme“ vertauscht und findet in schwachen Augenblicken noch Zeit für französischen Esprit. Was er darstellt, lebt einzig und allein von der rein persönlichen Möglichkeit, dem Publikum bis auf die Knochen ähnlich zu sein. Sein Wort ist aus den vor Lachen und Brüllen verkrampten Mäulern seiner Zuhörer geholt, und seine Anlässe münden irgendwo in den Vorstellungskreis des alltäglichsten Alltags. Wenn er „Trottel“ oder gar „Kochbuch“ sagt, offenbart sich das Geheimnis der dramatischen As und sein „ojweh“ ist ein neuer Wolter-Schrei der Zeit.

Eisenbach ist ein rudimentär gebliebener Vorläufer. Und deshalb auch ein ursprünglicher Künstler. Seine Entwicklungsmöglichkeiten (die aber schließlich Stillsicherungen sein müßten) heißen: Schildkraut und Ballenberg, wobei ich mir aber bewußt bin, nur ein Gefühl in gangbare Münze umgerechnet zu haben. Schildkraut apperzipiert wohl Eisenbachs nie gespielten Shylock und übersetzt seine dämonische Gutmütigkeit irgendeines irbeliebigen Juden Automobilkrepeker in den Rhythmus Shakespearischer Tragik. Nicht umsonst heißt der „Kaufmann von Venedig“ ein Lustspiel: auch hinter Eisenbachs Boffenlauer die Tragik des lächerlichen Alltags, und er vermag das Schwächlich-Kleine des Menschen aus dem Milieu in den Kosmos zu steigern. Sein Requisite ist die bis ins Absurde verfolgte Psychologie — eine Ueberlegenheit der Geste, die sich konsequent zwischen jüdischem Dreh und Gott aufpflanzt. Mit Ballenberg hat Eisenbach wohl die naive Trefflichkeit des Bühnenwizes gemein; die Beweglichkeit des Charakters; die schwerlose Souveränität über den Situationen, die sich zwischen Rolle und Publikum dartun. Beide, Ballenberg und Eisenbach, spielen in den Zuschauererraum hinein und benutzen die Rolle als willkommenen Vorwand zu Auseinandersetzungen mit den Zuhörern, die sich um nichts in der Welt getroffen fühlen wollen.

So ist Eisenbach der vollkommenste und eigentlichsste Extemporist der deutschen Bühne. Es ist, als wäre der Text seiner Rollen nur Regiebemerkung zu den Extempores; als genügten die Beziehungen zwischen ihm und den Zuhörern zur Karikatur; als wäre die Karikatur ähnlicher als das Objekt. Sicherlich aber grenzt seine Art, gewisse Worte auszusprechen, an das Mysterium der Sprache. Wie er ein Wort auffängt, es nachspricht, durchfaßt und schließlich mit dämonisch veränderten Gesichtszügen wieder ausspuckt! Wie er, plötzlich, indem er einen krampfhaft-heroischen Tonfall leise mitklingen läßt, die ganze Pro-

blematisch des Jargons enthüllt! Durch einen Umlaut unverhofft die fetten Disharmonien des Mausehelns erläutert! Oder wieder im Heurigenton wienerisch wird und auch diese Gemüthlichkeit in den Jargon münden läßt! Wie ja, zum Beispiel, seine Engländer, Japaner, Neger, Amerikaner alle erst am jüdischen Ursprung Form und Inhalt bekommen. Er hat im Mausehelton den Kosmos in sich . . .

Und ist ganz ohne Pathos. Man darf daher auch seine Judentypen nicht zwischen Nathan und Shylock suchen. Wohl aber in den geläufigen Möglichkeiten der Zeit; in Caféhäusern, zum Beispiel, die durch den Donaukanal von dem Wien komplizierterer Lebensfassung getrennt sind. Zu denen aber allenthalben im Bereich deutscher Sprache und Art Brücken führen.

Seine eingeborene Kunstform ist die Anekdote. Das „Lozelach“ — dieser Fachausdruck bekommt vom Tonfall Eisenbachs Lokalkolorit. Der Tonfall steigert die Banalität ins Groteske, das Pathos in die Metaphysik unbändigster Komik und das reine einfache Dasein in die Absurditäten kosmischen Humors. Der Tonfall erlangt die absolute Hegemonie über Form und Inhalt. Der Tonfall siegt, besiegt das Wort und zeigt, entlarvt vom Zwang der Zeit, die Geheimnisse zwischen den Worten. Eisenbachs Anekdoten sind von einer höhern Sachlichkeit: sie gehen den Dingen auf den Grund. Das Publikum — ein Menschheitsjurrogat für diese Witze — lacht und brüllt Beifall. Dieses Donnern leitet das Gewitter ein — Eisenbach macht eine Geste, und der Witz hat eingeschlagen.

---

## Stinnes und Thyssen von Vindez

Nicht aus dem falschen Glanz der Kriegsmilliarden, sondern aus der gesammelten Kraft, die der Zukunft gilt, ist das Bild der deutschen Wirtschaft zu entnehmen. Davon war leztthin hier die Rede. Je mehr Anzeichen dieser Kraft, die eine Kraft des Willens ist, wir gewahren, desto sicherer können wir den kommenden Dingen entgegensehen. Und je stärker die Persönlichkeiten sind, die den Willen und die Kraft, an der Zukunft zu arbeiten, offenbaren, umso fester ruht das Fundament unsrer Ueberzeugung von der Unzerstörbarkeit deutscher Wirtschaftsenergie, deutscher Wirtschaftsaussichten.

Die Börse, die über den Tag kaum hinaussieht, schwankt fast haltlos unter dem Eindruck der Tages-Ereignisse und -Erregungen. Küstungswerte sind schwächer, wenn der Manchester Guardian oder die Westminster Gazette eine akademische Betrachtung über den Frieden anstellt. Schiffahrtswerte steigen, wenn die Regierung den Entwurf eines Entschädigungsgesetzes vorlegt. Unbestimmte Gerüchte erzeugen einen Haufe-taumel oder eine rettungslose Depression. Es ist beschämend zu sehen, an wie lockern Fäden die durch die Börse repräsentierten Kapitalinteressen Deutschlands hängen.

Dagegen ist es Erhebung, zu wissen, daß bei alledem von starken Köpfen an der Zukunft, an der neuen Wirtschaft des neuen Deutschland unbeirrt gearbeitet wird. Wandlungen, die weit über die Gegenwart hinaus deuten, bereiten sich vor, und über die Maßen wichtiger als alles, was in den Börsensälen gesäumt oder geblüffert wird, ist Das, was in

den Chefbureaus unserer großen Unternehmungen und in den Hirnen der Industriemagnaten Ereignis wird.

Hugo Stinnes und August Thyssen, seit mehr als einem Menschenalter die Repräsentanten der gewaltigen Industrie, die unsere Erdschätze fördert und verarbeitet, sind am Werke, die neuen Wege für den Gang und die Entwicklung deutscher wirtschaftlicher Energie zu bereiten. Die Neuordnung der deutschen Wirtschaft, die sie voraussehen, und zu der sie den Grund legen helfen, ist die eigentliche Aufgabe der Zeit; der Krieg und alle Kriegswirtschaft ist nur ein Durchgang, niemals Selbstzweck. Für Kohle und Eisen gilt es, neue Absatzgebiete, neue Betätigungsfelder, neue Formen des Betriebes zu finden. Nur die sichern Faktoren sind in die Rechnung einzustellen, die der Lösung dieses Problems gilt. Und wir sehen die großen Rechner an der Arbeit.

Ihr Ziel ist Umstellung und Zusammenfassung. Die Verbindung von Hugo Stinnes und der Hamburg-Amerika-Linie war der Wegweiser, den dieser Großunternehmer seinem eigenen rastlosen Streben, der deutschen wirtschaftlichen Zukunft, der ganzen Welt errichtete. Seitdem, vor einem Jahr, dieser Bund geschlossen wurde — was seinen Ausdruck in der Aufnahme von Stinnes in den Aufsichtsrat der Hapag fand — ist vielerlei geschehen, um die Richtung zu bekräftigen, in der die deutsche Schwerindustrie künftig einen Teil ihrer Lebensaufgaben suchen wird. Als Entdeckung der inländischen Betätigungsgebiete kann man zusammenfassend die Maßregeln bezeichnen, die seitdem von Stinnes ergriffen worden sind. Hugo Stinnes trat seinerzeit nicht nur dem Aufsichtsrat der Hapag, sondern auch dem der Deutschen Ostafrika-Linie und dem der Wörmann-Linie bei. Er wurde weiterhin Vorsitzender des Aufsichtsrats der ‚Midgard‘ (Deutsche Seeverkehrsaktiengesellschaft in Nordenham) — kurz: er wurde Großreeeder und wußte nun, an wen er seine Kohlen künftig zu verkaufen haben werde, und wie er sie — oder auch Kohlen andern Ursprungs — befördern konnte. Auch den Kohlenhandel begann er neben seinem Bergwerkbetrieb in die Hand zu nehmen — ein Schritt zur Emanzipation seines Konzerns vom rheinisch-westfälischen Kohlen Syndikat, das ihm längst zu enge Fesseln anlegte. Stinnes erwarb hamburger und westfälische Kohlenfirmen und damit deren Geschäftsverbindungen. Neben mittlern Unternehmungen ging die größte hamburger Kohleneinfuhrfirma: das Geschäft von H. W. Seidmann in seinen Besitz über. Schließlich begann er, Dampfer auf eigene Rechnung bauen zu lassen — die Werften in Hamburg, Stettin und Danzig wissen von Millionenenaufträgen zu erzählen.

Und jetzt ist ihm auf seinem Wege der andre Großunternehmer der rheinisch-westfälischen Industrie, ist ihm August Thyssen, der über Siebzigjährige, gefolgt. Auch dieser klare und starke Kopf hat die Richtung erkannt, wohin die Zukunftswegen deutscher Großwirtschaft weisen. Auch er ist dazu geschritten, hamburger Kohlenfirmen, und mit ihnen Frachttraum für die Beförderung der Kohle, zu erwerben.

So wird, wenn der Krieg zu Ende geht, der norddeutsche Kohlenhandel, die deutsche Schifffahrt, die rheinisch-westfälische Schwerindustrie bereits die ausgeprägten Züge des neuen Wirtschaftsantlitzes tragen. Im Kohlenhandel wird jene Zusammenballung der Kräfte stattgefunden haben, die, da der wichtigste Teil des Außenhandels vorläufig verloren ist, die Gewähr wirksamer Fortbetätigung bietet — und hierauf, nicht auf den einzelnen Unternehmer, der dabei verloren geht, kommt es für den künftigen Bestand der deutschen Wirtschaft an. Die deutsche Schifffahrt

wird für den Verlust eines beträchtlichen Teiles ihres Beförderungsgeschäfts durch ihre enge Verbindung mit den Hauptproduzenten der deutschen Schwerindustrie entschädigt sein. Und die Hütten und Zechen haben sich neue Absatzmöglichkeiten, neue Wege für ihre Produkte geschaffen.

## Antworten

**Frau Grete S. in D.** Ich bin dran gewöhnt, als Auskunfts-bureau benutzt zu werden. Sie hätten nur Ihre Frage deutlicher fassen und sich selber kenntlicher machen sollen. Jetzt bin ich drauf angewiesen, aus Briefpapier, Handschrift und Stül-Gehack auf Ihr Wesen zu schließen; und derlei, so reizvoll es ist, pflegt schief zu gehen. Gleichviel: wofern Sie die Bücher fürs Land haben wollen, empfehle ich: Samjuns 'Stadt Segelsjöf', Keshserlings 'Fürstinnen' und der Gräfin Reventlow 'Geldkomplex'. Wenn Sie über zu Haus bleiben müssen und ungern bleiben, so nehmen Sie Lindaus Memoiren. Das ist Kerwenbalsam; für Tage und Wochen. Siebenhundertzweiundsechzig Seiten gelinder und streichelnder guter alter, behaglicher Zeit. Eine andre Welt, eine andre Generation. Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Umso peinlicher, wenn dieser unverwundliche Jüngling, der immer eine fast beispiellose Begabung zur internationalen Freundschaft gehabt hat, plötzlich kriegerisch wird, die Russen „verschumpstes, plünderndes, stinkendes Ungeziefer“ schimpft und von der „hundeschneuzigen Persidie und dem elenden Brotneid des britischen Krämerpacks“ wutheult. Aber auch das ist bezeichnend. Dieses Glückskind hat eben nie nötig gehabt, sich die Dinge zu komplizieren. Was unbequem war, was das heitere Gleichmaß der Tage verstörte, galt als pechschwarzer Feind. Die ganze Erscheinung Paul Lindaus erklärt sich aus Einem Satz: „Die Fülle von Lebensfreude, die ich in vollen Zügen tief, tief in mich eingesogen, hat weiblich vorgehalten; wenn sie sich zu vermindern anfing, ergänzte sie sich jedesmal wieder; und selbst viel später, in gar nicht mehr jungen Jahren, wollte mirs vorkommen, als ob der Vorrat immer noch nicht aufgebraucht wäre.“ Es ist eine flachere Lebensfreude, als Oswald Albing sie meint; den man dafür um mehr als ein halbes Jahrhundert überdauert. Was diese lachenden Augen in achtundsiebzig Sommern und wohltemperierten Wintern gesehen: es sei wie es wolle, es war doch so schön. So sympathisch, so kantenlos rund, so ungetrübt rosafarben, so ungemischt in jeder Beziehung. Die Weltanschauung solches Flaneurs durch ein unanstrengendes Wästelgebirge des Daseins ist jener Fuchse-Optimismus, dem wir die Kunst der siebziger Jahre verdanken. Lindaus Findigkeit witterte rechtzeitig, daß der Hauptstadt Deutschlands, die sich nach 70 als Weltstadt empfand, eine Weltstadtkunst fehle. So etwas wie eine neue Gesellschaft war da und verlangte sich ein Gesellschaftsstück. Dieses Gesellschaftsstück hatte seit langem die alte Weltstadt Paris. Lindaus Sendung in der Entwicklung des berliner Theaters ward es, der neuen Weltstadt eine weltstädtische Kunst, der neuen Gesellschaft das Gesellschaftsstück zu geben. Er tat es nach dem Vorbilde der Franzosen, denen er in seiner Kreuzung von Gamin und Bel esprit ähnelte, und an denen er seinen pikanten und charmanten Causurton geschult hatte. Er plante, Berlin zu zeigen und zeigte ein Simili-Paris. Aber ich will doch lieber den Künstler Lindau bei dieser Gelegenheit ungeschoren lassen. Nicht minder den Kritiker Lindau, der sich von früh an bis ins Psalmistenalter eine beneidenswerte Unschuld bewahrt hat. Während die Bescheidenheit seiner Ansprüche, dieser völlige Mangel an Unterscheidungsvermögen. Dezenenien sind spurlos an ihm vorübergegangen. Er begrüßt nicht etwa 1891, sondern 1916 Hermann Sudermann als „einen unsrer jetzt gefeiertsten Schriftsteller“. Er empfindet Herrn Sigmund Lautenburgs Hjalmar

Erbal als „vorzügliche Leistung“. Er nennt Björnson dem Ibsen „congenial“. Er hat, was er von den Meinüngern einst befürchtete, und was sich als „grundlos“ erweisen sollte, „in gewissen als Offenbarungen gepriesenen Inszenierungen nach allerneuestem Schnitt wirklich veranschaulicht gesehen“. Er glaubt, daß Daniel Spiker „auf dem Gebiet der persönlichen Satire das Größte geleistet hat, was unsre neuere Literatur aufzuweisen hat“, und würde es bitter beklagen, „wenn auch seine Schriften vom grausamen Schicksal der Vergänglichkeit betroffen würden“. Sind es schon; sind schon lange betroffen. Kein Mensch hält mit dem Schnecken-tempo des Wiener Spaziergängers heute noch Schritt; und was den Superlativ über die persönliche Satire in der neuern Literatur betrifft, so ist sein Object durch eine einzige Nummer der ‚Fadel‘, durch zehn ihrer Zeilen endgültig verdrängt. Aber wie Lindaus Maßstab, wird meiner falsch, sobald ‚Nur Erinnerungen‘ mich verführen, von ihrem Autor nicht nur Erinnerungen zu erwarten. Stellen wir uns von vorn herein richtig ein. Dieser Unkünstler war ein Lebenskünstler, dieser Unkritiker immer noch Kritiker genug, um sich über sich selbst nicht zu beschwindeln. „So geschieht“, gesteht er, „war ich bereits in meinen jüngsten Jahren, daß ich bald bemerkte, wie meine Aufsätze über die großen Fragen in Staat, Kirche und Gesellschaft weit weniger Eindruck machten als die harmlosesten Besprechungen mittelmäßiger schauspielerischer Leistungen, meine polemischen Ausfälle gegen ungenügende Straßenreinigung und dergleichen.“ Dabei ist es geblieben. Je winziger das Format, desto zuverlässiger die Konsistenz. Von den einundachtzig Werken Paul Lindaus, die Kürschner aufzählt, werden sich allenfalls die Mächtigen Briefe, die Ueberflüssigen Briefe, die Harmlosen Briefe und dergleichen Kleinzeug als Kuriosa, als Zeichen einer verkümmerten Aera, als Exempla verschollener Mode eine Weile erhalten. Aber durch ein paar Menschenalter wird sich die Kunde vererben von diesem Erdwandler, dessen Zeugnis die Memoiren sind. Da hat einmal, wird man einander anvertrauen, von 1839 bis — sagen wir vorläufig: 1939 ein Mann existiert, zu dessen rätselhaftesten Eigentümlichkeiten die zählte, daß ihm die Gottesgabe des Schlafes entbehrlich war. Denn schon um so viele Bücher und einige zehntausend Feuilletons nebenher zu verfassen, reichte es keineswegs aus, die frische Luft wie die Pest zu meiden: dazu durfte man auch von der Institution des Bettes nichts wissen. Bei keiner Schicht war der Mann seiner Volkstümlichkeit so sicher wie bei den Nachtdroschkentutschern. Die brauchte er, um hin und her zwischen den Regionen berühmter Leute zu fahren, mit deren Umgang allein ein normaler Mitbürger hundert Jahre ausgefüllt hätte, ohne zu sonst einer Tätigkeit zu kommen. Der Mann war offenbar ein Genie der Geselligkeit und der Arbeit zugleich. Beides durchdrang sich bei ihm: indem es der Gegenstand seiner besten Arbeit wurde, ein Bild von seinen Gesellen zu geben. Ob sie Rossini, Musset, Scribe, Dumas, Augier, Sardou oder Freiligrath, Brachvogel, Larbe, Dingelstedt, Reuter, Kürnberger heißen: sie gewinnen zwar selten ihr eigenes Leben, weil sie meist dem unverwickelsten Lindau gar zu verwandt werden; aber man erfährt, wie sie ausgesehen, was sie für Puscheln gehabt, wie sie ihre Erfolge verdient und getragen haben. Wo die Charakterisierungskraft nicht langt, stellt eine Anekdote, stellen sich mehrere ein, die zur Beleuchtung an die rechte Stelle zu setzen auch ein Talent ist. „Von Zeit zu Zeit besuchte Karl Sontag seinen alten Freund Staegemann, kloß um mit ihm über Orden zu sprechen. Die Leute in Dresden sind ja lauter Komödianten“, sagte er zur Erklärung. „Die tun so, als ob sie sich nichts aus Orden machten. Staegemann und ich, wir wissen, was davon zu halten ist. Wir sprechen stundenlang von nichts andern, und dann reise ich wieder ab.“ Solche Geschichten wußte der Mann nach hunderten zu berichten: sein menschenlüsternes Hirn war randvoll davon. Er hatte vom Wüsterchen oder vom Väterchen außer der Frohnatur die unbändige Lust zu

fabulieren und sog immer neue Nahrung aus seinen Begegnungen und . . . Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen. Er war von Neapel bis zu den Lofoten, von Athen bis Konia und Rhodos, von Sevilla bis Warschau, von Sankt Paul bis Yuma, von Vancouver-Inseln bis Mexiko gekommen. Er hatte die Revolution von 48, die Blüte des „Kladderadatsch“, den Lannhäuser-Rummel in Paris, die Anfänge des Wolffschen Telegraphen-Bureaus, die Affisen-Rede Lassalles, die drei deutschen Kriege und eine Anzahl Jahrzehnte im geeinigten Deutschland bis weit über den Weltkreis hinaus miterlebt. Er war Reporter, Provinzredakteur, Auslands-Korrespondent, Zeitschriften-Herausgeber, Roman-Schriftsteller, mit Vorliebe Kriminalstudent, Dramatiker, Dramaturg, Theaterkritiker, Bühnenleiter und wiederum Dramaturg gewesen. Er hatte in Glanz und Gloria geschwelgt, bei Borchardt Jahresrechnungen über fünfzigtausend und mehr Mark gehabt, bis der Neid der Götter ihn traf, war — gleich bis Köpchenbroda hinunter — gestürzt und hatte sich langsam und hartnäckig wieder heraufgerappelt. Er hatte Eigenschaften bewährt, daß es verständlich war, weshalb seine christliche Abstammung immer bestritten wurde. Er hatte den Journalisten dadurch gesellschaftsfähig gemacht, daß er ungeachtete Honorarsätze für sich herauschlug. Er war bei Bismarck ein und aus gegangen und vom Beginn der siebziger bis zum Ende der achtziger Jahre der Repräsentant der deutschen Presse für die alte und neue Welt gewesen. Diese Vielsältigkeit und Vielseitigkeit, diese Unerfättlichkeit und Unermüdbarkeit hatte er schließlich ohne Eitelkeit in Goethes und Schillers Verlag F. G. Cotta Nachfolger literarisch niedergelegt. Nach zwei Plauderbänden stand fest, wie der Mann beschaffen gewesen, von dem keine seiner „Dichtungen“ einen menschlichen Eindruck gegeben hatte. Lesen Sie diese zwei Bände. Es wird Ihnen gehen wie mir. Ich bin dankbar, grüße den legendarischen Mann mit der geziemenden Achtung vor einem erfüllten Leben und freue mich auf den dritten Band.

**Allen Lesern.** Das Register für 1917 I ist erschienen und wird auf Wunsch kostenfrei zugesandt.

---

Nachdruck nur mit voller Quellenangabe erlaubt.  
Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

## Sport

**Im Karlsborster Haupt-Jagdrennen,** dem mit 40 000 Mark ausgestatteten Derby der vierjährigen Hindernispferde am 19. August blieben 23 Pferde stehen. Ausgeschieden sind nur Rabentochter, Tarent, Ghibeline, Junsbruch, Foliota, Camellie und Galatäa, also sämtlich Pferde ohne bessere Aussichten. Am gleichen Tage erhielt das Haselborster Jagdrennen 36. der Frischlingspreis 38 und der Preis von Neuenhagen 13 Unterschriften.

**Das Gladiatorenrennen im Grunewald.** Für das Gladiatorenrennen, die mit einem Ehrenpreis von 10 000 Mark und 60 500 Mark ausgestattete neue Hauptnummer der Grunewaldbahn, wurden 27 Unterschriften abgegeben. Die erwartete Begegnung von Berggolese und Landgraf, unsern beiden besten Dreijährigen, wird aber am 26. August wieder nicht zustande kommen, da Berggolese eingeschrieben wurde, Herr R. Haniel aber Landgraf nicht genannt hat. Gradix ist in dem 2500 Meter-Rennen durch Ecco, Strudel, Aversion und Claudia, der Oppenheimsche Stall durch Dolman, Muselmann, Porphyrr II, Zimmerdar und Kornblume, der Stall Weinberg außer durch Berggolese noch durch Moretto, San Martino und Signorelli vertreten. Sonst wurden u. a. noch Meridian, Heimchen, Taucher und Treue genannt. Auch die anderen größeren Grunewald-Rennen am 23., 26. und 30. August weisen stattliche Beteiligung auf.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Schaubühne  
Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne, Berlin  
Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsbruderei G. m. b. H., Potsdam.

## Der große Bankerott von Germanicus

Die Kreuz-Zeitung, das Organ der preussischen Konservativen, hält es für geschmackvoll, für politisch klug und wahrscheinlich auch für besonders vaterländisch, mehrere hundert Druckzeilen unter der Ueberschrift: „Der große Bankerott der Sozialdemokratie“ zu veröffentlichen. Wir bekommen einen Wutbrei zu schmecken von Unmaßung und Verlogenheit. Es heißt da: „Ein Todeskampf kann sehr geräuschvoll und von gewalttätigen Zudungen begleitet sein; es kann sogar zeitweise das Ansehen gewinnen, als wäre die in diesem Kampf liegende Sozialdemokratie die ausschlaggebende Macht im Staate geworden, weil Das, was sie gern sein möchte, auf andre ihr nahestehende Parteien, die unter der Kriegspsychose noch nervöser als sonst geworden sind, suggestiv einwirkt. Trotz alledem bleibt es doch dabei, daß das innere Leben dieses politischen Gebildes seinen Bankerott angemeldet hat.“

Nun ist es für den Gang der Welt und für die Geschichte des deutschen Volkes gewiß völlig gleichgültig, was die Kreuzzeitung von sich gibt, und es verwundert uns nicht im geringsten, daß der Beweis, den das Duitow-Blatt für seine frivole Behauptung anzutreten versucht, nur ein klägliches und unwürdiges Geschwätz ist. Indessen: wenn die zertrümmerte Herrentaste immer wieder versucht, ihr Rückgrat zurechtzubiegen, und wenn sie sich nicht scheut, sogar mitten im Kriege, wo alles drauf ankommt, daß Deutschland eine lebendige, in sich gefestigte Einheit ist, vom Bankerott der größten politischen Partei der Deutschen, vom Bankerott der Sozialdemokratie, das heißt: vom Bankerott des politischen Lebens der deutschen Arbeiterschaft zu sprechen — so dürfte es nur gerecht sein, so ist es die Pflicht aller Einsichtigen, solche hohle Dreistigkeit nicht nur zurückzuweisen, sondern darüber hinaus die Frage aufzuwerfen, ob nicht grade umgekehrt von einem großen Bankerott der Kreuzritter und ihrer Herrentaste gesprochen werden muß. Diese Frage aufzuwerfen, heißt sie auch bereits bejahen. Durch die Gewalt des Krieges, durch die Notwendigkeiten, die zu erfüllen er die Regierenden und alle Schichten des Volkes gezwungen hat, ist allerdings die einstige Herrentaste nebst all ihren Sonderrechten umgelegt worden. Es sind da nur noch geborstene Trümmer, die, vom gewaltigen Strom der Zeit gestoßen, polternd durch unerbittliche Wirbel verschlungen werden. Nur wenige Erinnerungen sind nötig, um jedem, der begreifen will, deutlich zu machen, daß der politische Einfluß der Herrentaste und ihres Instruments, des Konservatismus, durch die unbeirrbareren Forderungen des Krieges in Nichts zerfallen ist. Die Demokratie marschiert; ihr schwerstes Hindernis, das verrottete preussische Wahlrecht, ist vom König selbst beseitigt worden. Von der Osterbot-

schaft ging es in logischer Folge, zwangsläufig zur paragraphierten Festlegung jenes Gelöbnisses. Rein noch so tüchtiger Widerstand der preußischen Feudalen wird diese Entwicklung stören können. Wer nicht mitmachen will, wird abtreten müssen, wie dies die erledigte Serie der preußischen Minister getan hat. Wer die Sozialdemokratie nicht als gleichberechtigt mit den andern Parteien betrachtet, wird künftighin an der Regierung nicht mehr teilnehmen können, nachdem ein Sozialdemokrat Unterstaatssekretär geworden ist. Es wäre wirklich interessant zu hören, ob die Kreuzzeitung auch den Genossen Müller als ein Symptom für den großen Bankerott der Sozialdemokratie ausgibt. Und wie urteilt sie darüber, daß Sozialdemokraten vom Kaiser und vom Kronprinzen in Audienz empfangen worden sind? Seit wann kommen Bankerotteure zu besondern Ehren (wie die Kreuzzeitung sagen würde), zum Recht des freien Staatsbürgers, wie wir sagen? Doch damit nicht genug: haben die Konservativen vergessen, wieviel Wehmut ihnen das Hilfsdienstgesetz zugefügt hat, das aus wenigen Leitfäden unter dem Einfluß und dem Druck der Sozialdemokratie zu einem bedeutenden sozialpolitischen Instrument emporgewachsen ist? Sollen wir an den Besuch hoher Staatsbeamter im Gewerkschaftshaus und an die Rede, die Helfferich dort gehalten hat, erinnern? Bedarf es überhaupt nur eines Wortes über das immer weitere Kreise ziehende Zusammenarbeiten der Gewerkschaften mit den staatlichen Organen? Wer möchte leugnen, daß heute Herr Legien für die Wehrhaftigkeit des Reichs erheblich wichtiger ist als etwa der Graf Westarp oder selbst der inzwischen durch falsche Prophezeiung und einiges andre schwer lädierte Herr von Seydebrand? Man soll nicht reizen, wenn man ohne jeden Trumpf ist.

Um zwei Vergernisse kreiselt die Drehfrankheit des Bankerott-Ideologen: um die Gleichheit von Mensch zu Mensch und um jene schlimmere von Nation zu Nation. Dabei scheint der Gute erstens die Rationierung der Lebensmittel zu vergessen, die, wenigstens theoretisch und nach der Vorschrift, Keinem, auch nicht dem unentwegten Durchhalter Mertin, mehr Fleisch und Brot zubilligt als dem letzten Lohnarbeiter. (Im Gegenteil: der Dreher oder Fräser kann, wenn er wirklich Tüchtiges vollbringt, noch seine Schwerearbeiter-Zulage bekommen.) Und zweitens: wenn nicht besonders günstige Umstände walten, kann auch den Konservativsten aller Konservativen niemand davor bewahren, als schlichter Schipper Dienst zu tun. Der Krieg hat überhaupt erst Das, was den Militarismus erträglich und zugleich gesunden macht, offenbart: die Gleichsetzung der Menschen. Und was den internationalen Ausgleich betrifft, so ist Stockholm trotz alledem kein leerer Wahn. Nichts liegt uns ferner, als die Einwirkung dieser vorherverhandelnden internationalen Konferenzen zu überschätzen: aber der Widerstand, den die Entente-Regierungen gegen Stockholm aufbringen, ist ein ausgezeichnete und untrügerischer Maßstab dafür, daß es sich



hier doch um sehr beträchtliche Realitäten handelt. Es ist nur Kurzsichtigkeit, anzunehmen, daß der internationale Gedanke tot sei, weil Stockholm nicht funktioniert. Das Umgekehrte ist richtig: grade weil solcher Funktion von den hartnäckigsten Kriegstreibern die schwersten Fesseln angelegt werden, grade daraus ergibt sich die Bedeutung des international eingestellten Völkervillens. In solchem Zusammenhang von einem Zusammenbruch sozialdemokratischer Ideale zu sprechen, ist Mangel an Verständnis und an jenem instinktiven Unbewußtsein, ohne das auch alle Weltpolitik nur klägliche Stammtischerei bleibt.

Schließlich vergleicht der Bankerott-Derwisch den Zusammenbruch der Sozialdemokratie mit dem des Zarismus. Das ist zum mindesten merkwürdig. Soweit wir uns zu erinnern vermögen, hat doch die Kreuzzeitung stets für den russischen Absolutismus eingestanden und sogar sehr viel übrig gehabt. Wenn es auch gewiß eine durchsichtige Lüge ist, daß 1905 zum Schutz des Zaren preußische Truppen an die Grenze geschickt worden seien, so kennzeichnet solche Verleumdung doch die Psychologie, die dem Deutschen Reich unterstellt worden ist, und die ihm nur unterstellt werden konnte, weil eben jene sogenannten konservativen Elemente, die Staatserhalter in Reinkultur, als die bedingungslosen Schildbuckel jeder Reaktion, auch der knutenden und deportierenden, empfunden worden sind. Es war den preußischen Konservativen auch gewiß nicht zuwider, wenn preußische Schergen politische Flüchtlinge dem russischen Denker auslieferten und so die Stimmung schaffen halfen, die noch heute, durch die westlichen Entente-Demokratien geschickt verallgemeinert, gegen uns ausgenutzt wird. Die Kreuzritter werden uns schwerlich einreden können, daß ihnen die Umkostümierung des Zaren Nikolaus in einen Oberst Romanow so außerordentlich sympathisch sei; es dürfte darum wohl die Parallele zwischen dem zusammengebrochenen Zarismus und der angeblich zusammenbrechenden Sozialdemokratie ungefähr das Unredlichste und zugleich das Dümme sein, was vom Standpunkt des Konservativen, wenn er nicht grade Kopf steht und mit den Beinen strampelt, gesagt werden kann.

Wo sitzen die Bankerotteure? Wir hätten diese Frage nicht aufgeworfen, wenn nicht die Kreuzzeitung unbekümmert um die Gefährdung der inneren Einheit sogar so weit gegangen wäre, die Antwort kaltblütig und höhnisch zu Lasten der deutschen Sozialdemokratie vortwegzunehmen. Nachdem dies nun aber geschehen ist, scheint es uns gradezu eine nationale Notwendigkeit, festzustellen, daß die konservativen Sterngucker sich irren. Nicht die Sozialdemokratie, weder die politische noch die gewerkschaftliche Organisation der deutschen Arbeiterschaft, ist zusammengebrochen: die feudale Herrrentaste ist es. Jenes würde eine Gefährdung unsrer Wehrhaftigkeit bedeuten und die Friedensfindung unendlich erschweren. Das aber, was tatsächlich geschehen ist: die Beseitigung

des Feudalismus, sichert den geschlossenen Widerstand des ganzen deutschen Volkes gegen jeden Versuch, ihm seine Freiheit zu nehmen und es seiner Entwicklungsmöglichkeiten zu berauben. Gerade wer die unbedingte Zurückweisung der Entente-Absichten, die Festigung des deutschen Bestandes und die Wegbereitung für Deutschlands immer höhern Aufstieg will, muß zugleich ein politisch befreites, im Klassenbewußtsein erstarrtes, alle störenden Elemente beseitigendes deutsches Volk wollen. Das aber bedeutet den unreparierbaren Niederbruch der Herrenkaste und — sehr unbekümmert um die Zahlenscherze, mit denen die Zeitung gegen Arbeitgeber den Tod der Partei riechbar zu machen glaubt — den unaufhaltsamen Aufstieg der Sozialdemokratie! Eine andre Sicherung für die äußerste Kraftentfaltung des deutschen Reiches gibt es nicht und damit auch keine bessere Vorbedingung für einen gesunden Weltfrieden.

## Der Zweck des Lebens von Egon Friedell

Vor ein paar Monaten hatte ich wieder einmal das lebhafteste Vergnügen, mit Professor Franz Strunz zu sprechen. Als er meiner ansichtig wurde, schoß er auf mich zu und sagte ohne jede weitere Einleitung in seinem atemberaubenden Tempo (Kainz konnte ebenso geschwind sprechen, aber nur, wenn er nach der Vorstellung noch den berliner Schnellzug erreichen wollte): „Haben Sie schon Johannes Müller gehört? Nein? Dann müssen Sie ihn unbedingt hören, unbedingt! Man muß ihn gehört haben. Warum, das läßt sich nicht so schnell sagen. Wenn Sie ihn gehört haben, werden Sie wissen, warum.“ Er erzählte mir sodann noch rasch, daß Johannes Müller Leiter eines Seelenanatoriums sei, und daß er so etwas wie eine neue Religion, eine neue Ethik begründet habe, aber bei dem Worte Religion war er auch schon augenblicklich irgendwo anders, und mit einem Satz befanden wir uns mitten in der Christologie. Nun entwickelte er mir mit ungeheurer Schnelligkeit seine Auffassung vom Leben Jesu, schilderte sämtliche andern Standpunkte, beleuchtete die Grundsätze der liberalen Theologie, der Marburger Schule, der Heidelberger Schule, der Leipziger Schule, brachte eine ungeheure Menge von Belegen, Daten und Zitaten aus den Apokryphen, den Häresiographen, den Dofetikern, den Alexandinern, den Linkshegelianern und zwanzig andern bei, und als er mich nach einer Viertelstunde entließ, war ich im Besitz eines vollständigen kleinen Kompendiums der Evangelienkritik. Aber was an Johannes Müller eigentlich sei, hatte er, der alles weiß, mir auch nicht sagen können. Und ich erinnerte mich, daß vor Jahren einmal Hermann Bahr sich in einem Feuilleton ganz ähnlich geäußert hatte: Johannes Müllers Wirkung sei unbestimmbar.

Nun ging ich also folgsam zu Müllers erstem Vortrag, der den Titel führte: ‚Der Zweck des Lebens‘, zweifellos ein für die Menschen nicht ganz unwichtiges Thema. Malheurserweise hatte ich mir aber von ihm nach den Andeutungen, die mir gegeben worden waren, ein

ganz bestimmtes Bild gemacht. Ich dachte mir nämlich: ein Mensch, der eine neue Ethik, ja sogar eine neue Religion verkündet, muß irgendwie in seiner äußern Erscheinung etwas Transzendentes, Sublimiertes, Entrücktes an sich haben. Auf das Podium trat jedoch ein mittelgroßer untersehter Mann mit kurzem Hals, buschigem Schnurrbart, blühender Gesichtsfarbe, das Urbild eines kerngesunden deutschen Kleinstädters. Ich konnte während des ganzen Vortrages die Vorstellung nicht loswerden: dieser Mann würde einen prachtvollen Chef für eine große altrenommierte Nürnberger Spielwarenfabrik abgeben. Auch die Art, wie Johannes Müller mit dem Publikum verkehrt, stört dieses Bild durchaus nicht. Seine Redeweise ist klar, bestimmt, freundlich, ruhig und doch von starker innerer Anteilnahme getragen, er sagt alles in der verständlichsten Form und außerdem zwei- bis dreimal, er ruht nicht eher, als bis das, was er sagen will, festlos und eindeutig herausgekommen ist, er schweift nicht ab, spricht stets „zur Sache“, ist von dem ehrlichsten und ernstesten Wunsche erfüllt, dem Guten zu dienen: kurz, aus solchen Persönlichkeiten müßte ein idealer deutscher Stadtrat zusammengesetzt sein. Und so verhält es sich auch mit den leitenden Hauptideen: was Johannes Müller vorbrachte, waren im Grunde genommen die Feiertagsgedanken des deutschen Bürgers.

Was ist der Zweck des Lebens? Johannes Müller ist um die Antwort nicht einen Augenblick verlegen, und schon das ist ein wenig bedenklich. Er sagt: der Zweck des Lebens ist dienen, sich hingeben, sich für die Allgemeinheit opfern. Ich muß gestehen: wenn der Johannes Müller, den ich mir nun einmal infolge meiner pathologischen fixen Idee vorgestellt hatte, so gesprochen hätte, so hätte ich ihm, höchstwahrscheinlich, recht geben müssen. Wenn dieser Johannes Müller — dessen Bild sich mir nun einmal so fest in den Kopf gesetzt hat, daß ich überzeugt bin: er muß dennoch irgendwo wirklich existieren — sein müdes blaßes Haupt in die schmale weiße Hand gestützt und, mit seinen traurigen braunen Augen irgendwohin, ganz irgendwo andershin blickend, mit sanfter klarer Stimme gesagt hätte: „Ja, meine verehrten Anwesenden, glauben Sie mir: der Sinn des Lebens ist das Opfer“ — dann hätte nicht bloß ich, dann hätte jedermann, zumindest in diesem Augenblick, sich daselbe sagen müssen. Aber nun sehen wir einmal zu. Für diesen Mann wäre das, was er „Opfer“ nennt, ja gar kein Opfer gewesen! Es wäre eben der „Sinn seines Lebens“ gewesen! Es wäre seine tiefinnerste, von Gott gewollte, von ihm selbst inbrünstig geglaubte Bestimmung gewesen, sich hinzugeben, zu schenken, zu dienen, seine Kräfte ununterbrochen und freudig hinströmen zu lassen für — nun, ganz einerlei, wofür! Für irgend etwas „andres“, für die „Menschheit“, für den „Fortschritt“, für die „Zukunft seiner Rasse“, aber vielleicht auch nur für eine Suppen- und Thee-Anstalt, für ein Tulpenbeet oder einen zärtlich geliebten Kanarienvogel. Aber hätte man bei diesem Mann von Opfern sprechen können? Er hätte eben den Zweck seines Lebens erfüllt. Und wäre es nicht die höchste Gottlosigkeit und Dummheit, dies ein Opfer zu nennen? Ist denn „seine Bestimmung zu erfüllen“ nicht ein Glück, ja geradezu die einzig mögliche Definition menschlichen Glücks?

Nun ruft aber ein freundlich-energischer Klassenlehrer zu einem ganzen großen Auditorium, in dem sich alle möglichen Arten und Kreuzungen der Spezies Mensch befinden: „Bringet Opfer, dies ist euer Zweck!“ Das heißt doch, wenn es in dieser Allgemeinheit ausgesprochen wird, ganz einfach: „Entäußert euch eurer Bestimmung! Seid nicht die, die ihr seid! Tut womöglich immer das, was ihr nicht mögt! Folgt niemals eurem Naturtrieb, sondern einem fremden Gebot, das von außen an euch hergetragen wird!“ Das ganze Leben ist ein Dienen, zweifellos. Aber wem sollen wir dienen? Ich denke, darauf gibt es nur eine einzige Antwort: Uns selbst, dem Lebens- und Gestaltungsgesetz, das Gott in unsre eigne Seele gelegt hat! Wenn eine gute Hausfrau ihr ganzes Dasein dem Wohlbefinden ihres Gatten und ihrer Kinder widmet, die anstrengendsten Arbeiten für diesen Zweck verrichtet, wem dient sie da? Doch natürlich sich selbst! Denn dies ist nun einmal die Sache, die der Schöpfer mit ihr vorhatte. Und sie ist auch vollkommen glücklich, und nur glücklich, wenn man sie kochen, waschen, pflegen läßt. Wollte man ihr sagen, daß ihr Leben eine Kette von Opfern sei, so würde sie kein Wort verstehen. Nun gibt es aber doch auch Frauen, die nicht für diese Dinge geeignet sind. Wie steht es mit diesen? Nun, die bringen allerdings täglich und stündlich Opfer und sind eben deshalb ganz miserable Hausfrauen und Mütter. Und ich sage: ihre Tätigkeit ist eine tief unsittliche. Sie beruht auf unsittlichen Forderungen, und sie besteht in unsittlichen Leistungen, und deshalb liegt der Fluch der Unbrauchbarkeit auf ihr.

Oder ein andres Beispiel, das Johannes Müller selbst angeführt hat. Er sagte: „Was tun denn alle die Erfinder, die Gelehrten? Opfern diese sich nicht fortwährend für den Fortschritt der Menschheit?“ Ich sage: ein Erfinder oder Gelehrter, für den seine wissenschaftliche Arbeit ein Opfer bedeutet, ist ein schlechter, ein völlig wertloser Arbeiter und wird sicherlich niemals etwas lehren oder erfinden! Wenn man einem Kant, Gauß oder Newton die Wahl gestellt hätte zwischen seinem eintönigen, arbeitsvollen Gelehrtendasein und einem Leben in Glanz, Reichtum und Nichtstun, was hätte er wohl gewählt? Sicher nicht das Opfer eines müßigen Lebens!

Und so, glaube ich, gelangen wir zu dem Schluß: Das freiwillige Opfer ist keines, und das unfreiwillige ist eine Unsittlichkeit. Die Gesellschaft erfordert allerlei unangenehme und beschwerliche Arbeiten, die einmal getan werden müssen. Tausende tun sie freudig. Tausende arbeiten in Fabriken, in Laboratorien, in Kontoren tagaus tagein und sind dabei glücklich. Erst die Vorstellung, daß sich unter diesen Tausenden auch eine Anzahl von solchen befinden, die es ungern tun, schafft die „soziale Frage“. Der Gedanke, daß es Personen gibt, die gegen ihren Wunsch täglich viele Stunden hobeln oder kutschieren oder kopfrechnen müssen, ist unerträglich, denn dies ist ja eine der raffiniertesten und schrecklichen Formen der Zwangsarbeit. Aber vielleicht würde Der, welcher so furchtbar unter der Last des Kopfrechnens leidet, riesig gerne hobeln, und umgekehrt. Es kommt also nur auf die richtige Verteilung

an. Die Gesellschaft braucht keine Opfer, denn es gibt keine noch so unscheinbare und widerwärtige Beschäftigung, die nicht ihre Liebhaber hätte.

Opfer von seinen Mitmenschen zu verlangen, macht wenig glücklich, das prägt man uns ja schon in der Schule ein. Aber es macht unsre Mitmenschen auch wenig glücklich, wenn wir ihnen Opfer bringen. Der Apparat, der dabei angewendet werden muß, lohnt selten den Effekt. Nehmen wir nur die allerkleinsten Gefälligkeiten des täglichen Daseins. Wie glücklich könnten wir leben, wenn sich nicht so viele Menschen bemühten, uns in den Rock zu helfen, Feuer anzubieten, Gegenstände vom Boden zu heben. Welche lästigen Szenen ergeben sich bereits beim Eintritt in einen Salon, wenn die Hausfrau gar zu opferwillig ist, und welche schreckliche Tortur ist das Nötigen beim Essen! Wie angenehm hingegen wäre das Gesellschaftsleben, wenn jedermann sich selbst überlassen bliebe und keiner dem andern Gefälligkeiten darbrächte! Und wenn man als Außenstehender den Verkehr zwischen zwei Liebenden betrachtet, so erscheint es einem unvollkommen unbegreiflich, wie diese beiden Menschen ein solches Leben länger als einen Tag aushalten können, was natürlich nicht hindert, daß man sich im gegebenen Fall genau so töricht benimmt. Wie erschweren sich doch solche Menschen durch fortwährende gegenseitige „Liebesdienste“ das Dasein! Und welche Respektlosigkeit liegt in den meisten sogenannten Opfern! Jedes Opfer ist ein Sichherandrängen, ein Sichintinmachen. Zudem hat es fast immer etwas Verletzendes. Ein Mensch von Zartgefühl will gar kein Opfer. Kurz, wenn man die Sache weiterverfolgt, so kommt sehr oft heraus: das Opfer ist der „Andre“, und es wäre für Mark Twain eine sehr schöne Aufgabe gewesen, zu schildern, wie ein Mensch vor lauter Opfern die ihm gebracht werden, nicht dazu kommt, sein eignes Leben zu führen.

Der Zweck des Lebens kann doch niemals die Aufhebung des Lebens sein, und das ist im letzten Sinne jedes unfreiwillige Opfer. Blicken wir einmal auf alle die großen Männer, die Wohltäter der Menschheit: haben sie etwa den Sinn ihres Lebens in der Selbstentäußerung, im Leiden und Arbeiten für Andre erblickt? Keineswegs! Sie sahen ihre höchste und heiligste Mission darin, für sich zu leben und zu leiden, das Gesetz ihrer Seele zu ergründen, den göttlichen Plan ihres Daseins zu erfüllen. War etwa das Leben Goethes, Beethovens, Bismarcks oder Schopenhauers eine ununterbrochene Kette von Opfern? Wenn diese Männer sich immer mit dem Wohl der Andern beschäftigt hätten, wären sie niemals zu sich selbst gekommen, wären sie niemals groß geworden. Leider Gottes kümmern sich die meisten Menschen viel zu wenig um ihr „liebes Ich“; deshalb sind sie ja solche Dummköpfe. Was unterscheidet denn den tiefen Denker vom gedankenlosen Durchschnittsmenschen? Daß er Tag und Nacht über sich nachdenkt, sich „mit sich selbst beschäftigt“. Und das religiöse Genie? Es grübelt ununterbrochen über sich, über seine Stellung zu Gott und dem Weltall: nur von diesem Punkt aus vermag er dann auch das Schicksal der Andern mitfühlend zu begreifen. Jesus und Buddha begaben sich in die Wüste und beschäftigten sich dort ausschließlich mit sich selbst. Es liegt in diesem Entschluß, mit sich selbst

in Verkehr zu treten, ein ungeheurer Heroismus, denn es ist garnicht so ungefährlich, dieses Geschäft der Autobiisektion. Und warum hat Jesus sich für die Menschheit geopfert? Weil es seine persönliche, individuelle, gottgewollte Bestimmung war, nicht die aller Menschen. Hat er etwa seinen Jüngern gepredigt: Lasset euch kreuzigen? Durchaus nicht. Nicht jeder hat das Recht, sich kreuzigen zu lassen. Er lehrte sie: Tue jeder das Seine. Erfülle jeder seine Bestimmung, das, was Gott mit ihm vorhatte, genau das und nur das. Sehe jeder erst, wozu er selber da ist, bevor er sich zudringlich um das Wohl Anderer kümmert.

Ich sagte: Das Unfreiwillige Opfer ist etwas Unmenschliches, Un-sittliches und Häßliches. Jawohl, denn es gibt nur eine Art von Häßlichkeit und Unmoral: was andres sein wollen, als man ist. Unorganischer Altruismus ist wie ein Klumpfuß oder ein Buckel. Unorganischer Altruismus ist eine Lüge; wie kann aus einer Lüge etwas Gutes kommen? Hingegen: Solange ein Mensch sich selbst darstellt, kann er niemals unsittlich, flach oder häßlich sein. Daher ist es vielleicht das Höchste, was man von einem Menschen sagen kann, wenn man findet, er wirke wie eine Pflanze oder ein Tier auf uns. Die Gans ist dumm, der Hahn ist affektiert, der Affe ist albern, das Känguruh ist einfach unmöglich. Trotzdem wirken diese Tiere weder unangenehm noch banal. Die Dummheit einer Gans geht niemand auf die Nerven, wir finden dieses Tier sogar höchst anziehend und amüßant. Stundenlang kann man einem Hahn zusehen, wie eingebildet, ichbeseßten, wichtiguerisch er vor seinen Hennen sich dickmacht. Aber vor einem Menschen mit einem solchen Benehmen würden wir sofort davonlaufen. Und doch auch wieder nicht davonlaufen: wenn es nämlich seine innerste Natur wäre, sich so zu betragen. Der Falstaff ist der Liebling der ganzen Welt, und doch ist er nichts als ein dickes Weinsäß voll abscheulicher Eigenschaften. Aber das Genie Shakespeare hat ihm Natürlichkeit geschenkt und hat dadurch ihn selbst zum Genie gemacht. Kunst und Religion vereinigen sich in dem Bestreben, ihre Helden zu Genies der Natürlichkeit zu machen. Und die Helden der Tat haben auch keiner andern Eigenschaft ihre Macht über die Menschen verdankt. Dies war das gemeinsame Zwingende an ihnen allen: an Jesus und Goethe, an Siegfried und dem heiligen Franz. Was sie taten, war gut, denn es gehört zu ihnen.

Johannes Müller ist ein Gegner des Individualismus, er will, daß alle Menschen im großen Allgemeinen aufgehen, einem einzigen, gemeinsamen, für alle gleichen Zweck dienen: dem sozialen Opfer. Aber es trifft sich für seine Theorie höchst unglücklich, daß der liebe Gott nun einmal ein extremer Individualist ist. Nicht zwei Amöben oder zwei Schachtelhalme hat er ganz gleich geschaffen und jedem Menschen hat er eine Seele geschenkt, einmalig, einzigartig, keiner zweiten vergleichbar, nie vorher dagewesen, nie so wiederkehrend, ein kleiner Lichtstreifen zwischen zwei Unendlichkeiten — eine Seele: denken wir doch einmal darüber nach, was das heißt, denken wir ununterbrochen darüber nach, nicht über den unfruchtbaren, leeren Begriff der Seele, sondern über diese bestimmte Seele, die in jedem von uns lebt, versuchen wir ihr Ge-

jetz zu erkennen und leben wir nach diesem Gesetz! Das ist der Zweck des Lebens für jeden Einzelnen von uns. Was aber der große allgemeine Zweck des Gesamtlebens ist, das werden wir niemals erfahren, und es ist schließlich auch gar nicht notwendig, daß wir es erfahren.

## Der Dichter des Krieges von Hellmuth Falkenfeld

Dichter des Krieges waren bisher alle diejenigen, die die Welle der kriegerischen Erregungen zu fassen verstanden, oder die es verstanden, sich selbst bis zur Gestaltung einer Dichtung von dieser Welle erfassen und emporheben zu lassen. In Max Brod, der uns ein noch nicht erlebtes dichterisches Werk: 'Die erste Stunde nach dem Tode' (bei Kurt Wolff in Leipzig als zweiunddreißigster Band der Sammlung 'Der jüngste Tag' erschienen) geschenkt hat, begegnet man zum ersten Mal einem Dichter, der vom Kriege spricht, weil er ihn nicht erfährt, weil er nicht dieselbe Sprache spricht wie jene Menschen, die sich in einer kriegerischen Welt zurecht finden.

Der Gedanke: wie muß es in Menschen aussehen, die den Krieg verstehen, wie müssen gleichsam die innern Organe eines Menschen beschaffen sein, damit er ein Ereignis wie den Krieg sich wie einen alltäglichen Begriff geistig aneignen kann — dieser tief philosophische Gedanke (der vielleicht allein die Köpfe aller Philosophen heute bewegen dürfte) hat Max Brod zu einer von Gefühl und Gedanken gleichmäßig geschaffenen Dichtung geführt, die als Ganzes so hoch über jeder bloßen Allegorie und Begrifflichkeit steht, daß sie viel tiefer wirkt als nur auf das philosophische Interesse. Der eignen Sehnsucht, ein Ende des Krieges zu erleben, fügt der Dichter vielleicht den tiefsten Schmerz zu, indem er die Handlung zu einer Zeit beginnen läßt, da der Krieg schon Dauerzustand geworden ist, der Philosoph Max Scheler in den Schulen gelesen wird und der jüngsten Generation der „Friede“ einen sagenhaften Zustand bedeutet. Der Held der kleinen, aber dynamisch so reichen und großen Dichtung ist der Staatsminister, der Versteher des Krieges. Ihm ist nicht der Krieg, sondern der Friede ein Begriff, der den Gewohnheiten der wirklichen Welt widerspricht. Dieser Staatsminister, Baron von Klumm, dem alle Ideologen, mögen sie von rechts oder links, Chauvinistisch oder pazifistisch, mit dem Säbel oder mit der Friedenspalme winken, die ärgsten Feinde der Menschheit zu sein scheinen, der den Dauerkrieg in seiner zwanzigjährigen Entwicklung als Ideal des Fichteschen geschlossenen Handelsstaates begriffen hat, der endlich auch dem Tode gegenüber und seiner Pathetik den einzig für ihn möglichen realpolitischen Standpunkt gewonnen hat — dieser Mensch hat mit Einem nicht gerechnet: mit der ersten Stunde nach dem Tode. Es ist ihm keine Sinnlosigkeit mehr, daß jährlich hunderttausende von Jünglingen sterben müssen; aber er hat noch nicht erfahren, welch ein Sinn in dem Augenblick aufzuleuchten imstande ist, da die Seele das Leben gerade verläßt. Es ist sicherlich ein Symbol tiefster Menschenkenntnis, wenn der Dichter Max Brod seinen Versteher und Staatsminister

dadurch zu bekehren versucht, daß er ihn einer Gestalt gegenüberstellt, die diese erste Stunde nach dem Tode schon an sich erfahren hat. Es ist sicherlich ein Zeichen tiefsten Durchdenkens und zugleich tiefsten Gefühls für die gegenseitige Fremdheit der pazifistischen und der realpolitisch-empiristischen Denkweise, wenn die eine Stimme, die sich gegen die empiristische Denkweise richtet, gleichsam in das Reich der Schatten gestellt wird. Der reale, nüchterne, in seiner Erkenntnis so beschränkt selbstgerechte Rechtfertiger des Krieges kann nicht anders von der Wesenlosigkeit und dem Lebensunwert des Krieges überzeugt werden als dadurch, daß er eine Menschenseele erblickt, die dies reale Leben hinter sich hat, auf das er sich ewig beruft, um alle Ideologen mit dem Begriff der Nothwendigkeit des Krieges abzuwehren. Dieser in der Reinheit seiner empirisch starren, kriegerischen Weltanschauung bewundernswerte Minister, der das Ideal des Staates durch eine Zeit verwirklicht glaubt, da der Mann nur noch Krieger, die Frau Verwalterin und Hüterin der friedlichen Angelegenheiten des Landes ist, kann durch keinen Mann, durch kein Wesen und keinen Begriff der lebenden Welt aus seiner fanatisch ruhigen Sicherheit gebracht werden, auch nicht durch den schwächtigen Mann, der sich ihm auf der breiten Brachttreppe des Repräsentantenhauses entgegendrängt, um ihm auf den Knien entgegenzurufen: „Herr Minister, lassen Sie unsern Feinden Gerechtigkeit widerfahren, und wir haben den Frieden!“ Dieser nie erschöpfte und nie überwundene Staatsmann, der sich über der Parteien Gefühle erhebt, weiß zu gut, daß der Krieg nicht aus der Welt geschaffen ist, wenn man Gerechtigkeit widerfahren läßt, weiß zu gut, daß der Krieg nicht aus der Ungerechtigkeit der menschlichen Natur, sondern unmittelbar aus der Natur des Menschen selbst entspringt, daß nicht die Verschiedenheit der Gesinnung den Krieg herbeiführt, sondern die Gleichheit der menschlichen Bedürfnisse und die Gleichheit der Tatsache, daß alle in einem Raume, der Welt, neben einander leben sollen. Diesen Mann kann naturgemäß kein Lebender davon überzeugen, daß der Krieg nicht zu sein brauchte, daß die Menschen auch ihrer Natur gemäß leben, wenn sie unkriegertisch im Raume neben einander dauern. Weil ihn aber kein Lebender überzeugen kann, so überzeugt ihn — und hier fühlt man die ganze heiße, sehnüchtige Kraft des Dichters — Einer, der zu ihm in seine Studierstube „hereingestorben“ kommt. Das Gespenst eines Mannes, der in seinem täglichen Leben den nachdenklichen und in sich gefehrten Beruf des Schornsteinfegers versah, bringt fertig, was kein Verstand der Lebendigen je an ihm erreicht hat. Der Baron muß nun erfahren, daß die Seele erst in dem Augenblick, wo sie die Tore des Lebens hinter sich läßt, ein Einsehen über sich selbst und über ihre Bestimmung in diesem zurückgelassenen Leben gewinnt. Wenn die Seele den Körper zurückläßt, dann kommt es darauf an, wie sehr sie wirklich und nicht bloß lebendig war, um sich vor dem Zerfall in die Asche der materiellen Atome, die nun über sie herfallen, zu schützen. Das Bild, daß die Seele umso weniger der Zerstückung durch die Atome unterworfen ist, je mehr sie sich zusammenzuhalten vermag, erreicht in seiner Anwendung auf die ganze Handlung gradezu eine mythische Kraft.



Dem wenn wirklich der Staatsminister recht hätte, die Materie des Raumes und der Bedürftigkeit alleiniger Gesetzgeber einer nur noch kriegerisch zu denkenden Welt wäre — dann stünde uns allen unmittelbar nach dem Torschluß des Lebens die reinste Hölle bevor, dann würde unser noch eine Stunde nach dem Tode lebendes Selbstbewußtsein sein grauenhaftes Zerfetztsein „in einem Regenwurm, einem Baumblatt und vielleicht in ein paar Bazillen darauf, die einander gegenseitig vertilgen“, zu beklagen haben. Aber die von Liebe wie von Erkenntnis durchflossene Dichtung schließt, ohne Harmonielosigkeit und Opportunismus, versöhnlich. Der Minister, dem die Sprache der andern Sphäre fremd war, solange er sie nur aus dem Munde lebendiger, im Lichte der Wirklichkeit wandelnder Menschen hörte, ist durch das nicht so sehr lehrhafte wie willensfromme Gespenst von seiner Selbstgerechtigkeit erlöst worden. Er hat es aufgegeben, dem Herrgott ins Handwerk zu pfuschen und die Tragik des menschlichen Daseins als Grundsatz einer Weltordnung anzusprechen, die mit Notwendigkeit den Krieg als Bestandteil enthält. Es ist unverkennbar, und es heißt grade den dichterischen Gehalt des Buches mißverstehen, wenn man ihm die Tendenz absprechen wollte, die Masse der heutigen Menschen dahin zu führen, wohin der Minister am Ende des Buches gelangt. Aber wer wollte einem reinen Dichter die Tendenz verübeln, wenn diese Tendenz das Höchste zum Inhalt hat, was im Menschenleben überhaupt gefunden werden kann?

---

## Zu diesem Krieg

Swift

In der Schule der politischen Pläneschmiede erlebte ich nur wenig Freude, da die Professoren meiner Meinung nach vollständig von Sinnen waren: welches Schauspiel selten verfehlt, mich melancholisch zu machen. Diese unglücklichen Leute arbeiteten an Vorschlägen, wie man Monarchen überreden könnte, ihre Günstlinge um ihrer Weisheit, Tüchtigkeit und Tugend willen zu erwählen; wie man Minister zu lehren vermöchte, das öffentliche Wohl zu berücksichtigen; wie man Verdienste, große Fähigkeiten, hervorragende Leistungen belohnen sollte; wie man für Aemter Personen finden müßte, die geeignet sind, sie auszuüben, und dergleichen wilde unmögliche Phantastereien mehr, die noch nie einem Menschen in den Sinn gekommen sind; sie bestätigten mir die alte Beobachtung, daß nichts so absonderlich und unvernünftig sein kann, um nicht von irgendwelchen Philosophen als Wahrheit ausgegeben zu werden.

Um Parlamente an das Interesse der Krone zu fesseln, wurde vorgeschlagen, daß die Mitglieber die Aemter auswürfeln sollten; vorher aber sollten sie schwören und Sicherheit stellen, daß sie, ob sie gewannen oder nicht, für den Hof stimmen würden; dafür müßte es den Verlierern ihrerseits freistehen, bei der nächsten Bilanz wiederum zu würfeln. So würde Hoffnung und Erwartung wachgehalten; niemand könnte sich über den Bruch eines Versprechens beklagen, und alle würden ihre Enttäuschung lediglich dem Zufall zur Last legen, dessen Schultern breiter und kräftiger sind als die irgendeines Ministeriums.

# Ostjuden von Abraham Schwadron

## VIII.

### Es gibt eine Ostjuden-Gefahr!

Wie sich in dem gewichtigen, schwerblütigen Ostjuden die Kultur-gebeiztheit von viertausend Jahren zeigt, so auch im leichten, gerissenen. Wäre in diesem nicht ein gewaltiger Fonds aufgespeichert — wie wäre eine so rasche Umwandlungsfähigkeit Einzelner möglich? Wir gehören sicherlich nicht zu Jenen, die sich über dieses geradezu ungeheure Wandlungsvermögen des Juden im allgemeinen und des Ostjuden im besondern freuen. Die bekannte Geschichte vom Hadernhändler Moische Pischer aus Podwoloczyska, der sich über Moritz Wasserstrahl in Breslau bis zum Kunstkritiker Maurice de la Fontaine in Paris entwickelt, ist gerade dem feinfühligere Ostjuden mehr Schmerz als Scherz. Aber daß dies möglich ist bei einem für das Auge des oberflächlichen Europäers so weit rückständigen Volke, nicht aber bei einem Letten, Serben und dergleichen! An eine jetzt viel diskutierte Ostjuden-Gefahr im Sinne einer Ueberflutung Deutschlands durch ostjüdische Massen glaube ich nicht. Aber es könnte wohl für die Ostjudenheit und die Kulturwelt zugleich eine Gefahr darstellen, wenn man dieses Volk durch Zwang, ob auch indirekten, dazu brächte, sich zu entäußern und dergestalt sich zu atomisieren. Das Beste, Schwerste, Ethischste würde hilflos am Boden bleiben und verwesen, die Leichtesten, Windigsten, Gescheitesten, Gerissenen, die ihrem Urgrund ausreißen, würden die Welt verschweinen, wenn diese nicht mit-hilft, dem Volk als Ganzem, nicht dem Einzelnen normale Lebens-möglichkeiten zu verschaffen und so durch die Lösung des Problems der Ostjuden ihre Problematik aufzuheben. (Da wäre das Jiddisch, weil eine leichte Verständigungsbrücke zur deutschen und darum zur internationalen Welt, ein Unsegen.) Und in einem gewissen Sinne birgt vielleicht eine gewisse Sorte entlaufener, unterwertiger, ostjüdischer Intellektueller, die just unjüdisch sein will, mehr Gefahr in sich als die entsprechende westjüdische Sorte. Weil jene mehr mitgeborenen und miterzogenen schweren Volksfonds mitbringt und das Zerlegungsprodukt darum giftiger sein kann.

---

## Die Stadt ohne Grammatik von Hans Wantoch

Die Stadt ohne Grammatik: das ist mein Wien, die Stadt der Lieder. Zuweilen aber haben wir einander (der Wiener würde sagen: haben wir uns) auch in anderer Form etwas mitzuteilen, sei es mündlich, sei es schriftlich oder gar gedruckt, und dann entsteht sogleich eine Atmosphäre von Gereiztheit, Mißtrauen und Haß. Ich habe daher längst schon beschlossen, nach endgültiger Regelung des Weltfriedens, des oesterreichisch-ungarischen Ausgleichs, der Sonderstellung Galiziens

und der deutsch-tschechischen Sprachenfrage durch Volksabstimmung festlegen zu lassen, was künftighin gilt: ob „wegen dem“ oder „deswegen“; ob „Sie“ oder „Ihna“ im Casus accusativus (zum Beispiel: „Das geht Ihna an Schmarrn an“); ob „Von meiner Schwester dem Sohn sein Haus“ oder kurz und bündig „Das Haus meines Neffen“. Ich kapriziere mich nicht; ich bin kein Sprach- und Sprech-Absolutist; ja, ich glaube, allen Philologen zum Trost, nicht einmal daran, daß es unbedingte Sprachgesetze gibt, gleichwertig den Gesetzen der Physik oder der Chemie. Ich glaube nur: eine Einigung ist für eine Gemeinschaft auch in diesem Punkte, vor allem in diesem, unerlässlich, wofür es nicht Mißbilligungen, Verstimmungen, ja, gradezu Parteilungen und Verschärfungen der Klassenunterschiede setzen soll.

Ich hoffe, daß meine Worte nicht ungehört bleiben werden, denn sie sind ein Ausdruck tiefster Ueberzeugung und ein Aufschrei aus gequälter Brust. An der grammatikalischen Meinungsverschiedenheit zwischen mir und dem größten Teil meiner Mitbürger leidet mein Leben, mein Wohlbehagen ist gestört, mein Charakter in Gefahr, und ich magere ab. Beim besten Willen kann ich dem Wirten (einem Restaurateur, bitte sehr) gegenüber nicht jene zur Erlangung eines halbwegs ausgiebigen Mittagmahls unbedingt notwendige Devotion aufbringen, wenn ich eben an der Eingangstür die Verheißung: „Aus- schank von in- und ausländische Weine“ gelesen habe. Ich gerate in ganz unbekömmliche Erbitterung, wenn ich — ich feiere Friedens- reminiscenzen — im Delikatessengeschäft für mein bescheidenes Nach- mahl Schinken um fünfzig Heller erbitte und darauf die erhobte hervor- gestohene Antwort höre: „Die Schinken kost zwanzig Heller für den Defagrann, und weniger als wie um ein Krandel schneid i net.“ Und ich werde mißtrauisch gegen die Kunst Hans Sachsens, wenn sein Firmenschild verspricht: „Reparaturen aller Art binnen zwei Tage.“ Ja, ich gestehe: ein süffisant hochmütiges Lächeln tritt auf meine sonst so demütigvoll schüchternen Lippen, ich dünke mich dem biederem Manne weiß Gott wie überlegen, meine demokratische Grundüberzeugung gerät ins Wanken, und ich zittere für meinen Charakter.

Ich weiß nicht mehr, was an den wiener Volksschulen in dem Unterrichtsgegenstand ‚Deutsche Sprachlehre‘ der gewiß hoffnungsvollen Jugend beigebracht wird, ich weiß auch nicht, wie viele Tadelschilder es an den fünfzigtausend Häusern Wiens gibt: aber ich weiß, daß der zweitaus größere Teil einen dicken Korrekturstrich mit roter Tinte verdienen würde. Es sind nicht die Firmentafeln allein. Ich fahre täglich mit der städtischen Straßenbahn, und die Straßenbahn ist eine wahre Schreckenstammer grammatikalischer Monstra: einmal wird verkündet, daß „vom Montag, den“ soundsovielten diese oder jene Halte- stelle aufgelassen wird, das andre Mal wird zur „Ablieferung von Baum- mollabfälle“ der Patriotismus aufgerufen. Ich habe — Gott sei's ge- klagt — täglich in einem Hause zu tun, an dessen Stelle ehemals Josef Bewinskys Wohn- und Sterbehause gestanden hat; eine Bronzeplattete mit dem Medaillon des Schauspielers erinnert daran mit den Worten: „Am . . . starb J. B. in dem hier bestandenen Haus.“ Und täglich

sehe ich mir die kleine Rehrseite dieser großen Zeit an, indem ich vor dem Leitartikel den Inzeratenteil vornehme. Da er sich an die Masse wendet, spricht er ihre Sprache, und jeder Korrektor kapituliert vor der Majestät der bezahlten Lettern und läßt stehen (ich überfliege die letzte Seite eines großen wiener Blattes von heute früh): „Hypothekarkredit für alle Art von Grundstücke“, „Eimerfetten-Schwimmbagger, Baggertiefe von zirka drei bis vier Meter“ und dergleichen dutzendfach.

Kleinigkeiten, denkt vielleicht einer. Aber Kleinigkeiten, die sich täglich so und so viele hundert Male wiederholen, schwellen zur Bedeutung an, und werden zu Symptomen von Wesen, Art und Wert einer Gemeinschaft. Der Wiener denkt: „Es geht so ah“, was bedeutet, daß sich auch auf diese Art leben lasse. Ich behaupte: es läßt sich nicht. Ich behaupte, es geht auf die Dauer nicht, daß, wer „trägt“ und „fährt“ sagt, den, ders nicht sagt, für einen Affen, einen Affen, ja für suspekt, für einen fremdümelnden Ausländer hält, und daß, umgekehrt, wer „frägt“ und „kömmt“ spricht, den, ders nicht spricht, als ungebildeten Dummel betrachtet. Ich behaupte, daß der Gegensatz zwischen dem kleinen Mann, dem Handwerker, Greisler und Krämer auf der einen und dem Intellektuellen auf der andern Seite, der Gegensatz zwischen speicherischer Wohlhabenheit und geistigem Proletariat an ihren grammatikalischen Auffassungsdifferenzen täglich neu entzündet, täglich gesteigert und bis zur Gluthitze entfacht wird. Und ich erbringe für meine Behauptung ein erweisendes Argument: als Lueger, der Führer des wiener Antisemitismus, starb, da leitete ein sehr feiner Schriftsteller in seinem Nekrolog den Beginn dieses fabelhaften Aufstiegs davon her, daß Lueger in den Volksversammlungen seine agitierenden Reden mit den Worten begann: „M . . . nmeenz Sean!“ „Und die liberalen Gemeinderäte wurden kleinlaut und fühlten sich sehr beschämt, daß sie nicht so wie Lueger sagen konnten: M . . . nmeene Sean.“

Dieses Herabsteigen Luegers, eines Gebildeten, eines akademisch graduierten Mannes, ist bezeichnend. Es trifft den Kern des Problems, daß er mit einer Verhallhornung der Sprache dem Volk zu schmeicheln glaubte und geschmeichelt hat. Denn der Unterschied zwischen dem Wiener und einem andern Volke (und man braucht da nicht erst außer Landes, sondern nur nach Graz oder Prag zu gehen), zwischen wiener Sprachunrichtigkeiten und andern Sprachunrichtigkeiten ist der, daß der Wiener es garnicht besser lernen und machen will. So und nicht anders ist er zu sprechen und zu schreiben „gewöhnnt“. Andres lehnt sein Rückständigkeitsdünnel ab. Die Gebildeten sind weniger empfindlich, die große Masse ist unbeweglicher; dennoch verrät die Sprache mehr von einem Volke, als ihm selbst angenehm wäre. Und wenn wir erst a) den Weltfrieden, b) den oesterreichisch-ungarischen Ausgleich, c) die Stellung Galiziens und d) die böhmische Sprachenfrage unter Dach haben, dann werden wir uns entscheiden müssen, ob Wien auch fürder in seinem g'müthlich-patschierlich-tolpatschigen Gelabber weiterhaddädeln soll, oder ob es in einer ernsthaften Sprache über die ernsthaften Fragen Europas mitreden will.

# Das Theatergeschäft von Max Epstein

## Rückblick und Ausblick

Es ist eine der vielen überraschenden Erscheinungen des Weltkriegs, daß mitten in der größten Tragödie, die die Menschheit durchlebt hat, das Spiel der Bühne zu einem erfolgreichen Geschäft wird. In drei Kriegsjahren haben sich schwankende Theaterunternehmungen gefestigt, sind Direktoren reich geworden, haben Schauspieler nach und nach wieder unerhörte Einnahmen erzielt. Die dramatische Kunst hat keine Fortschritte zu verzeichnen. Die verbrecherischen Kriegsstücke der ersten Monate sind verschwunden; nur Herman Haller gibt am Kollendorfsplatz im geistigen Anschluß an „Immer feste druff“ noch das Volksstück „Die Gulaschkanoné“. Die künstlerische Ausbeute des Krieges bleibt weiter gering; nur Schickles „Hans im Schnatenloch“ darf auf ernsthafte Beachtung Anspruch erheben und den erfreulichen Erfolg des Kleinen Theaters berechtigt erscheinen lassen.

Die drei maßgebenden Schauspielerektionen haben im dritten Kriegsjahr ihre geschäftliche Stellung konsolidieren können. Max Reinhardt hat in keinem Theater über schlechte Einnahmen zu klagen gehabt. Das Deutsche Theater stand fast ganz im Zeichen Max Pallenbergs. Dieser Schauspieler scheint überhaupt augenblicklich für Berlin die größte Anziehungskraft als Darsteller zu besitzen, wie seine Frau, am Metropoltheater, als Darstellerin. Worin er spielte, das wurde zum Kassensünder. Im übrigen hätte mancher Erfolg besser ausgenutzt werden können, wenn nicht die Zerplitterung der Kräfte und die zweiten Besetzungen, diese wahre Plage der Direktion Reinhardt, die künstlerische und materielle Entwicklung des Unternehmens beeinträchtigten. Auch hat es seine Gefahr, denselben Künstler immer wieder herauszustellen. Das geht mit beliebten Operettensomikern jahrelang. Aber der Spielplan eines erasten Schauspieltheaters muß einseitig und uninteressant werden, wenn er ständig von derselben Persönlichkeit beherrscht wird. Da Reinhardt bei der Größe seines Statts auf große Einnahmen rechnen muß, ist er freilich gezwungen, eine Star-Wirtschaft zu treiben, ohne die man nicht so leicht volle Häuser erzielt. Nächsten Winter wird der Star Moissi heißen. Es besteht nicht die Aussicht, daß dadurch Ordnung in diesen Betrieb kommen wird. Man erlebt es im Deutschen Theater oft, daß Reinhardts Aufführung von der Presse verherrlicht wird, daß die ersten Abende ausverkauft sind, und daß trotzdem das Stück nach kurzer Zeit vom Spielplan verschwindet. So ist es auch der einen oder andern Aufführung des Deutschen Jyllus ergangen. Die Gründe können hier nicht in Kürze erörtert werden. Im Lauf dieses Winters werde ich mich über den Künstler und Geschäftsmann Max Reinhardt, über seine Stellung in der Gegenwart und seine theatergeschichtliche Bedeutung in einem Buche ausführlich genug auslassen. Immerhin ist das abgelaufene Spieljahr charakteristisch für die Vorzüge und Schattenseiten dieser Direktion. In den Kammerpielen mußte der Kassenerfolg aus der Neueinstudierung von Hermann Bahrs „Konzert“ geholt wer-

den, das seinerzeit schon bei Brahm literarische Niederlagen wettgemacht hat. In der Volksbühne sah es wenig erfreulich aus. Der Name Max Reinhardts hat zwar die Mitgliederzahl des Vereins stark erhöht und damit die Möglichkeit einer Gesundung dieses Theaters geschaffen; die künstlerische Ausbeute aber ist recht gering gewesen. Es ist nicht anzunehmen, daß sich Max Reinhardt jetzt noch für das Theater interessiert, das er zum Herbst 1918 doch für immer aufgibt. Bevor man mit Friedrich Raffler abgeschlossen hat, sind auch andre Direktionen für das schöne, aber ungünstig gelegene Haus erwogen worden, und man hat wohl an den oder jenen Theaterleiter Berlins gedacht. Es gibt aber Direktoren, die dem ganzen Unternehmen mißtrauisch gegenüberstehen, weil sie sich mit einigem Recht jagen, daß kein Direktor der Welt in Berlin erreichen kann, was Max Reinhardt, den Presse und Publikum kritiklos bewundern, nicht erreicht hat. Ueber die Direktion Raffler wird man in der nächsten Spielzeit schon klarer sehen. Von der Direktion Reinhardt sind Ueberraschungen kaum zu erwarten.

Barnowstky hat im Lessing-Theater einen großen Erfolg gehabt mit Kogebues 'Beiden Klingsberg'. Im Deutschen Künstlertheater — Korruptionsschnüfflern will ich immer wieder verraten, daß das Haus mir gehört — hat er völlig versagt, weil er offenbar nicht genug Zeit fand, um sich für seine zweite Bühne zu interessieren. Lustspielschlager wie 'Die selige Erzellenz' werden nicht jedes Jahr gefunden, und nur die Einstudierung von Thomas 'Moral' glich das ungünstige Ergebnis bis zu einem gewissen Grade aus. Im Ganzen hat sich die finanzielle Lage beider Unternehmungen gebessert. Man sieht, wie leicht es eigentlich, und namentlich im Kriege, ist, in Berlin ein Theater zu leiten, wenn Kogebues Lustspiel allein imstande war, zwei große Theater über Wasser zu halten. Für die nächste Spielzeit rechnet das Deutsche Künstlertheater besonders auf Herzogs Komödie 'Der Blaufuchs', das Lessing-Theater auf Bassermanns Mitarbeit.

Meinhard und Bernauer haben im Theater der Königgräzerstraße einen guten Abschluß verzeichnen können. Zwar ist die Bilanz dort immer nur relativ zu bewerten. Das Theater ist eigentlich ein literarisches Luxusunternehmen Bernauers. Ein solcher Etat ist bei einem so kleinen Haus, selbst wenn man die Preise noch so sehr steigert, schwer herauszuwirtschaften. Den großen Erfolg brachte übrigens nicht Raffler, obwohl Björnsons 'Paul Vange und Tore Barsberg' ganz gut ging, sondern die Neueinstudierung von Wedekinds 'Erdegeist' mit dem in diesen Blättern hinreichend gewürdigten Fräulein Orska. Vom Standpunkt des Geschäfts ist nach der vespasianischen Grundregel gegen ihre Betätigung nichts einzuwenden. Auch das Komödienhaus haben die beiden tüchtigen Direktoren aus dem Größten herausgearbeitet. Fuldas 'Berlorene Tochter' war ein Zugstück, und da das Haus verhältnismäßig billig ist, ist das Ergebnis befriedigend. Das Berliner Theater, der Stammsitz und das größte Haus der Generaldirektion, ließ zunächst Befürchtungen aufkommen. Mit der Patentpöffe wollte es im ersten Teil der Spielzeit nicht recht gehen. Dann aber brachte der zweite Teil

der Spielzeit einen richtigen Schlager, der vielleicht auch noch für einen Teil der nächsten Spielzeit reichen wird.

Die großen Gewinne haben aber nicht die Schauspielhäuser erzielt, sondern die Operntheater. Der verhältnismäßig größte Erfolg war wieder dem Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater beschieden, dessen Direktor Gustav Friedrich als einziger im Krieg reich gewordener Bühnenleiter sein 'Dreimäderlhaus' noch zwei Jahre wird geben können. Die Einnahmen im Sommer übertrafen zum Teil, trotz den Weihnachtstagen, die Dezember-Einnahmen. Es scheint, daß das Stück erst im Aufblühen ist, und daß die nächste Spielzeit die ganz großen Einnahmen bringen wird. Da ich mich bei meinen Hoffnungen und Befürchtungen grundsätzlich jeder aesthetischen Kritik enthalte, so kann ich nur feststellen, daß es in Berlin immer noch möglich ist, sich als Theaterdirektor in Einer Spielzeit ein Vermögen zu schaffen. Die größten Einnahmen aller Theater hat das Metropol-Theater durch die Aufführung von Kalmans 'Czardasfürstin' gehabt. Man darf mit einer Normaleinnahme von etwa sechstausend Mark für jeden Abend der ganzen Spielzeit rechnen. Dabei ist die Anziehungskraft des Stückes ganz ungebrochen. Und wenn das Metropol-Theater diese Operette nächsten Winter in dem hinzugepachteten Herrnsfeld-Theater spielt, so wird es auch dort dreihundert ausverkaufte Häuser haben. Das Stammhaus aber wird sich mit Leo Falls anderswo schon erprobter 'Rose von Stambul' und der neuen Operette Kalmans trösten.

Auch die Direktion Kren hat ein sehr gutes Ergebnis aufzuweisen. Es gelang, mit dem 'Soldaten der Marie', einem zunächst keineswegs sensationell aussehenden Erfolg, einen Schlager zu schaffen, der nicht nur Wien und die deutsche Provinz beglückt, sondern auch für einen mehr oder minder großen Teil der nächsten Spielzeit reichen wird. Wenn dann noch die nächste Operette derselben Autoren nicht schlechter ausfällt, so wird der gewandte Jean Kren so gut wie in dieser Spielzeit auf einen Saisonserfolg im Thalia-Theater verzichten können.

Ins Theater des Westens hat Thielscher gezogen. Die Solidität, mit der in diesem Theater gearbeitet wird, verbürgt eine ruhige Existenz auch im neuen Theaterjahr. Inzwischen sind die drei kleinen Bühnen: Residenz-Theater, Trianon-Theater und Lustspielhaus weiter im Abstieg begriffen. Zwar gelang es in allen drei Theatern die Häuser zu füllen, aber die geschäftlichen Mittel und die künstlerischen Leistungen sind derart, daß man sich mit diesen Bühnen nicht mehr ernstlich befassen kann.

Die Varietés haben eine weniger gute Zeit gehabt. Reinhardt hat im Wintergarten keine übermäßigen Erfolge erzielt. Im Palast-Theater spricht man von Veränderungen, und im Apollo-Theater hat sich der Direktor Steiner in höchst unliebenswürdiger Weise von seinen Geldleuten verabschiedet.

Die halb städtischen Theater, das Deutsche Opernhaus und die Schiller-Theater, haben sehr volle Häuser gehabt, ohne freilich im Ganzen auf gute Ergebnisse hindeuten zu können.

Die Kinos haben sich mittlereile in der Gunst des Publikums so festgesetzt, daß man nicht mehr gegen sie schreiben kann, ohne sich lächerlich zu machen, und daß man höchstens an ihrer Verbesserung arbeiten muß. Glücklicherweise aber schaden sie der Entwicklung des Theaters nicht mehr und haben ihr eigenes Publikum gefunden, das wir ihnen gern überlassen.

So haben die Privattheater die Schrecken des Krieges erschreckend gut überstanden, und selbst die königlichen Theater können mit außerordentlich vielen ausverkauften Opern- und Schauspiel-Aufführungen aufwarten. Wir aber wollen wünschen, daß der Aufschwung des Theaters durch baldigen Friedensschluß ins Stocken gerät, und daß bereits die nächste Betrachtung mehrere Monate hinter die allgemeine Ausöhnung der Völker fällt.

---

## Gewalt der Musik von Alfred Polgar

Aus der Bauernhütte kam von hinten der Klang der Mundharmonika. Ein trauriges, sehnüchtiges Lied. Die beiden russischen Soldaten im Schützengraben wickelten sich tiefer in ihre Mäntel, horchten stumm, den Blick starr zum schneeweißen Abendhimmel gerichtet. Heimat, Frau und Kind sahen sie, der vertraute Duft von Wald und Wiese schwang mit den Klängen der Mundharmonika herüber. Sehnsucht bohrte sich spitz ins Herz der Lauschenden, und finstere Wut stieg auf gegen den Feind, der sie fernhielt vom Blick des Friedens. Jetzt glitt die Melodie in ein marschähnliches, tapfer klingendes Motiv über, so wie „Auf, auf, Kameraden!“ etwa. Die beiden Soldaten packten ihre Gewehre fester. Der heftige Klang riß alle Wildheit los, die in ihrem Blut verankert war. Der Rhythmus hegte sie wie mit Sporn und Peitsche, der Vierteltakt hämmerte ihre Herzen hart. „Du sollst uns noch kennen lernen, verdammt . . .!“ dachten sie; und daß es doch schön und herrlich sei, für Rußlands Ehre zu fechten, und an die blinkende Medaille mit des Zaren Bildnis, und an die Heimkehr, blumengeschmückt, dahinsiegelnd auf einem blauen, bis zu den Sternen hinan „Triumph“ rauschenden Ozean. Ihre Augen glänzten, ihr Puls schlug hart, und sie lächelten. Da endete die Musik . . .

„Bruder“, sagte der eine Soldat zu dem Kameraden, der grade in den Schützengraben kletterte, „er soll weiterspielen!“

„Wer ist es denn? Einer von unsrer Kompanie?“ fragte der andre.

„Nein, die ungarischen Gefangenen singen. Den ganzen Abend singen sie. Kennst du das Lied nicht? Es ist ein Husarenlied, uralte. Wie ich in Debreczen beim Varietés war, hab ich es jede Nacht fünfzigmal gehört. So geht es: „O du süße, heilige ungarische Erde! Eine Handvoll deiner goldenen Krume sollen sie mir außs Herz legen, eh' sie den Sarg zunageln . . .“, und dann heißt es weiter: „Bei Schwert und Lanze, bald glänzt eure Spitze rot wie der Liebsten Seidentüchlein. Russenköpfe rollen über den Acker wie Kürbisse. Bravo, mein Sohn! Sagt der Rittmeister und bei jedem Sprung des Pferdchens schlägt der



Säbel lustig den Takt an dem Stiefelschaft . . . ' So ungefähr geht es.  
Die Ungarn werden ganz wild, wenn sie's hören . . . "

Da ging das Lied drüben wieder an. Das Lied von der heiligen ungarischen Erde. Und die russischen Soldaten weinten vor Sehnsucht nach ihrer Heimat. Dann sangen sie drüben ein Treuelied für ihren König. Und das rührte die Russen so, daß sie ihr Gebetbuch aus dem Rucksack nahmen und das eingeklebte fettfleckige Zarenbild küßten.

Obzwar der Komponist ausdrücklich den König von Ungarn gemeint hatte.

---

## Gedichte von Albert Ehrenstein

### Vergißmeinnicht

Ich komme von meinem Grabe,  
Schnee erstarrt mich zu Eis,  
„Rast, rast!“ meckert störrisch das Pflaster,  
Frost umfiebert mich heiß.

Ich zerriß die tausend Gefänge,  
führt keiner zum lieben Ort,  
mein Mädchen, vermengt dem Gedränge,  
mit Andern wandert sie dort.

Die gern meine Liebe still küßte,  
in die Ferne mein Unstern spülte,  
nie schrieb sie mir ein Wort.

Nordabend ist dunkler worden,  
mein Schatten wird mich morden,  
vor morgen sterb ich fort.

### Im Glendstall

Daß ich einst ins Wasser blies,  
nichts weiß das Meer davon,  
daß sie mich Herzliebsten hieß,  
nichts weiß ihr Sinn davon.

Durch mich wühlt Weh; im morschen Boot  
bald sinken meine Augen,  
die Hände hebt mir hoch die Not,  
ich fühl den Tod am Herzen saugen.

Der Stokwind weht sein altes Lied,  
er darf die Blätter fangen.  
Um tote Tage irr ich müd,  
vergangen bleibt vergangen.

# Der Sieg des Kartellgedankens von Vindez

Die Zusammenschluß-Bestrebungen in deutschen Handels- und Gewerbetreiben sind vor dem Kriege von nicht gering zu schätzenden Stellen heftig bekämpft worden. Man glaubte, von der Zusammenfassung der Kräfte — sei es durch Absatzorganisation (Syndikate) oder durch Bildung von andern Verbänden mit Zwangsbefugnissen (Konditionenkartelle und Preisconventionen) — eine Bedrohung des freien Handels, der Existenz des einzelnen, schwer ringenden Kaufmanns befürchten zu müssen. Zumeilen spielte in die Bekämpfung der Zusammenschluß-Ideen wohl auch etwas Doktrinarismus mit hinein; die von der Freihandels-Schule und dem Wirtschafts-Liberalismus her übernommene Lehre von dem ungehemmten Spiel der Kräfte, der freien Betätigungsmöglichkeit jedes ehrlichen Erwerbs schien manchem in unlösbarem Widerspruch zu stehen zu der straffen Normierung der Handels- und Absatztätigkeit eines ganzen Gewerbes, die von den Syndikaten und Kartellen angestrebt wurde. Solange sich der Kampf gegen die neuen Tendenzen im Wesentlichen noch gegen die Syndikate in der Schwerindustrie, auf dem Kali-Markt und dem besonders eigenartig liegenden Zement- und Ziegelei-Gewerbe richteten, blieb die breite Öffentlichkeit, und blieben auch weitere Kreise des Handels- und Gewerbestandes ohne lebhafteres Interesse dem Für und Wider der Meinungen gegenüber. Das sollte sich aber ändern, als der Verbandsgedanke immer stärker sich ausdehnte und mit großer Schnelligkeit zuerst auf fast alle Fabrikationszweige und in der Folge (teilweise in ursächlicher Folge) auch auf den eigentlichen Handel und zwar vorwiegend auf den Großhandel übergriff. Jetzt spürte man die Tätigkeit und die Eingriffe der Organisationen fast auf dem gesamten Gebiete der Güter-Produktion und des Güter-Absatzes. Die „Ringe“ der Fabrikanten und Großhändler setzten Verkaufs-, Lieferungs- und Zahlungsbedingungen, setzten Preise und neue Handelsbräuche für den gesamten Verkehr mit ihrer Kundschaft fest, durch Uebereinkommen unter einander garantierten nahe-stehende Verbände, namentlich solche, die im Lieferanten- und Großabnehmerverhältnis zu einander standen, sich gegenseitig ihre Bestrebungen und ihren Bestand: dadurch nämlich, daß sie die Außenseiter und die Widerspänstigen in ihren Reihen von der Belieferung ausschlossen oder ihnen nur unter erschwerten Bedingungen verkauften. Der bisher „freie“ Produzent und Großhändler sah sich plötzlich vor die Wahl gestellt, entweder der Organisation seines Gewerbes beizutreten und damit deren Vorschriften über den Verkehr mit den Kunden für sich als bindend anzuerkennen, oder abseits zu bleiben und sich der Gefahr der „Sperr“ auszusetzen, was für ihn, jenachdem ob er Abnehmer oder Lieferant war, entweder den Warenbezug oder die Absatzmöglichkeit hemmte.

Eine nachhaltige Förderung fand der Gedanke der Verbandsbildung durch die Rechtsprechung des Reichsgerichts, das sich in stehender Uebung dahin aussprach, daß die Sperr zur Erzwingung des Eintritts in eine Berufsorganisation nur dann als gegen die guten Sitten verstoßend und unzulässig anzusehen sei, wenn dadurch die Existenzmög-

lichteit des Gesperreten vollständig untergraben werde. Meist hob aber die Sperre für den Betroffenen die wirtschaftliche Existenz nicht auf, sondern bedrohte sie nur in den Grundlagen. Der Erfolg war schließlich der, daß immer lückenlosere Kartellbildungen zustande kamen, und die Konventionen legten sich als ein Netz über das gesamte Wirtschaftsleben, soweit der Waren-Abatz in Betracht kam. Mit letzter Wucht lasteten die vielen von den Verbänden der Rohstoffherzeuger, der Weiterverarbeiter und der Großhändler aufgestellten Zwangsbestimmungen naturgemäß auf dem Kleinhandel, der gewissermaßen die Basis der Pyramide bildete und alles zu tragen hatte, was eine der ihm vorgelagerten Wirtschaftsgruppen — zu allernächst natürlich im eigenen Interesse — zu beschließen für gut befunden hatte oder noch befinden würde.

Beim Kleinhandel war es denn auch vornehmlich (wenngleich nicht ausschließlich), wo dem Gedanken der Verbandsbildung und seiner Ausbreitung der meiste Widerstand entgegengesetzt wurde. Man fürchtete hier, allzusehr der Willkür der tausendfach gegliederten Lieferantenverbände ausgesetzt zu sein, und vergaß freilich dabei, daß auch bei den Verbänden die Bäume nicht in den Himmel wachsen konnten, weil schließlich an der Aufrechterhaltung der Kraft eines leistungsfähigen Detailhandelsstandes jeder einzelnen Gruppe, die den Detaillisten letzten Endes versorgte und deshalb brauchte, dringend gelegen sein mußte. Immerhin brachten die Proteste der Abnehmer es dahin, daß kurz nach Ausbruch des Krieges die preußische Regierung in einer großen Aktion gegen die „Uebergrieffe der Konventionen“ Stellung nahm. Man fürchtete damals auch an maßgebender Stelle von den inzwischen sehr mächtig gewordenen Verbänden eine das Gemeinwohl und namentlich den Handel, damit schließlich auch den Konsumenten schädigende Wirksamkeit, und man glaubte es nötig zu haben, der Machtentfaltung und dem Machtbewußtsein der Konventionen einen Riegel vorzuschieben.

Das war vor drei Jahren; und inzwischen hat der Verbandsgedanke rastlose Fortschritte gemacht. Gerade während des Krieges wurden sich die Berufsgenossen sehr vieler Gewerbszweige über den greifbaren Nutzen des Zusammenhaltens gegenüber den Gruppen, mit denen sie wirtschaftlich nach oben und nach unten Verbindung hatten, klar; der immer enger eingeschränkte Markt forderte zu einheitlicher Stellungnahme den lebenswichtigen Fragen der Bedarfsdeckung und der Absatzregelung gegenüber gradezu heraus, und zu alledem war ein geschlossenes Auftreten vor dem größten Auftraggeber im Kriege, dem Reiche selber, von unendlich stärkerem Nutzen für die weitaus überwiegende Zahl der Interessenten, als das Vereinzeltbleiben der Unternehmer. Am Ende sah die Staatsgewalt selber den großen Vorteil ein, der ihr daraus erwuchs, statt mit den einzelnen Lieferanten einer Industrie- oder Handelsgruppe mit einer Organisation zu verhandeln, die das ganze Gewerbe in sich schloß und vertrat: und so geschah das Merkwürdige, daß derselbe Staat, der zu Beginn des Krieges gegen das Verbandswesen, voller Mißtrauen, mit allerhand Verböten einzuschreiten durchaus bereit war, im Verlauf des Krieges selber zu Verbandsbildungen die An-

regung gab, ja schließlich so weit ging (wie noch unlängst zum Beispiel durch die Reichsbeleidungsstelle), zu erklären, daß er mit Einzelunternehmern über Lieferungen überhaupt nicht mehr verhandeln werde, sondern nur noch mit ganzen, in Verbände zusammengeschlossenen Industriezweigen. Dadurch wollte der Staat sich, wie ohne weiteres erhellt, einerseits die Arbeit erleichtern, andererseits die Verantwortung mindern: denn die Verteilung der Staatsaufträge auf die einzelnen Unternehmungen lag nunmehr den Verbänden ob, die ihrerseits wiederum ein eigenes Existenzinteresse an der gerechten Verteilung der Aufträge hatten. Der Nachteil für den Berufsgenossen, der außerhalb der Verbände blieb, wurde bei dieser Lage der Umstände besonders deutlich. Denn wenn auch die Behörde regelmäßig verordnete, daß sämtliche, also auch die nicht organisierten Berufsgenossen bei den Auftragsverteilungen durch die Verhandlungsorgane zu berücksichtigen seien, so war es dennoch sicher, daß die Verbandsmitglieder aus Gründen tatsächlicher Natur bei allen guten Gelegenheiten die Vorhand hatten.

So sahen wir während des Krieges die Kartellierung des deutschen Gewerbes einen vorher nicht geahnten Umfang annehmen; und nachdem die Dinge so weit gediehen waren, konnte es kaum noch wundernehmen, daß die Staatsbehörden am Ende einen Schritt weiter in der jetzt Allen erkennbar gewordenen Richtung taten und dazu übergingen, zwangsweise den Zusammenschluß oder, was dem nahe kommt, die Zusammenlegung innerhalb bestimmter Gewerbebezüge zu verfügen. Die Drohung mit dem Zwangszusammenschluß in der Kohlen-Industrie ist zwar nur eine Drohung geblieben (weil die beteiligten Kreise ihr schnell nachgaben); aber das Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst hat die Vereinigung und Zusammenlegung von Betrieben zu einer offiziellen Angelegenheit gemacht; danach können unter dem Gebot des Staates wahre Zwangshindikate entstehen. Ein Beispiel dafür bieten die jüngst geschaffene Schuhhandelsgesellschaften, und man hört bereits, daß in andern Berufszweigen, so im Hotelgewerbe (man munkelt auch von den Schauspielunternehmungen), ähnliche Staatseingriffe bevorstehen.

Dieser Entwicklung der Dinge gegenüber ist es von besonderem Interesse, daß während des Krieges die Erkenntnis vom Wert des organisierten Zusammenschlusses auch auf den Detailhandel grundlegend übergegriffen hat. Eine tatkräftige Bewegung ist im Gange, um die Ladengeschäfte, namentlich die im Textilgewerbe, zu einer Einheit zusammenzutun und sie als einen geschlossenen Block, also als eine Macht, den Lieferanten-Organisationen gegenüberzustellen. Mögen auch die Begleiterscheinungen bei der Gründung dieses neuesten, und wie es heut scheint, wichtigsten Zusammenschlusses nicht immer sehr erfreulich gewesen sein: festzustellen bleibt, daß in der Gründung dieses Detailhandelsbundes der vorläufige Abschluß einer umfangreichen und entscheidenden Bewegung im deutschen Wirtschaftsleben zu erblicken ist, deren Weiterentwicklung uns auf die nach dem Krieg unser harrenden Bahnen der öffentlichen Wirtschaft führt.

# Antworten

**D. U.** Sie ärgern sich an dem Landsturmmann, der hier am ersten August dem Hinterland die Leviten gelesen hat. Auch der geschundene ‚Marshas‘ ärgert sich und beweist durch kläglich ohnmächtiges Geschimpf, daß man ihn zu Recht geschunden hat. Ihre Einwände aber lassen sich hören. „Wenns wirklich unter den daheim Befindlichen (nicht ‚Gebliebenen‘, wie man so häufig liest) welche gibt, die auf den ‚gemeinen Mann‘ herabsehen — nun, so scheiden diese, denke ich, von selbst aus der Diskussion unter anständigen Deutschen aus. Aber, finde ich, man begegnet einer andern höchst seltsamen Form des Hochmuts in letzter Zeit recht oft: der Zivilist gilt nichts, der Mann im Felde alles, und dieser meint, jener dürfe überhaupt nicht mitreden. Nervosität, in drei Jahren immer ärger geworden? Mag sein; aber deshalb geschieht da doch ein Unrecht. Ihr Leute im Felde, meint ihr, daß es unter allen Umständen angenehm ist, als D. U.-Zivilist herumzulaufen? Kann der denn dafür, daß er nicht ‚draußen‘ dabei ist? Was soll er denn tun, wenn er nach so und so vielen Musterungen D. U. geblieben? Wollt und dürft ihr ihn geringer achten, wenn er in seinem Beruf, in der Kriegswirtschaft oder im Hilfsdienst sich nützlich macht? Steht eine Tätigkeit denn höher als die andre? Mich dünkt, sie ergänzen einander. Mag jeder auf dem Posten, der ihm zugewiesen, seine Pflicht erfüllen. Dann werden wirs schaffen! Und das Monatseinkommen von 15,90 Mark? Ei, da stimmt etwas nicht. Wirst du, mackerer Krieger, nicht auch verpflegt, hast du nicht Kleidung, Schuhzeug und Wohnung? Schau den jungen ledigen Mann im Hilfsdienst an. (Auch ich war dabei, der ‚Schreiber dieses‘.) Täglich acht Stunden Arbeit (ohne Mittagspause), manchmal viel mehr und die Entlohnung? Vier Reichsmark. Davon muß der ganze Lebensunterhalt bestritten werden. (Bei den gegenwärtigen Preisen ein Kunststück.) Nun sag, wer von uns Beiden hat das größere Einkommen? Aber wir wollen nicht streiten. Laßt uns nicht gegen, sondern mit und für einander arbeiten und des Kriegers Hand den Dolch entwinden, den er — allzu rasch — gegen den Zivilbruder in der Heimat gezückt hat.“

**Georg Caspari.** Ich kann nicht alles wiedergeben, was mir über das Münchner Theaterleben vorgejammert wird. Aber wie ich selbst lieber lobe als tadle, so höre und verbreite ich gern Ihre kleine Kundgebung. „In der deutschen Musikgeschichte wird der zwölfte Juni 1917 ein wichtiges Datum bleiben. Für München bedeutet er aber wirklich wieder einmal nach langer Zeit die Rechtfertigung des Beinamens ‚Kunststadt‘. Wer Opernverhältnisse kennt, für den ist es fast ein Rätsel, daß es möglich war, eine Oper wie ‚Pelestrina‘ vorzubereiten, während ein Spielplan durchgeführt wurde, der beinahe alle wirklich lebensfähigen deutschen Opern von Weber bis zu den Jüngsten brachte und bringt. Kein andres Opernhaus in Deutschland hat die Stiefkinder des breiten Publikums: die ‚Cyprianthe‘ und den ‚Barbier von Bagdad‘, den ‚Armen Heinrich‘ und den armen ‚Hans Heiling‘ dauernd im Repertoire. Das keimende Frühjahr hatte den seit Dezennien schlummernden ‚Heiling‘ unter Bruno Walters Leitung zu neuem Leben erweckt. Danach ist unbegreiflich, daß diese Oper nirgends mehr zu hören war, daß Berlin seinen herrlichen Bariton von Hoffmann über Berger und Fossell zu Schwarz diese blühendste aller Bariton-Partien nie anvertraut hat. Von allen Schlacken gereinigt, erstand hier die Partitur im neuen Gewande, und Herr von Franckenstein durfte seinen vier Hauptdarstellern mit dem Publikum zujubeln, denn alle vier waren von ihm auf ihre Plätze berufen. Erst nach fünf Jahren, der üblichen Theaterkontraktzeit, kann ja ein neuer Leiter zeigen, wo er hinaus will. Die Erbschaft, die Franckenstein angetreten hatte, war nicht durchweg beneidenswert. Wohl waren Kräfte wie Knote und Feinhals, Bender und Bosetti als Stützen der Aufführung-

gen dem Institut ganz oder teilweise verpflichtet; aber er hatte doch aus der Mottl-Speidel-Zeit manches übernehmen müssen, was das Budget belastete, ohne zu erfreuen. Jetzt hat langsam der Nachwuchs das Feld erobern können. Heilings Mutter, die Königin der Erbauerin, Fräulein Willer, eine der musikalischsten Sängerinnen der deutschen Bühne, die Freude aller jungen Komponisten, in deren Opern sie mit Vorliebe mitwirkt, hat die Leitung aus dem Chor herausgeholt. Ein frischer Spieltenor Gruber kam vom Gärtnerplatz-Theater, Fräulein Reinhart, die keuscheste Pamina-Stimme, aus Breslau, und der Heiling selbst, der junge Bariton Schipper mit blühendem Demuth-Limbre aus Wien. Mit dieser jugendlich begeisterungsfähigen Schar — zu der noch der Tenor Erb und das kleine Fräulein Jovogin, die schnell, vielleicht zu schnell, die Welt erobern will, gehören — ließ sich auch der Palestrina wagen. Was ist mit ihm? Aus allen Kritiken über diese Oper tönt immer wieder die Klage über den zweiten Akt, der das Tridentiner Konzil darstellt. Sicherlich weiß auch Pfizner, daß dieser zweite Akt nie die Wirkung des ersten erreichen kann, worin dem um sein Werk ringenden Palestrina die Englein die Messe vorsingen, eine der schönsten Ideen, die je ein Operntextdichter gehabt hat. Aber der größte Bewunderer des Palestrina, Max Schilling, hat nicht unrecht, wenn er verlangt, daß jedem Theaterzettel dieser Oper die Geleitworte Schopenhauers vorgedruckt werden, die Pfizner auf seine Partitur geschrieben hat: „Dieses intellektuelle Leben schwebt, wie eine aetherische Zugabe, ein sich aus der Gährung entwickelnder wohlriechender Duft über dem weltlichen Treiben, dem eigentlich realen, vom Willen geführten Leben der Völker, und neben der Weltgeschichte geht schuldlos und nicht blutbesleckt die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaft und der Künste.“ Es ist selten bei all den sichtlichen Versuchen, Künstler und Welt dramatisch einander gegenüberzustellen, so schlagend operiert worden wie hier: ein Meister der Tonkunst läßt sich von göttlichen Gnaden zu einem Werk inspirieren, das ihm in der Welten innerster Einsamkeit gelingt — und auf dem hochpolitischen Tridentiner Konzil streitet man um die Plätze, um Diäten und Bezüge. Vom weltlichen Treiben kommen wir angewidert, und blutbesleckt in Künstlers Zelle zurück, erleben sein „Lamento e Trionfo“, wie es Liszt nannte, hören die „Evviva Palestrina“, die Glocken Roms, die die Messe ausläuten, die Segnung des Papstes, der dem Fürsten der Musik aller Zeiten huldigt, und hören das Glodengeläute Roms übergehen in das Spiel Palestrinas, der, voll Dankbarkeit an seinem Harmonium sitzend, den Blick auf das Bild seiner verstorbenen Lebensgefährtin gerichtet, die letzten herrlichen Worte spricht, die Pfizner zuerst vertont hat: „Nun schmiede mich, den letzten Stein an einen deiner tausend Ringe, du Gott — und ich will guter Dinge und friedvoll sein.“ Wie freilich wird diese Oper, deren Uraufführung in München eine ganz große künstlerische Tat war — nur möglich durch zwei so grundernste, kunstbegeisterte Naturen wie Franckenstein und Walter — Allgemeingut werden. Aber diesem und jenem wird sie zum Erlebnis, und Gestalten und Klänge dieser Schöpfung werden nicht mehr aus unserm Leben fortzudenken sein, wie Fidelio oder Beethovens letzte Quartette. Es war wohl ein Symbol, daß Franckenstein das allgemein bekannte Wagnerfestspiel-Plakat für die Pfizner-Woche benutzte: er wird in Zukunft nicht mehr willens sein, diese sogenannten Wagnerfestspiele Jahr für Jahr zu bringen. Aufführungen, die schließlich in Berlin, Wien und Dresden dank der größern Subvention und den erlesenern Kräften tädlich besser zu haben sind. Künftig wird den jungen Tondichtern ein Platz an der Sonne gewährt werden müssen, und das sommerliche München, zu Friedenszeiten auch ohne Festgepränge im Festeskleid, und das Prinzregenten-Theater sind der Boden, auf dem sich Festspielwochen mit neuen Werken oder Neueinstudierungen alter vergessener Werke zu fruchtbaren Veranstaltungen entwickeln können. Den Uebergang aber zu den neuen Zielen konnte man nicht würdiger herstellen als mit der Pfizner-Woche. Dank Franckenstein und lieber Bruno Walter!“

## Ein Blindgänger von Germanicus

Wir haben nie verheimlicht, daß unsrer Meinung nach der Nachfolger Bethmann Hollwegs, wenn er nicht zugleich konsequente Demokratie und internationale Verständigung will, im Wesentlichen auf die Politik seines Vorgängers festgelegt ist. Wir haben die Notwendigkeit des Kanzlerwechsels, die uns der Juli dieses Jahres gebracht hat, nie zugegeben, wir haben aber immerhin anerkannt, daß ein Mann, der ohne jede politische Vergangenheit auf den Plan trat, etliche Aussichten haben konnte, die Reibungsflächen, deren Beseitigung Bethmann leider nicht gewagt hatte, wenigstens um einige zu verringern. Wir haben den Kanzlerwechsel nur als eine Personalregie bewertet. Tatsächlich machte sich denn auch in den ersten Wochen der neuen Kanzlerschaft eine gewisse Erleichterung der Lage bemerkbar. Die Politik Bethmanns wurde zwar fortgeführt, einfach darum, weil eine andre zu machen jede Möglichkeit fehlte; aber es schien so, als würden sich die Geschäfte und selbst die Konflikte unter der Leitung des neuen Mannes ein wenig bequemer abwickeln lassen. Auch damit ist es nun vorbei. Der schwere Zusammenstoß, den Michaelis Mittwoch, am zweiundzwanzigsten August (Geburtstag des deutschen Parlamentarismus), im Hauptausschuß herbeigeführt hat — dieser Zusammenstoß hat dem neuen Kanzler die Unbescholtenheit genommen, die ihm allein bis dahin wenigstens eine gewisse, eine psychologische, eine verkehrstechnische Daseinsberechtigung gegeben hatte. Selbst Bethmanns heftigste Gegner werden zugeben müssen, daß auch er den Konflikt, der sich da aufstaut, nicht unheilvoller hätte hervorbrechen lassen können. Es wird aber nicht an Erfahrenen fehlen, die der Meinung sind, daß Bethmann Hollweg sich in die Beilichtheit des Mittwoch kaum hineingebracht, daß er ihr gegenüber aber jedenfalls ein andres Format gezeigt haben würde. Wenn wir das hier feststellen, so geschieht es gewiß nicht, um dem fünften Kanzler eine schwärmerische Huldigung darzubringen; es geschieht nur, um zu zeigen, daß die Vorzüge, die den Ersatz durch Michaelis noch halbwegs rechtfertigen konnten, dahingeschwunden sind. Es ist heute ganz klar, daß alles, was Michaelis während seiner Kanzlerschaft getan hat, von Bethmann kaum anders getan worden wäre — eine Einsicht, die zeigt, daß nicht maßgebende politische Gründe jenen Kanzlerwechsel verursacht haben, eine Erkenntnis, die uns durch die Feststellung, daß wir heute noch genau dort stehen, wo wir an der angeblichen Reichswende jener Julitage gestanden haben, fast erschüttert. Es wäre zwecklos, zu erwägen, ob nicht ganz im Gegenteil Bethmann Hollweg die innere Demokratisierung und die Herbeiführung eines Ausgleichfriedens unter den inzwischen eingetretenen Umständen besser gefördert hätte, als dies geschehen

ist; es genügt, daß das Wenige, was Michaelis auf beiden Gebieten ohne Zweifel getan hat, durch den Vorgang am Mittwoch so gut wie ausgelöscht worden ist. Abermals droht ein sich nicht verstehendes Nebeneinander von Regierung und Volksvertretung, und abermals können unsre Feinde die deutsche Politik der Doppelzüngigkeit bezichtigen. Wobei man nicht vergessen sollte, daß gerade die Wochen, die unter dem moralischen Druck der päpstlichen Botschaft stehen, für solche Entfleisung doppelt unangenehm sind.

Der Zusammenstoß im Hauptauschuß war kein Zufall; er mußte kommen. Nicht nur die Eingeweihten — alle Urteilsfähigen wußten, daß die Krise, die durch die Ausbootung Bethmann Hollweges beigelegt werden sollte, nicht beigelegt war und nicht beigelegt werden konnte, solange nicht ernsthaft und ehrlich den berechtigten und durch einige wohlwollende Gesten nicht zu dämpfenden Ansprüchen des Volkes und seines Parlaments volles Recht wurde, solange nicht aus jeder Handlung der Regierung eindeutig hervorging, daß sie sich nicht zum mindesten bemühte, die Politik des neunzehnten Juli, wie sie in der Mehrheitsresolution festgelegt worden ist, wirklich und entschlossen durchzuführen. Gleich jener erste eingeschachtelte Zusatz, den Michaelis seinem Bekenntnis zur Mehrheitsresolution anheftete, bewirkte Verwirrung und Mißtrauen. Der schwere Fehler freilich, der durch diesen Satz gemacht worden ist, hat durch das Bekenntnis des Kanzlers, daß er ihn mit den Vertretern der Mehrheitsparteien nicht abgesprochen, daß er ihn vielmehr willkürlich hinzugefügt habe, erst seinen besondern Akzent und eine recht peinliche Verschärfung bekommen. Das kann doch unmöglich die vom deutschen Volke für seinen politischen Führer begehrte Stärke gewesen sein, Abmachungen mit dem Parlament einseitig abzuändern. Wozu solche Experimente führen mußten, hat sich ja nun gezeigt. Das Bekenntnis des Kanzlers aber erklärt einigermaßen die Reckheit, mit der die nach rechts orientierte Absonderung vom ersten Tage an das „Wie ich sie auffasse“ benutzt hat, um der Zustimmung des Kanzlers zur Mehrheitsresolution jede Bedeutung zu nehmen. Die Herren um Westarp und Reventlow werden wohl die Geburtsgeschichte des Zusatzes gekannt haben. So konnten sie wagen, von vorn herein den neuen Kanzler für sich und ihr Politik in Anspruch zu nehmen, und so zwangen sie ihn immer wieder (ganz wie Bethmann, nur ein wenig anders manciert), zwitterige Worte zu machen. So kam es, daß schließlich Michaelis selbst vergessen konnte, welche Auffassung die Mehrheit von seinem Bekenntnis ihrer Friedensresolution haben mußte, und so wurde der neue Kanzler unter die Notwendigkeit gebeugt, durch die kurze Lehrzeit einer Frühstückspause aufgeklärt, sich zum zweiten Mal, allerdings wiederum nicht ohne Einwandsmöglichkeit, zum Willen der Mehrheit zu bekennen. Daß nach solcher Methode der Siegesmarsch eines neuen Deutschland nicht vollzogen werden kann, dürfte einleuchten. Was soll nun geschehen?



Wir stimmen selten mit dem überein, was Georg Bernhard sagt. Aber diesmal müssen wir ihm beipflichten. Er schrieb am Tage nach jener verhängnisvollen Sitzung: „Der Reichskanzler hat mit seinem gestrigen Verhalten unfres Erachtens einen politischen Fehler gemacht, der durch keinerlei Erörterungen mehr von seiner Seite in Ordnung zu bringen ist. Jetzt zeigt sich deutlich die Richtigkeit dessen, was wir bereits neulich betonten: daß die Reichstagsmehrheit selbst die Verantwortung für die Politik dem Ausland gegenüber übernehmen muß. Man darf weder im Inlande noch im Auslande den Glauben bekommen, daß unkontrollierbare Kräfte an dem Reichskanzler herumzerren und ihn bald etwas mehr nach dieser, bald etwas mehr nach jener Seite zu beugen trachten.“ Das ist sogar das Mindeste, was geschehen muß; es wäre verbrecherischer Leichtfinn, wollte das deutsche Volk nicht alles daran setzen, sich selbst, aber auch seinen gegenwärtigen Feinden die Gewißheit beizubringen, daß die deutsche Politik durch konstante und vom Volkstrauen getragene Faktoren gemacht wird. Der Vorwurf der Wantelmütigkeit und der schiebenden Rabulistik muß von uns genommen werden. Dies kann nur geschehen, wenn über jene Elemente, die unsern bisherigen Kriegeregierungen den gradlinigen Vormarsch an der Spitze der Mehrheitsgruppen unmöglich gemacht haben, hinweggeschritten wird. Was Bethmann Hollweg und Michaelis nicht fertiggebracht haben, wird einem entschlossenen Parlament, das hinter sich ein wissendes und durch nichts zu beirrendes Volk lebendig weiß, schon gelingen. Der Blindgänger haben wir jetzt genug; die Zeit ist überreif für Volltreffer.



Wir bekennen gern, daß Michaelis der Entente einige schwere Schäden zugefügt hat. Die vor aller Welt gemachten Enthüllungen über die gegen uns, Oesterreich und die Türkei gerichteten Raubpläne haben ohne Zweifel der französischen Regierung Unbequemlichkeiten bereitet, die russische Revolution neu alarmiert und Englands unmodifizierten Imperialismus als eine Gefahr für alle und jeden unter Scheinwerfer genommen. Es wäre ein verhängnisvoller Fehler, wollte der Kanzler unfre so durch ihn selbst erleichterte diplomatische Situation wieder belasten. Vorgänge wie die im Reichstagsauschuß und noch mehr die abwegigen Operationen, die ihnen vorangegangen sein müssen, bewirken aber notwendig Selbstzersehung und stärken nicht weniger das Gefühl der westpolitisch geübten westlichen Demokratien, uns überlegen zu sein. Wir bedürfen mehr denn je der Klarheit und der Festigkeit. Die Politik der Frühstückspause und der Windrose würde uns vernichten. Es gibt nur Einen Weg: gegen Rechts und für Verständigung. Diesen muß der Kanzler, unbekümmert um Westarps Lockungen, Reventlows Hohn und die Sensationsgranaten des Berliner Totalanzeigers, beschreiten, will er nicht in den alldeutschen

Abgrund und die konservative Wüste geraten. Wir hoffen, daß der neue Siebener-Ausschuß, der die engere Anteilnahme der Volksvertretung an der Auslandspolitik sicherstellen soll, von Michaelis mit vollem Bewußtsein für Das, was dieser demokratische Fortschritt bedeutet und einleitet, geschaffen oder zum mindesten entgegengenommen worden ist.

---

## Ostjuden von Abraham Schwadron

### IX.

### Weib, Wein und Gesang

Wie in der Antike das jüdische Volk in der Zivilisation hinter manchem seiner Nachbarn zurückblieb, in der Kultur aber sie übertraf, und wie diese Kultur, im Gegensatz zu der hellenischen aesthetischen eine ethisch-religiöse war, so gilt dies heute mutatis mutandis auch von der Jugendmasse im Osten. Die Kunst, die antike sowohl wie die christliche des Mittelalters, hatte ihren Ursprung in der Religion, war kultisch. Weil aber die Religion der Juden jede bildliche Darstellung im Kult verbot (ob nicht dieses Verbot keine Ursache, sondern bereits Wirkung irgendeiner Praedisposition war, wird wohl schwer sein herauszufinden), und weil, was die Ostjuden an Kultur haben, religiösen Ursprungs ist und religiöse Form trägt, so fehlen auch da Schöpfungen der bildenden Kunst, die obendrein noch durch das Elend und die Weltabgeschiedenheit des Ghettos verhindert werden würden. (Ich sehe von den Erzeugnissen der Kleinkunst, Synagogenkunst und soweit ab; der bekannte ostjüdische Zeichner Efraim Mose Lilien hat bekanntlich ihre Formen vielfach modern belebt.) Insofern jedoch „Kunst auch bescheidene Tätigkeiten sein können, wenn in ihnen der Rhythmus einer harmonischen Persönlichkeit wirksam ist“, darf die Geschlossenheit und Harmonie des auf Religion und Gläubigkeit gestimmten Lebens der Ostjuden nicht vergessen werden. Ihre unaesthetische äußere Verwahrlosung aber ist wohl nicht auf den Mangel an künstlerischer Kultur zurückzuführen. Denn die Italiener, zum Beispiel, haben, trotz ihrer großen Kunsttradition im gebräuchlichsten Sinne, doch eine sehr schmutzige Masse. Wohl aber möchte ich die These aufstellen, daß die äußere Vernachlässigung im Ghetto, abgesehen von der alle freudige Schönheit erdrückenden Wirkung der Armut, der Trostlosigkeit, der Furcht und Erniedrigung, auch mit der besondern seelischen Form der Erotik im Zusammenhange steht, die dort — ich spreche immer vom orthodoxen Volk — herrscht. Teils sind darin wohl allgemein orientalische Elemente, teils aber ist dort der Gros von einer eigenartig jüdischen Heiligung durchdrungen und irgendwie durch eine asketische Distanzierung gedämpft, umschleiert, unaggressiv geworden. Wohl ist die Liebe in ihrer Auswirkung der menschlichen Beziehung von Mann und Frau zu einander oft unsagbar lieblich und hingebungsvoll wie nur irgendwo. Ebenso ist dort die auch im Westen starke jüdische Familientliebe lebendig, was umso

bemerkenswerter ist, als es sich um Masse handelt (wobei ich die Familienliebe nicht als absolute Tugend werte, weil sie oft das tätige Gefühl nicht über die Familie hinaus auf die Volksgemeinschaft wirken läßt.) Auch ist dort Frauenmißhandlung bei den Juden unverhältnismäßig selten, im Gegensatz zu den umgebenden nichtjüdischen Massen, wo jene Mißhandlung eine so weit verbreitete Gewohnheit ist, daß ein ruthenisches Sprichwort besagt: „Eine nicht gehämmerte Sense und eine nicht geprügelte Ehefrau taugen zu nichts.“ In dieser jüdischen Volksmasse hat, zum Beispiel, der Schmerz über den Tod eines Familienmitgliedes wirklich etwas vom altjüdischen Jeremiaden-Bathos an sich, sodas dagegen das Gebahren und die Bräuche des Europäers bei einem solchen Fall zu einer beschämenden Förmlichkeit verblaffen. Aber gerade die traditionell disziplinierte Hintwirkung der Liebe auf Ehe und Familie, sowie die Tönung von Sünde, die dort die Sinnlichkeit vom Ugrund her trägt und zu überwinden hat, gibt dem Eros eine, man möchte sagen: symbolische, jastral-mysterienhafte Färbung, die ein Gegenstück zu seiner kosmischen Idee in den alten Mythen der Griechen bildet. Die Sinnlichkeit ist dort wenig unmittelbarer Zauber, ist nicht launisch, nicht listig und bleibt darum im Hintergrunde. Hinzu kommt die bekannte Nüchternheit dieser Massen, bei denen Trunksucht äußerst selten ist. (Der Zusammenhang von Wein und Weib fällt da auf.) Dort begleiten den Eros nicht die Musen, nur die Parzen, seine Blume ist nicht die Rose, nur (in einem übertragenen Sinne) die Lilie. Darum ist die individuelle Liebeswahl weit weniger häufig; die Eltern bestimmen. Und das gesellige Beisammensein der Jugend beider Geschlechter fehlt, weil unfrohm, ganz. Der junge Mann hat es folglich nicht nötig, sich für seine Begehrte zu schmücken oder überhaupt für die Frauen, da sein Aeußeres wenig ausschlaggebend ist bei der Bemerkung oder im Eheleben. Nicht aber, wie in weiten jüdischen Kreisen des Westens, sind hier Vermögen und Einkommen allein maßgebend, sondern sehr entscheidend sind des jungen Mannes jüdische Bildung, sein Herkunft, seine Verwandtschaft, auch die entferntere.

Im Punkt des Eros kann man überhaupt der ganzen Eigenartigkeit jener Welt inne werden, zieht man die Lebensweise frommer, orthodoxer Schichten anderer Völker zum Vergleich heran, bei denen Keuschheit auch von der Religion geboten und vom Volk und seinen geistlichen Führern als Wert anerkannt wird. Da ist die ostjüdische Masse mit ihren vielverachteten Rabbinern die einzige, die ihre Lehren von der Keuschheit der Unvermählten, von der Heiligkeit der Ehe, der absolutesten Treue in Wahrheit hält. In Wahrheit — das wird hier gesehen, nicht die Wertung an sich. Denn auch die neuzeitlichen Geister Europas, die diese Tugenden nicht für Tugenden halten, gehen noch alle in ihrer Mißwertung von der Heuchelei aus, die darin eben allgemein europäisch ist. Diese ostjüdische Masse kennt auch die Prostitution nicht und ist darum vielleicht die einzige weit und breit, der die geschlechtlichen Krankheiten als

Volkstrankheiten fremd sind. Wobei ich nicht verkenne, daß diese erotischen Formen und ihre mittelbaren und unmittelbaren Wirkungen nebst den Vorteilen viele Nachteile in sich bergen. Auch sie bleiben in einem gewissen Sinne „Narren ihr Leben lang“, weil ihr Rausch bei „Wein, Weib und Gesang“ ein gedämpfterer ist als anderswo. Das Volkslied der Ostjuden, das wunderschön ist, wird in der orthodoxen Masse vom männlichen Geschlecht fast nie gesungen. Die Chassidim bilden darin — wie auch in Bezug auf den Wein — eine Ausnahme; deren Melodien aber erhalten meist keine Worte oder nur liturgische Texte. Auch sind, glaube ich, die Männer ohne aggressiven Eros meist antidämonisch und unfriegerisch; und das sind auch die Ostjuden zu ihrem großen Nachteil.

Ein großer Teil der Jugend allerdings, besonders in den vollen reichern Städten, nimmt in immer steigendem Maße europäische Lebens- und Liebesformen an, mit ihren Fehlern und ihren Vorzügen; dieser Teil ist eben nicht mehr religiös gebunden. Für denjenigen Europäer, der die mitteleuropäische Lebensuniform weder für die einzig mögliche noch für die beste der möglichen hält, für den müssen ebenfalls unter den Ostjuden die Väter einen höhern Wert haben als die Söhne. Die Kriegsberichterstatter natürlich werten umgekehrt; weil der Sohn schon im Caféhaus sitzt, Billard spielt, die „mittelalterliche, hinterweltliche Frömmigkeit“ nicht hat und besonders keine Pejes und keinen Raftan trägt, also diesen Berichterstattern teilweise gleicht — zu seinem Glück noch immer nur erst teilweise. So sind die Juden der Bukowina die zivilisationsstärksten, europäischsten unter den Ostjuden, aber die kultur schwächsten, an Eigenem dürftigsten, weil an Ueberlieferung ärmsten, weil an Kenntnis des jüdischen Christtums und der hebräischen Sprache ärmsten.

---

## Zu diesem Krieg

Karl Götvös

In welche Hände geriet die Zeitungsliteratur? Viele gibt es schon, die meinen, daß das politische Blatt nichts andres als ein Industrie-Unternehmen und sein Ziel, seine Bestimmung nichts andres als die welches materiellen Unternehmens immer seien. Und immer mehr verbreitet sich die Ansicht, daß ein Prinzip, eine Ueberzeugung und eine bestimmte geistige Richtung nicht für die Zeitungsschreiber tauglich und all dies nur eine unnütze, ja schädliche Last auf den Schultern des wirklichen Journalisten ist. Der Zeitungsschreiber müsse, sagt man, frei von jedem Prinzip, von jeder Richtung, von jeder Ueberzeugung den täglich wechselnden Strömungen gemäß arbeiten, wie es die Laune des Publikums oder die Weisung seines Kapitalbesitzenden Herrn befiehlt. Die schöpferische Vorstellung des altgriechischen Volkes kannte die heutige Zeitungsliteratur und ihr Heer nicht. Wenn sie sie gekannt hätte, würde sie sich zu den Füßen des Parnassus einen Morast gedacht haben, in welchem es von Schlangen, Kröten und verächtlichem Schleichgetiere und Gewürm wimmelt. Dieser Morast wäre das Lager der zeitgemäßen Zeitungsschreiber gewesen.

# Die deutschen Augen von ehemals

von Oskar Baum

Das Buch, von dem ich reden will, hätte schon vor dem Kriege erscheinen sollen, und man merkt es ihm an. Man fühlt Heimweh nach dieser Welt, die freilich auch vor dem Kriege nicht mehr die unsre war, lange nicht mehr! War sie es jemals? Ist es überhaupt möglich, daß der Deutsche einmal dieser weltfremde Träumer sein wollte und vielleicht auch war?

Ein Dichter von tiefdeutscher Art spricht aus zwei Erzählungen Bernt Njemanns zu mir (*„Maria im Tempel“*, bei Rütten & Loening), ein Dichter voll Wahrheit und Unschuld des echten Gefühls. Aber — es scheinen die Gefühle von einst; er scheint uns ein Dichter irgendeiner frühern Zeit, obgleich er mit dem Verstande durchaus unsre Welt und viele tiefe Züge unsrer Zeit ergriffen hat. Die zarten Vorgänge in jungen Seelen, die ihren Abstand zur Welt, ihre Fremdheit den üblichen menschlichen Zusammenhängen gegenüber voll Grauen gewahr werden und vergebens zu fassen suchen, sind seine Handlung. Eine solche Seele wird von etwas Außerordentlichem aus der gewohnten Täglichkeit zauberhaft emporgehoben und muß in dieser neuen Welt nun auf ihre eigene Weise neu ihren Willen und ihr Talent zu leben bewähren.

Ein deutsch-amerikanischer Millionär wählt ein kleines Bauernmädchen, an dem er im Wagen vorbeifährt, in einem überwältigenden Augenblick der Eingebung, nur weil ihr Gesicht und Wesen dem Bilde eines alten Meisters verwandt ist, das eben in einer Galerie seine Seele tief aufrührte, zu seiner zukünftigen Frau, schließt einen richtigen Vertrag mit ihren Eltern, läßt dann das Mädchen in der Stadt vornehm erziehen, läßt sie weite Reisen machen, ordnet ihre Umgebung und ihren Umgang an, aber von fern, unsichtbar, aus San Francisco, wo er bei seinen Riesenunternehmungen bleibt, und wartet bis sie erwachsen ist. Nur seine Geschenke und Briefe und die Erinnerung an jene eine märchenhafte Begegnung am Rande ihrer Kindheit verbindet sie mit seiner Person. Er wird ihr, er, der wie ein König gekommen war, und den sie sich nicht mehr vorstellen kann, der von fern ihr Leben lenkt und ganz in seiner Gewalt hat, ein Mittelglied zwischen Gott und Geliebten und, nachdem sie sich in ihrer erwachsenden Mädchenseele mit Haß und Ehen und Zorn gewehrt hatte wider diesen Zwang, der keiner war, da ihr ja die Entscheidung einmal frei bleiben sollte, vollendet sich das Ueberirdische dieser fremden Absicht: als sie so weit ist, wie er sich sie wohl hatte wünschen mögen, als sie ihm entgegenzittert, vor Glut und Tiefe ihrer Sehnsucht nicht wagt, ihm zu schreiben, daß er doch schon kommen möge, ereignet sich drüben ein Erdbeben, und er ist wirklich von der Erde verschwunden.

Auch in der zweiten Erzählung, wo ein junger Mensch, der ein Dichter werden wird, für einen unendlich zarten nächtlichen Spaziergang mit seinem Mädchen durch den frühlingwarmen Wald das Glück seines Lebens hingibt, ist die Idee groß, daß nur das Unerreichbare das

Leben erfüllen, weiten kann, „den Antrieb des Geistes zu Größe und Wahrheit“ zu der übernatürlichen Kraft steigern, der er bedarf.

Mit eigensinniger Einfachheit, mit immer beherrschter und verstehender Ruhe schildert und erzählt Nemann. Man sieht den Mannen ordentlich vor sich. Sein Gretchen ist das ewige deutsche Mädchen; keineswegs eine Wiederholung oder Banalität, denn es sind ganz neue Urzüge in dieser ungemein vorhandenen Persönlichkeit. Und sein Held, sein Hans, ist auch der starke, sich selbst und die Welt überwindende Ritter mit der Knabenseele, aber gar nicht nachempfunden, sondern aus den Bedingungen unsrer Zeit wiedergeschaffen. Er ist zudem ein agrarischer Dichter, auch wenn er von der Großstadt spricht, die er dennoch durchaus von innen kennt. Er sieht sie als ein Fremder, als ein Dörfler, und Großstädtern muß sogar scheinen: als ein Dörfler von einst. Es mag eine Tragik sein, daß seine Gefühle einem richtigen Kinde unsrer Zeit übertragen und überwunden scheinen müssen. Er fühlt sie echt! Er ist eine unglaubliche Erscheinung: ein wahrhaftiger heutiger Dichter mit Augen von ehemals, den wir deshalb nicht schelten können, weil er nicht nach unserm Sinne ist. Und ich kann mir eine sehr große Gemeinde denken: alle jene für Echtes so empfänglichen Gemeinder, die in Wirklichkeit oder in ihrer Seele Dörfler sind, und die sich von den falschen Gottfried Kellers oder gar von Frenssen und Aehnlichen in ihrer Anschuld etwas vormachen lassen, für die aber Dieser hier wahrhaftig die Stimme des Herzens, des Blutes sein müßte, für die er vielleicht der Gestalter ihres Heute ist. Die Begegnung mit diesem Publikum müßte Nemann zu Ruhm, zu rasch sich verbreitender Liebe und zur verdienten Dankbarkeit verhelfen.

---

## Der Kritiker und der Händler

von Lothar Schreyer und Robert Breuer

**S**ehr geehrter Herr Jacobssohn!

In Nummer 27 der ‚Schaubühne‘ las ich den Aufsatz ‚Händlerdemagogie‘ von Robert Breuer mit Erstaunen und Entrüstung. Mit Entrüstung, zu was für Mitteln der Kunsthaß des Herrn Breuer greift, mit Erstaunen, daß Sie den Aufsatz in die ‚Schaubühne‘ aufgenommen haben.

Ich bin Mitarbeiter des ‚Sturm‘ und kenne Herwarth Walden aus langer gemeinsamer Arbeit genauer, als es Robert Breuer möglich ist. Ich weiß, daß Herwarth Walden ohne jede persönliche Rücksicht, vor allem auch ohne jede Rücksicht auf sich selbst, nur für die Kunst arbeitet. Zeigen Sie mir den Kunsthandel, der dies in annähernder Weise tut, den Kunsthandel, der gegen Publikum und Presse siegt. So für die Kunst arbeiten kann nur, wer ein Erkennner und Bekenner der Kunst ist. Ich verstehe freilich, daß allen, die Kunst nicht erkennen können und eines Bekenntnisses nicht fähig sind, dieser Mann ein Demagoge scheint.

Wenn Robert Breuer den Mitarbeitern des 'Sturm' droht, von ihm und seinesgleichen nicht mehr besprochen zu werden, so freuen wir uns darüber. Es ist keine Freude, von künstlerisch gesinnungslosen Kritikern besprochen zu werden. Künstlerisch gesinnungslos nenne ich Robert Breuer, da er vor einigen Jahren die Künstler des Sturm „farbenspreizende Brüllaffen“ schimpfte und jetzt plötzlich für Kokoschka schwärmt, der damals und bis vor kurzem dem 'Sturm' ausschließlich angehörte. Da liegt der Gedanke nicht fern, daß sich das künstlerische Urteil nur gewandelt hat, weil der Künstler nicht mehr für den 'Sturm' arbeitet. Und nun der so genannte Fall Walden-Kokoschka-Cassirer. Ich weiß, daß grade Herzwarth Walden in dieser Angelegenheit nicht nur durchaus einwandfrei, sondern freundschaftlich für Kokoschka gehandelt hat, wie Sie sich jederzeit überzeugen werden, wenn Sie Einsicht in das Material haben.

Es ist das Urteil eines Kritikers, der nichts von Kunst versteht, wenn Robert Breuer meint, Kokoschkas Bild in der Sommerausstellung des 'Sturm' wäre schlecht gehängt. Die Säle der Ausstellung sind so gebaut, daß man kein Bild übersehen kann, wenn man Blick für Bilder hat. Kokoschkas Bild verlangt einen lichtabgekehrten Platz. Nur so kommen innerhalb der Gesamtschau seine Vorzüge zur Geltung.

Ich weiß nicht, wie weit Sie die Ansichten Ihrer Mitarbeiter vertreten. Es kommt auch nicht darauf an, wie Sie persönlich zu der Kunst des 'Sturm' stehen. Aber der Aufsatz von Robert Breuer ist in der offensichtlichen Absicht geschrieben, den Ruf eines Mannes herabzusetzen und zu schädigen, ohne den das Kunstleben Deutschlands heute nicht mehr zu denken ist. Und einen solchen Aufsatz durften Sie als rechtlich denkender Mann nicht drucken, ohne die Tatsachen zu bringen, die solche Antwürfe wie „demagogische Marktschreierei, kritikloser Fanatismus und zinsgierige Berechnung“ begründen und beweisen. Ich weiß, daß Sie mir diese Tatsachen schuldig bleiben müssen. Ich darf daher wohl umsomehr Ihre Antwort und Stellungnahme erwarten.

Lothar Schreyer

\*

Herr Lothar Schreyer versucht, die Sachlage zu verschieben. Er will glauben machen, daß ich meinen Aufsatz über die Händlerdemagogie des Herrn Walden nicht aus verletztem Reinlichkeitsgefühl heraus, sondern aus Haß gegen die jungen Künstler geschrieben hätte. Ich habe mich in jenem Aufsatz absichtlich jedes Qualitätsurteils enthalten und habe nur dargelegt, daß es ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand sei, wenn ein Kunsthändler, der naturgemäß an der von ihm vertriebenen Ware verdienen wolle, zugleich erlaubt bekäme, den geistigen Prozeß, der den idealen Wert, damit aber auch den Preis dieser Ware kärt und bestimmt, zu beeinflussen. Meine Absicht dürfte ungefähr das Gegenteil von dem

kennzeichnen, was Herr Schreyer mir anhängen möchte, nämlich Gefinnungslosigkeit.

Es ist richtig: ich habe einmal vor einigen Jahren auf einer vom 'Sturm' veranstalteten Ausstellung „farbenspritzende Brüllaffen“ festgestellt. Es ging dies, soweit ich mich heute erinnere, gegen Leute, die es für angemessen hielten, innerhalb einer Vorführung, die durchaus ernst genommen sein wollte, Bildnisse mit aufgeklebten Stoffproben und angeleimtem Schnurrbart zu zeigen. Ich habe, was diese Gattung betrifft, nichts zurückzunehmen. Im übrigen aber ist die Ausdeutung des Herrn Schreyer schlechthin lächerlich. Man weiß, daß ich immer dort gestanden habe, wo es in der Kunst Revolutionen durchzuführen galt. Nicht zu meiner Verteidigung, sondern nur zur Belehrung des Herrn Schreyer möchte ich an den Aufsatz erinnern, den ich über Franz Marc im September 1915 für die 'Schaubühne' geschrieben habe: „Man tritt in die winzigen Zimmer einer Hofwohnung und ist verwandelt. Es hängen Bilder an den Wänden, große Leinwände, bunt und erregt. Ehe wir uns dessen versehen, haben sie uns ergriffen, haben sie uns aus der Gegenwart fortgerissen, haben sie uns in sich hineingezerrt. Schon ist vergessen, daß wir vor fünf Minuten noch auf der Potsdamer Straße gestanden haben: wir sind in vorbildlicher Zeit befangen. . . Man ist wie berauscht, drehwurmig, taumelnd, erhitzt, sprungbereit, schlagfest. Man ist bereichert, von der Erden schwere losgelöst, ein Tänzer, ein Stürmer, ein Kreisel. . .“ Und eine andre Stelle aus einem Aufsatz, den ich vor einigen Wochen im 'Vorwärts' über eine Ausstellung des 'Sturm' veröffentlichten konnte, möchte ich hier wiedergeben: „In Kokoschkas Bildern wirkt eine schwärmerische Romantik, die Leidenschaft der Nacht, und eine besonders differenzierte, nervensplattende Geistigkeit. Chagall ist dämonisch wie ein Mediziner; er läßt Köpfe durch die Welt reifen und heiße Träume aus der Hölle aufschlagen. Er malt einen Esel, dessen Schweif wie eine Fackel brennt und macht uns dadurch glauben, wir erlebten ein ganz absonderliches, wahnwitziges, aber schönes Märchen. Erlebnis ist alles; Vernunft ist nichts. Franz Marc, der leider zu den Opfern des Krieges gehört, hat eine ungewöhnliche Kenntnis von dem Wesen der Tiere, von der Urart der Büffel und Wölfe, der Füchse und der Prärie Hunde. Vor seinen Bildern hört man die Schöpfung heulen und röhren. Das war ein ganz starker Maler, aber ich kann nicht sagen, ob er nun eigentlich Expressionist, Futurist oder Kubist gewesen ist. Und das spricht, glaube ich, sowohl für ihn wie für mich.“

Nun mag Herr Schreyer Das, was ich da gesagt habe, für falsch halten. Ich weiß nicht, ob er das tut; es wäre mir jedenfalls sehr gleichgültig. Aber als giftigen Kunsthaß wird selbst er Das, was da geschrieben wurde, nicht denunzieren können. Und ganz gewiß wird er nicht behaupten dürfen, daß ich grundsätzlich „Künstler des Sturms“ (welch Händlerbegriff!) beschimpfte, um



sie zu loben (welche Ueberschätzung der Kritik!), wenn sie in einem andern Laden hängen. Diese Unterstellung kennzeichnet vortrefflich eben jene Unreinlichkeit, gegen die ich mich mit meinem Aufsatz über Händlerdemagogie gewandt habe, und die notwendig entstehen muß, wenn der am Verdienst interessierte Händler zugleich als Prophet und Prophetenmacher agitiert. Das eben ist die verpestete Atmosphäre, die der Methode des Herrn Walden entdunstet, daß eine ekelhafte Verquickung zwischen Urteil und geschäftlichem Interesse sich einstellt. Auch davon habe ich nichts zurückzunehmen. Ich werde im Gegenteil, davon dürfen Herr Walden und seine Helfer sehr überzeugt sein, alles tun, was ich irgend tun kann, um dem Unfug, wie er bisher dort ungestraft geübt worden ist: den Händler zugleich als Kritiker wirken zu lassen, ein Ende zu bereiten.

Wenn schließlich Herr Schreyer behauptet, daß das Bild Koschtschka, dessen absichtliche Versteckung meinen Vorstoß gegen Herrn Walden akut hervorgerufen hat, vortrefflich gehängt gewesen sei, so möchte ich ihn darauf hintweisen, daß auch das 'Kunstblatt', eine Zeitschrift, die doch nun wirklich nicht verdächtig werden kann, der dunkelsten Reaktion zu frönen, im Augustheft ausdrücklich feststellt, daß das Porträt von Koschtschka auf der letzten Ausstellung des 'Sturm' nicht zu sehen gewesen wäre, „weil es totgehängt war“.

Robert Breuer

---

## Vom alten Burgtheater von Friedrich Hirth

Eine Zeit, die so viel Geschichte erlebt wie die unsre, muß notwendigerweise ihren historischen Sinn entdecken. Wer täglich dem Ablauf der bedeutsamsten, in ihrer Tragweite kaum übersehbaren Ereignisse folgen darf, wird, so bewegt das Geschehen ist, das er miterlebt, dabei nicht stehen bleiben, sondern seinen Blick in Vergangenheitsstadien zurücklenken, wird nach Analogien und Zusammenhängen forschen, wird sich fragen müssen, wie alles kam, wie alles wurde. Vor hundert Jahren war es ähnlich in Europa. Die gewaltigen Geschehnisse, die Napoleons Aufstieg und Untergang in Europa hervorgerufen hatte, zwangen dazu, sich mit den größten historischen Ereignissen der frühern Epochen zu beschäftigen, und ein förmlicher Rausch, Geschichte nicht nur in der Gegenwart zu erleben, sondern auch die der Vergangenheit an sich vorüberziehen zu lassen, ergriff die europäische Menschheit. Der historische Roman blühte auf wie nie zuvor, wie nie nachher. Walter Scott hatte den Anstoß gegeben und ihm folgte alles, was in Deutschland, Frankreich, England und Italien die Feder führen konnte. Diese überreiche Flut historischer Romane ist nur im Zusammenhang mit der Geschichte der napoleonischen Zeit zu verstehen. Die Fülle der selbsterlebten Begebenheiten hielt nicht davon ab, in der Lektüre andre minder aufgeregte Situationen zu durchleben, sondern steigerte das Bedürfnis des Lesepublikums nach Schilderung glanz-

voller oder abenteuerlicher historischer Perioden nicht nur aus der vaterländischen Vergangenheit, sondern auch aus der fremder Staaten.

Unsre Zeit, realistischer gestimmt als die vor hundert Jahren, hat gewiß auch ihren historischen Sinn entdeckt; aber sie befriedigt ihn nicht nur durch die phantastisch ausgeschmückte, romanhafte Darstellung früherer Epochen, sondern, wie sie Geschichte erlebt, will sie die geschichtlichen Zusammenhänge genauestens ergründen. Wir sind plötzlich vor eine große Reihe historischer Probleme gestellt worden, die der Aufhellung und Klarstellung bedürfen. Polens, Serbiens, Belgiens, Rumäniens Geschichte wurde durch den Weltkrieg in den Brennpunkt des Interesses gerückt, die Vergangenheit dieser und anderer Länder mußte bekannt werden, sollte deren Gegenwart und Zukunft richtig verstanden werden. Daneben ist es natürlich unsre Geschichte, die aus der Sphäre der nicht allzu tiefen Schulweisheit erweitert zu werden verlangte.

Wie es mit der Geschichte im allgemeinen ergeht, so auch mit der geschichtlichen Detailforschung. Es hat, zum Beispiel, unendlichen Reiz, Spezialuntersuchungen über den Gebrauch und die Wirksamkeit der einzelnen Waffen zu folgen, der Seekriegführung von den Anfängen bis zu ihrer heutigen Vervollkommnung nachzugehen, das Werden der Unterseeboote zu erkennen. Aber auch vom Kriege weitab liegende, stillere, beschaulichere Gebiete wollen durchstreift und durchforscht werden. Daraus fließt der Wunsch, zwar noch immer Geschichte kennen zu lernen, aber solche, die die unmittelbare Erlebnisfülle nicht berührt, sich von Krieg und Kriegsgeschrei tunlichst ferne hält. Die Brief- und Memoirliteratur ist vielleicht nie eifriger betrieben worden, weil sie dem geschichtlichen Sinn unsrer Lage entgegenkommt und doch nur selten Anflänge an die Schicksalschwere des Heute bringt.

Aus dieser Sehnsucht nach Erhellung freundlicher vergangenheitlicher Epochen ist ein Buch zu erklären, das die Geschichte des alten Burgtheaters vor uns erstehen lassen will. (Das alte Burgtheater. 1776—1888. Eine Charakteristik durch zeitgenössische Darstellungen. Herausgegeben von Richard Smekal. Verlag von Anton Schroll & Co. in Wien.) Das Theater spielt in diesem Kriege eine größere Rolle denn je, es ist vielleicht die einzige Stätte geworden, die ein ungezwungenes Beisammensein der Menschen ermöglicht, die sie der erregten Gegenwart entrückt, die ihnen ermöglicht, den Alltag ganz zu vergessen. Daß die Theater während der Kriegszeit besser als im Frieden besucht sind, kann demnach nicht befremden, und alles, was mit der Bühne zusammenhängt, kann auf ungeteiltes Interesse rechnen. Das alte Burgtheater in abgerundeten Bildern neu erstehen zu lassen, war also ein glücklicher Gedanke. Smekal, ein kenntnisreicher junger Litterarhistoriker, der seine Verdienste um Grillparzer und Raimund hat, legt eine große Anzahl zeitgenössischer Berichte vor, worin die bedeutendsten Schauspieler und die wichtigsten Stücke des alten Burg-

theaters von der Entstehung bis zur Schließung des alten Hauses geschildert werden. Es liegt in der Natur solcher Zusammenstellungen, daß sie nicht ganz gleichmäßig geraten können. Wenn die Schauspielerin Christine Hebbel das Glück hat, von zwei Persönlichkeiten, wie es ihr Gatte Friedrich Hebbel und einer seiner intimsten Freunde Emil Kuh sind, charakterisiert zu werden, so ist von vorn herein sicher, daß diese Beschreibungen vollwertig geraten. Bei andern Künstlern und bei manchen Stücken, die besprochen werden, mußten die Schilderungen weniger eindrucksvoll ausfallen. Aber immer bleiben sie interessant und lesenswert als Dokumente aus der Zeit, in der sie entstanden. Es sind sorgfältig gewählte Stimmen von Einheimischen und Fremden, die niemals unterließen, dem alten Burgtheater ihre Respektbesuche abzustatten, und immer waren die Eindrücke, die sie von der einst ersten, heute leider bedenklich tiefer rangierenden Bühne empfangen, außerordentlich stark.

Es ist nicht mehr ganz leicht zu enträtseln, worin der Reiz und die Anziehungskraft des alten Burgtheaters bestanden, das mit fast ehrfürchtiger Begeisterung umschwärmt wurde. Die Stücke können unmöglich begeistert haben. Es mutet fast erstaunlich an, daß Nothke mit der weitaus größten Zahl von Stücken und Aufführungen vertreten ist, daß ihm Töpfer und die Birch-Pfeiffer, Raupach und Jffland bedenklich nahe kommen. Mag man sich mit diesem aus verblüffenden Plattitüden zusammengesetzten Spielplan für die vormärzliche Zeit abfinden, zumal da man weiß, welches Schreckensregiment die oesterreichische Zensur damals ausübte, die selbst Schiller nur ungern und arg entsetzt duldete, so wird man desto verwunderter sein, wenn man die Stücke betrachtet, die den Ruhm von Laubes großer Burgtheaterzeit begründeten. Die Hauptautoren sind: Sardou, Augier, Dumas, Feuillet. Man muß ja zugegeben werden, daß die theatrale Wirksamkeit ihrer Stücke nicht klein ist, und daß das lebendige Theater vor allem die Pflicht hat, der Gegenwart und ihren vielfältigen Ansprüchen zu dienen. Aber für ein Theater von dem Ruhm der wiener Burg müßte doch angenommen werden, daß es weniger das Unterhaltungsbedürfnis der Menge als die ernste, echte Kunst fördere. Diesen Ruhm hat das Burgtheater eigentlich niemals angestrebt; es hat sich, solange es besteht, der deutschen und fremden Dramatik großen Stils mit fast eifervoller Beflisshenheit verschlossen. Grillparzer war nie ein Schoßkind dieses Theaters; Hebbel blieb, schon in Folge der persönlichen Entzweiung mit Laube und auch seither immer, stets ein Fremder von Distinktion; Shakespeare wurde zwar niemals ganz achtlos beiseite geschoben, erzielte aber nur dann Erfolge, wenn besondere dekorative oder schauspielerische Leistungen die Besucher anlockten; Calderon und Lope, Molière und Corneille, selbst Schiller und Goethe, vor allem Kleist genossen im Burgtheater nie die Pflege, die ihrer Bedeutung angemessen

gewesen wäre. Gewiß erinnert man sich ihrer zu Zeiten; aber unberrückbare Plätze im Spielplane hatten sie eigentlich niemals, indes Galm und Mosenthal, Müllner und Deinhardstein mit jedem ihrer Stücke liebevollste Aufnahme fanden. Dieser Geist beherrscht das Burgtheater eigentlich auch heute noch. Ipsen ist jetzt kaum mit einem Stück vertreten, von Björnson weiß man, seitdem sein Alterslustspiel ‚Wenn der junge Wein blüht‘ abgespielt ist, nichts mehr, Maeterlinck war schon vor seinen kriegerischen Sprechreden eine abgetane Größe, Wilde öffnete sich erst sehr spät mit dem einzigen ‚Idealen Gatten‘ das Haus — von deutschen Dramatikern der Gegenwart garnicht zu reden. Ernst Hardt ist wohl der einzige, der dank Josef Rainzens Bemühung Einlaß bekam, wenn man von Schönherr und Schnitzler absieht, die man als Oesterreicher nicht gut umgehen kann, obwohl auch sie dann und wann über Zurücksetzungen und Abweisungen ihrer neuen Dichtungen zu Klagen hatten. Ein richtiges Literaturtheater ist eben das Burgtheater niemals gewesen; mehr als drei Viertel seiner Stücke waren leichte Unterhaltungsware, denen freilich ein Vorzug nicht abzuspreehen ist: daß sie dankbare Rollen enthielten, daß sie den Schauspielern entgegenkamen und ihnen Gelegenheit gaben, alle ihre Künste zu entfalten.

Der Glanz der Schauspielkunst war immer die Bedeutung des Burgtheaters, und da diese heute nicht mehr den höchsten Anforderungen genügen kann, mußte sein Stern allmählich verblassen. Laube war das Geschick in dieser Hinsicht besonders gnädig. Damit soll seine Gabe, den Entdecker zu spielen, gewiß nicht herabgesetzt sein. Auch das Verdienst ist ihm nicht streitig zu machen, daß er seinen Schauspielern ein energischer, zielbewußter Führer war, daß er aus ihnen hervorholte, was an Möglichkeiten und Fähigkeiten nur immer in ihnen steckte, daß er oft gegen ihren Willen sie zu Leistungen drängte, denen sie sich anfangs selbst nicht gewachsen glaubten. Aus Smetals Buche wird diese theatralische Führerschaft Laubes nicht recht deutlich sichtbar. Was er lesen läßt, sind Eindrücke, die die Besucher und Kritiker des Burgtheaters von den fertigen Darstellungen empfangen. Und auch das ist vielleicht ein Mangel des als Materialsammlung schätzbaren Werkes, daß es nur von vollkommenen, enthusiastischen Aufnahmen Kunde gibt, während das Ringen der Schauspieler, um zur Höhe emporzusteigen, nirgends Beleuchtung erfährt. Aber grade im Werden und Wachsen der einzelnen Darsteller liegt die eigentliche Geschichte des Burgtheaters, liegt der Anschauungsunterricht, der für unsre Schauspielergeneration erzieherlich wirken könnte. Nicht als ob für sie nicht so auch aus dem Buche vielerlei zu lernen wäre. Denn die Schilderung der einzelnen bedeutenden Rollen der Großen des alten Burgtheaters ist sicherlich positiv wie negativ gleich lehrreich für das Geschlecht von heute. Wir würden nicht jede Auffassung von Rollen und Charakteren billigen können,

müßten sie bisweilen vielleicht sogar unerträglich finden, wenn diese oder jene Gestalt so verkörpert würde, wie es im Vormärz geschah. Aber auch aus den Irrtümern Andrer ist ja Gewinn zu ziehen, und deshalb bleibt es durchaus anregend zu lesen, wie einst Faust oder Wallenstein aufgefaßt und dargestellt wurden, wie Judith oder der Erbfürster wirkten.

Die hundertundzwoölf Jahre Burgtheater, die Smekal in seinem Buche aufrollt, haben ihre Bedeutung, die weit über die eines beschränkten lokalen Interesses hinausgeht. Denn das Burgtheater, wie es einst war, bildete die theatralische Hochschule für ganz Deutschland, und wenn man zu dieser Stätte der Schauspielkunst von überallher wallfahrtete, so geschah es darum, weil Dichter und Darsteller wußten, daß sie hier die nachhaltigste Beeinflussung ihres Schaffens erfahren müßten. Das Geheimnis, worin die große Anziehungskraft dieser Bühne lag, ist vielleicht nicht ganz zu enträtseln; aber Smekal kommt der Lösung nahe, wenn er in seiner Einleitung sagt, den großen Zauber habe die Gemeinschaft der Zuhörerichaft und der Schauspieler ausgeübt. Wenn er auch dem Spielplan einen wesentlichen Anteil an diesem Erfolg zuschreiben will, so stellt er der theatralischen Vergangenheit Wiens eigentlich ein betäubend schlimmes Zeugnis aus. Man muß wünschen und hoffen, daß ein Geschichtschreiber des neuen Burgtheaters von besserem und geläutertem Geschmac des Publikums erzählen werde. Die Aussichten sind ja freilich einstweilen trübe. Auch heute sind die Fulda und Radelburg, die Blumenthal und Molnar die stärksten Stützen des Spielplans, und wenn sich unter die an sie gewöhnten Schauspieler das Werk eines wirklichen Dichters verirrt, dann stehen sie ihm befangen und voreingenommen gegenüber. Die Tradition des Burgtheaterspielplans ist freilich gewahrt, wenn die leichtesten Lustspiele fast zweihundert Spielabende im Jahr beherrschen. Aber Tradition ist Schlamperei, hat Laube gesagt, und von dieser historischen Gewissenhaftigkeit sähe man das Burgtheater nach mehr als hundertvierzig Jahren des Bestehens endlich gerne befreit und diese Bühne emporgeführt zu wahrhaft großer Kunst.

---

## Theaterbeginn von Alfred Polgar

In der nächsten Woche beginnen die wiener Schauspielhäuser — als erstes das Deutsche Volkstheater — die neue Saison.

Dieser ganze gemein-mysteriöse Apparat, dessen Aufgabe es ist, ein Leben zu zeigen, wie es dem Schöpfer nicht eingefallen ist, wie es ihm aber hätte, vielleicht, immerhin, mag sein, einfallen können, setzt sich wieder, musikalisch knarrend, in Bewegung.

Die Direktionen der Theater veröffentlichen berauschende Programme. „Gar schöne Spiele spiel ich mit dir.“ Sie haben die feinsten, die kompliziertesten, die heitersten, die süßesten und bittersten Produkte der dramatischen Dichtung auf Lager. Bei ihnen ist

zu haben: Traurigkeit und Frohsinn; Aufstieg zu Höher: der Betrachtung, Abstieg in Tiefen der Empfindung; gereinigtes, komprimiertes, gelockertes, vereinfachtes, ganz von Sonne durchtränktes, ganz nachtschwarz tapeziertes Leben. Und indem du, o Mensch, dich selbst auf der Bühne siehst, wirst du deiner vergessen; und indem du dich zerstreust, wirst du dich sammeln; und je mehr du vom Spiel eines erfundenen Schicksals gefesselt bist, desto mehr wirst du dich vom Ernst des wahrhaftigen Schicksals befreit fühlen.

Oder auch nicht. Jedenfalls steht das Eine fest: an circenses wird es uns auch im kommenden Herbst und Winter nicht fehlen.

Ich habe mit meiner Cousine, wie wir Beide Kinder waren — vier Wochen hinter Weihnachten oder einige Jahrhunderte vorm Krieg war das — oft Theater gespielt. Einer machte den Zuschauer, der andre das Theater. Es bestand im Wesentlichen aus einem hölzernen Schemel, in dessen Brett eine schlüffelochförmige Oeffnung war; durch diese Oeffnung liefen zwei Spagatsehnüre; an ihren untern Enden hing je ein Holzklötzchen, die obern hatte der Spielleiter in der Hand. Er ließ die Klötzchen allerlei Bewegungen gegen und von einander machen, in die Höhe schnellen und zu Boden stürzen, und sprach dazu einen Phantasiertext. Der Zuschauer saß mit Herzklopfen zwei Schritte vom Theater auf dem Fußboden und war entrückt.

An den Höhepunkten der Handlung (oder wenn ihr nichts mehr einfiel) sprach meine Cousine folgenden geheimnisvollen Satz — er ist mir unvergeßlich geblieben —: „Jvn istn, eivn istn. Molin, molin, zin, zin, zin!“ Ich weiß es bis heute nicht, was er bedeutet, und sie hat es vermutlich überhaupt nie gewußt. Aber er schloß eine ungeheure Menge von Möglichkeiten in sich ein. Er klang wie Gottes Richterspruch, unverstänlich den Sterblichen; oder wie eine Extrakt-Formel für des Lebens und des Theaters Unvernunft; oder wie ein magischer Satz, der die Holzklötzchen aus der Verzauberung zu beseelten Figuren wieder in die tote Unempfindsamkeit ihrer Holzklötzchenschaft entließ.

Ich glaube, in den kindischen Worten, die keinen Sinn hatten, nur Klang, lag ein Stück unbewußter Erkenntnis der tiefsten, eigentlichsten Theaterwirkung: Rhythmus, der einlullt und zu Träumen anregt.

Und wenn wir den Sinn des Daseins, rückblickend vom Höhepunkt der Handlung, in eine letzte, knappste, erschöpfende Formel fassen wollen: müßte sie nicht ähnlich lauten wie der Zauberspruch meiner Cousine?

Heute ist sie beim Theater, beim wirklichen Theater. Sie spielt ältere Gesellschaftsdamen mit spiziger Suada. Damals, in den Tagen des Holzchemels, wollte sie Tragödin werden oder Tramway-Kondukteur.

Das Zweite war auch mein Herzenswunsch gewesen: jetzt bin ich aber Theater-Kritiker. Ich sitze, so oft es was Neues gibt, vor

dem herabhängenden Blüschernen und warte auf den Augenblick, da der Zuschauerraum vom Dunkel überfallen wird, das Geschwätz der Menschen jählings verstummt, wie wenn eine Riesenfliege endlich den Ausweg durchs Fenster gefunden hätte, und der Vorhang aufräuscht wie ein Schwarm von tausend Blüsch-Vögelchen. Das ist, ich gestehe es, für mich der herrlichste, der bezauberndste, der eigentliche Herzlopf-Augenblick des ganzen Theaterabends.

Ich will Ihnen aber dessenungeachtet wieder über alle bemerkenswerten Ereignisse der anbrechenden Bühnen-Saison subjektiv redlichsten Bericht erstatten, so, als ob wir Alle mitsammen gar keine andern Sorgen hätten.

---

## Unterwegs 1915 von Ignaz Wrobel

Erst gibt es noch einen kleinen Streit, an welchen Wagen wir kommen sollen: also gut, an den Bataillonswagen. Zwei Mann mit Gewehr, zwei ohne — ein langer Zug. Und immer durch den abschüssigen, schwer fahrbaren Sandweg und dann wieder bergauf . . . Stab und Stütze meines Alters ist der Rutscher Wenzel. Man muß sehen, wie dieser duftige Knabe die Schnauze vorzieht, wie er spricht und raucht und schimpft. Schon auf dem Kasernenhof in Suwalki, allwo er noch in seiner Arbeitsschale mit Halsbinde und Mützchen antrat, hatte er gesagt: „Ich will jahnluch wieder nach Hause — mir suchen se —!“ Und jetzt setzte er den Pferden auseinander, wenn sie nicht besser zögen, dann würde er . . . Aber er tuts nicht. Er ist ein feiner Mann.

Wir machen uns die Sache bequem. Ich lasse mich fahren, sein Gepäck trägt keiner.

Ankunft auf dem Bahnhof. Stundenlanger Aufenthalt. Wir werden verladen. Wir sitzen auf unserm alten Wagen, und der sitzt auf einer Lore, einem offenen Eisenbahnwagen. Ich klettre herum und lande auf einem kleinen Rutschwägelchen. Der Wind weht, aber es ist kein Wind, die schönen Wolken sind keine Wolken, der Regen kein Regen.

Eilsit. Marsch durch die Stadt, ans Bollwerk. Unter Leitung eines kleinen (reklamierten) Assessors werden wir alle, Pferde, Wagen, Beute auf Rähne verladen. Ich werde als Requisite verwendet und muß eine Kienfackel halten, bei deren Schein das Ganze vor sich geht. Die Fackel geht aus. Schließlich ist alles oben. Das ganze Rahnedeck steht voller Wagen, die Beute sollen noch kommen. Was nun? Ich steige mit dem Melonentopf in die Schiffertabuse herunter — und bekomme einen furchtbaren Schreck. Auf dem Sofa in dem winzigen Raum sitzt ein wunderschöner Junge. Er ist so schön, daß ich ihn immerzu ansehen muß. Er ist eine Mischung von Kind und englischem Chormädchen. Er hat ganz weiche Bewegungen und lange Augenbrauen und kann lächeln . . . ! Wie er den Mund aufmacht, ist es beinahe aus: ein widerliches, gezogenes, ostpreussisches Platt. Aber dann schweigt er wieder und schläft — himmlisch! Wie kommt er

Hierher? Die sozusagen Mutter ist eine entsetzliche knochige und hagere Person, die für uns kochen will. Auch wollen wir da schlafen: beide in einem Bett. Nebenan? Nein, nebenan könne sie es uns nicht empfehlen. Wir sehen uns das an: ein dunkler niedriger Raum — plötzlich ist eine große, weiße Gans und eine Ziege da. Das ist nichts. Wir sitzen an dem kleinen Tisch unter der Lampe. In dem Quadratmeter Küche klappert die Hagere mit den Töpfen. Ich hole mir von der Kommode die Bibel und das Gesangbuch. Der Melonenhädel fragt: „Ist das was Interessantes?“ und gähnt. Aber nun — Herrgott! „Das“, sagt die Frau von nebenan, die alles gesehen hat, „ist das Interessanteste, was es gibt. Wenn Sie das nur Zeit Ihres Lebens lesen —!“ Au backe. Und dann gehts los. Der lebende Traktat. „Als ich noch in Berlin Schneiderin war . . .“ Aha, denke ich. Und muß immer wieder den Jungen ansehen. Er seufzt und schlägt die großen Augen auf. Mit einem wunderbar verträumten Ausdruck beginnt er, sich in der Nase zu bohren. „Kuno!“ sagt die Hagere. Kuno! spricht die Frau Mama. Und wie ich den schönsten Psalm lese, Nummer Neunzig, liegt in der frommen Bibel ein Brief. Heimlich lese ich: „In Sachen Bickerei gegen Schalmosky teile ich Ihnen mit, daß Ihre Berufung vollen Erfolg gehabt hat. Ihr Schwager ist verurteilt, 286 Mark und 34 Pfennige benehbt sechs Prozent Zinsen vom zwölften August dieses Jahres ab zu zahlen. Rechtsanwalt Martin.“ Ja, ja, die Frommen. So dir einer gibt einen Streich auf die linke Backe. Und zweimal wache ich nachts auf, weil sie einem Soldaten auseinandersetzt, daß dieser Krieg durch den Zorn Gottes verursacht sei.

Fährt das Schiff? Wahrscheinlich: im Bett ist nichts zu merken. Morgens sieht man an den Sonnenflecken, daß es sanft dahingleitet.

Auf „Deck“! Wir fahren als zweiter Rahn mit vier andern im Schlepptau eines kleinen Dampfers. Das Volk liegt verdreht und verschlafen auf den Wagen. Das Ganze sieht aus wie eine Blumenfahrt junger Venetianer. Ohne Mädchen, sozusagen. Es gibt warmen Kaffee, und manche saufen Schnaps. Kuno hopft herum und beklagt in langgezogenen, nasalten Tönen — wie parodistisch — einen verlorenen Hund. Er hat gebräunte, ganz schlanke Beine. Er ist, glaube ich, ein Mädchen. Wir steigen auf dem Schiff herum, oben und unten. Die andern Brüder vom gleichen Kreis sitzen natürlich auf dem Dämpferlein beim Stab, das haben wir verpaßt, und jetzt ist bald nichts mehr zu essen da, und dann kommen wir schließlich an.

Da gibt es auch eine Kantine, und der kleine dicke Schuster, der mit den Plattfüßen, schwärmt anzüglich von einem wundervollen Rotwein, den er getrunken habe: „Denk mal, das Glas zu fünfundzwanzig Fennje! Aber fein!“ Ich kaufe uns demgemäß zweie, schmecke — und spreche den Larragona für Portwein an. Die Begeisterung des Schusters ist zügellos. „Donnertwetter — Portwein! Da habe ich ja in meinem Leben auch mal Portwein getrunken . . .“ Und strahlt. Selig macht der Glaube.



Nachts im Freien auf einem Heuwagen. Als ich erwache, ist der Himmel blutigrot. Aber es ist nur ein kleines Wärmefeu, das sich die Leute angezündet haben.

Morgens Marsch. Nichts von Belang. Später Quartier, Kast, Baden und morgens wieder Abmarsch.

Am Mittag steht die schlangenlange Kolonne Wagen mit den schweißschlagenden Köffern vor Koffienie. Stundenlang auf der Chaussee. Kleine Judenmädchen verkaufen Tschatalade, bester Herr, und als wir mit einer ungeschäftliche Witze machen, ohne etwas abzunehmen, bekommt sie von befreundeter, auch in Hauffe spekulierender Seite den Rat, wegzugehen. Formuliert: „Mach einem Abtritt von em!“ „Soho!“ Und grinsend, schwitzend, lärmend ziehen wir ein.

Das Quartier — ich wohne bei den Obrigkeiten — ist mäßig. Jüdische Bäckersleute. Hier sind die Juden noch nicht vertrieben, wie weiterhin im Gouvernement. Hier gibt es also noch zu kaufen. Auffällig, wie krankhaft, trödlerisch alles ist. Keiner hat Liebe oder Interesse für seine Waren — nur Prozente. Bei den Bäckers ist ein kleines nettes Mädchchen, die sich willig begreifen läßt, aber immerfort ihre kalten, blanken Augen spielen läßt, ob und wo es etwas zu verkaufen gibt. Eine brummige Mama, allerhand Mädchchen, auch halbverheiratete (aber nur mit ihrem richtigen). Nachts Wanzen. Viel Wanzen.

Auf dem morgendlichen Hof sitzen der Herr Feldwebel und lassen sich rasieren. Ich höre, wie er in der aufquellenden Lebensfreude seines Herzens alles anruft, doch ein bißchen zu ihm zu kommen. Mädchchen, Soldaten, Hunde — alles. „Gitta! Rosa! Rachel! Molle, Molle, Molle! Schulz!“ Je lauter er schreit, je niemand kommt. Aber das trübt keineswegs seine Morgenfreude — er will ja auch nur brüllen. „Molle — Molle — Molle!“

Im Zimmer sind Myriaden Fliegen. Dann laufen wir in die Stadt, stöbern in einem trivialen Kloster herum, die Bücher taugen nichts — und essen und sehen uns Gefangene an und sprechen mit den vorhandenen Jüdinnen, die — wie immer — äußerlich alles versprechen und nichts halten. Abends wollen wir kaufen.

Aber es gibt nichts. (Benigstens nichts für uns.) Und ein fröhlicher Abend ist nun einmal nichts ohne Alkohol, der Gärten dämpft und einen leisen Rauch erzeugt, durch den gesehen alles milder erscheint.

Es wird aber noch ganz freundlich. Ich klimpere auf der Gitarre, die Judenmädchen sitzen an den Wänden, mit den Kerls, und summen im Jargon einen hübschen russischen Walzer. Das hat alles der Feldwebel organisiert. Er bringt Leben in die Bude, er schmeißt das Ding, er macht's. Mal los! Ran hier —! Und ohne durch Spiritus gesteigert zu sein, versteigt sich die Fröhlichkeit um elf Uhr zu merkwürdigen Dingen. Der stellvertretende Kompanieführer und der Webel tanzen selbänder einen schönen Krakowiat. Wir pfeifen, bis uns der Atem ausgeht. Die Gitarre zimpert. Und weil der Webel grade nur noch unterwärtig bekleidet ist, muß er sich betätigen. Er muß ringen. Der Melonentopp tritt an. Wir spielen, die Hauskapelle spielt den Gladia-

torenmarsch, und der Leutnant pfeift als Schiedsrichter mörderisch auf einer Trillerpfeife. Die beiden ringen. Natürlich siegt der Weibel und freut sich dessen mit immensem Gebrüll. Und weiß der Teufel, wer mich reitet, dieser oder jener, ich biete ihm einen Gang an, zu boxen. Sach — das ist was für ihn! Und ehe ich zum Schlag komme — ins Gesicht darf ich ohnehin nicht schlagen — hat er mich derartig zugedeckt, daß meine sterblichen Ueberreste auf dem Boden verzappeln. Unauslöschliches Gelächter der reißigen Helden durchbraust die Halle. Auch die Jungfrauen freuen sich. Am meisten der Feldweibel. Das ist ein Abend! Er nennt die vorhandenen Judenjungen durchweg „Janko“, numeriert sie der Ordnung halber, und versucht mit Berserkergebrüll, Janko Nummer Vier durchs Fenster zu neuem Mätk und neuen Siegen zu ziehen. Der kann sich beherrschen, und grade, als ein diesbezüglicher Kampf um einen Kampf im Zenith steht — erscheint der Stappenkommendant. Der behoste Feldweibel steht frappiert stramm, der hohe Vorgesetzte richtet einige leutfelige Worte an ihn, wird leicht angelogen und verschwindet in der Nacht. Dann singen wir das Lied von den zehn Nonnen, bei Strophe Drei schiebt die brummige Mama alles heraus, bleibt aber von Vier bis Zehn drin, mit anscheinend intensivstem Gemüß. Ich singe alles mit. Dann stimmt der siegreiche Weibel ein Lied an, eines von denen, die immer länger werden. „ . . . und die Brust — voller Lust — und das Knie — wie noch nie — und die Hacke — macht Attacke — und das Bein tut mir so weh — (Chorus) wenn ich aus der Kneipe geh!“ Geißt nicht grade, aber schön laut. Um Eins gehen alle zu Bett. Ich rauche noch mit dem Melonenkopf je eine Zigarette auf dem dunkeln Hof. Nachts Wanzen. Siehe oben.

Der nächste Tag vergeht. Wir suchen uns was, finden aber nichts, sondern nur Teestuben mit unzweifelhafter Bedienung: vom Sergeanten geliebteste Mädchen. Der Tag vergeht. Und vergeht doch nicht, ohne mir das einzige Erlebnis mit einem Mädchen zu bringen.

Abends um sechs Uhr wird noch einmal angetreten. Man könne doch nicht wissen, und es kämen doch immerhin Ueberfälle vor. Instruktion über das Verhalten beim Alarm auf dem Marsch. Alles in den Chauffeegraben. Als die Gewehrähne probeweise im Stroh auf der Wiese knaden, läuft die aus zwei Köpfen bestehende Landbevölkerung erschreckt davon. Dann rücken wir ein. Ich gehe aufs Stappemagazin, um Alkohol zu kaufen, bekomme aber keinen. Wir machen Beforgungen. Und dann kommt Mina Reus.

In einem Drogeriegeschäft (ich weiß nicht, wie das jetzt auf neudeutsch heißt) war uns schon am Vormittag ein ganz in Schwarz gekleidetes Mädchen aufgefallen. Tanner, dem sie gefiel, hatte versucht, mit ihr spazierenzugehen — sie wollte aber nicht. Am Abend kam ich hin.

Ich bin ja ein alter Narr, aber seine Nasenflügel hatte sie doch. Und ganz schlante Hände (keine sehr schönen Finger), sehr hübsche Füße und eine gute Figur. Sie sprach nett und hatte so freundliche Augen. Nach einer Viertelstunde hatte ich zwar nicht ihr Bild —

das wollte ich, aber es war keins da — immerhin jedoch die Erlaubnis (auch von der Tante), mit ihr zu lustwandeln.

Es war nur eine halbe Stunde, und es war garnichts, und ich habe ihr nur einmal die Hand geküßt. Sie war nicht besonders klug, aber so freundlich und sanft und weich, daß man ihr immer übers Haar hätte streicheln mögen. Sie prätendierte garnichts, und selbst wenn man die Monate abstreicht, die ich ohne dergleichen zugebracht hatte, bleibt noch immer ein raffiges, nettes Mädchel. Frech wäre sie mir lieber gewesen — aber auch so hatte ich sie bis auf ihren Vornamen lieb. Wir gingen langsam durch die Straßen, sie mochte nicht gern mit einem Soldaten gesehen werden — dazu hatte ich nichts zu sagen. Sie erzählte von ihrer Familie, stellte rührende Fragen, und die Zeit lief, und ich sah sie immerzu an, und hörte meine Uhr ticken. Ich versprach, ihr zu schreiben. Sie freute sich. Sie hatte einen feinen, dünnen Hals.

Als wir wieder zurückkamen, lud mich die Tante, bei der ich viel gekauft hatte, zum Abendbrot ein. Es war Freitag Abend, die Straßen leer, die Fenster erleuchtet. Wenn ich alles aus dieser üblen Zeit vergesse: von diesem Abend weiß ich noch jede Einzelheit, jedes Wort. Sie führten mich vor ein Haus, das ziemlich traurig aus sah. „Wie es armen Jüden sich anschickt“, sagte die Tante. (Die Mutter war tot, der Vater siebzig Jahre, „ein alter Mensch“, er war nicht da.) Der Onkel erschien, noch ein junger Mann, noch ein Kerl, dazu ein Mann Einquartierung, Kaze und Hund. Es gab unendlich viel und fett zu essen. Suppe und Fleisch und Fisch und Gurke und Kirichen und Meth und Gott weiß was alles. Der Hund bekam seins un-mittelbar von der Gabel; er war ganz dick. Ich konnte fast nichts essen. Sie saß neben mir auf einem schweren Ledersofa, beleuchtet von der Lampe. Wir sprachen fast garnicht mehr zusammen. Aber ich weiß doch, was andre Leute denken. Laut und gebildet unterhielt ich mich mit dem Onkel, über die Russen und über die Juden und über sehr feine Sachen. Sie sagte nichts. Ich sah ab und zu herüber: ich bilde mir das nicht ein, daß sie ein hilfloses Gesicht gemacht hat. Viertel Neun, halb Neun, dreiviertel Neun — und dann bin ich weggegangen. Die Tante brachte mich auf die Straße, um mich zu fragen, wie mir denn ihre Richte gefallen habe. (Der süße Kuppelpelz!) Ich konnte nichts sagen. Ich wußte nur: morgen um Fünf ist Abmarsch.

Ich werde sie natürlich nicht wiederssehen. Und auch schreiben kann ich nicht, wenigstens das nicht, was zu schreiben wäre: wie lieb ich sie gehabt habe. Denn der Brief geht durch die Etappenkommandantur, und er wird geöffnet, und ich werde mit Recht in contumaciam ausgelacht. Ich glaube, du hast keinen Grund zur Eifersucht. Vielleicht habe ich in ein schönes Gefäß etwas hineingelegt, was nicht drin war. Und ich weiß ja alles: wie dick diese Weiber werden, wie träge und fett und schlampig, und wie sie all das, was sie ziert, instinktiv herausstecken, um geheiratet zu werden. Und doch.

Morgens war wirklich Abmarsch und der scheußlichste Tag des gesamten Umzuges. Viele Kilometer ohne Pause, halbtote Pferde und fluchende Kutscher — es war nicht schön. Aber als wir abends verärgert, erschöpft, verschmutzt ankamen, genügte das Lied von den zehn Nonnen, ein Viertel Bier und die riesige Lebenskraft des Feldwebels, alles vergessen zu machen: den Marsch und die Anstrengungen und alles. Das Quartier war gut, das Bier auch.

Dann kam wieder ein Marschtag mit gelehrten Unterhaltungen. Dann ein Rastort, an dem scharf gekämpft worden war. Es stank dafelbst heftig. Abends prügelte ich mich mit dem Koch des Kompanieführers: ich haue ihm ein paar hinter die Ohren, und er gießt mir etwas warmer, aromatischer Tee auf den Kopf. Und dann gehen wir schlafen.

Wieder weiter. Auf dem Hinterkopf habe ich eine Beule von gestern abend. Der Koch ist ein kleiner verwünschter Zwerg aus Taufendundeine Noht, mit gackerndem Gelächter, kleinen listigen Neuglein und ein bißchen diebisch verlanat. Wir haben uns schon wieder vertragen.

Wir haben auf einer Bahnhofsstation geschlafen. Räume, die nie abgeschlossene Stuben waren, weil es durch sie „zog“, sind nun unsere Zimmer mit Stroh und geschlossenen Türen. Ich stehe auf dem leeren Bahnsteig und erwarte trotz allem Bessertwissen den Zug.

Hier ist jetzt ein kleines Nest, vom Bahnhof eine Viertelstunde entfernt. Gestern haben wir reichlich und gut gegessen. Jemand aus Berlin hat gute Zigaretten geschickt. Den Rauch blies ich durch die Nase wie ein Groß-Sultan; wir tranken Cognak. Der Himmel war halbbedeckt. Durch die Sterne zogen fortwährend Sternschnuppen. Drei, vier, fünf. Und wenn ich eine sah, hatte ich immer nur denselben, einen Wunsch. Den Wunsch.

---

## Albert Ballin von Vindex

Zu Beginn des vierten Weltkriegsjahres hat Albert Ballin den sechzigsten Geburtstag gefeiert. Ein Tag für ihn weniger des lauten Festes als der stillen Besinnung. Still zu sein und abzuwarten, hat er selber vor nicht langer Zeit angesichts des nicht enden wollenden Krieges die Öffentlichkeit ermahnt. Er wollte seine Art den Andern predigen. Es liegt ihm nicht, mit lauten Meinungen auf den Markt zu treten. Er ist auch der Wenigen einer, die es nicht nötig haben, sich in Erinnerung zu bringen; ganz und gar nicht in diesem Kriege. Dieser Krieg, der immer deutlicher der Krieg gegen England wird, ruft ihn, den deutschen Schiffsherrn, allen Denkenden täglich nachdrücklicher ins Gedächtnis. Denn mit um seinetwillen wird der Krieg geführt und fortgesetzt; nicht um seine Person, sondern um das Prinzip, das er vertritt und verkörpert.

Seit Jahrzehnten bald war er ein populärer Mann — in England. So etwa, wie der Kaiser es war. Nicht lange vor dem Kriege veröffentlichten die Daily News in London einen ausführlichen Aufsatz über seinen Weg, zeichneten sein Charakterbild und gaben sein leibhaftiges Bild dabei. Es war ein Symbol, das zum englischen Volke sprach. Das ist der Mann, so las man zwischen den Zeilen, der den britischen Unternehmungsgeist geschlagen hat. Der die kombinierte Personen- und

Frachtfahrt zur Ueberlegenheit über alle, über uns Rivalen brachte. Der mit seiner Hamburg-Amerika-Linie und im stillen oder offenen Bunde mit dem Norddeutschen Lloyd von Bremen der großen Welt aller Erdteile die Luxusdampfer stellt, auf denen unter deutscher Flagge die deutsche Tüchtigkeit über die Welt getragen und ihr kundgemacht wird. Der das Auswanderergeschäft von Europa nach Amerika befehrt. Der die Linien-schiffahrt unserer englischen Tramp-Reederei gegenübergestellt hat und dabei auf seine Rechnung gekommen ist.

Das ist der Mann, so stand nicht ausdrücklich geschrieben, war aber deutlich genug zu lesen, der uns auf dem Meere, auf unserm eigentlichen Herrschaftsgebiet, überflügelt hat. Und dieser Mann hatte in englischen Schiffskontoren seine Lehrzeit durchgemacht. So die Daily News Die Schlußfolgerung für die Engländer lag sehr nahe; sie mußte lauten: Rachejüngung und Konkurrenz. Statt dessen aber griff man — aus Bequemlichkeit, sozusagen — zum Schwert, als man den Augenblick für gekommen ansah.

Albert Ballin kannte England und die Engländer; ihm kann der Verlauf der Dinge nicht überraschend gekommen sein. Die letzten Jahre vor dem Weltkriege hatten ihm mehr als jedem Andern weltwirtschaftliche Lehren erteilt. Als er, gewiß nicht leichten Herzens, den Internationalen Atlantischen Schiffahrtspool zu Grunde gehen lassen mußte, als er danach immer engeren Anschluß an den deutschen Mitstreiter, den Lloyd, suchte: da mußte ihm bereits klar geworden sein, wohin der Weg ging. Daß freilich alles so schnell kommen würde, hat er wohl so wenig wie die Welt überhaupt gedacht. Seine Schiffe schwammen auf hoher See, als der Krieg ausbrach. Viele der friedlichen Dampfer suchten schnell den schützenden neutralen Hasen. Sie fanden den Schutz; bis der Hase aufhörte, neutral zu sein, und die stolzen Dampfer der Hapag von einem Tag auf den andern zur „feindlichen Tonnage“ wurden, die der Beschlagnahme verfiel — um England zu nützen. Das müssen bittere Stunden im Leben Albert Ballins gewesen sein, als die Schiffe seiner mächtigen Gesellschaft ohne Kampf an den Feind verloren gingen. Er selber, dem Alter sich nähernd, sah die Früchte seiner Unternehmerkraft, sah die Erfolge, die er dem deutschen Namen geschaffen, vom Feinde heimtückisch gepflückt und vernichtet. Vielleicht wünschte er da, wie einstmals der Große Kurfürst, daß ein Rächer aus seiner Asche erstehen möge. Aber wir wünschen, daß er selber der Rächer werde.

Albert Ballin, der für den deutschen Namen in aller Welt Unerschätzbbares getan hat, und um dessen Lebenswerk dieser große Krieg mitgeführt wird, ist Jude. Er ist ungetaufter Jude, wie man in der Zeit, da die Taufe noch immer so manchem als gerechtfertigt, ja notwendig erscheint, wenn er eine gewisse Allgemeinbedeutung erlangt hat, hervorheben muß. Man sieht an ihm, daß die deutsche Kultur, der deutsche Wille unabhängig ist von Abstammung oder gar Religion. Viele gute deutsche Heerführer und Offiziere trugen und tragen französische Namen. Es scheint uns recht, am Beispiel Albert Ballins daran — auch daran — zu erinnern.

---

## Antworten

**George B.** Ihre wiederholten Hinweise erreichen schließlich, daß ich mir eine Nummer der „Deutschen Politik“ kaufe. Ich lese die erste Seite, die zweite, die dritte. Vernünftige Gedanken, wohl vorgetragen und mit

Anstand. Ich blättere um — und was erblicken meine entsehten Augen? Unter der vierten und fast unter allen folgenden Seiten einen Strich und darunter wieder die Uebersetzung der Fremdwörter. So wie mans etwa aus den Ausgaben Fritz Reuters kennt: lütt = klein, Faut = Fuß, drög = trocken, heil und deil = ganz und gar. Das hat einen Sinn. Aber was glauben die Herausgeber Ernst Jäckh, Paul Rohrbach und Philipp Stein verzeichnen zu müssen? Stadium = Entwicklungsstufe, Prinzip = Grundsatz, offensiv = angreifend, aggressiv = angreifend, Konstruktion = Aufbau, Illusion = Trug, Wahn, Sentimentalität = Empfindsamkeit, Psychologie = Seelenkunde, Gazette = Zeitung, Kompetenz = Zuständigkeit, Initiative = Entschlußkraft, Propaganda = Werbung, Tendenz = Streben, Neigung, analog = entsprechend, Tradition = Ueberlieferung, Qualifikation = durch Prüfung nachgewiesene Befähigung, Konzentrierung = Sammlung, Opportunist = Gelegenheitsmensch, Mantelträger, Gros = Gott der Liebe. So Seite um Seite. Auf Vollständigkeit wird kein Anspruch erhoben; denn unüberseht sind geblieben: Idee, Blockade, Rezept, Entente, Intrigant, Dilettant, Krisis, Konkurrenz, Generation, Horizont, subjektiv, Armees, Technik, Industrie, Munition und ähnliche schändliche Fremdwörter mehr. Möglich allerdings, daß diese Vokabeln = Verwörter bereits in der vorigen Stunde übersetzt worden sind oder in der nächsten drankommen. Aber es ist nicht hübsch von Ihnen, daß Sie einem erwachsenen Menschen die Teilnahme an einem Kurzus = Lehrgang für Analphabeten = des Lesens und Schreibens Unkundige zumuten. Das wäre der richtige Untertitel für dieses Organ = Blatt; nicht: 'Wochenschrift für Welt- und Kulturpolitik'. Wobei ich übrigens die Verdeutschung von Kulturpolitik empfindlich vermissen.

**Zeitungsleser.** Ich schadenfreue mich Ihrer Verzweiflung. Schon wer fertig kriegt, Eine Zeitung zu lesen, hat das Recht verloren, sich zu beklagen. Aber wenn Sie gar mehrere lesen! Alexander Beckerle wird ungarischer Ministerpräsident. Nach dem Berliner Lokal-Anzeiger zum fünften Mal; nach der Berliner Morgenpost zum vierten Mal; nach dem Berliner Tageblatt zum dritten Mal. Daraus ist ja nun nicht mit unbedingter Sicherheit zu erfahren, zum wievielten Mal Herr Beckerle wirklich Ministerpräsident wird, aber immerhin, wie oft ein Verlag seiner Redaktion die Mittel gibt, das Konversationslexikon zu erneuern. Mofse ist am sparsamsten, der Lokal-Anzeiger der Schwerindustrie am verschwenderischsten. Wobei ich mich darauf ertappe, in unbegreiflichem Leichtsinne die Angabe grade des Lokal-Anzeigers als zuverlässig betrachtet zu haben; was ich eigentlich weder nach den Montags-Leitartikeln noch nach andern Leistungen dieses lieblichen Blattes dürfte. Ich will zur Kontrolle die Deutsche Tageszeitung nachsehen. Sie enthält sich. Sie läßt sich bei der Kurzlebigkeit der transleithanischen Bismarcks nicht erst auf mathematische Kunststücke ein. Sie macht Herrn Beckerle einfach zum Ministerpräsidenten. Sie hat gar kein Konversations-Lexikon. Es könnte ihre herrliche Unbekümmertheit trüben.

**S** **Rennen** Sonntag, d. 13. Sept.  
nachmittags 3 Uhr  
**Strausberg:**

## Vorschule zur Weltpolitik von Germanicus

Deutschland hat bewiesen, daß es mit den Waffen „einer Welt von Feinden zu trotzen“ vermag. Auch die letzte, vom Vielverband lang herbeigesehnte und (nur ohne das zur Zeit ausgeschaltete Rußland) endlich zustande gebrachte Generaloffensive ist abgewehrt worden. Der Erdkreis muß ob solcher Leistung staunen. Das Instrument, das Friedrich Wilhelm der Erste konstruiert und der zweite Friedrich zum ersten Male glücklich erprobt hat — es hat sich zu einer gigantischen Maschine entwickelt. Niemand wird wagen, an solchem Tatbestand zu zweifeln. Auch die junge deutsche Flotte hat bestanden: zu Beginn des Krieges die Laten der Auslandskreuzer, dann die Schlacht am Stagerrat, die Abenteuer der maskierten Kaperschiffe und die Vernichtungszüge der U-Boote. Wir haben unser Land vom Feinde frei gehalten und haben unsre „gepanzerte Faust“ schwer auf alle gelegt, die gewiß waren, uns durch gemeinsame Anstrengung niederbrechen zu machen. Es ist richtig, wenn wir behaupten, den militärischen Sieg errungen zu haben.

Nur ist dabei dreierlei zu bedenken. Zum ersten: Englands Schnellmilitarismus hat sich als ein nicht zu verachtender Faktor erwiesen. Mit einigem Kummer müssen wir zugestehen, daß England in drei Jahren eine Armee geschaffen hat, die uns gewiß nicht überrennen kann, die aber immerhin der Maschine, an der wir mehrere Jahrhunderte haben bauen müssen, und die einen guten Teil unsrer Lebenskräfte gefressen hat, Bemerkenswertes entgegenzustellen vermag. Zum zweiten: Die Welt steht unter dem Druck einer, wenn auch nicht pazifistisch, so doch Ausgleich suchenden, jedenfalls der reinen Militärgewalt abgewandten Einsicht. Der militärische Sieg bedeutet für den weltpolitischen Erfolg schon heute nicht mehr, was er noch etwa 1870 bedeutet hat. Ohne solche Wandlung müßten wir längst den uns genehmen Frieden diktieren haben. Schon heute aber wissen wir, daß wir niemals zu solch einem Diktatfrieden werden gelangen können. Auch die diplomatischen Erfolge der von uns eigentlich geschlagenen Entente, die immer wieder gelingende Hineinziehung neuer Völker und Staaten in die gegen uns gerichtete Koalition beweisen, daß das militärische Uebergewicht, auch wenn es noch so unantastbar erscheint, im weltpolitischen Raskül nicht mehr als absolute Größe gilt. Und drittens: Schon heute ist klar zu erkennen (was sogar Hoepfisch in der Kreuzzeitung des öftern zugegeben hat), daß der Krieg durch militärische Maßnahmen, also auch durch vollkommene militärische Erfolge nicht beendet werden kann. Und diese Erkenntnis ist zugleich das Kriterium für unsre Schwäche. Es fehlt uns die Gabe, zugleich die Besinnung und die Kraft, unsre mili-

tärischen Erfolge politisch auszuweisen. Es ist uns bisher noch nicht einmal gelungen, die Welt davon zu überzeugen, daß wir einen Verteidigungskrieg führen, und sogar die Aufdeckung der uns feindlichen Raubabsichten, wie sie durch Michaelis in zwei Folgen geschehen ist, hat, so unangenehm sie auch auf die Ertrappten einwirkte, genau so wenig erreicht wie die ihr vorangegangene Veröffentlichung ganzer Serien von Dokumenten, aus denen nicht nur wir, sondern jeder Unparteiische die Angriffsabsicht und den auf uns gerichteten Bestückungswillen der Entente hätte ersehen müssen. Aber auch das andre ist uns trotz allen Bemühungen nicht gelungen: die Völker davon zu überzeugen, daß Deutschland nicht der letzte der Sklavenstaaten ist. Wir wissen, wie wenig in den westlichen Demokratien der Wille des eigentlichen Volks zu erwirken vermag. Niemand wird leugnen, daß in England und in Frankreich die Geheimdiplomatie ihre Schlingen legt. Nicht wir haben den Freunden Stockholms die Pässe verweigert; auch sind nicht wir, bei denen Faurès und Amereyda durch politischen Mord beseitigt wurden. Wir haben die Rechte der Arbeiter während des Krieges durch das Zivildienstgesetz (trotz Duisberg und Konsorten) und durch wachsendes Verständnis der Regierung für die Bedeutung der Gewerkschaften erweitert, während ganz offenbar die englischen Arbeiter um viele ihrer Rechte geschmälert worden sind. Auch ist nicht zu leugnen, daß die Demokratie in Deutschland marschiert, der Feudalismus zerbröckelt und das Volk durch seine berufenen Vertreter vielleicht stärker als sonst irgendwo an den Entschliessungen der Regierung teilzunehmen beginnt. Trotz alledem: Deutschland bleibt das Land der Reaktion und der Unfreiheit. Die Welt empfindet uns als ein Hindernis ihres Aufstiegs. Nicht einmal das Gegenbeispiel der zum Imperialismus entarteten russischen Revolution vermag an solchem Zerrbild irgendetwas zu ändern. Der Instinkt der Völker ist gegen uns gerichtet, und das Paradoxon beginnt sich zu verwirklichen: daß eine Koalition, die Deutschland einengen wollte, die ihm die Freiheit zum Handel und zum wirtschaftlichen Wachstum verkürzen will, einen Kreuzzug der Freiheit gegen den letzten Hort des Absolutismus zu predigen, und zwar mit Erfolg zu predigen vermag.

So ist heute die Lage Deutschlands. Ein unheilvolles Netz, das sich immer dichter zusammenzieht, und das zerrissen werden muß, wenn wir nicht untergehen wollen, untergehen trotz unsern militärischen Großtaten. Wer zerreißt dies Netz? Wo ist der Staatsmann, der solche Tat, an der Deutschlands Sein oder Nichtsein sich entscheidet, vollbringt? Wo ist das Volk, das sich solchen Staatsmann erzwingt?

Die Erlebnisse, die wir während der letzten Monate nicht ohne Scham zu verbuchen hatten, sind wenig geeignet, uns hoffen zu lassen, daß der Kaiserschnitt, der allein uns den Weltweg für unsere Kraft zu öffnen vermag, gelingen wird. Die Kanzlerschaft



des Doktor Michaelis hat solche Furcht noch gesteigert. Nirgends ein vollkommener Wille, überall und stets ein leidiges Schwanken, ein Kleben an der alten Gewöhnung und überall die Mutlosigkeit, die Lore in das Neuland weit aufzustößen. Auf die blamable Katastrophe im Hauptauschuß folgt die halbe Totgeburt der Vierzehner-Kommission. Der Kanzler gibt und nimmt zugleich; die Parteien wollen und verzichten zugleich. Keine Klarheit, keine Reife; überall noch die dumpfe Angst vor der Selbstbestimmung. Ueberall noch eine geheime, perverse Sehnsucht nach dem Regiertwerden, nach dem Prügelstock des ersten Soldatenkönigs. Und daneben, vielleicht sogar darüber, während der Kanzlerschaft des Herrn Michaelis leider zunehmend und sich erdreistend: die anmaßende Demut einer Klasse, die zwar sehr genau weiß, ihren Egoismus zu nutzen, die aber jedes Gewissen dafür verloren zu haben scheint, was allein Deutschland und seinem Volk das eingeborene Recht auf Teilnahme an der Weltregierung sichern kann. Der entartete Kampf von Deutschen, die laut genug behaupten, daß sie die Eigentlichen und Einigen seien, gegen die Demokratisierung richtet Deutschland, zerbricht es, betrügt es um die besten seiner Erfolge und gibt der ganzen übrigen Welt immer wieder neue Gelegenheit, unter dem Banner der Freiheit gegen uns zu mobilisieren. Die Angst vor der entschiedenen Demokratie ist unser größter Feind, der einzige, an dem wir scheitern können. Der deutsche Militarismus hat gestiegt — aber erst das deutsche Volk kann das Ergebnis solches Sieges festlegen. Man gebe ihm hierzu die Möglichkeit. Die Stunde ist günstig. Auf die päpstliche Botschaft darf nur das deutsche Volk antworten. In den Händen der sieben Männer, die der Reichstag in jene Kommission entsendet hat, ruht das Schicksal von Generationen. Wir hoffen, daß die Zwitterigkeit des von Michaelis halb zugehend, halb zurücknehmend erkünstelten Apparates nicht von vorn herein die freie Ausübung solches Volkswillens gelähmt hat.

Es ist eine schwere Schule, die wir durchzumachen haben: Sieger zu sein und doch nicht gewinnen zu können; gewinnen zu können, aber nicht Das zu vermögen, was den Sieg erst wirksam sichert. Es ist tief erschütternd: auch wir haben genug geopfert für die Totenfelder, die Europa bedecken, und doch scheuen wir uns, entschlossen über die Leiche des Feudalismus und der ihm verflochtenen kapitalistischen Reaktion hinwegzuschreiten. Nur diesen Schritt: und wir erreichen, was wir benötigen. Der Schritt muß gemacht werden: er bedeutet den Eingang aus der Vorschule der Weltpolitik in die weltpolitische Mitherrschaft. Dabei kommt es garnicht so sehr darauf an, ob wir nun schon zu morgen den reinen Parlamentarismus kriegen, als darauf, endlich und gründlich unsere politische Atmosphäre zu erneuern, sie frei zu machen von feigen Zweideutigkeiten und von angeblichem Mißtrauen gegen das eigene Volk.

Der Weg zum Frieden führt über Deutschlands Demokratisierung und über London, wo, zum mindesten als psychologische Fiktion, tatsächlich aber als bewährte Züchtung und von hundertjähriger Geschichte glorifiziert, die Reinkultur der weltpolitisch orientierten Demokratie verwahrt ist. In solchem Zusammenhang ist die von Delbrück gerügte Verweigerung einer Antwort auf Asquiths Frage doppelt unklug, zumal die Frage: was Deutschland mit Belgien zu tun gedenke, durch die Autorität der päpstlichen Meinung und das vom Reichskanzler doch wohl gedeckte Zugeständnis der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung in ihrer Erwiderung an Kerenski — „daß der Reichstag einen Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker erstrebe, einen Frieden, mit dem erzwungene Gebietserwerbungen und politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar seien“ — so gut wie entschieden sein dürfte.

## Politik als Staatskunst von J. P. Buß

Zwei große Staatskünstler des neunzehnten Jahrhunderts sind Bismarck und Benjamin Disraeli: von Grund aus verschiedene Naturen. Und doch haben beide letzten Endes jenes große Etwas gemeinsam, das sie so grenzenlos über das Alltägliche erhebt. Bismarcks Staatskunst quillt aus naturhafter Ursprünglichkeit, sie schafft ihm die Größe des Titanen, der das Unerzwingbare erkämpft. Dieses prometheische Kämpfen macht den ersten Kanzler des Reichs zum Künstler. Disraeli ist der geborene Künstler. Einer der ragendsten, die England jemals gehabt. Seine politischen Romane sind Bekenntnisse eines großen Staatskünstlers, aus denen der Lebenskampf des aristokratischen Intellekts gegen alles Demokratische in vollendeter künstlerischer Formung hervortritt.

Beide sind „Realpolitiker“, deren Handeln sich dennoch nicht im Machiavellistischen erschöpft, sondern in letzter Hinsicht immer von ethischen Geboten bestimmt wird. Erblickte auch der junge Bismarck die einzige gesunde Grundlage Preußen-Deutschlands im staatlichen Eigennutz, so konnte doch der gereifte Staatsmann, wie nach der Schlacht bei Königgrätz, erst auf halbem Wege zu seinem Ziel stehend, vor übertriebener Gewalt- und Annexionspolitik nicht entschieden genug warnen. Und nach der Reichsgründung? Von dem Augenblick an, wo der Ritter des gordischen Knotens mit der Geburt des Deutschen Reiches das Reichsproblem gelöst hatte, galt ihm als erstes und letztes Ziel seiner Politik: die Aufrechterhaltung des Friedens. Bismarcks Größe war von solcher Art, daß es die zwingende Macht seiner Persönlichkeit vermochte, zwei Jahrzehnte hindurch auch den elementaren staatlichen Egoismus der andern Mächte in die Grenzen zu bannen, die eine Störung des kontinentalen Friedens so gut wie ausschlossen. Die französische Revanchelust fand nicht einen einzigen Bundesgenossen, und England

hätte sich damals die Augen nach „Kontinentaldegen“ wund sehen können.

Mit Bismarck fiel nicht das Friedensziel der deutschen Politik, aber der Genius, der allein in stande war, die Begehrlichkeiten völkischer Willkür in Schach zu halten. Der Egoismus der Staaten lohte auf zur verzehrenden Flamme, die die ganze „Menschheit der Kultur“ ergriff. Und wenn man sich selbst schon vielfach überfressen hatte, so füllte man sich lieber noch die Bادتaschen mit dem bescheidenen Anteil, den man dem Andern nicht gönnen wollte. Daß Deutschland nicht zur Klasse jener Vielstraße gehörte — nicht gehören konnte —, wird niemand bezweifeln. Die Erbitterung gegen das hamsternde Ausland wuchs, und der freie Blick in die Weite ging verloren. Und nur von solcher Warte aus ist die ablehnende Haltung Deutschlands im Haag gegen den Weltfriedensvertrag begreiflich. Die Lage der Menschheit wurde immer heterogener, so sehr sie sich auch nach Homogenität sehnte.

Die Weltverwirrung führte zum Weltkrieg, der das politische Urteilsvermögen der Politiker des zwanzigsten Jahrhunderts noch mehr trüben sollte. Zum Egoismus kam nationalistischer Fanatismus, kamen die magischen und übermenschlichen Kräfte, die der Krieg selbst in sich birgt. Wie machtlos ist heute Das, was man politische Vernunft nennt, aber auch wie selten! Könige des Willens, Kämpfer der Macht, Athleten der Kraft stehen da als die triumphierenden Bezwingler der Logik, des Rechts, des Geists, der Seele. Die große Politik ist heute nicht mehr in ihrer Wesenheit autonom, sie droht mehr und mehr unter das allesumfassende Räderwerk jener mechanistischen Energien zu kommen, die die Gegenwart so unbarmherzig kennzeichnen. Jeder Tag bringt neue Verfündigungen gegen den Geist echter Staatskunst.

Ein Hoffnungsstrahl war aufgeleuchtet, als vor einigen Monaten Bethmann und Grey von der Notwendigkeit eines Weltfriedensbundes sprachen, und das — so wollte es scheinen — nur, um aus dem gegenwärtigen Konflikt noch möglichst glimpflich herauszukommen. Denn beide wissen nur zu genau, daß das autonome Selbstbestimmungsrecht der großen Mächte ein lebendiger Faktor ist, der auch nach dem Kriege nicht auszuschalten ist, daß ein modernes europäisches Weltbürgertum, fundiert auf zwischenstaatlichen Verträgen, vielleicht nicht einmal zum Wohle der Glieder beitragen würde.

Auch die Friedensgedanken um Weihnachten 1916 wurden zu Grabe getragen, weil die entfesselte Kriegswut, der „Genius des Krieges“, noch immer stärkere Wirkung übt als die Staatskunst, in der sich politische Erkenntnis und Menschlichkeit paaren, weil man manchen Orts noch weit davon entfernt ist, die krasse Wirklichkeit erkennen zu wollen. Für die praktische Politik aller kriegsführenden Mächte wäre das unumtöndene Eingeständnis der Lage des Augenblicks der erste Schritt auf dem Wege zu einer gesunden

**Staatspolitik.** Die sich daraus notwendigerweise ergebenden praktisch-politischen Folgerungen zu ziehen, heißt freilich eine jener menschlichkeitserlösenden Staatskunst kongruente Politik, die das ersehnte Ziel erlangt: den engen Rahmen des Nationalismus durch das universalistische Moment überstaatlicher Fülle zu weiten. Die heute schon von einer zukünftigen Weltverbrüderung träumen, sehen nicht die starken Wurzeln der staatlichen Macht, sie verkennen die energetischen und geschichtlich begründeten Kräfte des modernen Nationalstaats. Das Machtproblem ist immer das Element gewesen, das die Geschehnisse der Völker bestimmt hat.

---

## Ostjuden von Abraham Schwadron

### X.

### Die Werktagsethik

Das soll nicht geleugnet sein: in manchen Formen der persönlichen Integrität sind unter den Ostjuden die Sünder viel häufiger als unter den Westjuden. Nicht vergebens haben sie jahrhundertlang unter „polnischer Wirtschaft“ und russischer Korruption gelebt. In allen Kategorien von Unmoral jedoch, welche auf Gewalttätigkeit und Grausamkeit basieren, sind sie sicherlich das ethischste Volk, weil sie keinen eigentlichen Böbel im europäischen Sinne haben. Ueber manche Schichten von Flüchtlingen aus Belgien und Nordfrankreich, die nach London und Holland gekommen sind, hört man wiederholt die Klage, daß sie ihre Ansiedlungsrahmens unsicher machen. Beschuldigungen von der Art haben die Antisemiten Wiens oder Prags, wohin die galizischen jüdischen Flüchtlinge zu Hunderttausenden gekommen waren, nicht erhoben. Die verschwindend geringen Ansätze zu einem jüdischen Böbel, die man in manchen Großstädten finden kann, sind wahrlich in Form und Wesen ein Produkt der ethischen Assimilation. Ueberhaupt darf mit Objektivität gesagt werden: die Fehler, die die Ostjuden haben, können alle auf den Einfluß der Umgebung und ihrer Lebensverhältnisse zurückgeführt werden, die Vorzüge aber sind eigenwüchsig. Das muß kein Lob sein, denn es schloße es nicht aus, daß ihre Fehler ihre Vorzüge übertreffen. Aber ihr Kulturwert für die Welt, das, was sie als Gebende behalten, wird dadurch bestimmt. Man kann über einen Händler dort, den man nicht kennt, nicht sagen, ob er einen nicht übers Ohr hauen wird, aber man kann beim Niedrigsten ruhig schlafen — beim gleichgestellten Russen weiß man nicht, ob man aufstehen wird. Ein jüdischer Mörder ist dort über Jahrzehnte etwas ganz Seltenes, und während man bei den zivilisierten Völkern des Westens allwöchentlich von Einem lesen kann, der irgendwo einer Erbschaft wegen seinen Vater oder Bruder weggeschafft hat, ist derlei bei einem Juden wohl nicht vorgekommen, oder beinahe nicht. Von einer Betrachtung der Beziehung zwischen Ethik und Wohlthätigkeit, in welcher auch die Westjuden ihre Nachbarn weit übertreffen (und welche in ihrer völkischen Auswirkung

auch Nachteile bringt) will ich absehen; doch soll bemerkt sein: Das Wohlthun ist beim Ostjuden etwas so Persönliches und Weibestarkes, daß es dafür schlechtweg keinen Vergleich gibt. Man stelle sich vor, daß es dort im Frieden überall in orthodoxen Kreisen immer freiwillige Krankenpfleger gibt, wohlhabende Almosenjammler von Haus zu Haus für wirtschaftlich Herabgekommene, die sich des Bettelns schämen; daß es dort unzählige unbestaltete und unbeamtete Fürsorger und Fürsorgerinnen gibt, die ihr Wohlthun geheim halten, um die Empfangenden nicht zu beschämen und ihr gottgefälliges Eigenverdienst nicht durch das Prahlen mit der Wohlthat zu schmälern; daß es dort Unzählige gibt, die unglücklich sind, wenn sie an Festtagen keinen wandernden Armen zu sich einzuladen haben; daß dort der Vornehmste den Bettler an seinen Tisch nimmt, bei sich im Hause schlafen läßt und dergleichen mehr.

Und noch Eines: Ich habe einmal einen einfachen Ostjuden über die Stierkämpfe, die er in Spanien zu sehen Gelegenheit hatte, mit einem erschütternden Brauen sich äußern hören, das beinahe an prophetischen Zorn gemahnte. (Wie einzig schön, nebenbei bemerkt, lieblich und herb zugleich ist der Ton der biblischen und talmudischen Gebote und Verbote, die sich auf Tierquälerei und Tierschutz beziehen!) Dieser Jude empfand die Stierkämpfe als unsittlich; unjüdisch, sagte er. Diese Bezeichnung reicht so sehr in die Tiefe! Ich denke immer: Kommen wird vielleicht der Tag, wo man anderswo den Stierkampf und zumindest gewisse Formen der Jagd und den Krieg ebenso unaesthetisch finden wird wie Schweißfüße.

(Schluß folgt.)

## Zur Psychologie des Tragischen

von Friedrich Sebrect

Es gibt keine Aesthetik, die jenseits der Zeiten stünde und Allgültigkeiten zu diktieren vermöchte. Jede Epoche gebiert aus Nothwendigkeiten ihre eigene Kunst und formt, wenn auch Grundverhältnisse bestehen, ihr besonderes künstlerisches Gesetz. Wohl reichen sich fernst entlegene Zeiten einmal wieder wie in gegenseitigem Ergreifen die Hand, und Schöpfer verflungener Tage brönnen jäh wieder auf wie Gesichte, deren Leuchten erst wir abermals zu erkennen vermögen.

Aus den Leiden und Erschütterungen der Gegenwart, aus dem ewigen Wechsel von Duldung und Erhebung muß in die Kunst eine neue Seele einfließen. Freilich darf sie nicht künstlich zurechtgehämmert werden: gehen wir weitab von den hochgetriebenen, raschen Bedürfnissen nachgefertigten Augenblickswaren geschäftstüchtiger Erzeuger. Auch wurde die Entwicklung der Kunst vom Kriege kaum umgebogen, sondern nur verstärkt durch Steigerungen oder Rückwirkungen. Die Richtung auf ein andres schafft hier sich, nur sich selbst und bedarf keiner Weltkriege. Wohl aber lohnte die Fadel auf aus der nämlichen Zeit, aus der sich bereits die Richtung auf eine neue Kunst gearb, die Kunst einer feilischen Monumentalität.

So wird am Rande dieser flammenverzehrten, wetterdurchwühten Zeit die dunkle Blume der Tragödie blühen können, besetzt von alledem,

was die Zeit des Voraugust an Neuem geatmet und in sich als Leben eingefogen hatte.

Bei Shakespeare stürzt der tragische Mensch, aufbrausend aus seinem Ich, sich selbst in sein Verhängnis, bereitet sich sein Schicksal in der Notwendigkeit der eigenen Natur. Tragik und Wesenheit des Menschen erscheinen fast als das Gleiche. Die Natur treibt im Menschen ihre Kräfte gegen einander.

Schiller verwirrte diese Einfachheit dadurch, daß er im Sinne seiner Zeit seine Helden von vorn herein sittlich orientierte. Sie stehen nicht in der Naturjenseitigkeit von Schuld und Unschuld, sondern rechtfertigen sich in ethischer Debatte wie zur vorweggenommenen Apologie des Dichters. Diese bewußte Mittelbarkeit nimmt ihnen ein Teil ihrer Tragik. Bei Shakespeare hingegen sind Naturkausalität und sittlicher Kosmos wie eines; und das Individuum ist in beides hineingestellt. Bei Shakespeare kennen wir nur tragische Ursachen; bei Schiller finden wir eine tatsächliche, durch das Bewußte der Handlung gesetzte „Schuld“.

Kleist vermag das tragische Problem in seinem und um seinen Menschen mit vorbildlicher Schärfe zu restloser Schaubarkeit zusammenzuschließen; die Triebnotwendigkeit Shakespeares bleibt, und erst im tragischen Anbruch schwingt sich ein Prinz von Homburg zu selbstbestiegender Erkenntnis des sittlichen Status auf.

Bei Hebbel kreisen die Menschen um den Angelpunkt des Problematischen, von dem sie stets als Teilträger erscheinen. Sie treten zwar nicht wie bei Schiller aus sich heraus, aber sie sind auch nicht reines Leben wie die Kleists, sondern eher lebendiges Problem, während die Personen Ibsens sogar zu Mitteln des primären Problemzusammenhanges gebraucht werden.

In einer Tragödie von heute gilt es, jenseits dieser Schweifungen Gestalten lediglich in ihrem Eigensein zu begründen. Die Stärke des Individuums ist in ewigem Kampfe begriffen gegen die einmauernde Gesetzmäßigkeit des Mittelalters. Der Mensch treibt aus seinem Selbst in das Nicht-Ich, als ob es nur sein Welt auf sich beziehendes Ich gäbe. Auch Hebbels Individuum lebt so, als ob keine Welt wäre außer ihm, und reagiert gegen die ihm entgegengestemte Zeit. Ueber diese Zeittragik noch hinaus drängt ein neues Drama zur Welttragik, deren umfassende Formel etwa so hiesse: der Mensch leidend an der Zwiespältigkeit des chaotischen Daseins; das Ich aufstrebend gegen die Erstarrungen um den eigenen Kreis; das Persönliche feindlich gegen die verwirrende Fremdheit. Dieses Ich ist seine eigene Notwendigkeit, lebendigste Aktivität, und der Sturm, den es irgendwie in die Welt trägt, wird ihm Leben und Tod zugleich. Bis dahin wird das Ethische als ein Fernes oder hier Gleichgültiges abgeschlossen. Das Ich leidet an seinem eigenen Kampf, gleichviel ob bewußt oder nicht. Der physische Tod galt vielfach mittelbar als Erlösung der Tragik, weil in ihm das seelische Ich innerlich — sagen wir: sittlich — zu triumphieren vermöchte. Die Vorstellung des körperlichen Untergangs als einer Schuldühne wirkte hier mit. Aber der Tod als solcher kann diese erlösende Kraft nicht haben.

Der physische Tod ist nichts als Verneinung des Lebens, ist nicht Rettung, sondern Flucht, ist Aufgeben, nicht Bezwingung. Die Tragik des Dichters Kleist beharrt trotz seiner Absage an das physische Dasein. Die tragische Erlösung dämmert allein dem Menschen zu aus einer innern, noch so instinktiven Ueberwindung der Welt im Wissendwerden. Der Erkennende feiert schmerzlichen Triumph über alle Dualen erdgeborener Konflikte. Darum wird hier der äußere Tod nur ein Zufälliges, das antithetisch, aber auf einer Linie mit dem Leben steht. Das Bewußtwerden der tragischen Verwirrung gewährt dem Menschen die Krone, und hieraus wird die Bürgschaft eines vom Göttlich-Menschlichen gesicherten Kosmos. Der Mensch erhebt sich aus seiner Teilschaft am Chaos, ringt sich erahnend auf zum Lichtgeiste. Blitzartig wird ein Finsternis spaltender Schein in das tragisch durchirrte Leben geworfen. Weil etwas von solcher Tragik schwebt, konnten die von Werfel eingedeutschten ‚Troerinnen‘ des Euripides nur ein Mittelbares, wird kaum Bewußtsein. Aber der Titanentrog Schubas, der sein Leiden gegen die Götter an die Brust nimmt und es zu Erde trägt, ist frühe Verwandtschaft unsres Empfindens, trauervolle Feier des schmerzhaft siegenden Gottmenschengeistes.

---

## Die Lästerschule von Egon Friedell

Zu Sheridan's hundertstem Todestag habe ich versucht, seine ‚Lästerschule‘ zu übersetzen. Es dürfte wenig Beschäftigungen geben, die so angenehm sind. Sheridan hat die kristallklare Heiterkeit eines Menschen, der über allen Situationen steht. Sein Witz ist bunt, aber bunt wie das reine Sonnenlicht, das durch ein Prisma fällt. Dieses Prisma, durch das er die starken Strahlen seiner uner schöpflichen Beobachtungsgabe leitet, ist das Leben, nicht das große Leben der Weltgeschichte oder der Seelenkämpfe, sondern das kleine Leben der londoner Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts. Sheridan nimmt nichts ernst, auch sich selbst und sein Handwerk nicht. Obgleich er natürlich das Hohle und Leere aller Theatermasche vollkommen durchschaut, arbeitet er doch ganz unbefangen mit den bühnenüblichen Requisiten und entwickelt dabei eine Findigkeit und Geschicklichkeit, um die Sudermann und Kadelburg ihn beneiden könnten. Da gibt es die uralten Verfassstücke, denen die Lustspiel-schreiber bis zum heutigen Tage immer wieder Publikums-gelächter entlocken: die Tapentür, hinter der sich einer versteckt, der spanische Wandschirm, hinter dem sich ein anderer versteckt, da ist die ausgepändete Wohnung undsoweiter. Selbst der reiche Onkel aus Amerika (der damals noch aus Ostindien kam) fehlt nicht, und es ist wohl überflüssig zu sagen, daß dieser Onkel alle Verwicklungen (natürlich mit Hilfe von zwei Verkleidungen) löst, den verkannten Edelmut triumphieren läßt und das heuchlerische Laster entlarvt. Alles Technische ist bei Sheridan gewollt primitiv, aber dieses grobe Gerüst dient ihm ja nur zum Vorwand für den geistreichsten,

facettiertesten Dialog, der sich denken läßt, und außerdem weiß er als kluger, weltkundiger Mann, daß Theater eben Theater ist. Die beiden besten Lustspieldichter der Gegenwart: seine irischen Landsleute Wilde und Shaw, haben darüber nicht anders gedacht, und allmählich beginnt man sogar mit Stöhnen zu erkennen, daß auch Ibsen in seiner magischen Apotheke sich sehr stritt an das gute alte Komödienrezept gehalten hat, in dem schon Menander und Plautus Bescheid wußten. Es kommt ja bekanntlich immer nur darauf an, wer etwas macht; und was macht Sheridan aus diesen abgegriffenen, kindischen Situationen und Charakteren! Es ist wahr: was wir erblicken, sind Theaterfiguren aus flacher Pappe und nur auf der Vorderseite bemalt — aber wie fein und geschmackvoll bemalt! Keine rohen, mechanischen Farbendrucke, sondern handcolorierte kleine Kunstwerke, reizende kostbare Spielzeuge für Milliardärskinder.

Und sogar die so ungeheuer einfache Handlung des Stückes hat Sheridan nicht selbst erfunden. Sie ist nämlich vom lieben Gott und steht bereits in den ersten Kapiteln der Bibel: es ist die Geschichte vom guten und vom bösen Bruder. Natürlich halten aber alle den bösen Bruder für den guten und den guten Bruder für den bösen. Diese Nuance hatte Sheridan aus Fieldings berühmtem Roman ‚Tom Jones‘ gestohlen, der garnicht lange vor der ‚Lästerschule‘ erschienen war. Dort ist der Held ein wegen seiner Niedlichkeit verachteter, aber innerlich kreuzbraver Kerl, während sein Gegenstück, der Tartüff Blifil, allgemeines Ansehen genießt. Dieses Buch war eine Reaktion und Parodie auf die gefühlsvollen Romane Richardsons, die von der damaligen Lesewelt verschlungen wurden, und deren berühmtester den schönen Titel führte: ‚Clarissa, oder die Geschichte eines jungen Mädchens, die wichtigsten Beziehungen des Familienlebens umfassend und insbesondere die Missfälle enthüllend, die daraus entstehen, wenn Eltern und Kinder in Heiratsangelegenheiten nicht vorsichtig sind.‘ Fielding wollte zeigen, daß die Biedermänner, die stets edle Sprüche im Munde führen, meistens raffinierte Heuchler sind, während ein wahrhaft gutes Herz nicht ohne Anfechtungen und Fehltritte durchs Leben kommt. Ferner lieben die beiden ungleichen Brüder bei Sheridan dasselbe Mädchen. Nun, über dieses Motiv und seine Bewertung ließe sich eine recht ausgiebige Doktordissertation schreiben, und ich möchte darauf schwören, daß auch schon viele darüber geschrieben worden sind, obgleich ich außer meiner eigenen noch nie eine Dissertation in der Hand gehabt habe. Schiller war in diesen Stoff gradezu verliebt: er hat ihn dreimal behandelt. Aber er hatte ihn von Klinger gestohlen, der ihn viermal behandelt hat, zum ersten Mal in einem Ritterdrama ‚Otto‘, und schon dort heißt der edle Bruder Karl, wenn auch nicht grade Moor. Und bei Sheridan heißt er ebenfalls Karl. Daß sich Kopehue nicht spotten ließ, versteht sich. Er hat die Sache ebenfalls viermal auf die Bühne gebracht, und sein geistiger Erbe V'Arronge zweimal. Von den Franzosen garnicht zu reden. Und verfolgen wir die Linie bis in die jüngste Gegenwart, so landen wir beim ‚Friedensfest‘ Gerhart Hauptmanns, des



naturalistischen Bögenzertrümmerers. Wieder sind da zwei Brüder: ein pietätvoller, der für zynisch gilt, und ein zynischer, der für anständig gilt, und wieder lieben beide dasselbe Mädchen, das jedoch natürlich den verkannten Guten liebt, ganz ebenso wie Maria in der „Lästerschule“. Mit so wenig Stoffen kommt die Belletratur aus.

Sherridan trägt jedoch seine Fabel ganz unpathetisch vor und hat für sämtliche Figuren eigentlich das gleiche Wohlwollen, denn er besitzt die schöne Gabe des echten Humoristen, alle seine Geschöpfe liebenswert zu machen. Selbst dem Bösewicht kann man nicht böse sein, denn er ist ganz in Humor getaucht. Und das Gleiche gilt von jener Gemeinde böser Menschen, die dem Lustspiel den Namen gegeben hat. Es sind das eine Anzahl vornehmer Damen und Herren, die ihren Lebensinhalt darin erblicken, über alle Menschen schlecht zu reden. Aber sie bringen ihre Sottisen so fein und anmutig vor, daß man fast bedauert, nicht ebenfalls Mitglied der „Lästerschule“ zu sein. Hier einige Proben:

„Dieser Mensch ist so unzuverlässig, daß man sich nicht einmal auf seine Unanständigkeit verlassen kann.“

„Eine Standalgeschichte ist für den Ruf einer anständigen Frau ebenso gefährlich wie ein Fieber für einen starken Körper. Dagegen gibt es eine ganze Menge von anämischen, schwächlichen Reputationen, die immer kränkeln und doch das weit robustere Renommee von hundert sittsamen Damen überleben, weil sie im Bewußtsein ihrer zarten Konstitution jeden Luftzug vermeiden und so durch Achtlosigkeit erkranken, was ihnen an Widerstandskraft fehlt.“

„Das ist einer der Nachteile des guten Rufes: er ist ein Magnet für die Schnorrer, und es bedarf keiner geringen Geschicklichkeit, sich in den Geruch der Mildherzigkeit zu bringen, ohne die Kosten zu tragen. Das massive Silber der echten Wohlthätigkeit ist ein kostspieliger Artikel, während die sentimentale französische Plattierung, deren sie sich bedienen, genau so gut aussieht und fast garnichts kostet.“

„Sie können doch nicht leugnen, daß Fräulein Vermillion hübsch ist. Sie hat so reizende frische Farben.“ „Ja, besonders, wenn sie frisch angestrichen ist.“ „O psui! Ich möchte schwören, daß ihre Farben natürlich sind. Man kann ja sehen, wie sie kommen und gehen.“ „Gewiß kann man das sehen. Sie gehen am Abend und kommen am Morgen. Und wenn sie einmal ausbleiben, so kann sie ihr Mädchen um sie schicken.“ „Aber eines steht fest: ihre Schwester ist — oder war — sehr schön.“ „Wer? Frau Evergreen? Mein Gott, sie ist heute fünfundsünfzig Jahre.“ „Nein, da tun Sie ihr ganz gewiß unrecht: zweiundsünfzig oder dreiundsünfzig ist das Höchste; und ich finde, sie sieht nicht älter aus.“ „Ach, nach ihrem Aussehen kann man nicht urteilen, denn man bekommt ja niemals ihr Gesicht zu sehen.“ „Nun, wenn Frau Evergreen auch einige Mittelchen anwendet, um die Schäden der Zeit zu verdecken, so muß man ihr doch lassen, daß sie es sehr geschickt macht, jedenfalls besser als die Witwe Stamper, die eine sehr unbegabte Malerin ist.“ „Nein, nein. Sie sind zu streng gegen die Witwe Stamper, denn sehen Sie, es liegt nicht daran, daß sie schlecht malt, sondern wenn sie ihren Kopf fertig hat, so fügt sie ihn so ungeschickt an den Hals, daß sie aussieht wie gewisse alte Statuen, bei denen der Fenner sofort bemerkt: Der Kopf ist modern, aber der Rumpf ist antik.“ „Sie sind zu boshaft, Mladob. Ich glaube, echter Witz ist der Gutmütigkeit näher verwandt, als Sie anzunehmen scheinen.“ „Gewiß, ich

glaube sogar, sie sind so nahe verwandt, daß sie nie eine Ehe schließen können."

Man muß zugeben, daß diese Gespräche durchaus keine Alters-Patina besitzen, sondern gradese gut gestern geschrieben sein könnten. Und dies ist einer der vielen Genüsse, die die Lektüre des Lustspiels bietet: man bemerkt mit großer Beruhigung, daß die Menschen schon vor hundertfünfzig Jahren ein ebensolches Gefindel waren wie heutzutage.

Die Parole dieses Spätrotoko war: Geist, Esprit, Wit. Aber während in Frankreich, woher die ganze Mode kam, der Geist eine mehr oder minder willkürlich und künstlich aufgesetzte Stuftatur und Passenterie ist, ist er in England in gewissem Sinne ein natürliches Produkt. Dies zeigt sich in den kleinsten wie in den größten Dingen. Der französische Luxusgarten, zum Beispiel, ist eine pedantische und hochmütige Vergewaltigung der Natur, der Versuch, aus der gottgeschaffenen Pflanzenwelt einen eleganten, zeremoniellen Salon zu machen: jede Wiese ein Teppich, jeder Baum eine Portiere. Der englische Garten läßt die Natur, wie sie ist, nur hilft er da und dort behutsam nach, indem er das Gemälde reicher, voller, amüsanter macht. Der berühmte Architekt William Chambers beschnitt die Bäume nicht und legte keine kunstvollen Rasenfiguren an, aber er setzte hie und da einen verdorrten Baumstumpf, eine künstliche Ruine, eine kleine Knüppelbrücke, eine romantische Felsenpartie in das Gartenbild, kurz: er tat das, was wir heute „japonisieren“ nennen würden, und was man damals chinesischen Geschmack nannte. Und ähnlich verhält es sich mit den damaligen Malern, Dichtern und Schriftstellern. Sie lassen die Dinge zwar im großen Ganzen so, wie sie sind, aber sie füllen auf, sie ergänzen und vervielfältigen, sie schwindeln ein bißchen, etwa wie ein geistreicher Schauspieler, der den Text seiner Rolle zwar nicht verändert, aber doch durch Nuancen verdichtet. So etwa wirkt der Esprit Sheridans. Er ist bei ihm etwas ganz Organisches, ein selbstverständliches Stoffwechselprodukt. Sheridan schwitzt nicht, Sheridan muß geistreich sein, er muß. Er öffnet ganz einfach das Ventil seines Geistes, und sofort strömt eine Dampfwolke von zahllosen Witz, Beobachtungen, Paradoxien, Einfällen, Bübereien heraus.

Der Hauptwert Sheridans für uns besteht aber darin, daß seine Stücke ein so frisches, lebhaftes und ähnliches Bild seines Zeitalters sind. Die Zeit, die Sheridan vorfand, war sehr bewegt und ereignisreich. England erlebte damals in gewissem Sinne seinen politischen und geistigen Höhepunkt. Die Kolonialmacht Frankreichs war im Sinken, die kluge Politik, die die englischen Staatsmänner während des Siebenjährigen Krieges befolgt hatten, begann ihre Früchte zu bringen. Lord Clive und Warren Hastings rasten durch Indien und erschlossen ihrem Vaterland die Quellen eines uner schöp flichen Reichtums. „Bis zu Clives Auftreten“, sagt Macaulay, „waren die Engländer bloße Hausierer gewesen.“ Die Jagd nach dem Geld begann, das kleine, genügsame, exklusive Inselvolf wurde mit einem Schlage

ein Volk von Welthändlern, Rauffahrern und Riesenspekulanten. Mitte der siebziger Jahre erschien die „Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Reichthums der Völker“ von Adam Smith, in der mit großem Scharfsinn und Wissen der Nachweis erbracht wird, daß der Mensch nichts andres ist als eine Arbeitsmaschine. Etwas früher waren die Juniusbriefe herausgekommen, vielleicht das wirksamste politische Pamphlet aller Zeiten, die die Ideen des Liberalismus mit ebensoviel Energie wie Bosheit in alle Gehirne hämmerten. In das Jahr 1769 fallen zwei Ereignisse von ungeheurer Tragweite: James Watt erfindet die Dampfmaschine, Richard Arkwright die Spinnmaschine. Im Jahre 1775 brachte Herschel, ein gebürtiger Hannoveraner, der aber seit seinem fünfzehnten Jahr in England lebte, ein Spiegelteleskop zustande, mit dem man den Saturnring erblicken konnte. Einige Jahre später entdeckte er den Uranus. Ungefähr in dieselbe Zeit fällt die Begründung der sogenannten pneumatischen Chemie durch Priestley. Ferner entdeckt Cavendish die Zusammensetzung des Wassers, Rutherford den Stickstoff, und Rumford krönt das Ganze durch die Beobachtung, daß alle Wärme-Erscheinungen Bewegungserscheinungen sind. Hogarth komponiert seine Serien von Sittenbildern, die vollkommene gemalte Dramen sind, Reynolds und Gainsborough porträtieren ihre liebedürftigen Lords und liebenswürdigen Ladies. Garrick betritt die Bühne, Goldsmith dichtet seinen Wikar, Sterne, eines der merkwürdigsten Genies der Weltliteratur, schreibt ‚Tristram Shandy‘, und der große Samuel Johnson verfaßt sein Wörterbuch, das bei den Engländern noch heute für ein Weltwunder gilt.

Die ganze Luft dieser Zeit hat Sheridan in seine Lustspiele eingefangen. Es ist eine eigentümliche Luft, gemischt aus Lebenskenntnis und Naivität, aus Hypokrisie und tüchtiger Gradheit, aus Sentimentalität und Jynismus, aus Börse und Romantik. Werke von dieser Art sind die Memoirliteratur, im Grunde die einzige, die es gibt. Wir sind Lucian, Juvenal und Martial dankbarer als einem Großsprecher wie Virgil, der glaubte, es nicht billiger tun zu können als mit schweren Brunkstoffen wie die Eroberung Trojas und die Gründung Roms. Die Aufzeichnungen Casanovas, der kein Schriftsteller war und nicht einmal einer sein wollte, gewinnen den Reiz eines Kunstwerks durch die Genauigkeit und Treue, mit der die ganze psychische Mechanik einer Zeit ohne alle Heuchelei und Kosmetik nachgeschrieben wird. Ohne solche Glücksfälle müßten wir nichts von vergangenen Zeiten, wir hätten bloß fremde Hieroglyphen, die uns verwirren und enttäuschen.

Sheridans ‚Västerschule‘ ist ein unvergängliches Stück jeelischer Kostümggeschichte. Er hat die Gestalt seiner Zeit aufbewahrt, mit allen ihren Stärken und Gebrechen, ihren Gesundheiten und Krankheiten, ihren ernstern und lächerlichen Falten, und da steht sie nun: konserviert in Spiritus, in gutem, reinem, starkem Spiritus.

## Datterich von Alfred Polgar

**D**atterich: des frühverstorbenen darnstädtler Dialektdichters Ernst Elias Niebergall nachher berühmt gewordene „Lokalposse“. Der stärkste Reiz des Spiels steckt in seiner blauäugigen, urgemütlichen, an Wort- und Satzbildungen voll weicher Drastik gesättigten Sprache: vom Duell, aus dem das heitere Volkslied schöpft, scheint reicher Tropfensegen sie durchtränkt zu haben. Datterich ist ein fideler Lump, dessen Lebens- und Trinksfreude weder chronischer Dalles noch akute Prügel etwas anhaben. (Mit der Pointe: Wehmut über sein zerstörtes Dasein, die ihm eine hinzugezogene Coupletstrophe anhängt, hatte ihn der Dichter verschont.) Um den muntern Taugenichts gruppieren sich Leutenchen aus der kleinstbürgerlichen Welt, auf mannigfach variierte Weise arm im Geiste. Von Bitterkeit ist in Niebergalls Frohsinn keine Spur. Aber etwas von der Laune Wilhelm Buschs schwebt über seinen liebevoll hingestrichelten, in einen Interessentkreis von burlesker Witzigkeit behaglich eingesponnenen Figürchen.

In der Darstellung durch das Lessing-Theater ging der treuerherzigen „Lokalposse“ ihre Säftigkeit so ziemlich verloren. Auch eine mindere Quadrille wienerischer Komödianten brächte für derlei spaßiges Kleinmenschentum mehr Humor, Rundlichkeit, Behagen mit als die scharfen, absichtsvollen, Nu-mal-rin-in-die-Primitivität-Berliner. Es fehlt ihnen das Wichtigste, ohne das solche Komödie sad und leer schmeckt: die Lebenswürdigkeit. Sie blasen sich auf und machen sich krampfhaft leicht und bringen es doch nicht zu der geheimnisvollen Mischung von Unschwere und Fülle, die für derlei Oberflächenspiel vonnöten. Ihr Witz schmeckt karikatur-lauer. Eine Szene, zum Beispiel, wie der Abschied des Drehergesellen von seiner Luise vor dem vermeintlichen Duell auf Tod und Leben — was geriet da für derbe Opernparodie! Oder die Szene mit dem Schuster, der seinen nie zahlenden Schuldner durchhauen will. Gibt's ein gemüthlicheres Motiv? Im Lessing-Theater erschien als Schuster ein Sohn der Wildnis, furchtbar in Stimme und Gebaren, mit einer Keule wie der steinerne Herkules am Burgtor — ein Sieb müßte den armen Datterich zu Brei zer schlagen. Echt berlinisch, diese Transponierung eines hiedern Rüppelspaßes ins Ueberlebensgroß-Brutale.

Herr Karl Forest war der Datterich. Es geriet ihm eine Figur von gemüthlich-fatalistischer Verwahrlosung. Ihr Humor schien ein bißchen strohig, zumal in Hinsicht auf die ausgiebige Beseuchung; sozusagen ein herbftlicher, schon ziemlich abgeblühter Humor. Ma Grünings verschrumpeltes Lachen und Weinen war ein Spaß für sich, Fräulein Dagny Servaes reizend als verliebte wie als gebränkte Jungfrau. Gegen die schleichende Langeweile kam aber alles schauspielerische Bemühen nicht auf. Auch Herrn Bermanns schlaunatve Wauzil fagottierte und fidelte sie nicht hinweg. So wurde der arme Datterich in Wien recht lautvoarm „rezeptiert“.

## Theater in Triest von Hugo Wolf

Man muß es sich folgendermaßen vorstellen. Die Intelligenz der Stadt hat südliches Gepräge und nährt sich von italienischer Kultur. Daneben gibt es eine mehr in den untern Volksschichten verbreitete slovenische Tendenz. Demnach: oben auf das schillernde und im Goldstrom heißer Gefühle hingelagerte romanische Bewußtsein, eine Schicht tiefer der dumpfe, bäurisch schwerfällige, vom Geruch der Erdscholle unwitterte slavische Instinkt. Das Ganze zusammengehalten von einer Offiziers- und Beamten-schaft mit guter oesterreichischer Erziehung, was besagen will, daß sie sich gerne an den Verkündigungen deutschen Geistes wärmt und ihre schönsten Erinnerungen aus Wien bezieht. Die Stadt selbst hat keine sichern Konturen. Steigt man eine der engen Gassen nach San Giusto hinauf, so könnte man nach dem Fischgeruch, der den Mauern entströmt, und vermöge der Dampfigkeit der Wohnungen in ein neues Genua sich versetzt glauben. Dann aber bricht in die dürftige Dämmerung dieser lärmvoll aufeinanderhockenden Häuser der Strahl einer lieben, breiten, angenehmen Straße mit reinem, ruhigem Pflaster und gutmütigen Häuserfassaden und diese wie aus dem Schächtelchen ausgepackte Sauberkeit, diese himmlische Gelassenheit eines bestehenden, gleichsam un-verrückbaren Zustandes ist oesterreichische Provinz . . .

Und dann ist das Meer. Glatt und unbefahren. Majestätisch und gestorben. Wie der Scefzer eines entthronten Königs. Wie die Gebärde eines alten, entlassenen Schauspielers. Niemand kümmert sich jetzt um dieses Meer. Es wirkt fast lächerlich, wenn es sich im Morgenschwall aufzublähen beginnt: es fährt ja kein Dampfer mehr nach Venedig, um bürgerliche Hochzeitsreisende mit den ängstlichen Beklemmungen des heißen Scirocconwindes zum ersten Mal bekannt zu machen, keines amerikanischen Multimillionärs Lustboot wirft schöne Frauen, mit Edelsteinen behängt, und Matrosen in schneeweißen Gewändern an den Strand, der Molo San Carlo greift in leere Luft und der Leuchtturm ist erblindet: narkotische Trunkenheit, Schlafpsychose einer vom Krieg angehauchten Lebensenergie, gefesselter Prometheus, lebenswürdig im Bogen hingelagert von Pirano bis Monfalcone, die Sommer-sonne genießend und den blauen Himmel über den Weinbergen Istriens und ganz hingeeben dem sehnuchtsvollen Blick der wie eine tiefe Begehrlichkeit dunkel beschatteten Parklandschaft von Miramar.

Dies alles konnte am Nachmittag von der Plattform des Café Specchi aus beobachtet werden. Das Café Specchi hatte überdies eine besondere Art von Gefrorenem: Chocolat à la Crème — darum ging man am liebsten in das Café Specchi. Und am Abend ging man in das Teatro Verdi hinüber, wobei man bloß eine Straße zu überqueren und damit den Vorteil hatte,

nicht in Hitze zu geraten, ehe noch die ersten Takte zu ‚Tosca‘ das Gemüt in Wallung versetzten.

Eine dichte Menge, Kopf an Kopf, benimmt sich lärmend. Auf dem Programm steht: „Es wird gebeten, in Straßenkleidung zu erscheinen.“ Das Theater ist also weiß im Blüten Schnee der leichten, wehenden Sommergewänder, aber an vielen dunkeln Stellen ist der Flaum hinweggeschmolzen und in die erdige Farbe der Offiziersuniformen übergegangen. Die Offiziere kommen von der Front und bemühen sich um eine ernste, würdige Haltung, da niemand vergessen soll, daß ihre Berufstätigkeit auf den Tod eingerichtet ist. Was ist ihnen Spiel und Gesang? Ein hysterisches Gelächter. Jene Dame in der Loge hingegen erscheint eines tiefern Blickes würdig. Eine schwarze Ringellocke zuckt über ihre Stirne wie ein heißes Geständnis. Warum schlägt sie die Augen nieder?

Man muß vorsichtig sein. Diese italienische Musik dürfte mit allerlei verbotenen Mitteln zu packen versuchen, aber unter der Lupe des Verstandes betrachtet, wird sie zerfließen wie ein perlender Frühjahrsregen. Was zurückbleibt, ist schwerer Erdgeruch: Richard Wagner. In der Tat? Man wird abwarten müssen. Nicht in allen seinen Teilen reizt Richard Wagner zum hemmungslosen Genuß am überirdischen Klang — und auch die Militärkapellen spielen bloß die gangbarsten Sachen aus den Opern der romantischen Periode. Auf jeden Fall wird eine gewisse Steppis am Platze sein. Finsternis. Das Orchester ist uniformiert und trägt die Aufschläge eines Infanterieregiments, das sich in Tirol hervorgetan hat. Der Kapellmeister ist ein gewöhnlicher Zivilist. Er unterscheidet sich durch seinen Frack von den andern und verrät in seinen magern Gesichtszügen eine verbissene Leidenschaftlichkeit. Es kann beginnen!

Ah, wie raffiniert: schon die ersten Klänge schäumen vor Tragik und blutender Tränenschwermet! Doch was könnte uns dieser überzuckerte Teufelspuck anhaben, die wir gewohnt sind, einer stahlharten Nüchternheit die Ehre zu geben. Eines Tages sahen wir ein Lastauto Leichen führen, die in den vordersten Stellungen, wo sie die Luft verpesteten, nächstlicherweile waren gesammelt worden, um in einem hinten gelegenen Soldatenfriedhof begraben zu werden: wie sie die Augen aufrissen aus gelben, pergamentenen Gesichtern, wie ihre Leiber sich aufblähten und das Gebirn zutage trat als schwärzliches, formloses, irrsinniges Fragment! Du Gott der Schlachten, dies war Tragik und ein Schicksalshieb, der die Seele in ihren Grundfesten erbeben machte. Aber Cavardoffi? Gut: er wird sterben — er ist ein Künstler und wird sterben — und das ist traurig. Aber was kann dies uns anhaben? Wir blicken über ihn hinweg und betrachten die Dame in der Loge mit der schwarzen Ringellocke.

Tosca singt: „Non la sospiri la nostra casetta.“

Ja, ich wohne in einem Dorf mit vielen andern Soldaten, und manchmal fällt eine Granate auf ein Dach und macht das Wohnen beschwerlich. Immerhin wird durch ein Leben, das sich so nackt den bittern Elementen ausgesetzt fühlt und sich umso enger an die gedeihende Kraft der Erde klammert, manches ersetzt, das sich ehedem als unentbehrlich behaupten wollte. Der Umgang mit Frauen: ich habe da einen Gemüsegarten angelegt und weiß genau, wie ein Kürbis, wie die Erbsen und Melonen blühen und groß werden, und was sie brauchen. Und vieles geht unfruchtbar zugrunde, doch was sich auswächst, ist wohlgeraten und den Sinnen eine satte Freude. Ich liebe meinen Garten am Morgen und am Abend, ich verehere zunächst die Kartoffeln, weil ihre Blüten wie kleine Sternenaugen sind, und eine Weile später stehe ich erschüttert vor den Bohnenspalieren, die gewunden und biegsam in die Höhe ranken, mit den Köpfchen nicken, im Winde tanzen. Wenn man ihre Schoten öffnet, ist es wie das Deffnen von Lippen.

„O mi oamore!“ singt man auf der Bühne. Im Zuschauerraum wird geschluchzt. Schon so früh? Ach, da ist ja der Bösewicht, der Scarpia. Lachhaft, wie er sich die Miene eines Bösewichtes gibt. Er ist gewiß in Wirklichkeit ein guter Mann, der für eine Familie von fünf Kindern zu sorgen hat. Orgel, Harfen, Kirchenglocken. Die Dame in der Loge drückt ihr Taschentuch ans Gesicht. Dieses ist der erste Akt.

In der Zwischenpause begibt man sich auf den Molo, um sich von der Meeresbrise antwehen zu lassen. Die Lüfte sind unruhig. Es rauscht, als wären tausend Damensächer in Bewegung, außerdem pafft es über uns, als spielte jemand hoch oben mit Knallerbsen: eine feindliche Fliegereschwadron, die beschossen wird. Die Küste ist mit Sonnengold bestäubt — ein blasser Rand am Ende markiert die Ebene um Aquileja — wie ein Schönheitspflasterchen ist dort ein italienischer Fesselballon an den Himmel geklebt.

Auf zum nächsten Akt!

Spannung, krasses Aneinandersplittern der gegensätzlichsten Gefühle. Tortur des Malers Cavaradossi. Er ist heldenmütig und blutet. We ein Soldat. Tosca liebt ihn und möchte retten. Scarpia möchte sie haben und den Cavaradossi vernichten und den Angelotti, der ihm aus dem Gefängnis entwischt ist, wieder einfangen. Er will zuviel auf einmal. Dies wird sein Untergang sein.

Tosca singt: „Vissi d'arte, vissi d'amore . . . .“

Auch ich, mein gutes Kind, auch ich! Aber nun bin ich in die gewaltige Bewegung hineingeraten, die sich seit drei Jahren in Europa bemerkbar macht. Und die Kunst, wenn sie auch im Anfang die Gelegenheit beim Schopf erfassen wollte, hat sich allmählich in die Büsche geschlagen und läßt den Dingen ihren Lauf. Ebensovienig wie sie den ersten Napoleon in ihren Rahmen zu spannen vermochte, wird sie diesem Krieg gerecht werden können.

Sinzukommt als erschwerender Umstand, daß die Genialität des einzelnen Menschen von der aus sich selbst erzeugten und im perpetuum-mobile-Takt weiterarbeitenden Schöpfungskraft oder der Genialität der Ereignisse verdrängt wurde. Die Materie ist so ungeheuer an Umfang und Richtung, daß sie den uns zur Verfügung stehenden geistigen Ausdrucksmöglichkeiten entwachsen ist. Der kleinste Ausschnitt aber weckt gleich die Erinnerung an das Ganze, beweist unsre Unzulänglichkeit und beugt uns das Genick.

Wenn ich zu einem Artilleriebeobachterstand hinaufwandere und den Nachthimmel versperrt sehe von den Gitterstäben der Leuchtraketen, erschlägt dieses im Hintergrund aller Dinge lauernde riesenhafte Etwas meine Gedanken: ich sehe mich erstarrt, verwandelt — verwandelt in den Zahn eines Zahnrades — ein Druck, und die Regsamkeit des kritischen Geistes ist ausgeschaltet. Ich gehorche dem höhern Willen. Disziplin? Meinethwegen Disziplin . . .

Tosca ist vollständig disziplinos. Sie ersticht Den, der ihr Gewalt antun will. Antisozial. Sie ist ein Weib, und aus Weibern wird man niemals Soldaten machen können, weil sie den Mechanismus der Allgemeinheit mit dem Zündstoff der Leidenschaft statt mit gewöhnlichem Benzin betreiben möchten. Trotzdem ist Tosca rührend in ihrer rührseligen Raivität. Man muß es bei aller Nüchternheit gestehen: man hat in den letzten drei Jahren so viel Gescheites, Praktisches, Zweckmäßiges, eifern Notwendiges gesehen, daß diese entzückende Dummheit einer liebenden Frau wie die Offenbarung einer heiligeren Welt anmutet . . .

Zwischenpause. Die Lust hat in den paar Minuten zwischen Sonnenuntergang und Nachtbeginn ihre ungetrübteste Helligkeit. Ganz im Fernen, wo die Augenbraue des Meeres in den Himmel einbiegt, wird ein Wunder geboren: der blaue Schattenriß der Inselstadt Grado schwebt wie der blühende Traum von Vineta empor. Dagegen muß man sich vorstellen, daß ebendort der Italiener einen wichtigen Stapelplatz für seine Lebensmittel und Munition besitzt, und wird sofort begreifen, daß es immer gut ist, eine gewisse Skepsis bereitzuhalten, wenn ein Offensivstoß der Phantasie uns überrumpeln möchte. Oberstes Gesetz: man darf nie den Sinn für die Wirklichkeit einbüßen. Realpolitik. Außer vielleicht im Anblick einer Dame mit Ringellocken, die in einer Loge sitzt und lächelt. Obwohl sie doch soeben erst geweint hat.

Cavaradosfi muß sterben. Vorher singt er seine berühmte Arie: „E lucevan le stelle . . .“ Und nachdem er sie beendet hat, muß er sie ein zweites Mal singen, weil die Galerie nicht locker läßt. Er stirbt bald danach, weil er ein Künstler ist. Und Künstler sind ideal veranlagt. Man stirbt um seiner Ideale willen. Trauern wir also um Cavaradosfi? Fragt mich nicht und horcht nach der Musik, ob sie euch Antwort gibt!



Es ist jetzt leer und finster in den nächtlichen Straßen von Triest, und die Häuserwände werfen ein Echo beim Vorübergehen. Dumpfes Trommelfeuer an der Front. Man hört es wie Erdhollen auf einen Sargdeckel kollern.

Was bleibt von dem Theater in Gold und mattem Elfenbeinweiß, was von der schönen Tosca und ihren Leiden zurück? Ringellocken? Richard Wagner?

Eine Sehnsucht blieb. Auf den Lippen liegt es wie der Duft einer flüchtigen, süßen Berührung. Sollte man nicht häufiger ins Theater gehen? Der Tod eines Künstlers um der Liebe willen, unterstützt von Rampenlicht und raffinierter Musik, ist zweifellos ein herz- und nierenerschütterndes Erlebnis, dessen sich der Geist nicht zu schämen braucht, weil das Erlebnis gerade so weit gerät, wie er zu fassen vermag. Ja, lassen wir die Maske der Nüchternheit nun fallen: es schüttelt sich der Geist in Schauern. Er schüttelt in den mitternächtlichen Straßen von Triest unter der unnachahmlichen Dekoration eines weitgewölbten Sternenhimmels die Schauer jener vielfachen und tausenderlei Tode ab, die seit drei Jahren ihn heimgesucht hatten, und läßt sich in die Unendlichkeit des Gefühls dahinschwingen, während eine untere Stimme die letzten Klänge der großen Arie bildet: „... E non ho amato mai tanto la vita!“

---

## Ergebnisse von Alfred Grünwald

Mehr als trockenen Fußes durchs Wasser, ist: stummen Mundes durch ein Tagesgespräch zu gelangen.

\*

Phrasen sind ausgeronnene Begriffe.

\*

Gewisse Gesichter wären zur Verantwortung zu ziehen.

\*

Ich kann mir gut denken, daß mancher Weise aus Verzweiflung über die Torheit dieser Welt an „gebrochenem Hirn“ gestorben ist.

\*

Ein schlechter Lehrer klagte über den Undank seiner Schüler. Er tat es nicht ganz mit Unrecht. Hätten sie doch seinem abschreckenden Beispiel vieles zu danken.

\*

Das Schweigen hat unzählige Tonarten.

\*

Manche Leute lächeln bereits auf zwanzig Schritte Distanz, wenn sie auf der Straße einen Bekannten erblicken. Es ist dann qualvoll, den Weitertransport dieses Lächelns mitanzusehen zu müssen.

\*

Manche Leute bewegen sich im Distanz.

\*

Kinder mit Augengläsern — Welch ein betäubender Anblick! Als wäre ein trauriges Stück Erwachsensein in ihre Kindheit geraten. Fast wünschte man, sie möchten bald keine Kinder mehr sein, daß sich der Kontrast ausgleiche.

# Gedichte von Albert Ehrenstein

## Brief

Schäm dich,  
vor mir dich zu schämen!  
Soll ich mich tiefer in mir zergrämen?

Ich grüße deine lieben Augen,  
ich grüße deine fernen Füße,  
ich küsse und ich grüße  
bitter Süße.

Ich gönne Keinem deinen Zufallsblick,  
mein Herz schmerzt jeder Handfuß, den du trägst.  
Die ich, entwegt,  
im Lieb wie bösen Brief tief rief,  
umhauche mich, du Glück,  
eh Nacht mich niederschlägt.

## Der Jüngling

Rätselhaft lispeln die Schatten,  
Wahnsinn lacht mir das Mondlicht.  
Entseelt von verlockender Locke  
tierisch stürmt in mir Bier.

Brünstig wie ein unterm Rock  
faunistisch hausender Bock  
in nackter Nacht, der sommerschwülen,  
wollüstig dir in den Weichen wühlen!

Ich steh in Wortes Bann.  
In Armen lag ich noch keiner.  
Du bist die Erste, die mir wohlgetan,  
komm nah und freu dich meiner!

## Sie

Abends kühl ein Windchen strich  
über U-Boot-Bahn,  
verwehte in ein Rindchen mich,  
froh mit Kahn und Schwan.

Seele wiegt auf Welle sich  
traumbefreit vom Krieg,  
Seerosen gefelle dich,  
werde Schilfblatt, flieg

über Stahl und Stein und Erden  
als Libelle rein im Gahn,  
Fehler ist es: Mensch zu werden,  
flieg, Libelle, flieg!

# Dividendenpolitik der Eisenindustrie

von Vindey

Es scheint, als ob zu Beginn des vierten Kriegsjahrs, das für viele große Aktienunternehmungen zugleich das vierte Kriegsgebjährjahr werden soll, bei einem wichtigen Teil der Industrie, nämlich den führenden Eisenwerken, ein Umschwung in der bisher befolgten Dividendenpolitik sichtbar wird. Nachdem beim Bochumer Verein, bei den Vereinigten Stahlwerken Witten und van der Zypen, beim Lothringer Hüttenverein Aumetz Friede und beim Hoeser Eisen- und Stahlwerk — um einige der bedeutendsten zu nennen — in den letzten beiden Jahren den gewaltig anschwellenden Gewinnziffern entsprechend hohe Ausschüttungen gefolgt waren, hat man für 1916/17 bei allen diesen Werken von einer Erhöhung der Dividende abgesehen und hat statt dessen Millionenreserven gestellt, die man den Zwecken der Uebergangswirtschaft vorbehalten will.

Zur Erklärung dieser plötzlichen und einhelligen Sparpolitik wird man mehrere Momente herbeizuziehen haben. An der Spitze aller Gründe aber dürfte die Erwägung gestanden haben, daß die Zahlen, in denen sich die Kriegsertragnisse der Werke ausdrücken, nicht länger mit dem Friedensmaßstab gemessen werden dürfen, daß aus ihnen nicht nach dem im Frieden üblichen Schema der Reingewinn und die Dividende berechnet werden darf; sondern daß diese Zahlen sich aus dem ungeheuern Bedarf des Krieges, dem wiederum ein ungeheurer Kräfteverbrauch gegenübersteht, erklären — daß sie eigentlich erst dann voll gerechnet und wie vordem bewertet werden dürfen, wenn die durch den Krieg verbrauchten Kräfte im Organismus der gesamten Volkswirtschaft sowohl wie bei jedem einzelnen Unternehmen, durch neue ersetzt worden sind. Niemand weiß, wann dies der Fall sein wird, und welche Opfer dafür zu bringen sein werden.

Was der „Uebergang“ von der Kriegswirtschaft kosten wird, bleibt nach wie vor völlig im Ungewissen; sind doch heut noch nicht einmal die Wege übersehbar, auf denen für die aufgebrauchten Rohstoffe, die abgenutzten Maschinen und, nicht zuletzt, die vernichteten Menschenkräfte einstmal Ersatz beschafft werden wird.

Von alledem war früher schon an dieser Stelle die Rede. Fast schien es eine billige und auf der Hand liegende Erkenntnis. Aber die Praxis hat lange genug gezögert, sie gelten zu lassen. Erst jetzt, nach drei Kriegsjahren voll unvermeidlich ansteigender Gewinnziffern, scheint das notwendige Erschrecken vor diesem Uebermaß in die Industriekontore gedungen zu sein und zur Einsicht gerufen zu haben.

Wenn darüber hinaus noch einige Nebengründe bei der jetzt zu beobachtenden Selbstbeschränkung der großen Eisenwerke mit im Spiele sind, so mögen sie immerhin berechtigt sein, können aber das Hauptmotiv nicht verdunkeln. Es mag, beispielsweise, richtig sein, daß man den hohen Nutzen ein wenig hat verdecken wollen, den die ständig in die Höhe gesehten Eisenpreise den Werken während des Krieges ließen; richtig mag auch sein, daß den eigenen Arbeitern und der breiteren Defensivität gegenüber eine Zügelung der Gewinnbegier der Aktionäre angebracht erschien; schließlich mögen auch gewisse steuerliche Erwägungen in der neuen Wendung der Dividendenpolitik bei den Eisenwerken mitgesprochen haben: übrig bleibt bei alledem, daß die großen Rück-

stellungen der Werke gerade unter dem Hinweis auf die Schwierigkeiten der „Uebergangswirtschaft“ vorgenommen wurden, daß also die hier entfallenden und von den Werken erwarteten Ausgaben aus dem neuen Fonds bestimmungsgemäß zu decken sein werden.

Daß übrigens nicht alle führenden Eisenwerke Entschlußkraft genug beiaß u. der inzwischen sicher überallhin verbreiteten Einsicht in die kriegswirtschaftlichen Notwendigkeiten endlich Rechnung zu tragen, zeigt neben einigen kleineren Unternehmungen unter anderem das Beispiel des Eisen- und Stahlwerkes Hoersch, das seine Dividende von zwanzig auf vierundzwanzig Prozent steigert. Allerdings mögen die Gewinne des Unternehmers in der Tat nicht leicht unterzubringen gewesen sein. Nach außerordentlichen Abschreibungen in Höhe von fünfsechshalb Million übersteigt der Reingewinn den des letzten Jahres noch immer um sieben-einhalb Millionen Mark. Von dieser Summe erhalten die Aktionäre 1,12 Millionen, der Rest geht an besondere Fonds, namentlich an solche für Wohlfahrtszwecke. . . . Es wird sicherlich für manchen Werbdirektor oder Aufsichtsratsvorsitzenden, der die Millionen seiner Kriegsabschlüsse Jahr für Jahr vor sich aufmarschieren sieht, wirklich schwierig sein, den Blick für die hinter diesen stolzen Zahlen verborgene Wirklichkeit zu wahren.

## Antworten

**H. So.** Ich solle mich nicht so haben, rufen Sie mir freundlich zu. Es sei wohl nicht so gefährlich, was meine Leser von mir verlangten. Ich finde doch. Da schreibt, zum Beispiel, einer: „Ich hatte vergangenen Herbst Gelegenheit, einige Vorstellungen im Deutschen Theater Max Reinhardts zu besuchen. ‚Faust I.‘ am ersten, ‚Maria Stuart‘ am zweiten Tage. Wie Sie sich denken können, war ich als ‚Provinzler‘ begeistert von diesen Darbietungen. Da ich mich jedoch mit niemand aussprechen kann über die Leistungen der Schauspieler, wende ich mich an Sie mit der Bitte, mir Ihre Ansicht über die Leistungen von Winterstein als Faust und Shrewsbury, Decarli als Mephisto und Burleigh und Niemann als Mortimer in kurzer Charakteristik zu sagen. Als eifriger Leser und Abonnent Ihrer Zeitung glaube ich einer Antwort entgegensehen zu dürfen.“ Behaupten Sie „angefichts dessen“ noch, daß ich übertreibe, he?

**Heinz Allstein.** Ich greife aus den vielen Aeußerungen über den ‚Zweck des Lebens‘ die Ihre heraus. „Egon Friedell schreibt in Nummer 34: ‚Das unfreiwillige Opfer ist etwas Unmenschliches, Unsitliches und Häßliches.‘ Sehr richtig; aber deswegen gar kein Opfer. Solange man zu einer bestimmten Handlung gezwungen werden kann, ist von Opfer nicht zu sprechen. Nur, wer freiwillig opfert, ist wahrhaft frei und opfert überhaupt — und gerade Das nennt Friedell: kein Opfer. Und das ist unrichtig; denn wenn ich heute ganz nach meiner Bestimmung handeln will, was wahrhaft sittlich ist, muß ich ungeheure Opfer bringen. Nur so, durch diese Opfer kann ich Taten vollbringen, und ohne Opfer keine Tat. Ein kleines Beispiel. Edison folgt in allen seinen Werken seinem innersten Trieb, erfindet (weil es ihn zwingt, weil er muß) und — zerstört dabei seine Augen durch die angestrengte Arbeit. Die Arbeit, ja, zu der treibt es ihn, und er opfert ihr seine Augen. Aber treibt es ihn vielleicht auch, seine Augen zu zerstören? Nein: gerade, wer seiner innersten Bestimmung folgt, bringt Opfer.“ Mir leuchtet das ein. Wollen sehen, ob auch Friedell.

**Stittmeister Rudolf W. im Felde.** Sie wollen sich nicht in meinen kleinen Streit mit dem Hamburger Herrn S. W. einmischen, glauben

aber für München, das dieser zu ihrer Bewunderung gegen die Reichshauptstadt auszuspielen vergessen hat, eine Lanze brechen zu sollen. Ich war immer der Meinung, daß nicht nur einzelne Darsteller, des Schauspiels und der Oper, bedeutende Uraufführungen, wertvolle Neuinszenierungen — zum Beispiel ‚Maß für Maß‘ unter Kilian — auch in der alten ‚Schaubühne‘ zu wenig Rechnung fanden, sondern daß vor allem München als Ganzes eine andre Gesamtbehandlung verdient hätte. München als Stätte einzigartiger Schöpfungen, wie der Mozart-Renaissance, der Prinzregententheaterspiele, des Künstlertheaters, der neuen Shakespearebühne! Man hat vergessen, daß München die erste Ibsenbühne war, daß es die Drehbühne schuf, daß es am entschiedensten in der stilvollen Vereinfachung des Bühnenbildes voranging. Man weiß auch nicht mehr, daß aus München der Gedanke der Volksfestspiele, des Theaters der Tausende stammt, daß dieser Gedanke zuerst in der Münchner Tonhalle (1908) auf Anregung von Georg Fuchs verwirklicht wurde. Man erinnert sich kaum, daß der münchener Theaterarchitekt Littmann das moderne Amphitheater schuf. Die münchener Korrespondenten der ‚Schaubühne‘ nahmen von diesen vielen Dingen so wenig Notiz, daß ein so erfahrener und kundiger Theaterbeurteiler wie Ihr Mitarbeiter Polgar erst kürzlich und erst auf dem Umweg über Zürich-Wien in ‚Wie es euch gefällt‘ erfuhr, daß es eine prachtvoll einfache Art, Shakespeare zu spielen, gibt: abwechselnd auf Vorder- und Hinterbühne, mit beide trennendem Zwischenvorhang. Und wer infolgedessen wieder nicht gefasnt und genannt war, war München, wo man diese Inszenierungsweise seit fast dreißig Jahren auf der alten, seit fast zehn Jahren auf der wundervollen neuen Shakespearebühne (von Kilian-Klein) übt. Darum — und das ist meiner langen Rede schlichter Zweck — bitte ich den Herausgeber der ‚Schaubühne‘, selbst einmal nach München zu fahren, sich zu überzeugen und vielleicht, was er ja so gut kann, begeistert zu sein.“ Als diese Löhne mein Ohr erreichten, lag ich gegenüber von Dänemark. Zwei Tage später war ich in München. Selbst Ihre Untergebenen, Herr Rittmeister, werden nicht schneller Folge leisten. Nun ist ja wirklich München die einzige Stadt Deutschlands, in der man leben könnte, wenn man nicht unausreichbar fest in Berlin verwurzelt wäre. Die Ludwig-Strasse ist den schönsten Straßen der europäischen Residenzen, soweit ich sie kenne, gewachsen. Stundenlang möchte ich auf der einen Seite hinaus-, auf der andern hinunterspazieren und mich ab und zu im einzigartigen Hofgarten ausruhen. Aber dieser Tag ist Goethes Geburtstag, und da scheidet sich, daß man um Sieben ‚Figaros Hochzeit‘ zu hören beginnt. Auch das Residenz-Theater hat nirgendwo seinesgleichen. Ein Kokolo-Haus, wie geschaffen für Mozart. Ausverkauf nicht noch immer wie ein Splitterchen unsres berliner Opernhauses und höchstens ein Drittel so groß wie das Schauspielhaus, das nach münchener Muster dem mächtigen Schwestergebäude die Spielopern abnehmen und dieses dafür durch Wildenbruch entschädigen dürfte. Ein Orchester, in dem ich sechsunddreißig Mann zähle. Es trennt nicht, sondern verbindet Bühne und Zuschauerraum. Noch bevor der Vorhang sich hebt, ist man eingefangen von der Verheißung einer Intimität, die der Dirigent Bruno Walter sogar gegen einige allzu derbe Darsteller durchsetzen wird. Daß diesem Mann eine systematische Hebe das Leben schwer macht, übersteigt das Fassungsvermögen eines Sohnes der Reichshauptstadt. Würde Richard Strauß uns als Jude weniger gelten? Hat Reinhardt jemals sein Glaubensbekenntnis geschadet? Böbste man Bullenberg an, weil er Hebräisch wie Deutsch liest? Oder sollte Unfachlichkeit der Preis für den Zauber dieses Gemeinwesens sein? Wahrscheinlich ist sie aber in diesem Fall auf die Presse und auf die lokalen Machthaber beschränkt. Das eigentliche Publikum weiß seinen Walter zu würdigen. Eine südlichere Empfänglichkeit unterliegt schon der Ouberture. Dann fängt das Stück an: und ich vergleiche, wozu mich Herr

Rittmeister herbesohlen haben, mit meinem Berlin. Der Gesammtton ist feiner als er bei uns — nicht war, aber leider im Kriege geworden ist. Die unangemessenen Scherze, die ein ziemlich ausgereifter Cherubin hinter Basilius Rücken treibt, würden bei uns jetzt nicht mehr aus dem Rahmen fallen. Hier stören sie aufs empfindlichste. Cherubin — dessen Streiche peinlich werden, sobald er älter als sechzehnjährig erscheint — sollte nicht mit übereinandergeschlagenen Beinen vor dem Grafen, dessen Bage er ist, in den Sessel gehockt, gefleest bleiben. Nun, vielleicht hat Ende August die „erste Besetzung“ noch nicht heimgesunden. München wird ja wohl einen Tenor-Buffo haben, dem man nicht die Arie von der Hellschaut unterschlagen muß. Die Gräfin hat einen Klopz oder mindestens ein Klößchen im Munde. Dem erfreulich jungen Figaro fehlt weder Kunst noch Stimme, aber ganz und gar die persönliche Ueberlegenheit, die innere Ruhe, aus der der Lenker dieser Operngeschichte drei Akte lang nicht zu bringen ist. Im vierten Akt hat er seine Arie, um die wir seit Jahren kommen, und die zu entfernen nicht allein musikalisch, sondern auch dramaturgisch verwerflich ist, weil dadurch Figaro mehr als erwünscht von der gewissen notwendigen Breite einer Hauptfigur einbüßt. Der Graf: Fritz Feinbals, der herrliche Sachs des Prinzregenten-Theaters. Nicht seine Schuld, daß er heute für alle Maße zu riesig ist: fürs Residenz-Theater, für Mozart, für diesen Verführer. Er braucht zwei Akte, bis er zu seinen anderthalb „Nummern“ kommt: dem Duett mit Susanne und der Arie nach ihrem Abgang. Beides singt Feinbals nicht leicht einer nach. Aber wie er vorher und nachher mit seinen gewaltigen Germanenbeinen den Tänzelschritt des Romanen Daponte zu stapfen versucht: das Bühnchen bebzt unter dieser Wucht. Und seine pathetisch ausladenden Gebärden erinnern an einen tragischen Bonn. Mein Zufallsensemble von Sommers Ende — das mir aber so ähnlich schon einmal vor fünf Jahren, bei den Mozart-Festspielen, begegnet ist — erschöpft durchaus nicht Schwermut und Heiterkeit dieses göttlichen Meisterwerks. Damals zeigte nur eine der beiden Aufführungen von „Così fan tutte“ sich fähig, des Fremdlings hohe Erwartungen nicht zu enttäuschen. Da war Stil, da war Einheit, da war Atmosphäre. Das spielte in Mozarts Jahrhundert und ging uns an und hatte doch seinen tiefsten Reiz in seiner schwebenden Zeitlosigkeit. Diesmal wird mirs viel weniger gut. Drei Gestalten prägen sich ein. Der Bartolo des Herrn Sieglis: ein grotesk viereckiger Landarzt, beinah so hoch wie breit, in dessen Rache-Arie jede Bewegung feststeht, der aber immer von neuem fesselt, weil jede am rechten, am einzig möglichen Fleck steht. Der Antonio von Geis: ein richtiger, erdig riechender Gutsgärtner, dessen sanfte Komik aus dem Hintergrund bis an die Rampe dringt, ohne sich vorzubringen. Drittens, lehtens und allererstens: die Susanna der Frau Hermine Bosetti. Keine Sphäre, sondern ein fülliges Landmädchen. Urgesund. Eine Art Höflich der Opernbühne hellbraunen Haares. Aus der ersten Jugend heraus und drauf angewiesen, sich nicht durch Unüberlegtheit die Partie zu verderben. Bei dieser Anlage, die einen Schuß von Draht schließlich verträge, umso bewundernswerter: die Zurückhaltung der Bosetti. Hier kann Cherubin lernen, wenn dergleichen zu lernen ist, wie man Wirkungen einstreicht, ohne danach zu greifen, ohne jemals geschmacklos zu werden. Von der Bosetti aus wäre Figaros Hochzeit zu besetzen und — nun steinigen Sie mich, Herr münchener Lokalpatriot zu Pferd und im Felde — neu einzurichten und einzustudieren. Mit einem andern Zimmer der Gräfin. Mit der Marcellinen-Arie, die wegzuhaden keine verständnisvolle Liebe zu Mozart verrät. Mit der (unvergleichlich bessern) Uebersetzung Berlins. Mit unserm Kinderballett, das der Hochzeitvorfeier eine so süße Unschuld anhaucht. Dafür sollte Berlin sich entschließen, den dritten Akt ohne Zwischenvorhang zu spielen. Zuletzt . . . Da bringt nach Bayern die Kunde, daß man Figaros Hochzeit bei uns erneuert hat. Schlafwagen her! Nach meiner Rückkehr sprechen wir weiter.

Da die Herstellungskosten der 'Schaubühne', wie sämtlicher Zeitschriften und Zeitungen, von Monat zu Monat steigen, sind wir gezwungen, wie die meisten Blätter, den Bezugspreis zu erhöhen. Vom ersten Oktober an kostet das Vierteljahresabonnement 5 Mark, das Jahresabonnement 16 Mark, die Einzelnummer 50 Pfennige. Die Jahresabonnements, die vor dem ersten September 1917 aufgegeben worden sind, gelten bis zum Ablauf nach dem alten Satz.

Verlag der Schaubühne

## Ferienbetrachtungen von Germanicus

Eigentlich ist es überraschend, welche Aufnahme die Note, die Wilson auf die päpstliche Friedensmahnung versandte, gefunden hat. Wenn man abseits vom Schuß in sommerlicher Naivität liest, was der amerikanische Präsident da von sich gegeben hat, so ärgert man sich zunächst und selbstverständlich über die inzwischen hinlänglich bekannt gewordene Annakung, uns die Demokratie beibringen zu wollen. Aber da man doch immerhin einigen Instinkt für Kern und Schale besitzt, so fängt man zu suchen an, warum Herr Wilson sich eigentlich bemüht hat. Schließlich ist er weder ein Dummkopf noch ein Narr, und nur um seiner Heiligkeit mitzuteilen, daß er, Woodrow Wilson, die Monarchie der Hohenzollern verabscheue, mit dem deutschen Volke aber es herzlich gut meine, wird er kaum als Spitzenrauhreiter den päpstlichen Friedenstraum gestört haben. Man liest weiter im Text und entdeckt, daß Herr Wilson eigentlich nicht gar sehr freundlich mit seinen Ententebrüdern umspringt: nichts von Elsaß-Lothringen, nichts von Belgien, dafür ein beinahe bindendes Bekenntnis zum status quo und schließlich sogar die Abweisung jeglicher Bestrafung der Friedensbrecher und die Lächerlichmachung des Deutschland zehnmal angekündigten Wirtschaftskrieges. Herr Wilson wirkt heterogen; immerhin: wenn man als Deutscher seine Note zu kommentieren hat, so wird man notwendig Das unterstreichen, was aller Voraussicht nach den Ohren Frankreichs und Englands nicht grade Musik sein dürfte. Man ist darum einigermaßen verblüfft, in den deutschen Zeitungen, die man leider trotz alledem bekommt, zu sehen, daß sämtliche Leitartikel sich mit Feuereifer und eigensinniger Einseitigkeit auf Wilson den Grobian, den Hohenzollernfresser und Freiheitsboxer gestürzt haben, daß aber von der guten Gelegenheit, festzustellen, wie heftig der amerikanische Präsident von dem eigentlichen Ententeprogramm abweicht, kaum Gebrauch gemacht worden ist. Man versteht das nicht und wittert wohl mit Recht hier eine jener berühmten Informationen, der die deutsche Presse mit der Selbstständigkeit, die sie ziert, wieder einmal zum Opfer gefallen ist. Selbst der 'Vorwärts' hat, als er Herrn Wilson so herzlich um den Hals fiel, eigentlich nichts andres

getan. Man kann nicht zugeben, daß solche Einmütigkeit im Versagen den Respekt vor den deutschen Zeitungspolitikern zu steigern vermag. Triumphgeschrei über einen Ausbruch Wilsons aus der Entente wäre gewiß lächerlich gewesen; aber ein ganz klein wenig, jedenfalls wesentlich mehr, als dies geschehen ist, hätte doch festgestellt werden müssen, daß das amerikanische Friedensprogramm in keine Kongruenz mit den Plänen Poincarés, auch nicht mit Lloyd Georges zu bringen ist. So, wie wir es diesmal gemacht haben, müssen uns die Gegner dankbar sein. Warum aber haben wir es eigentlich so gemacht? Nur aus Kurzsichtigkeit? Naum. Es dürfte zutreffen, daß jenes informierende Zentralorakel immer noch am empfindlichsten ist, wenn der Monarchie etwas zuleide getan werden soll, und daß es dann sozusagen für die wichtigsten auch sonst noch vorhandenen Dinge kein Auge behält. Man verbucht das Vorkommnis als Beitrag zur Psychologie eines noch immer akuten, durch diesen Krieg zu be-  
seitigenden Zustandes.

\*

\*

\*

Der Prozeß Suchomlinow ist eine andre jener Brechstangen, mit denen dieser leidige Zustand aus dem Dasein gehoben werden soll. Gewiß trifft es nicht zu, daß die beiden lügenden Generale sozusagen den Weltkrieg gemacht hätten; derartige katastrophale Vorgänge entscheiden sich denn doch an maßgebenderen Faktoren, auch sind sie determiniert, durch nichts zu erzwingen, durch nichts zu verhindern. Es sei denn, daß die Bedingungen, aus denen sie gesetzmäßig wachsen, wiederum gesetzmäßig gekränkt und beseitigt worden wären. Den Weltkrieg hätten wir auch ohne Herrn Suchomlinow bekommen; es bleibt dennoch einigermaßen unerträglich, daß, zum mindesten als Episode, zwei robuste Kerle und deren Hintermänner die Regie des großen Mordens nachweisbar gefördert, ja, sie sozusagen in Fluß gebracht haben. Wir möchten annehmen, daß Herr Suchomlinow infolge der Feststellungen über die Art, wie er die russische Mobilisation gefingert hat, selbst wenn seine Raskolnikow-Beichte nur ein Vorspiel der Gegenrevolution sein sollte, zu den Totengräbern, zugleich zu den Klassischen und den letzten, der Autokratie und jeder durch das Volk nicht kontrollierten Regierungsform gehört. Hierzu mehr auszuführen, ist zu leicht, als daß wir uns damit gegenwärtig, da es, wie überall außerhalb Berlins, so auch in . . . gut zu essen gibt, zu bemühen brauchen. Eines aber reizt uns doch: trifft es nicht zu, daß der Berliner Lokalanzeiger ein verfrühtes Extrablatt über die befohlene Mobilisation herausgebracht hat? Wäre dieses Flugblatt, wenn es etwa nicht zufällig, sondern bedacht erschienen sein sollte, nicht eine Nötigung im Suchomlinow-Diminutiv gewesen? Und was das Heben zum Kriege betrifft, diese berufsmäßige und zuweilen wohl auch einträgliche Beschäftigung, so haben wir uns über deren



Nichtvorhandensein auch in Deutschland kaum zu beklagen. Ist es nicht wiederum der Vokalanzeiger, der mit dem plump erschwindelten Brief eines Bolschewik (der Kerenski hoch leben läßt, so etwa, als wenn Rosa Luxemburg dem Janusfchauer eine Liebeserklärung machte) die deutsche Reichstagsmehrheit und deren Friedensarbeit, nebenbei auch noch den frühern Reichskanzler einer besondern Dualität des Landesverrats bezichtigen möchte! Suchomlinow ist als Spezifikum gewiß eine russische Erscheinung: aber Kriegsmacher gibt es überall. Sie pflegen, selbst wenn sie, wie die Alldeutschen, nur knapp zweihunderttausend Anhänger aufzuweisen haben, stets im Namen des ganzen Volkes, der Nation und des Reiches ihre Flammen zu speien. Auch bei uns. Es bleibt sehr zu hoffen, daß das Schicksal des Herrn Suchomlinow das ihrer aller werde. Welche Erträgnisse der Krieg immer bringen oder versagen mag — eins wird er nicht nur uns, sondern der ganzen Welt mit Bestimmtheit eintragen: die Sicherung vor der mehr oder weniger verbrecherischen Willkür Einzelner, mit dem Leben von Millionen zu spielen oder, wie es besser klingt: Weltpolitik zu machen. Nach den Gesetzen der Hegelschen Rutschbahn wird, wenn nicht alles täuscht, auf die brüllende Hochkurve der brutalen oder verbrämten Autokratie ein hoffentlich recht weit gestrecktes arbeitsfrühes Tal der demokratischen Selbstbestimmung folgen.

---

## Ein Vorschlag zum Frieden von Hans Wantoch

Die beiden wesentlichsten Fragen, die die Note des Papstes einer beiderseitigen „Prüfung im Geiste des Entgegenkommens“ offenhält, heißen: Elsaß und italienisches Oesterreich. Es scheint, je älter der Krieg wird, desto mehr schrumpft er auf diejenigen zwei Triebe zurück, die tatsächlich während der letzten vier oder fünf Jahrzehnte die hauptsächlichsten Inzitanten ununterbrochener Kriegenstimmung und internationaler Ueberreizung in Europa waren. In das elsass-lothringische Problem will ich, als Oesterreicher, nicht weiter dreinreden, um so weniger, als jeder, der will, meinen oesterreichisch-italienischen Vergleichsvorschlag auf den französisch-deutschen Konflikt selber übertragen kann. Die Antwort auf die oesterreichisch-italienische Frage ist aber schon mit der Erklärung der offiziellen Wiener Allgemeinen Zeitung gegeben: „Keine Handbreit oesterreichischen Bodens an Italien!“ Das soll nun keineswegs auch bedeuten, daß wir Oesterreicher jedwede Art von Verständigung mit unserm Feind im Süden ablehnen, und daß dieser gräßliche Krieg, der den Italienern nach der Aufstellung des W.L.B. um eine Million mehr Blutopfer gekostet hat, als unerlöste Brüder (beiderlei Geschlechtes!) in Oesterreich-Ungarn leben, bis ans Ende dauern soll. Von dem „unerlösten Land“ zwischen Cormons und Spizza, vom Görzischen bis an die Spitze

Italiens und Dalmatiens kann Oesterreich nicht lassen, weil eben dieses Land kostbare Küste, sein Tor in die Welt ist, und weil Oesterreich ohne diesen Weg ins Freie ein eingekerkelter Riese wäre, der an seiner eigenen Fülle ersticken müßte. Um „das unerlöste Land“ kann es sich aber auch den Italienern nicht handeln, denn die Palmen und Magnolienbäume blühen unter der Bewachung schwarz-gelber Gendarmen ebenso schön wie unter der von italienischen Carabinieri. Ja, dieses Land mit seinem kahlen Karstgebirge, seinen maurischen Palästen, seinen Renaissancefassaden und serbischen Hütten ist weder italienisch noch slavisch noch deutsch: mit der Buntheit seiner Kulturen, der Vielfalt seiner Sitten, der Vielsprachigkeit seiner Völker hat es vielmehr spezifisch oesterreichische Struktur, wie vielleicht kein zweites Stück oesterreichisch-ungarischen Bodens.

Das Land, vielfach besser kultiviert als das der Italiener, braucht keine Erlösung! Eine terra irredenta gibt es nicht! Wenn es den Italienern nur im entfertesten Ernst ist mit der „Heiligkeit ihres Egoismus“, dann kann ihr Krieg nur der Befreiung der „unerlösten Brüder“ gelten, der fratelli irredenti! Sie mögen sie haben in Gottes Namen, wofern sie nicht ohnehin schon vor jenem Treubruch am Jahrestag einer dreiunddreißigjährigen Bundesgenossenschaft zu ihnen geschlichen sind, sie mögen sie haben, wofern sie nach der Vereinigung mit ihren apenninischen Konnationalen gelüftet, wofern sie für die reichsitalienische Staatsbürgerschaft optieren und auswandern. Mein Vergleichsvorschlag heißt darum: Freigabe der italienischen Untertanen, personale, nicht reale Abtretung! Allein der Vorschlag wäre billig und hinge ohne materielle Existenzbasis in den Lüften der Ideologie, wenn Oesterreich nicht mehr böte als die bloße Freiheit, nebst der Freiheit auch die Möglichkeit, sie zu gebrauchen. Mein Vorschlag sagt daher weiter: Der Staat löse diesen Emigranten ihr Eigentum, ihr Gewerbe, ihre Existenz ab, er wende den Emigrationsbegriff des absolutistischen Staatsrechts ins Positive und fordere nicht von den Auswanderern eine Abgabe, sondern biete ihnen eine Draufgabe dazu. Es bedarf hierzu nur einer auf Grund der Steuerkataster unschwer ermittelbaren Feststellung des austro-italienischen Volksvermögens und der Optionsanmeldung Derjenigen, die auswandern wollen. Damit sind wir zugleich bei dem andern, dem westlichen, dem tirolischen Problem der Irredenta angelangt, denn dieses Land ist ja nicht Küste, hier könnte wohl Oesterreich, wie mancher vielleicht meint, Zugeständnisse machen. Aber es kann nicht! Drei Gründe sprechen dagegen: was für Küsterland und Dalmatien im großen, das gilt für das Trento im kleinen, ohne den Längsstrich des Trento müßte die schmale Landzunge Deutschtirols, zwischen den deutschen und den italienischen Wirtschaftsblöck eingeklemmt, so vom Schlage gelähmt werden, wie Oesterreich-Ungarn nach seiner Absperrung vom Meere; es ist, zweitens, das Trento kein reinitalienisches Land,

sondern zum Großteil von dem allem Italienischen feindlich gesinnten Stamm der Ladinier bewohnt; und drittens wollen die kirchlich gesinnten Weinbauern und Seidenzüchter des Trento gar nicht von Oesterreich los! Sie haben, als Oesterreich-Ungarn im März 1915 sein Abtretungsangebot stellte, Wien und Schönbrunn beschworen, oesterreichisch bleiben zu dürfen, anders würden sie vom italienischen Weinbau, von den italienischen Seiden- und Olivenzüchtern ruiniert.

Nur einen Bruchteil seiner 770 000 Italiener, einen Quotienten, von dessen lächerlicher Geringfügigkeit wir wohl heute überrascht wären, würde Oesterreich durch die Freigabe der Option verlieren. Die Masse der Zurückgebliebenen wäre nur um weniges kleiner, aber um vieles reiner. Und der Staat selbst würde nicht nur moralisch gewinnen, sondern auch materiell nicht wesentlich verlieren, denn als Gegenwert für die Auszahlung der Emigranten behielte er ihre Häuser, ihre Fabriken, ihre Handwerkszeuge zurück. An der Stelle der treulosen Auswanderer könnte seine staats-treueste Bevölkerungsschicht angesiedelt werden, und auch diese Art der Kolonisation ist dem oesterreichischen Populationswesen nicht fremd, die Kolonisation wurde zur Zeit Maria Theresias in der Bukowina mit allergrößtem Erfolg, sie wurde zuletzt während der Aera Kallay in Bosnien mit geringerm Ergebnis geübt. Freilich: die Möglichkeit der sachlichen Durchführung wird manchem zweifelhaft erscheinen. Allein in Italien selbst wandern jährlich 500 000 Männer aus, 500 000 Wirtschaftseinheiten, während es sich in ganz Oesterreich-Italien vielleicht nur um 150 000 bis 200 000 Wirtschaftseinheiten handelt (unter die 770 000 Austro-Italiener rechnen ja auch die Frauen und Kinder). Und des weitern findet sich in der nächsten Vergangenheit ein Beispiel für solche Bevölkerungsverschiebung: als 1871 Elßaß-Lothringen zu Deutschland kam, wurde den Bewohnern zwar das Plebiszit, das Gesamtabstimmungsrecht über ihre Staatszugehörigkeit, nicht freigegeben, wohl aber die Option für jeden Einzelnen: er konnte gehen oder bleiben, er konnte deutscher Untertan sein oder sich, vorausgesetzt, daß er abwanderte, für französische Staatsbürgerschaft entscheiden. Nicht mehr als 159 470 Optionen wurden damals (bei einem Bevölkerungsstand von 1,5 Millionen) bei deutschen Behörden angemeldet, und vollzogen durch tatsächliche Auswanderung wurden nur 50 000, obwohl Frankreich diesen elßässischen Kolonisten goldene Brücken der Rückkehr ins verlorene Mutterland baute, obwohl Frankreich die Heimat der letzten und vorletzten Generation gewesen war, während die Austro-Italiener im Trento seit einem Jahrtausend, im Küstenland und in Triest seit dem Jahr 1382 zu Oesterreich gehören. Oesterreich könnte darum mit einer weit kleinern Auswanderung rechnen. Die Umsiedlungsarbeit wäre kaum groß; aber es wäre ein gewaltiger Schritt vorwärts zum Frieden getan.

## XI. Die Aufgabe

Alle ostjüdischen Lebensformen von heute, die zu einem großen Teil Ghettoformen sind, idealisieren oder veretwigen zu wollen, als wären sie die einzig möglichen jüdischen, liegt dem Einsichtigen fern. Sie sind ein echtes Produkt der Geschichte dieser jüdischen Massen bis heute und weit entfernt davon, daß sie sakrosankt wären, sollen sie nur nicht auf unnatürliche Weise geändert, abgelegt, umgetauscht werden. Neue normale Lebensbedingungen werden neue Formen schaffen. Und werden die organische Verbindung von jüdischem und hellenischem Geiste ermöglichen. Es ist charakteristisch, daß in der neuen Renaissancebewegung gleich am Anfang Bestrebungen zur Schaffung einer jüdischen Kunst auftraten; daß in den entlegenen Ghetti die jung-jüdischen Zirkel die ersten waren, die unter schweren Kämpfen mit den antizionistischen Orthodoxen europäische Ordnung, europäische Disziplin, europäische Lebensformen, europäische Körperpflege im hygienischen und ästhetischen Sinne hineinbrachten. Die Assimilanten dagegen sprechen von Assimilation und meinen Absorption, als Abgesplitterte, Wurzellose.

Und bezeichnend ist es auch, daß in der westlichen liberalen Tempeljudenheit das Wesen des Judentums ein klarer Begriff, eine fertige Münze ist: ein wenig von langfristigem Messianismus, ein wenig Mission des Monotheismus, kurz: eine Weltanschauung, die nichts kostet und kein Problem mehr bietet; weil es um ein Totes, um ein Schemen geht. Bei den Orthodoxen ist die Definition noch klarer: Geseß, wie es im Buche steht. Grade aber im modernen, profanen Hebräismus ist das wehe seelische Ringen nach Erkenntnis des eigentlich Jüdischen mit Leidenschaft und Tiefe lebendig, weil es um ein Beseeltes, Glutheißes, sich Entwickelndes geht. Ueber dieses letzte Wesen des Deutschen, zum Beispiel, ist das letzte Wort noch lange nicht gesprochen. Wichtig ist: der Träger dieses Wesens muß gesund sein, nicht in der tiefsten Erniedrigung versunken; muß sich eines Lebens in Pflicht und Eigenaufgabe bewußt sein, nicht unter den „Andern“ versteckt nur „Ruhe haben“ wollen.

Die mit tiefstem Verantwortungsgefühl Beladenen unter den Ostjuden wollen für die Zukunft ebensovienig ein „Ostjudentum“ konservieren, wie aus sich „Westjuden“ machen lassen. Wie in jedem gesunden, ehrlichen Volke sehen auch hier die besten Söhne seine Fehler am schärfsten: die ghettobaste Vernachlässigung, die zum Teil vorhandene Verrentlichkeit, die Naturfremdheit, die völkische Passivität des hungernden Ostjuden und andererseits das erbärmliche, düntelvolle Behagen des fatten Westjuden und seine völkische Losgebundenheit. Sie wünschen, ersehnen gegen West- und Ostjuden und ihre Fehler den Juden, der erst kommen soll, nachdem wir für ihn normale Bedingungen geschaffen, nachdem alles, was jetzt gegen sein Entstehen außer- und innerhalb der Judenheit wirksam ist, niederkämpft sein wird.

„Ich liebe Den, welcher die Zukünftigen rechtfertigt und die Vergangenen erlöst.“

## Noch einmal: Unsterblichkeit von Max Epstein

Vor einigen Wochen, in Nummer 33, habe ich die Leser der 'Schaubühne' mit dem Problem der Unsterblichkeit zu befaßen versucht. Nicht mit jener theosophischen, sondern mit der höchst realen Frage, ob irgendein Mensch der Nachwelt dauernd im Gedächtnis bleiben wird, und von wem man solchen Nachruhm vermuten kann. Dreißig Männern habe ich einen für dreitausend Jahre währenden Ruhm zugebilligt. Ich habe niemals geglaubt, daß meine Wertungen unumstößlich seien. Reichlichen Zweifel habe ich selbst in meinem Aufsatz niedergelegt. Widerspruch will ich gern ertragen. Aber einer war mir unerträglich. Ein Mann, der mit seinem wirklichen Namen gewiß ebenso unbekannt wäre wie mit seiner Chiffre Ks., greift mich ob meines Artikels in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung heftig an. Er tut das in einer Weise, die mich auf den Gedanken bringt, daß zur Zeit vielleicht nicht nur die Lebensmittel, sondern auch die geistigen Mittel rationiert worden sind. Ich bin seit langem gewöhnt, von unwissenden Menschen als „Theatergeschäftsfachmann“ (ein entsetzliches Wort) abgestempelt zu werden. Ich habe zwar in meinem Leben mehr historische und künstlerische Arbeiten geliefert. Aber schließlich kann ich niemand zwingen, meine nichtgesammelten Werke zu lesen. Nur sollte jeder, der in einer großen Zeitung seine Abstraktionen ausscheidet, mich mit einigem guten Willen lesen und selber über die elementarsten Kenntnisse verfügen. Ich habe ja auch in dem Aufsatz über die Unsterblichkeit grade betont, daß ich für meine Wertungen nicht das Urteil der geistig höchsten Schichten, sondern des Durchschnitts zugrunde gelegt habe. Darum hätte ich eigentlich erwartet, von dem Kritiker Ks. verstanden zu werden. Ich scheine ihn aber überschätzt zu haben.

Zunächst verübelt er mir, daß ich Rafael, Tizian, Velasquez, Rubens, Franz Hals und Murillo aus der Liste der Unsterblichen ausgeschieden habe. Nun habe ich fast alle diese Maler in meinem Aufsatz erwähnt und ihnen einen Nachruhm für Jahrhunderte zugebilligt, aber einen für Jahrtausende versagt, weil ihr Wert mit der Farbe, die diesen geschaffen, verblassen muß. Dabei ist zu bedenken, daß, zum Beispiel, Franz Hals erst vor etwa dreihundert Jahren gelebt hat, daß er also noch siebentwanzig Jahrhunderte lebendig bleiben müßte, um in meinem Sinne unsterblich zu sein. Rechnet man so viele Jahre zurück, so kommt man von uns aus in eine Zeit, wo in Aegypten der König Scheschonas der Erste regiert hat, wo im dorischen Sparta noch nicht einmal Polygotos aufgetreten war, und wo die meinem Kritiker doch gewiß am nächsten stehenden Germanen als die vorletzten der arischen Wanderer noch nicht einmal an der Weichsel, Oder und Elbe angefedelt waren. Glaubt nun irgend jemand, daß nach einer solchen Spanne Zeit, in die Zukunft gerechnet, noch ein Bild von Franz

Hals übrig sein wird? Ich bedaure den Optimisten. In jedem Menschenalter entsteht mindestens Ein Maler von Welt Ruhm. Dabei bewirkt die dichter werdende Bevölkerung und die Ausbreitung der Bildungsmittel ein immer stärkeres Anschwellen hervorragender Talente. In der Zeit, die Franz Hals zur großen Unsterblichkeit nötig hätte, werden noch mindestens neunzig Maler kommen, die so bedeutend sind wie er. Das Gedächtnis der Welt behält aber außer den Namen aus den letzten Jahrhunderten bestimmt nicht mehr als dreißig neue Namen. Nicht nur Franz Hals wird vergessen sein, sondern mit ihm werden noch viele Andre dran glauben müssen. Das Wichtigste ist eben, daß alle die Maler, die ich ausgesondert habe, Koloristen waren. Auch Rubens glänzt durch die Kraft seines Kolorits. Die Kunst des Velasquez unterliegt den gleichen Bedingungen und hat sich inhaltlich wesentlich im Gesellschaftskreis des Malers ausgelebt. Nur Rembrandt macht eine Ausnahme, weil er nicht nur Maler ist, sondern auch Radierer, und weil der geistige Gehalt seiner Werke, ganz abgesehen von dem unglaublichsten malerischen Können, überwältigend ist. Er hat sich in seine eigene Seele vertieft und konnte es, weil er Dichter war.\* Grade seine Radierungen, die doch alle vervielfältigt werden können, zeigen sein innerstes Wesen deutlicher als seine Gemälde. Diese entstanden wohl manchmal auf Bestellung, seine Radierungen aber samt und sonders aus innerstem Bedürfnis. Es sind Offenbarungen von niemals wieder erreichter Schlichtheit und Tiefe.

Warum ich bei Mozart und Goethe nicht an Unsterblichkeit glaube, habe ich dargetan. Ihr Künstlertum ist gewaltig, aber ihr geistiger Gehalt wird von den Nachstrebenden aufgesogen, so daß man in einigen Jahrhunderten den Wert des Musters nicht mehr verstehen wird. Wer meine Ausführungen gelesen hat, muß erkennen, welche mala fides dazu gehört, den Lesern der Rheinisch-Westfälischen Zeitung einzureden, daß ich Goethe für eine nichtbeachtenswerte Größe halte. Die Dichter Vergil, Horaz und Aristophanes kenne ich voraussichtlich besser als Rs. Beim besten Willen kann ich nicht sehen, welchen Ewigkeitswert diese Poeten haben sollten. Sie wären längst vergessen, wenn wir die höhern Schulen nicht nach humanistischen Grundfäßen leiteten. Wer imstande ist, Aristophanes im Original zu lesen oder sich gar die Mühe nimmt, wie ich es getan habe, seine sämtlichen Komödien in deutsche Verse zu übertragen, der würde wissen, daß dieser Dichter nur durch eine vollständige Umarbeitung uns noch etwas werden könnte. Aischylos ist ein wichtiger Auftakt zu Sophokles. Von Harun al Raschid, den ich zu Unrecht übergangen haben soll, weiß doch mein Kritiker lediglich, daß er in Larfend und einer Nacht auftritt. Magelhaes hat einen Seeweg entdeckt, bedeutet aber, selbst bei beschönigsten Ansprüchen, keine Größe von unendlicher Dauer. Es folgen die Naturforscher und Erfinder. Ich habe

auseinandergesetzt, daß die Entwicklung der Naturwissenschaften in ständigem Fluß ist, daß es selten Abschlüsse gibt und der wirklich epochalen Erscheinungen nur wenige sind. Röntgens Untersuchungen schließen sich an wichtige Vorgänger, vor allem die Leistungen des Physikers Heinrich Herz an. Darwins Lehre vom Kampf ums Dasein beruht auf Ideen von Lamarck und der Entdeckung des Zwischenkieferknochens durch Goethe sowie seiner Morphologie. Der sogenannte Darwinismus hat mit dem exakten Forscher Darwin gar nichts zu tun, sondern verdankt seine Volkstümmlichkeit der Haedelschen Afferei. Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, ist gewiß populär. Aber sein Wert als Erfinder ist zum mindesten zweifelhaft. Schon die Chinesen haben die Buchdruckerkunst besessen, Kupferstich und Holzschnitt haben auf denselben Weg geführt, und schon vor Gutenberg hat man Buchstaben im Holzrelief gekannt. Schon 1444 hatte der Professor Waldvogel in Avignon eine Druckerei in Tätigkeit gesetzt. Gutenberg soll allerdings die Druckpresse erfunden haben; aber nicht nur Castaldi, sondern namentlich der Holländer Coster machen ihm die Neuheit seiner Erfindung streitig. Morse schließlich ist allerdings ein Mitbegründer der elektrischen Telegraphie, insofern er einen Drucktelegraphen erfand; aber er ist keineswegs der Erfinder der modernen Telegraphie überhaupt.

Das sind ein paar der Unsterblichen, die ich nach der Meinung des Kritikers Ks. vergessen habe. Nachdem er sich solcherart positiv betätigt hat, geht er gegen meine Unsterblichen mörderisch vor. Da kann man nur mit Beschämung und tiefstem Bedauern weiter lesen. Ich habe in meiner Liste die Welteroberer von größtem Format: Nebukadnezar, Chrus, Alexander, Caesar, den Kaiser Augustus, Trajan, Omar, Timur und Napoleon zusammengestellt. Ueber diese Namen dürfte eine Diskussion überhaupt nicht möglich sein. Daß Menschen, die ungeheure Reiche bilden und eine völlige Katastrophe herbeiführen, die erste Anwartschaft auf Unsterblichkeit haben, ist doch so klar, daß es selbst die geknidteste Tertianerbildung einsehen müßte. Grade der alldeutsche Zeitungsschreiber sollte für solche Männer ein Verständnis haben. Er scheint aber von keinem etwas zu wissen. „Nach den vielen unmöglichen Namen“, die ich „serviert“ hätte, könne man nur, meint er, noch dankbar sein, daß in meiner Liste nicht auch Herr Otto Ernst Schmidt aufgetaucht sei. Vom Kaiser Augustus weiß er nämlich höchstens („zur Not“, wie er sagt), daß alles Volk sich unter ihm zählen ließ, und daß Varus ihm seine Legionen gegen die Deutschen opferte. So etwas schreibt nun für die Oeffentlichkeit. Man sollte doch mindestens wissen, daß Augustus der Begründer des römischen Imperiums geworden ist, daß diese Staatsform sich anderthalb Jahrtausende gehalten hat, und daß unter Augustus eben jene Dichter geblüht haben, denen zu Unrecht der Kritiker die Unsterblichkeit gewähren will, die aber den Ruhm des

augusteischen Zeitalters ausmachen. Von Trajan sollte man mindestens wissen, daß sein Wirken noch heut in jenen Ländern, in denen der Weltkrieg geboren wurde, sichtbar ist; man sollte aber auch vielleicht eines der berühmtesten Monumente, die Trajanssäule, kennen. Daß Nebukadnezar und Cyrus Menschen von gewaltiger Macht und Schöpfer dauerhafter Reiche, dabei wirklich große Menschen gewesen sind, daß Nebukadnezar Jerusalem zerstört hat und Cyrus in der biblischen Geschichte eine große Rolle spielt, könnte man eigentlich auch wissen.

Nun bleiben aber noch zwei Figuren in der großen Welttragödie, denen es bei R. S. überaus schlecht geht. Das ist der Mongolenfürst Timur, genannt Tamerlan. Unter ihm brach die letzte große tatarisch-mongolische Völkerwanderung ein, aus jenen Gefilden, die wir heute Rußland nennen. Attila und Dschingischan sind Waisenkinder gegen diesen Timur der Schädelpyramiden, der nicht nur die ungeheuersten Grausamkeiten verübte, sondern auch ein Welteroberer und Organisator kolossalsten Ausmaßes war. Für uns fängt er jetzt erst an, eine wichtige Rolle zu spielen. Mit ihm gelangten die Türken zuerst nach Vorderasien bis ans Mittelmeer. Es ist verblendete Unwissenheit, wenn man bei Beurteilung der Frage, wer in der Welt eine Rolle gespielt habe, ähnlich wie Wippchen aus Bernau über den Krieg, in Berlin oder Essen Beobachtungen aus dem eigenen Bewußtsein anstellt, ohne sich um die Weltgeschichte zu kümmern. Der Mohammedanismus mit seinen dreihundert Millionen Bekennern ist eine Riesenmacht, die erst wieder lebendig wird. Die arabische und türkische Bewegung hat eine Bedeutung für Jahrhunderte und Jahrtausende, die nur ein Allduider ignorieren kann. Timur hat seine gewaltigen Scharen selbst geführt und wirklich bedeutende Gegner zu Feinden gehabt. Im Stil seiner Zeit war seine Blutgier, etwa die Bestrafung von Isbahan, phantastisch. Aber dieser Mann ist nicht nur bis Kleinasien, sondern auch bis Indien erobert vorgeedrungen; er stand um 1400 vor Damaskus und beschäftigte sich in derselben Zeit mit Fragen der religiösen Dialektik. Ein Jahr später stand er vor Bagdad und vernichtete den Sultan Bajesid. Er war siegreich von Moskau bis Delhi, vom Irdisch bis zum Mittelmeer; er drang bis an die Grenzen Chinas vor. Ein Geschichtsschreiber nennt sein Leben ein Epos. Er war der großartigste aller mohamedanischen Regenten. Nur einer ist ihm an Gewalt gleich gekommen. Dieser eine war der Kalif Omar. Von ihm fragt Herr R. S. — man glaubt's nicht, aber wörtlich fragt er: „Verzeihung: wer war das?“ Er lenkte von Medina aus seine Heere und beherrschte seine Armeeführer durch die Macht seiner Persönlichkeit. Aus einer Horde schlecht organisierter Beduinen und aus mißverwalteten Provinzen hat er ein Reich geschaffen, dessen Grundlagen acht Jahrhunderte durchhielten. Er hat ein Volkstum gebildet



und ist der Organisator eines dauernden Weltreichs geworden. Mit ihm beginnen die arabischen Eroberungen nach Ost und West.

Doch ich will nicht in dem Stile fortfahren. Ich komme ins Belehren, und es gibt Menschen, die unbelehrbar sind. Deutsche Art ist Gründlichkeit. Alldeutsche Art scheint anders zu sein. Treitschke, der ein Deutscher war, pflegte zu sagen, daß den Mut der Unwissenheit nur Genies und schöne Frauen haben dürften. Da der erste Fall für As. nicht in Frage kommt, nehme ich an, daß er eine schöne Frau ist, und will es genug sein lassen des grauenhaften Spiels.

---

## Scham wider Kunst von Otto Kienischer

Scham ist die große, unverföhrliche Widersacherin der Kunst. Als irgendwo einmal in grauer Vorzeit ein menschenähnliches Wesen in dumpfer Ergriffenheit der Höhlenmacht entfloh, dem Licht der sinkenden Sonne nach, seiner Brust gurgelnd-rauhe Seufzer entrollen und sich aus chaotischem Gefühlskampf die be rauschende Ahnung einer Welt rhythmischer Erlösetheit entband: da war es seiner Sippe gewiß ein Gegenstand heimlicher Bewunderung zwar, doch auch — des öffentlichen Aergernisses.

Da riß Einer in schamloser Preisgabe die Hülle von seiner Seele. Die Sippe empfand die symbolische Bedeutung des unerhörten Vorgangs; instinktiv verstand sie, daß damit die Seele der Gesamtheit entblökt ward — und es erhob sich der grollende Einspruch überkommener Gesittung gegen die freche Selbstenthüllungssucht trunkener Verächter geheiligter Ordnungen. Feindselige Bewunderung, bewundernde Feindschaft: das ist seitdem die Stellung der Welt zum Künstler — nicht zur Kunst. Das Kunstwerk selbst, als kulturgeschichtliche Tatsache, als Daseinschmuck, als Erbauungsmittel, als hohes Gottesgeschenk und Menschheitsgut wohnt in jahrtausendaltem nur von Narren bestrittenen Lebensrecht. Sein Schöpfer aber wandelt durch die Zeiten, die Stirn geziert mit dem Dornenkranz des unauströtbaren, ewig zwischen Verehrung und Verachtung pendelnden Vorurteils der menschlichen Gesellschaft. Denn er ist im sozialen Gefüge immerdar die verkörperte mehr oder minder lästige Mahnung an den unaufhebbaren Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Himmelssehnsucht und Erdgebundenheit, zwischen Sein und Schein, zwischen Geist und Stoff. Man wittert in ihm mit Recht die unbezähmbare Neigung, die Schranken bewährter Gesetzmäßigkeiten oder ererbter Anschauungsweise zu mißachten, hüllenlos herauszutreten aus ihrem Schatten ins Purpurlicht dämmernder Zeiten; und die Sippe schämt sich seiner Nacktheit als eines Verrats an ihrer eigenen Seele. Sie fühlt die Schleier der Unbewußtheit plötzlich fallen und erkennt erschauernd sich selbst im Kampf mit den Dämonen heimlicher Schuld, den

nagenden Gewissensnöten; versteht plötzlich die räthelhaften Stimmen, die aus Abgrundtiefen heraufdringen, verwirrend, betörend in ihrer klagenden Sehnsucht nach Erlösung — und schmächt ihn, den Aufwahr schürenden Enträtseler, ob er auch brünstige Wonnen erregte, als den unfrohen Bekenner ihres schamboll verleugneten Begehrens.

Und Einer ist unter diesen Besessenen, der scheint der Unschamhafteste von allen — greift er doch zurück auf eben jene ursprünglichste, roheste Form ekstatischen Selbstenthüllungswahns, stellt er doch immer das eigne körperliche Ich unmittelbar zur Schau: Mich seht an! Ich bin Ihr und Ihr seid Ich!

Zwar stellen die Andern im Grunde auch nur sich selbst, aber mit Mitteln und in Formen dar, hinter denen ihr körperliches Ich verschwindet, durch die es sich doch wieder verhüllt und dem Gebot der Scham gleichsam ein huldigendes Zugeständnis macht. Solche Huldigung verweigern zu müssen, verweigern zu können: das ist es, was zwar die vernünftige Einsicht der Einzelnen als unvermeidlich wohl begreifen und darum auch verzeihen, das instinktive Gefühl der Vielen aber umso weniger billigen kann, als jene Gleichsetzung von Ich und Ihr nie recht verstanden wird. Hier liegt der Stein des Anstoßes. Mag immerhin Hirn und Mund das Tun des Mimien als andern Künsten gleichwertig schon seiner größern Eindruckskraft wegen anerkennen: das vulgäre Gefühl macht keinen gewissen Vorbehalt. Außerstande, den Sinn des Gleichnisses „Ich bin Ihr“ in seiner Tiefe zu erfassen, Symbol und Lüge begrifflich zu unterscheiden, wertet das Gefühlsurteil der Menge und ihrer Nachbeter, die immer nur „Wir“ meinen, wenn sie auch noch so selbstbewußt „Ich“ sagen, das Theater als eine Kunst niederer oder eine Gaukelei höherer Art. Sie zieht das Ungehörte herab zum Ungehörigen; nicht allein Seelenpreisgabe treibt sie, sondern Aergeres: selbst aus dem hintergründigen Zwangszustand künstlerischen Gestaltens bereitet sie ein Schau-Spiel. In dem der Mime unternimmt, sein Ich buchstäblich in körperlicher Greifbarkeit einem andern, ja wohl gar dem Aller (at twam asi) gleichzusetzen, entsagt er auch der letzten Scham des sich hingebenden Künstler-Märtners: hinter sein Werk zurückzutreten und nur dieses, nicht aber auch den Rausch der Entrücktheit, worin es in Ohnmal und Glück empfangen ward, zur Schau zu stellen. Sein natürlich körperhaftes Selbst muß leibhaftig im Kunstgebilde zugegen sein, kommt durch dieses in der großsinnlichen Bedeutung des Wortes „in Betracht“, muß das heilige Geheimnis, die trunfene Selbstentäußerung im Schöpferakt, ehrfurchtslosen Blicken mit Vorsatz und Willen sichtbar machen.

Unwiderstehlich treibt es die Menschheit über sich hinaus. Doch für die nächste Stufe der Erhöhung reißt sie nicht, ehe der vorläufige Zustand, die schmachtende Seele mehr und mehr beengend, von ihr als unbefriedigend, als kaum noch erträglich empfunden,

wenn auch noch nicht gewußt wird. Das sind die Zeiten der großen innern Unruhe, des geistigen Aufruhrs, die Zeiten der Dämmerungen, die des großen Erneuerers harren. Und kommt er endlich, der Gegenwartsentrückte, von Zukunftsträumen erfüllte Tänzer und singt das Hohelied der glaubenden und irrenden, der Liebenden und darbenenden, der hoffenden und verzagenden Menschenseele: dann erwacht die empfundene zur bewußten Not und schämt sich ihrer selbst und des schamlosen Bekenners. Mag sie ihm auch, hingerissen, emporgehoben, Beifall spenden, Kränze winden, Tempel bauen: es bleibt immerdar ein tiefes abwehrendes Befremden zu überwinden, das der neuen Lebensspur nur zaudernd folgt, ein verhohlener dumpfer Widerstand, der den ungestümen Fackelschwingern in dieser Welt der Grundsätze und Rücksichten dankbar und opferbereit das weitgehendste Gast-, doch kein Heimatrecht gewährt.

Und das ist gut so. Der Künstler darf nicht Wurzel fassen im Erdreich ehrsamem Bürgertums. Er ist von Gott gesandt, um zu erschüttern, aufzurütteln, emporzureißen, die Schleier zu heben vom Werden, Reimenden, das aus dem Dunkel schamvoller Umhüllung hinauf ins Licht drängt. Jenes ist berufen, zu hüten und zu bewahren, Erworbenes zu pflegen und blind zufahrende Neuerungsucht hurtiger Weltverbesserer zu zügeln. Es braucht Stolz und Selbstgefühl — eine allzu große Weite des Gesichtskreises würde ihm nicht frommen, von Eigendünkel kann es nicht frei bleiben, wenn es seine wichtige Aufgabe im Werdegang des Weltprozesses nach dem Schöpferplane erfüllen will. Um beide Welten: der des Schwebens und Schwebens „in höhern Regionen“ und der des gemessenen Schreitens auf dem festen Boden der Säkung und Sitte schlingt sich das starke Band des göttlichen Waltens und lenkt sie den letzten Zielen entgegen. Wohl Denen unter dem Gastvolk der Seelenentschleierer, die als Ersatz für die Scham, welche sie abtun mußten, den Spürsinn empfangen für dieses Umschlungensein in allem Zwiespalt des Seins! Ihnen löst sich die Tragik ihrer Vereinsamung in die stille Heiterkeit verstehender Liebe. Sie wandeln festen Schrittes, zielsicher, auf dem schmalen Sumpfpfad zwischen den zwei Welten der zwielflichtmatten Wahrscheinlichkeit und der blendenden Wahrheitsbelle und wissen, wo ihre Heimat ist.

Ihrem Ursprung nach sind sie alle, die Künstler verschiedener Art und Gattung, eines gemeinsamen Stammes. Jenes menschenähnliche Wesen, das irgendwo einmal in grauer Vorzeit in dumpfer Ergriffenheit der Höhlenmacht entfloh, dem Licht der sinkenden Sonne nach, eine Welt berauschernder Ahnungen im Busen tragend, war der Urahne ihres Geschlechts. Was in ihm trieb und gährte und nach Gestaltung rang, zerlegte sich nach dem Prinzip der Kraftverteilung im Aufstieg der Menschheit zu eigentümlichen Gaben einzelner Sinne und schuf sich besondere Form-

und Ausdrucksorgane. Alle sind Aeste und Zweige am urwüch-  
sigen Stamme des all-einen schamübertwindenden Dranges nach  
Selbstdarstellung der Seele.

Im Mimen ahnt und scheut die Welt den Nachfahren grader  
Linie des wilden Höhlentänzers aus mythischer Vergangenheit.  
In ihm hat sich die schambezwingende Kraft seelischer Preisgabe  
am reinsten vererbt. Wehe den Halben und Schwachen seiner  
Gattung, die nicht die Macht hinreißenden, überzeugenden Aus-  
drucks haben. An ihnen rächt das legitime Schamgefühl mitleid-  
los, was es an den Ganzen und Starken notgedrungen dulden, ja,  
wider Willen bewundern muß. Doppelt Wehe aber den falschen  
Propheten, den eiteln, geschäftigen Gauklern seelischer Beschwing-  
heit, den Virtuosen der Grimasse, den nicht aus mythischem Zwang,  
sondern in kaltchnäuziger Anpassung an aussichtsvolle Gelegen-  
heiten Schamlosen! Sie sind die Götzen jener Pseudo-Kenner-  
schaften, die schon für Kunst halten, was nur Unnatur, für bedeu-  
tend, was nur überheblich, für gewaltig, was nur gewaltkam ist.  
Ihr Beginnen ist nicht, Seelen zu enthüllen, sondern geborgte Hüllen  
zu entseelen. Die ewige Furcht, durchschaut, erkannt zu werden,  
treibt sie zu immer verwegenern Wagnissen, immer grellerm Un-  
wesen. Doch der erbarmungsloseste Richter — und den vor allen  
gilt es zu überschreien — ist die Stimme der eignen schwindel-  
freien Nüchternheit; und ihm entrinne sie so wenig, wie dem  
Verdammungspruch der reisenden Einsicht ihrer oder einer spä-  
tern Zeit. Man könnte sie bemitleiden. Nur daß die schließliche  
Entlarbung dem alten instinktiven Argwohn, der Falsches von Ech-  
tem nicht unterscheidet, stets neue Nahrung gibt. Und eben dieses  
kann ihnen nicht vergeben werden. Sie treiben Spott mit der  
Menschheit Würde: aus dem tragischen Kampf in der Seele des  
Künstlers, den es zu sagen zwingt, was er sich doch zu sagen schämt,  
bereiten sie einen pikanten Sinnenschmaus für die auf allen  
Gassen lungernde Pöbelgier.

Die Schamlosigkeit des echten Künstlers ist die Schamfreiheit  
des spielenden Kindes. Wohl fühlt er Scham als Hemmung und  
leidet unter ihrer Pein, doch verknüpft sich mit diesem Gefühl keine  
Vorstellung von Schuld oder Verfehlung. Seine Seele trägt unter  
dem Kleid herkömmlicher Zurückhaltung und Selbstverleugnung,  
das abzuwerfen es ihn drängt, noch ein andres Gewand, gewoben  
aus Rausch und Traum. „Kauschumfangen“, „traumberloren“,  
wie das dem Spiel ganz hingeebene Kind, so trägt er den schim-  
mernden Strahlenmantel der Phantasie, das für das stumpfe Auge  
der Erdbundenen unsichtbare Königskleid. Daß sie es nicht sehen  
können, daß nur zuweilen ein flüchtiger Abglanz seiner Herrlichkeit  
an ihren Blicken vorüberhuscht und ihnen dann eine leise Ahnung  
aufgeht von einem Reich, das nicht von dieser Welt: es ist ihr  
Mangel, aber auch ihr Gewinn. Der Aufstieg zu jenen lichten  
Höhen soll schwierig sein, soll nicht mit geringer Mühe jedweden

gelingen. Nur im blinkenden Tau der Dämmerungen spiegelt sich den Alltagsinnen, vielfach gebrochen, die obere Welt der Schönheit. So ist es beschlossen im Rat der Götter. Zwischen schamvoller Verleugnung inuersten Dranges und seiner Enthüller und dem widerstandslosen Mitgerissensein in seltenen Andachtsstunden klimmt die Menschheit zögernd durch Sumpf und Dickicht empor, der Höhe zu. Mag sie sich irrend, tastend, strauchelnd des rechten Weges schließlich doch bewußt sein: des rechten Zieles ist sie nie. Säge fies, sie würde wohl bezagen — und erklagen. Das schauen nur die auserwählten Pfadfinder, die traumwandelnden Tänzer über Klippen, Grate und Abgründe, die in rauschumfangener Nacht heit dem widerstrebenden Zuge voranleuchten. Wo zwischen Verfolgung und Nachfolge die Grenze liegt, ist nicht immer deutlich. Vielfach unterscheiden sie sich wohl selber kaum. Genug, es geht aufwärts.

Nur eine Gefahr lauert beständig am Wegrand: die Verführung der Führer durch die niederkweltliche, in allerlei Verkleidung sich heraufschmeichelnde Scham. „Ordnet euch ein“, raunt sie mit frömmelndem Augenaufschlag, „fügt euch meinem Gebot, das alle zügelt, werdet den Andern gleich und entragt eurer Aergernis schaffenden Entrücktheit, die mir üble Deutung herausfordert. Und so ihr niederfallt und mir huldigt, will ich euch mit der Bürgerkrone krönen!“

Die Macht solcher Rede ist groß. Am Tage, wo sie den Sieg gewänne über die Seelen Derer, die da voraneilen in heiliger Trunkenheit — an diesem Tage fiele der Königsmantel von ihren Schultern, verbliche der hüllende Glanz ihrer kindhaften Urbefangenheit, und sie würden im kalten Schein der Wirklichkeit erkennen, daß sie nackt sind, und sich beschämt verdecken in der Menge.

Und auf der Wanderung zur Höhe verlore die Menschheit Weg und Ziel.

---

## Gäste in Wien von Alfred Polgar

**Z**um ersten Male: ‚Blaufuchs‘, Komödie in drei Akten von Franz Herzog. Das ist eine ziemlich aparte, wie schon der Titel erweist: kostbare, in allen Regenbogenfarben der Gescheitheit flimmernde Ehebruchs- und Liebesgeschichte, ausgezirkelt von der Hand eines kundigen, in echten und faulen Zaubern des Metiers wohlbeawarderten Theatermenschen. Die drei Akte sind nicht sehr fugendicht; richtigem dramatischen Wetter hielten sie kaum Stand. Aber für die milden Klimate eines Lustspiels scheint ihr lockerer Bau genügend haltbar. Er gewährt kultivierten Lebewesen Unterkunft, die weniger Menschen als vielmehr Figuren sind; Figuren aus einer zierlich verarbeiteten, ungemein elastischen Substanz. Wie die berückende Frau Flona von ihrem ersten Gatten, auf dem flüchtigen Umweg über einen Liebhaber, zu dem zweiten, von ihr

eigentlich stets begehrten Mann kommt: das ist einigermaßen verwickelt — jedenfalls viel zu verwickelt, um es hier auseinanderzufalten — und nicht gerade logisch oder psychologisch zwingend. Aber auf die tatsächlichen Vorgänge, auf die Melodie des Geschehens sozusagen, kommt es hier nicht an, sondern auf ihre Instrumentation in Worten. Und die ist vortrefflich geraten, üppig und doch nicht dick, süß und doch nicht klebrig, bunt und doch nicht grell. Geradezu puccinisch. Also auch sinnlich und doch nicht schwül. Es ist eine kluge Komödie, die und da flackert in ihr sogar etwas wie berechtigter geistiger Uebermut. Eine mobile Witzigkeit hält den Dialog dauernd in lebhafter Schwingung. So wirkt er wie ein Ventilator, stets frische Luft der Szene zuführend und das Aphorismen-Kohlendioxid verjagend. Das bildet sich freilich immer wieder; aber die Ungarn sind nun einmal so. An geschmeidigem Hin und Her, an Sarkasmen, die einander, kontra, rekontra, übertrumpfen, ist in den Gesprächen kein Mangel. Das Wort fliegt von Partner zu Partner wie ein immer wieder „gehaltener“ Tennisball, nie weiß man, wo es endgültig landen wird. Daß solche brillante Beredsamkeit Aller, solche stets bereiten scharfen Formulierungen und treffenden Bilder dem ganzen Spiel etwas recht sehr Verlogenenes geben, war wohl unvermeidlich. In unctio „Wendungen“ ist Herzogs Komödie, wie gesagt, nicht larg. Es kommt immer anders. Nicht grade anders, als der in ungarischer Dramatik erfahrene Hörer denkt, aber immer anders, als es nach dem Einmaleins der Erotik kommen müßte.

Frau Leopoldine Konstantin spielt die Hauptrolle. Ihre Art, Konversation zu machen, ist erprobtermaßen bezaubernd. Eine prettiöse Natürlichkeit. Mit dem Dialog treibt sie's wie die Spanierin mit dem Fächer. Es ist ein großes Vergnügen. Keine Sekunde, auch keine ihres Schweigens, ist unbelebt. Na, sie spaltet noch die Sekunde und gibt jedem Teilchen eigenen Inhalt. Es ist die sorgsame Fein-Arbeit einer bis ins Kleinste gewissenhaften Könnerin. Die Ueberflugsheit, die der Autor seiner Heldin umgehängt hat, trägt Frau Konstantin mit Grazie. Wenige könnten das. Schwankend wird die geschätzte Künstlerin nur, wo sie das Gebiet der bessern Melancholien betritt. Wenn sie ganz ehrlich-warm tut, beginnt den Zuschauer leise zu frösteln.

\*

Alexander Moissi, von Kriegsabenteuern heimgekehrt — als deren letztes er hier noch den Ueberfall einer Jagdstaffel von Interviewern zu bestehen hatte — Alexander Moissi spielt nun wieder Theater. Keiner spielt intensiver Theater als er, keiner hat diese Jubrunst der schönen Lüge, keiner ist begehrlicher, ich möchte sagen: geiler verliebt in die Phantasie der Szene. Zunächst war er Romeo. Er schien ein wenig müde; und manches in seinem Spiel trug von der Anstrengung, dieser Müdigkeit Herr zu werden, sichtbare Spur. Aber die Schmeicheleien seiner Stimme, die ein wenig

süßliche Anmut seiner Gebärden, das schöne Furioso seiner Leidenschaft, seine vollkommenen Techniken des Schmachtens, Schwärmens, Verzückt-Seins und Funken-Sprühens waren mitsammen wieder das sicherste Fangnetz für die Zuhörerschaft. Gleich zu Beginn erschien dieser Romeo von der Schwermut Hamlets umschattet. Der junge Mann fieberte. Und die Glut seiner Blicke war schon zu allem Anfang Widerschein einer Art nächtlicher Feuersbrunst. So kam der Blitz, der bei der ersten Begegnung mit Julia in Roméos Seele schlägt und sie in Brand setzt, um seine elementare Wirkung. Sehr schön war der Ungestüm des sorglos verliebten Romeo; er wurde, bei der Umarmung Julias in Lorenzos Garten, sogar dem äußern Gleichgewicht der Liebenden gefährlich. Es war auch vieles andre sehr schön, manches allerdings nur schön und manches zu schön; bei so viel aesthetischer Freude, die den Zuhörern durch einen Darsteller wie Moissi beschert wird, kommt Leid und Mitleid in ihren Seelen schwer auf. Ganz nebenächlich wäre aber ein bißchen tragische Erschütterung doch nicht.

Die Volksbühne hat ihr Möglichstes getan, um ihrem erlesenen Gast eine würdige, menschliche und dekorative Staffage zu bieten. Ob dieses Möglichste viel war, bleibe wohlvollend unentschieden. Fräulein Schreiber, Julia, ist gewiß eine begabte Schauspielerin, der Innerlichkeit nicht entbehrend. Ihre dramatische Stala ist nur nach unten und oben noch ein wenig knapp. Fräulein Sering und Herr Ziegler schoben nach Kräften die Vorstellung aus der Provinz in die Nähe der Großstadt.

## Mutter von Ulrich Steindorff

Wer weiß denn um die Weichheit deiner Hände  
 Und ihre Kühle, die durch lange Stunden  
 Auf heiße Augen niedertaut.  
 Nur eine Mutter ist so ohne Laut  
 Und trägt sich aus den Zimmern der Gesunden  
 So stillen Ganges zu der Fiebertwende.

In deine sanfte Mutterschaft verloren,  
 Hast du mich jungem Tage zugetragen  
 Und im Gesang, der in dir liegt,  
 Mich in den Schlaf, den lösenden, gewiegt,  
 Daß ich, dem alle Tore zugeschlagen,  
 Zum andern Mal aus dir geboren.

Wer weiß denn um der Mütter Süße  
 Und ihr Erblühen vor dem Kinde,  
 Als läge Gott auf ihrem Arme.  
 Unendlich lieben sie,  
 Und stehn erst still im lezten, kalten Winde,  
 Mit Wunden zuge deckt die müden Füße.

# Saisonbeginn

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften! Es war gewiß erlaubt, den Krieg eine kurze Zeit zu vergessen; umso mehr, als man ihn ja leider doch nicht vergaß. Nachts zwar drangen, als ich Dänemark gegenüber lag, aus dem Strandwäldchen friedliche Töne. Matrosen (dänische) und Traktführer (auch keine deutschen) waren beflissen, Getreisch zu erregen und wieder zu unterdrücken. Aber am Morgen merkte man die Ungunst der Zeiten. Da boten verschlafene Dienstmädchen Butter zum Kauf. Dansk smoor. Ein Fünfpfundpaket für rund vierzig Mark. Ihr Höchstpreis. Aus diesen Gefilden für schweres Reijegeld an die entgegengesetzte Grenze zu fliehen, war Erjarnis. Zwischen München und Witternwald — wer dort spürt, daß seit sieben- unddreißig Monden die Erdoberfläche sich nicht unwesentlich verändert hat, muß eine Haut haben wie die Prinzessin auf jener Frucht, die man bei unsern bayrischen Brüdern auch am Dienstag und Freitag nicht ohne die saftigste Beilage zu verzehren braucht. Ein Märchenland. Ein Schlaraffenleben. Ein Traum, in den man sich hüte mit allzu vollem Magen zu sinken, weil sonst als wüster Alb der Gedanke an die berliner Hungersnot sich daraufwälzt. Daß die bei dem strömenden, triefenden, unerschöpflichen Reichtum Deutschlands, der weder im süd- noch im nördlichen Gelände ein Fehl aus sich macht, unentrinnbar scheint: wie mag das zugehen? Und wie lange noch? Ich verstehe die Welt nicht mehr, erklärt Meister Anton am Schluß des letzten, des dritten Aktes. Aber dieses blödsinnige Stück hat deren geschlagene siebenundneunzig, gänzlich kunst- und regelwidrigermaßen, und hört vermutlich nimmer auf.

Dessenungeachtet, deshalb erst recht beginnen die Puppenspieler nach der Uhr, sich und uns eine schönere Art des menschlichen Daseins herbeizugaukeln. Den Vortritt hat das Königreich. Das sich immer so königlich bewähren sollte wie durch die Wahl zweier Werke des jungen Goethe. Denn nicht die Tatsache, daß das Fragment „Prometheus“ aufgeführt wird, ist tadelnswert. Wer das Gedicht desselben Namens nicht kennt — und wie viele Theaterbesucher kennen Gedichte? — kommt über die Szenen gleicher Stimmung, aus denen es die Essenz ist, schließlich sogar noch zu dieser Essenz selber, da es am Ende deklamiert wird. Das ist, als ob man den Wein und die ausgeleerteten Weinbeerschalen erhalte. Macht nichts. Von dieser Gefinnung stürmenden Freiheitsdranges, von diesem glühenden Schöpferbewußtsein, das sich titanisch wider die Götter vermischt und, wie sie, der Menschenformung und Seelenbelebung fähig zu sein sich zutraut: davon kann ein verflawtes, ärger denn je verflawtes Geschlecht nicht genug kriegen. Aber mehr als im Schauspielhaus muß es schon kriegen. Entweder ist der Regisseur eingebend, daß das Fragment sich „dramatisches“ nennt, und entfaltet in diesem Sinne, indem er einfach auf Goethes Vorschriften achtet: den Schauplatz wechselt; die Statuen, denen Prometheus Odem einhauchen wird, durch den Hain verkreut; nachdem ihnen Odem eingehaucht ist, sie auf Bäume klettern, im Wasser baden und überhaupt sich als quicke Lebewesen aufspielen läßt.



Dies wäre antiker Naturalismus, nicht unangemessen einem Dichter, bei dem ein Mann aus der feierlichen Mythologie zum andern wie unser-  
eins äußert: „Nein, Bruder! alles, was recht ist!“ Oder: es wird nicht  
gestaltet, sondern geredet. Hieratisch steif verharren die Herrschaften vor  
einem schlichten Vorhang und heben und senken im Gleichmaß die Arme  
zu ihrem Sprechgesang. Herr Brud bleibt irgendwo in der Mitte zwi-  
schen beiden Extremen stecken. Statt der vorgeschriebenen Verwandlung:  
die Gottähnlichkeit des Beleuchtungsmeisters, der den Tag von der Fin-  
sternis scheidet. Auf einem Treppenbau hat Prometheus ein Tischchen  
mit Handwerkzeug stehen, vor das er schusterhaft niederhockt, um Men-  
schen zu formen — ein komischer Anblick. Ein Herd wird erwähnt, um  
dessen Blut Zeus bekanntlich Prometheus beneidet. Der Herd ist da, ist  
unten in den Treppenbau eingelassen, und Prometheus, sobald die Gilt  
an der Reihe ist, facht sie beneidenswert an. Zu diesem Anschauungs-  
unterricht paßt wieder garnicht das schablonenhafte Ballett, das die Ge-  
schöpfe des Prometheus über die Bühne tanzen. Die Stillwirrnis noch zu  
steigern, begleiten Bruchstücke Beethovens melodramatisch die Rezitation.  
Dabei hätte der üppig bemittelte Schauspieler Mühlhofer zweifellos für  
die eine Auffassung die Rhetorik, für die andre die gehobene Darstellungs-  
kunst. Fehlt ihm bloß die Kraft, seinem Regisseur die Entschlossenheit  
aufzuzwingen, die dieser zuerst an ihm zu beweisen hätte. Und wenn  
keiner von ihnen, hätte irgendwer sonst entdecken müssen, daß ‚Prometheus‘  
der ‚Stella‘ nicht zu folgen, sondern vorauszugehen hat.

Unbegreiflich, daß dieses Schauspiel für Liebende, dem die „Mo-  
dernität“ aus den Poren spritzt, ein Vierteljahrhundert lang auf keine  
berliner Bühne gekommen ist. Ob daran die Philologen ganz unschuldig  
sind? Einer schreibt von Fernando: „Er müßte viel größer, kraftvoller,  
männlicher sein, wenn wir wirklich glauben sollten, daß es für beide  
Frauen kein Glück als in der dauernden Vereinigung mit ihm geben  
könne.“ Das hat der Tintenflexer Hunderten nachgeschrieben, und Hun-  
derte schreibens ihm wieder nach. Als ob ein Grundgesetz herrschte,  
wonach die Männer von den Frauen geliebt werden! Als ob nicht Un-  
größe, Schwäche, Weiblichkeit eines Mannes für unzählige Frauen der  
Hauptreiz wäre! Als ob nicht auf tausend von ihnen, die einen Herrn  
brauchen, tausend kämen, die erst zu lieben beginnen, wo die Mutter in  
ihnen aufgerufen wird! Wie wahr ist Fernando in seiner hemmungs-  
losen Erregbarkeit! Dieser Weichling, dieser Frauenanbeter, dieser Augen-  
blicksmensch, bei dem stets der letzte Augenblick und dessen weiblicher In-  
halt entscheidet! Gibt denn Goethe diesen Fernando als Helden aus?  
Nur dann wäre doch ein Vorwurf berechtigt. Aber er klagt ja sein eigenes  
Wesen, seine eigene Schuld in ihm an. Er legt erbarmungslos diejenige  
seiner Anlagen bloß, die er überwinden muß, wenn er nicht immer weiter  
unglücklich machen und unglücklich werden soll. Ist's möglich, daß nicht  
die Stumpfheit selber hier Goethes leidendes Herz in krankhaft hitzigen  
Schlägen pochen hört? Und nun gehe man nicht von den vorgefaßten  
Meinungen lebensfremder und fühlloser Literaturhistoriker aus, sondern  
horche und blicke in ein Theater. Es steht unter Wasser. Geschmeuz

und Geschick; übertönen manchmal den Dialog. Als routinierter Stüde-  
 schreiber hätte der junge Goethe nicht raffinierter den Geschmack der  
 theaterbesuchenden Weiblichkeit treffen können. Ihr wird aufs feinste  
 geschmeichelt. Wenn Fernando abwechselnd Stella, Caecilien und wieder  
 Stella erliegt, so ist Schiesmariechen im dritten Rang sicher, daß auch  
 sie keinen Korb kriegen würde. Weit entfernt, daß hier irgendetwas „be-  
 fremdlich, ja abstoßend wirkt“, möchte Jede helfen, heilen und zärtlich  
 tun. Aber jetzt weiß man, warum der deutschen Dramatik der Vergan-  
 genheit kaum zur Hälfte die Bühne erschlossen ist. Weil öde Schul-  
 meister Wache halten. Weil sie bereits den Kindern einbläuen, wie die  
 Gestalten der ‚Klassiker‘ aufzufassen sind — und weil die Theaterdirek-  
 toren, von denen manche einst auf einer Schulbank geessen haben, sich  
 dieser Verfügungen meistens zur Unzeit entfinnen. Freilich brauchen sie  
 bloß ein einziges Mal dagegen aufzubegehren: und der lebendige Ein-  
 druck einer Seelendichtung wie ‚Stella‘ straft alle Pauker der letzten hun-  
 dertundfünfzig Jahre Lügen. Da hätte ich erst eine gute Aufführung sehen  
 mögen! Das unverbrüchliche Vorbild wäre der nie zu vergessende ‚Clav-  
 digo‘ von Reinhardt, auf dessen Sündenregister künftig zu buchen sein  
 wird, daß er das Schwesterdrama verschmäht hat; und daß er, damit  
 noch nicht genug, dem Hoftheater seine Stella wegegagiert hat, Helene  
 Thimig, die am Gendarmenmarkt eine Riesenuede läßt und in der Schu-  
 mann-Straße für jede Aufgabe ihrer Art und ihrer Erscheinung drei  
 bis vier Vertreterinnen und darunter zwei sogar von ihrem Range  
 vorfindet. An meinem Abend war Stella bereits Fräulein Käthe  
 Richter, die sich auf einer großen Bühne nicht lange im Vordergrund  
 halten wird. Herr Bruch aber hatte genau denselben Fehler gemacht wie  
 beim ‚Prometheus‘. Was sind denn Werke des „jungen“ Goethe, wenn  
 nicht grade solche, die ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz  
 offenbaren! Da ist's Pflicht eines Regisseurs, denselben Mut zum  
 Ueberschwang zu bewahren. Herr Bruch hatte Mut nur zu der übel an-  
 gebrachten genrehaftesten Dastik, durch die der Kellnerjunge Karl die  
 Gäste der Postmeisterin wie des Schauspielhauses belästigte. Wo es  
 bei Goethen ernst wird, fällt einmal die Wortfolge: „Alles um Liebe“,  
 die Eulenberg seinem eigenen Schauspiel für Liebende zum Titel gesetzt  
 hat. Sie müßte das Vorzeichen für die Wiedergabe der ‚Stella‘ sein. Hier  
 aber war nichts von Unbedingtheit. Ausgekühlt und vernünftlerisch ging  
 es zu. Und so kurz die fünf Akte sind: wer im ergreifendsten Drama un-  
 gern auf Schauspielkunst verzichtet, der hätte kaum durchgehalten, wenn  
 nicht das eine einzige Fräulein Sussin gewesen wäre. „Caecilie wird das  
 anfänglich schwach und gedrückt Scheinende bald hinter sich lassen und als  
 eine freie Gemüts- und Verstandesheldin vor uns im größten Glanz er-  
 scheinen“, schreibt Goethe in seinem Aufsatz Ueber das deutsche Theater,  
 den allerdings der echte Darsteller kein Mal zu lesen braucht und der  
 schlechte immer vergeblich lesen wird. Wie Fräulein Sussin von Szene  
 zu Szene wuchs: daran hätte der Dichter seine Freude gehabt. Ein En-  
 semble von solchen Künstlern — und der Streit, welcher Schluß der  
 ‚Stella‘ den Vorzug verdiene, wird schweigen vor der Einsicht, daß jeder  
 von beiden eines der fesselndsten Dramen der deutschen Literatur beendät.

# Schule für galizische Flüchtlingskinder

von Mag Brod

„Auf dem Atem der Schulkinder steht die Welt.“

Talmud

Sie strömen ein, sie sitzen hier  
In ihren Bänken vier und vier  
Und wiegen die sittigen Wangen.  
Ihr guten Mädchen, wißt ihr nicht,  
In euer Haus der Räuber bricht!  
Wie werdet ihr heimgelangen? —  
Die braven Mädchen, es kümmert sie nicht.

Dem Lehrer lauschen sie, dem Herrn.  
Von ernster Kunst erzählt er gern,  
Von Lustigem gibt er zu lachen.  
Vergaßt ihr euer fernes Land?  
Die Mauer wankt, es steigt der Brand.  
Die Dächer, die lieblichen, krachen. —  
Die frohen Mädchen, sie horchen gespannt.

Groß wird die Karte aufgehängt,  
Ins Weiteste der Blick gelenkt,  
Und bunte Erscheinungen schweben.  
Ihr Mädchenblumen, Mutter weint,  
Der sanfte Vater flucht dem Feind.  
Zum Bettler wurde er eben. —  
Die Mädchenblumen, sie lauschen vereint.

Rein, Blumen wären längst verdorrt,  
Gepflückt von ihrem Wurzelort.  
Ihr blüht in Kräften und heiter.  
Wenn rings die Welt sich toll zerreißt:  
Von einer höhern Macht gespeist,  
Lebt ihr und rüstet euch weiter.  
Ihr tapfern Mädchen: ihr seid der Geist!

---

## Papiergarn-Industrie von Vindež

Der Krieg hat es für uns zur Notwendigkeit gemacht, nach Ersatz- und Hilfsstoffen aller Art für solche Erzeugnisse zu suchen, die wir aus Mangel an den bisher verwendeten Rohmaterialien nicht mehr in dem frühern Umfange herstellen konnten, die aber für die Fortführung unsrer Wirtschaft und auch des Krieges selber so wichtig waren, daß wir sie nicht entbehren konnten. Nachdem die im Lande befindlichen Textilrohstoffe im ersten Kriegsjahr durchweg versponnen und verwebt waren, erhob sich die Forderung, für den ungeminderten Bedarf an Geweben jeder Art (man denke nur an Kleidungsstücke, Decken, Segel, Zeltbahnen, Säcke) Vorsorge zu schaffen. Noch mochten die Vorräte an fertigen Stücken ein Jahr oder auch etwas länger reichen; dann mußte aber neuer Vorrat an Garnen gesponnen, an Zeug gewebt, an Fertigfabrikaten hergestellt werden. Die Aufgabe machte Sorge und Kopfzerbrechen; an inländischen Spinnstoffen standen im wesentlichen nur die deutsche Wollenproduktion, die bloß einen winzigen Bruchteil des Be-

darfs zu decken imstande ist, und ferner das Ergebnis der noch in den Anfängen stehenden Kesselferverwertung zu Gebote. Da kam, zuerst schlichtern und vom Konsumenten verachtet, dann aber bestimmter und energischer propagiert, der Ersatzstoff auf den Markt, der inzwischen der deutsche „Kriegsspinnstoff“ geworden ist, und der, nach den letzten technischen Fortschritten zu urteilen, seine Bedeutung auch nach dem Kriege in beachtenswertem Maße wahren wird: das Papier.

Was selbst dem Fachmann noch vor einem Jahr als Ausnahme, als unerwünschtes und nur notgedrungenes Surrogat galt, ist heute weit über die Fachkreise hinaus zur Anerkennung gelangt, und seine Erwähnung bei allen Gelegenheiten, wo von der Gewebeverarbeitung die Rede ist, gilt als Selbstverständlichkeit. Fast jedermann weiß heute, daß Sandsäcke für unsere Schützengrabenswälle, Plane über den Trainwagen, daß Decken und Schürzen, ja daß Männer- und Frauenkleidungsstücke „aus Papier“ hergestellt werden. Dabei ist aber wohl zu beachten, daß das zu dieser mannigfachen Verwendung berufene Papier einer sehr schwierigen technischen Bearbeitung unterzogen werden muß, bevor es uns in so ungewohnter und veränderter Gestalt wiederbegegnet. In Wahrheit handelt es sich denn auch gar nicht mehr um eigentliches Papier, das wir zu zusammenhängenden Stoffen verwebt und dann verarbeitet heute so weit verbreitet antreffen; es handelt sich um versponnenen und verwebten Holzstoff, dessen Grundlage wiederum die Natron- oder Sulfit-Zellulose ist. Beides, Holzstoff und Zellulose, findet sich freilich im Papier bereit und bietet sich der Verarbeitung hier in bequemer Form dar. Aber das Papier muß erst in Streifen geschnitten, imprägniert, reißfest gemacht und schließlich über die Spindel gefandt werden, um einen Faden zu geben. Und das Problem, diese Fäden so zu verfeinern, daß das Gespinnst wirklich anpassungsfähig und biegsam ist, hat die Techniker lange genug beschäftigt und ist auch jetzt der Lösung wohl nahe gebracht, aber noch nicht ohne Rest beseitigt.

Eine wie große Bedeutung indes trotz mancher noch vorhandenen Unvollkommenheit diesem Ersatzspinnstoff für die deutsche Wirtschaft innewohnt, das wird offenbar, wenn man die große Fülle der geschäftlichen Unternehmungen betrachtet, die der Verwertung des gesponnenen und verwebten „Papiers“ dienen. Bereits zu Ende des vergangenen Jahres war die Papiergarn-Industrie vollständig konsolidiert. Aber auch seitdem hat die Gründertätigkeit nicht geruht, und erst in der allerletzten Zeit wurde wieder die Errichtung eines neuen Millionenunternehmens für Papiergarnspinnerei unter Führung der bekannten Industriellen Trinka's und Gottstein gemeldet; es sieht auch nicht so aus, als ob die Unternehmungslust auf diesem Gebiete am Abflauen sei. Seit Monaten schon haben die Banken ein reges Interesse für die neue Industrie gezeigt; so ist, zum Beispiel, die Discontogesellschaft Mitbegründerin der mit einer Million Mark arbeitenden Vereinigten Textilwerke G. m. b. H. in Berlin; die Süddeutsche Discontogesellschaft ist an den Süddeutschen Textilwerken in Mannheim maßgebend beteiligt, und neben der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt steht auch die Deutsche Bank durch ihre Filialen und Tochtergesellschaften dem neuen Gewerbe nahe. Außer den Banken haben große Industriekonzerne, deren geschäftliche Betätigung bislang in ganz anderer Richtung sich bewegte, Fühlung mit der Papierverarbeitungs-Industrie genommen: beispielsweise ist in der Gruppe der Textilwerke G. m. b. H. die Friedlaender-Fulda'sche Zentralverwaltung maßgebend.

Vom „Markt“ der Papiergarne wird fortgesetzt die größte Bewegung gemeldet; die Nachfrage ist bei ständig steigenden Preisen dringend, das Angebot groß, aber noch immer nicht ausreichend. Wie die Fachblätter berichten, dehnt sich das Feld der Absatzmöglichkeiten für Papierstoffe von Tag zu Tag; bis zum Winter glaubt man an Glätte, Elastizität und Weichheit der Stoffe alle bisherigen „normalen“ Gewebe erreicht zu haben.

Die Zeit und ihr Ablauf werden freilich wohl noch einiges Wasser in den zur Zeit vielleicht allzu fröhlich brausenden Wein der Begeisterung für die Papiergarngewebe gießen. Denn die Zeit und ihr Ablauf werden Lehren, wie es mit der Haltbarkeit der neuen Gewebe und der Erzeugnisse daraus bestellt sein mag. Hier ist eine gegenwärtig noch nicht ausgefüllte und auch noch nicht auszufüllende Lücke in der Rechnung, die wir heut und für die Zukunft mit den Papierstoffen aufzumachen geneigt sein möchten. Aber selbst wenn die Dauerhaftigkeit der neuen Gewebe uns enttäuschen sollte: fest steht, daß diese Erfindung das stärkste Beispiel für die schöpferische Kraft bietet, die in der von je der Technik eng verbündeten deutschen Kaufmannschaft steckt; fest steht, daß sie uns zum mindesten für die Kriegsdauer von aller schweren Sorge um die Beschaffung von Textilien mit Sicherheit befreit hat.

---

## Antworten

**Mitarbeiter.** Ich hätte das selber nie entdeckt und danke für die freundliche Sendung. Sie wollten mich zwar nur „orientieren“ und bezweifeln, daß ich antworten werde. Aber ich werde. Auf die Gefahr hin, wie meistens mißverstanden zu werden. Trotzdem kaum zu meinen Neigungen oder gar Gepflogenheiten gehört, über schlechte Kritiken meiner Schriften Klage zu führen. In Wahrheit bin ich für jede kluge und aufrichtige Mißfallensäußerung erkenntlich. Man kann die Mitmenschen in zwei große Klassen teilen: die mehr durch Lob, und die mehr durch Tadel gefördert werden. Mich hat zeitlebens Tadel gefördert. Ich bin weiter begierig danach. Aber er dürfte und darf nicht von Dummköpfen und nicht von Lümpchen kommen. Vermutlich läßt sich gegen die „Ersten Tage“ vielerlei sagen. Ich selbst bin bereit, ein Buch von dreiundsiebzig Seiten in neunzehn Zeilen mörderisch zuzurichten. Hätte das „Literarische Zentralblatt“ derlei getan: ich hätte daraus zu lernen getrachtet. Aber es füllt, da es nichts zu sagen hat, das erste Drittel des verfügbaren Raums mit einem Zitat, und das zweite, seinem falsch verstandenen Namen gemäß, mit bibliographischen Notizen. Dann heißt es von mir: „Er plaudert etwa in Hardenscher Art unterhaltend und spöttelnd von seinen Erlebnissen und slicht allerlei Betrachtungen aus verschiedenen Gebieten und von verschiedenem Werte ein.“ Das ist nur Unsinn (denn von „etwa Hardenscher Art“, mag man sie nun ablehnen oder schätzen, ist einfach nichts in dem kleinen Buch); und dagegen würde ich mich nicht wehren. Jetzt erst kommt. Auch über den Kriegsanzug hat er seine eigene Meinung. Ein deutscher Professor verlangt im Gasthof trotz jäh eingetretener Notlage bis zum letzten Tage „seinen“ Nachtmisch. „Ursache dieses Kriegs ist keineswegs nur Reid der fremden Völker. Ursache ist auch dieser Herr Professor.“ Nun weiß man's ja.“ Danach muß man mich gütigstenfalls für einen Mikrocephalen halten. Ich habe über den Kriegsanzug die eigene Meinung, daß er den Professoren zuzuschreiben ist, die (oder gar: weil sie) auch nach der Mobilmachung mittags ihre gewohnte Anzahl von Gängen verlaßen. Wenn ich erführe, daß solcher banobüchene Unsinn in einem Buche steht: ich würde sicherlich auf die Lektüre verzichten. Das wird tun,

wer dem Blatt des Herrn Eduard Zarnde über den Weg traut. Wer vorsichtig ist, wird mich nachschlagen und zu seiner Ueberraschung folgende Ausführungen finden: „Wie kommts, daß in diesen Tagen alle menschlichen Tugenden ans Militär, alle Untugenden ans Zivil verteilt sind oder scheinen? Beispiel auf Beispiel. Die Wirtin unsres Gasthofs hat vor drei Tagen ein Kind gekriegt. Kellner und Küchenpersonal sind weg. Der Wirt setzt zu, indem er die letzten acht Fremden überhaupt noch bestückt. Er bedient sie selbst. Seine Schwester kocht für uns und pflegt die Schwägerin. Und da hat heut ein deutscher Professor Krach gemacht, weil es keinen ‚Nachtisch‘ mehr gibt. Ohne Uebertreibung: Krach gemacht. Er verlange bis zum letzten Tage seinen ‚Nachtisch‘. Der Wirt hat seine Meinung nicht verschluckt; sonst hätte der Herr Professor an uns andern Gästen seine Freude gehabt. Es ist eine Kleinigkeit. Es ist, vielleicht, eine Ausnahme. Aber . . . Gestern las ich in meinem Lager: ‚Die Deutschen sind die am lebhaftesten gehasste Nation Europas. Der beste Mann Deutschlands, der Feldmarschall Moltke, hat die Tatsache, daß uns niemand in Europa liebt, von der Rednerbühne des Reichstags zugegeben.‘ Gestern noch begriff ich das nicht ganz. Heut begreife ichs. Ursache dieses Kriegs ist keineswegs nur Neid der fremden Völker. Ursache ist auch dieser Herr Professor.“ Allerdings auch dieser Herr Professor Zarnde, in dessen Blatt es irgendeinem andern Herrn Professor möglich ist, unkenntlich, namenlos, unsagbar einen Publizisten, dessen Duster Feigheit nie gewesen ist, als Rindvieh hinzustellen — zur Strafe, weil er einmal nicht genügend Rindvieh war, um vor dem Titel zu vergessen, daß ihn Kselger, Fresser, Fälscher führen können.

Donnerstag, den 20. Septemb. nachm. 2 Uhr  
7 Rennen im Werte von 71 000 M. u. a.  
Landsberg-Jagdrennen 25 000 Mark.

**RENNEN ZU KARLSHORST**

Alles Nähere siehe Anschlagssäulen

## Reichersche Hochschule für dramatische Kunst

Berlin W 15

Direktor Friedrich Moest

Fasanenstr. 38

### Neunzehnter Jahrgang

Ausbildung bis zur Bühnenreise. Zahlreiche Engagements an berliner und auswärtigen ersten Bühnen. Vortrags- und Szenenabende vor geladenem Publikum. Abendkurse. Regie. Rezitation. — Eintritt jederzeit.

Jahresbericht mit Beziehung auf diese Anzeige kostenl. durch das Sekretariat.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhardt, Charlottenburg, Verlag der Schaubühne  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg, Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin

## Der königsberger Typ von Germanicus

Auf einem größern mecklenburgischen Bauerngut trafen wir einen Arzt. Gleich uns ließ er sich, bei ziemlich heftiger Durchbrechung aller bestehenden Vorschriften, Butter, Fleisch und Eier durchaus wohl schmecken. Im Gespräch gerieten wir ins Politische und an die Mehrheitsresolution. Der Arzt, ein ausgezeichneter Mann, erklärte: „Die Mehrheit des deutschen Reichstags will einen schlechten Frieden, weil sie hofft, daß dann Deutschlands Not so groß werden wird, wie die Leute der Mehrheit sie haben wollen, um die radikalsten Ideen des Sozialismus, die absolute Expropriation des Kapitals, durch neunzigprozentige Vermögenskonfiskation und Monopolisierung aller maßgebenden Wirtschaftsbetriebe, durchführen zu können.“ Derartiges sagte der Arzt, der aus Königsberg stammte. Aus dem Bunde der Skapp und Körte. Nur schwer begreift man, wie ein Mann von akademischer Bildung so unsinniges Zeug schwätzen kann. Selbst wenn man von vorn herein den deutschen Durchschnittsbürger mit politischer Ahnungslosigkeit behaftet weiß, erwartet man doch nicht, daß ein immerhin gehobenes Exemplar dieser Gattung mit der Selbstgenügsamkeit, die den Gläubigen ziert, sich kindisch gebärdet. Wir haben versucht, dem komischen Opfer der ostpreussischen Rebellen ein wenig Vernunft beizubringen; es ist uns dies aber nicht gelungen. Doch haben wir trotzdem eine große Genußnahme. Wir konnten nämlich an diesem Fall feststellen, wie recht wir haben, wenn wir immer wieder gegen die maßlose Verheerung, deren sich eine besonders anmaßende Gruppe von monomanen Fanatikern und patriotisch maskierten Rassenegoisten schuldig macht, laut und deutlich Beschwerde einlegen. Es verlohnt nicht, den Unsinn, den der königsberger Arzt pathetisch deklamirte, zu widerlegen. Es genügt festzustellen, daß unter dem Druck der alldeutschen Hysterie die politische Borniertheit gerade unter den sogenannten Gebildeten zunimmt; eine Gefahr, auf die gerade im Interesse dieser bürgerlichen Schicht hingewiesen werden muß. Es wäre bedauerlich und einer gesunden Entwicklung des deutschen Volkes vielleicht abträglich, wenn Ärzte, Pfarrer, Professoren, und was so dazu gehört, in dem Wahn, die Tage Fichtes und Schleiermachers wiedererstande zu sehen, sich in den Phrasenschwulst der blindwütenden alldeutschen Agitation, also unter die dumpfe Tyrannei einiger unentwegt rasselnder Fanatiker und ihres Anhangs aus abgetafelten Offizieren, kleinen Beamten und andern Spießkern verirrten. Die nächste Reichstagswahl müßte, wenn hier kein Einhalt geschieht, den Herren Doctores und Magistrern eine recht peinliche Ueberraschung bereiten. Die wahnwitzige Annahme, daß hinter der Mehrheit des Reichstags nicht die Mehrheit der deutschen Wähler stehe,

wird sowieso, wann auch immer die isolierte Wahlzelle dem Volksgericht die Bahn freimacht, jäh zerflattern. Es mag ja sein, daß, wie zum Beispiel die Deutsche Tageszeitung krampfhaft behauptet, nicht Herr Philipp Scheidemann die erdrückende Majorität der Stimmen bekommt — nur bekommt sie dann ganz gewiß Herr Georg Ledebour! Wir meinen, daß es klug wäre, alles zu tun, um gegenüber solchen mit absoluter Gewißheit heranreifenden Ausfichten die Massen bei Herrn Scheidemann festzuhalten. Damit dies aber gelingt, wird noch allerlei Arbeit zu verrichten sein, wird die Demokratie in Marsch gehalten werden müssen, wird grade das sich einzustellen haben, was die ostpreussischen Rebellen durchaus verhindern wollen. Wobei sie nicht vor den plumpsten Torheiten und den erbärmlichsten Unredlichkeiten, auch nicht vor der Verführung der sonst sich mit Medizin oder Gottesgelahrtheit beschäftigenden Philister zurückschrecken.

\*

Nachdem man sich so mit dem königsberger Arzt, der hiermit als ein Typ angeprangert sein soll, auseinandergesetzt hat, liest man die kühle Antwort, die der deutsche Kaiser durch Herrn von Valentini (also auf dem Wege, der für die Kleinern Angelegenheiten vorgesehen ist) den Gründern der neuen Deutschen Vaterlandspartei hat zukommen lassen. Den Herren, die da geglaubt haben mögen, daß 1917 im Nord-Saal der ostpreussischen Landschaft ein neues Taurroggen sich vollzogen habe, wird ein wenig säuerlich geworden sein, als der kaiserliche Wasserstrahl (und gleich darauf Hindenburgs kalte Eschias-Douche) ihnen zu Gemüte führten, daß die Regierung Wilhelms des Zweiten, heute wie am ersten Kriegstag, keinen Unterschied zwischen vaterländisch und, wie es im Manifest der Vaterlandspartei heißt, anders gerichteten politischen Parteien anerkennt, und daß diese Regierung darum auch nicht der Meinung sein kann, durch die neue Partei erst den Rückhalt bekommen zu müssen, dessen sie nötig hat, da sie, wie die Heuchelei der Rebellen meint, „allein der Lage nicht Herr zu werden vermag“. Das kaiserliche Telegramm bestätigt durchaus die Erwägungen, die kürzlich der „Vorwärts“ angestellt hat: wie wenig die konservativen Kreuzritter und ihre alldeutschen Trabanten mit der kaiserlichen Politik und überhaupt mit der Deutschland schicksalhaft vorgeschriebenen politischen Entwicklung zu tun haben. Es wäre übrigens allzu große Selbstverleugnung, wollten wir in solchem Zusammenhang verschweigen, wie reizvoll einige konservative Blätter sich mit der Regelung der polnischen Frage abzufinden versuchen. Die Tägliche Rundschau, zum Beispiel, schleudert ihren ganzen Zorn auf die Herren Beseler und Helfferich und vergift dabei, daß der neue Kanzler, den sie als ihren Kandidaten seinerzeit einigermaßen lebhaft begrüßt hat, und den doch nun, wie wir hier immer betont haben, keine andre Politik als die Bethmanns zu machen vermag, bei der Einsetzung der nationalen polnischen Staatsgewalt nicht



ganz unbeteiligt gewesen sein kann. Um schließlich noch ein Merkmal für die Abweichung der viel hantierenden starken Männer von der Politik der deutschen Reichsregierung zu nennen, stellen wir fest, daß die plötzlich auftauchende Angst, es läge ein englisches Friedensangebot vor, eitel Schwindel ist. Die starken Männer wissen, daß es mit Belgien nicht so kommen wird und nicht so kommen kann, wie sie gern möchten. So halten sie es für wichtig, die Regierung auf das Glatteis zu locken, indem sie unter Mordio so tun, als wüßten sie bereits von der durch „die Preisgabe Belgiens besiegelten Verkümmernng des deutschen Reichs“. Ein Lärm, der auch wieder nichts weiter ist als eine ebenso selbstgewisse wie hornierte Annahme, kurz: Königsberger Typ.

\*

Wir finden wieder einmal unsere oft bewährte prophetische Begabung hinreichend bestätigt. Die Zeitungen bringen die Nachricht von einer Agitation der deutschen Universtitäten gegen die Reichstagsmehrheit. Die Professoren und Magister wollen also ernstlich die europäische Blamage, die sie sich am Anfang des Krieges zugefügt, wiederholt haben. Gustende Gehirne, die bisher sehr spezialistisch die Diagnose des Pferdemitzes oder die Spaltung von Affenurin betrieben haben, fühlen sich plötzlich berufen, „die Stellung einer ihrer Verantwortung bewußten Regierung zu stärken, indem sie der in weiten Kreisen vorhandenen Stimmung Ausdruck verleihen“. Die Politik ist kein Bierzipfel. Die Professoren sollten sich sagen lassen, daß gemeinhin ein normaler Metallarbeiter von Dem, was dem deutschen Volke nützlich und nötig ist, viel mehr versteht, als zehn Dozenten des Sanskrit oder der Natürlichen Schöpfungsgeschichte zu verstehen behaupten. Eine Neuauflage der Haedeliade können wir wahrhaftig entbehren.

---

## Die deutsche Gegenwart und ihre Ueberwindung von J. V. Buß

**E**in geschichtsphilosophisches Bekenntnis ist es, das, wie man heute so oft hört, ganz überwiegend die geistige Einstellung des Menschen zu Staat und Krieg bestimmen soll. Es wurzelt im Boden des Nationalismus, in der unbedingten Anlehnung an das überpersönliche Wesen des Staats, in der restlosen Unterwerfung des Einzelnen (auch der Persönlichkeit) unter die Totalität der organisierten Macht. Das sind freilich gleichsam die metaphysischen Kräfte, die das gegenwärtige Verhältnis zwischen Staat und Mensch kennzeichnen. Faktisch wird seit dem wirtschaftlichen Aufschwung der deutschen Nation und der Bejahung des Imperialismus durch den deutschen Staat diese philosophische Fundierung des Nationalismus (Kant, Fichte, Hegel) mehr und mehr durchlöchert durch das dem englischen Geist angepaßte oekonomische Denken.

Die extremsten Epigonen dieser Richtung des Nationalismus sind doktrinäre Staatsphantasten, verschworene Demagogen, deren zumeist spießbürgerlich politischer Größenwahn sich in den bezeichnenden Worten eines preußischen Schulrats austobt, wonach die ganze Geschichte eine Vorbereitung auf die Zeit ist, da Gott die Geschichte der Welt durch deutsche Hand ordnen will. Es sind dies die im deutschen Reiche leider so laut und nicht ohne Erfolg auftretenden Staatsbürger, deren deutsch-politische Ideale alle Zeit nur auf gewaltsame Eroberung fremder Gebietsteile und auf Förderung der Wehrhaftigkeit der Nation hinausgehen. Der münchener Frauenarzt Professor von Gruber hat mit seinen bekannten Kriegszielforderungen eines Europa-Afrika unter deutscher Führung, einer Kriegsentschädigung von dreihundertfünfzig Milliarden Mark und soweiter den Anspruch erworben, als die vollkommenste Inkarnation jener chawinistischen Wahnideen zu gelten. Freilich gibt es auch in dieser ausgeprägten Schule eines hornierten Nationalismus Männer mit weniger utopischen Anlagen, Männer, die, dem Fichteschen Ideenzirkel der nationalen und wirtschaftlichen Autarkie entstammend, eine bewusste Absonderung des Deutschtums (eine „Reinhaltung seiner Seele“) vom übrigen Europa ersehnen. Wir haben ja in der Gegenwart zur Genüge gesehen, wie unbarmherzig der Krieg Menschen von ganz anders gearteter politischer Denkweise in das Milieu des geschlossenen Handelsstaats und des staatlichen Pflichtrigorismus zurückgeworfen hat. So bedeutet der Krieg entgegen allen frühern weltwirtschaftlichen Gemeinsamkeiten und gesamt-europäischen Kulturidealen die unfreiwillige Rückkehr zu einem veralteten, geistig überwundenen europäisch-völkischen Zustande. Daß diese geschichtliche Tatsache aber für die politische, geistige und kulturelle Entwicklung des deutschen Volkes von Vorteil sei, muß mit aller Entschiedenheit bestritten werden. Leopold von Wiese sagt in seinen trefflichen, leider kaum bekannten ‚Gedanken über Menschlichkeit‘ sehr fein: „Ein Nationalgeist, der nicht nach Betätigung in der Welt, nach Kräftemessung und Wechselbeziehungen zu anderm Volkstum drängt, ist krankhafter Sektengeist, der unpolitisch sich selbst aufzehrt.“ Und aus gleichem Grunde ist jegliche Eroberungs- und Machtpolitik verwerflich, die das Uebernatürliche negiert, weil sie für den eigenen Staat machtpolitische Erweiterung nach außen fordert, dieses Recht aber dem Nachbarn verweigert.

Diejenige Staatsdogmatik bestimmt heut das menschliche Sein, die ihren ideellen Gehalt schöpft aus der Verbindung von Kants Pflichtidealismus mit Hegels nationaler Ethik. Als deutscher Geist triumphiert in der Theorie jenes philosophisch-ethische Konglomerat von Pflichtbewußtsein und Staatserziehung. An Stelle des kategorischen Imperativs der Pflicht beherrscht freilich die Wirklichkeit der autokratisch-beamtenmäßige Utilitarismus. An Stelle von Hegels nationalitätlicher Ethik tritt der materielle Ziele erstrebende

staatliche Imperialismus. Das latente Problem: Individuum — Staat hat durch den Krieg seine einseitige Lösung gefunden. Heute heißt es immer: Der Staat ist alles, ist das Letzte, nur er lebt, der Einzelne hat sich restlos unterzuordnen, er hat nur zu gehorchen. Und dennoch sind seine Organe nichts als lebende und zum großen Teil doch auch denkende Menschen, durch deren Fähigkeiten und Leistungen allein er sich betätigen kann. Hält sich also der Staat an die primitivsten Gesetze der Logik, so muß er gerade bei steigender Macht bestrebt sein, auch Rechte und Schöpferkraft seiner Individuen fördernd zu stützen. Der Staat, der seinen Zusammenbruch nicht in sich selbst trägt, braucht starke und freie Persönlichkeiten, Führernaturen einer politisch reifen Volksgemeinschaft, nicht Nummern und Nullen. Wiehe sagt sehr gut: „Die Sittlichkeit höherstehender Einzelmenschen überragt beträchtlich die Ethik der unbedingten Selbsterhaltung, die die Staaten und Nationen beherrscht. Infolgedessen sind Menschen, deren Seele nur von Staatsgesinnung erfüllt ist, bemitleidenswert arm. Unser Leben und ein Teil unsrer Arbeit mag dem Staat gehören; unsre Liebe reicht weiter.“ Subalterne Bedientennaturen, die eine behäbige Unpersönlichkeit auszeichnet, mögen ruhig auf ihrem selbstgenügsamen Standpunkt verharren, daß der Staat alles sei und der Einzelne nichts; aber der Willenskraft der Persönlichkeit muß, den Verhältnissen entsprechend, die Freiheit des Denkens vollauf gewährt bleiben. Nur auf solcher Basis können und wollen sich die so bitter notwendigen Tüchtigen frei entfalten.

Nicht dem völkerentzweigenden Element der Macht, sondern dem einigenden Band der Kultur gilt es jetzt den Sieg zu verschaffen. Denn die höchste Pflicht unsrer Generation muß die tätige Mitarbeit an dem Aufbau eines neuen Europa sein, das stark genug ist, eine Wiederholung der blutig zersetzenden Gegenwart den Völkern Europas zu ersparen. Das ist ein Ziel, um dessentwillen es sich zu kämpfen verlohnt. Alle andern historisch-konstruktiven Zukunftsrechnungen sind, wie die vor Ausbruch des Weltkriegs entworfenen und nunmehr so glänzend ad absurdum geführten, phrasenlogische Gewäsch.

Aus solchen Erwägungen heraus scheint mir Max Schelers Deutung des Krieges innerlich gerechtfertigt, wenn sie auch den Rahmen des künftigen Neuaufbaus zu eng spannt. Scheler faßt im deutschen Nationalismus nur etwas Relatives, eine notwendige Vorstufe als Mittel zu höhern europäischen Einheitszwecken. Seine deutsche Kriegesphilosophie, die doch wieder die höherstehende Ethik der Einzelpersönlichkeit den „gesetzmäßigen Erfordernissen staatlicher Entwicklung“ schlechthin unterordnet und dem höchsten philosophischen Prinzip der Humanität oft diametral entgegensteht, soll damit in all ihren Befangenheiten keineswegs gerechtfertigt werden.

Der nationalen Eroberungsucht und der wirtschaftlichen Expansion wird dieser Krieg nicht dienstbar gemacht werden können; er hat überhaupt nur dann einen Sinn, wenn er ein „Ultimatum Gottes an Europa“ war. Die leitenden Männer des gegenwärtigen Deutschland tragen mit gutem Gewissen die Verantwortung vor der Geschichte, wenn sie in Taten durch ihre politischen Aktionen bekennen, daß sie die unerträgliche Ueberspannung der Staatsidee ablehnen, und daß sie unerschütterlich gewillt sind, Alles zu tun, was das gegenseitige Verständnis der Völker zu fördern vermag. Was in diesem Betracht heut unterlassen wird, kommt ewig verlorenen Werten gleich.

Der europäische Zweckverband ist das große Ziel der sozialistischen Internationale, der Aufbau einer menschlichen Kulturgemeinschaft ist durch diesen Krieg zum innersten und dringendsten Bedürfnis der Besten Europas erhoben worden. In diesem ethischen Postulat der europäischen Neugeburt liegt die überstaatliche Berufung des jungen geistigen Deutschland geborgen.

Erst wenn die politischen Völkerführer Europas endlich den Geist der Menschheit atmen; wenn sie allesamt aufhören, auf den grauenvollen „Endsieg“, auf den „Vernichtungswillen“ und auf die verderbnißbringende These: „Macht geht vor Recht“ zu schwören; wenn die ruhmredige Geistesarmut ihrer Gesinnung Platz macht der politischen Psychologie eines höheren Menschentums: erst dann kündigt sich jenes befreiende Morgenrot an, mit dem die Idee der Wahrheit siegt und die Neugeburt des Menschen ermöglicht wird.

---

## Tagebuch der Verzweiflung von Hans Natonek

### I.

Die Welt geriet in diesen heillosen Zustand, weil man den Geist verraten hat; jetzt möchte man sie wieder gern in Ordnung bringen, vergißt aber, sich zu dem fernen verborgenen Quell alles Nebels: dort, wo der große Abfall vom Geist war, zurückzutasten.

\*

Der Geist, der nichts andres will als jenes Glück am Leben, das aus einem Zustand der Gerechtigkeit und Reinheit, aus Betrachtung und Ruhe, aus den Gemüßen und Einsichten der Kunst und Philosophie quillt, dieser Geist erlebt jetzt zweierlei: eine ingrimmige Befriedigung, weil er Das, was geworden ist, kommen sah; und ein aus Bewunderung und Entsetzen gemischtes Gefühl über den organisatorischen Willen des Ungeistes, sich im Chaos halbwegs komfortabel einzurichten.

\*

Schauderhafte Augenblicke, da sich die ganze tragische, qualvolle Spannung, in die die verirrte Welt zu ihrer bessern Mög-

lichkeit geraten ist, offenbart. Höchst schauerhaft — und doch möchte ich auf diese Augenblicke, dieses Wetterleuchten, das die Welt momentelang, das das Röntgenbild ihrer knöchernen Gespenstigkeit enthüllt, nicht verzichten. Kein Wunder, daß eine zwar nützige, aber bewußt- und seelenlose Menschheit von diesen Zuckungen der Einsicht verschont bleibt: denn mit diesen guten, tiefen, zuckenden Einsichten ist der Weg zur Hölle der Verzweiflung, der Lethargie, des Nihilismus, der Weltabkehr gepflastert.

\*

Der Krieg könnte die Menschen besser machen, wär' er nicht eben selbst von Menschen gemacht. Dagegen glaube ich gern, daß eine große Pest die Menschen besser machen könnte; die aber ist ja kein Menschenwerk. Da die Menschheit nicht jenen Grad der Vollkommenheit besitzt, nur durch eine aus sich geborene Tat besser zu werden, ihr vielmehr eine Anlage eignet, wonach sie viel eher durch die Enthaltung von der Tat geläutert wird, so ist mein ceterum censeo, daß eine große Pest den Menschen viel besser täte als ein großer Krieg.

\*

Die Tat, gewiß, wäre der untätigen passiven Abkehr vorzuziehen, wenn jene die Eignung besäße, die menschliche Natur besser zu machen, als sie ist. Da aber die menschliche Entwicklung grade das Gegenteil beweist; da die Menschheit, je mehr ihr Tun und Getriebe sie in das Diesseitige verstrickt, umso schlechter wird —: so ist Weltabkehr, innere Sammlung, Quietismus, Versenkung in Gott das Einzige, was der unvollkommenen menschlichen Natur einigermaßen Vollkommenheit verleihen könnte.

\*

Einem wird von der Diesseitigkeit übel, und er birgt sein Haupt in den unendlich dunklen Schoß weltabgewandten Geistes; wird krank am Geist und flieht, voll Zweifel an ihm, in die Welt: wäre dies der geistig-seelische Pendelschlag der Menschheit, sie wär' erträglich. Aber wie fest, unerschütterlich und tüchtig wurzelt sie mit beiden Beinen im Getriebe!

\*

Schwankend zwischen Tat und Quietismus, werden gute Seelen, solange sie verrückt ist, die Abkehr von ihr predigen.

\*

Damit die Welt erlöst werde, muß die Tat vom Ungeist erlöst werden, den sie als Erbfluch durch die Fahrtausende schleppt.

\*

Grade jene, auf deren Wollen es wahrlich ankäme, die wollen nichts, die haben es verlernt, zu wollen, oder es nie gelernt, oder von vorn herein darauf verzichtet. Für alle Diese gilt das Wollen der Andern, inwiewohl es nichts taugt, weil es aus einer niedern, ungeistigen, erdgebundenen Menschenart kommt. Daß die Einen

müde resignieren beim Anblick dieser Andern, die das Heft des Wollens in Händen halten, und daß Diese es unter solchen Umständen leicht haben, zu wollen und auszuüben: das hat das Schicksal der Welt besiegelt.

\*

Der Starke ist selten gut, und der Schwache bewirkt nichts in der Welt. Diese Verteilung der irdischen Rollen ist eines der vielen undurchdringlichen Geheimnisse Gottes. Man kann mit seinem Warum bis zu ihm vorstoßen, erhält aber keine Antwort.

\*

Wenn der Friede nicht jenes höchst gemeinsame Giland ist, auf das sich die toll gewordene Menschheit aus dem Blutmeer rettet, dann ist sie verloren, dann mag sie es sein. Schon beginnt man, auch diese Rettungsinsel zu annektieren, zu nationalisieren und auf ihr sein Parteilager aufzuschlagen. Es gibt schon einen deutschen Frieden mit Unterabteilungen, vielleicht auch einen französischen, einen englischen. So was macht ja schnell Schule. Wenn der Friede nicht Das ist, was alle gemeinsam erlöst, nicht die Bankrotterklärung des Krieges ist, dann wäre es besser, den Weltkrieg als den naturgegebenen Zustand zu proklamieren und ihn zu verewigen.

\*

Die Union ist das ekelhafteste und eindringlichste Beispiel dafür, wie verderblich der Idee das Interesse werden kann, und wie man jene vor diesem schützen muß. Ich glaube es Wilson sehr gern, daß er dem Frieden dienen wollte und auch noch jetzt dienen will. Aber er dient ihm auf seine Art, ohne Nebensympathien und Teilinteressen auszuschalten. Er weiß nicht, daß man einer Idee ganz und absolut dienen muß; und daß die Verschwiegerung mit irgendwelchen Interessen sie in das Gegenteil verkehrt.

\*

Die Welt an eben Diesem scheitern zu lassen, wodurch sie in ihrem Wahn glaubte gewinnen zu können; sie mit der Politik, Wirtschaft, Maschine, denen sie sich gänzlich hingeeben hat (anstatt den Geist walten zu lassen) zu schlagen —: dies scheint die Fronie eines Gottes beschlossen zu haben.

\*

Die Völker haben zum Leben nicht genug (oder fürchten es wenigstens). Wie helfen sie sich? Indem sie sich um eben Das, ohne das sie glauben nicht leben zu können, den Garaus machen. Ach, sie wissen nicht, wie herrlich es sich in Armut leben läßt!

\*

Man könnte auch noch diesen Krieg bejahen, als Ausdruck einer unverwundlich lebensstarken mechanistischen Kultur. Ist aber diese ihre Lebenskraft, so geäußert, nicht doch ein wenig zu kostspielig?

Tiefste Tragik ist dort, wo keine Schuld festzustellen ist; in diesem Sinne ist die Entwicklung und in ihr die Menschheit höchst tragisch. Das ist letzte Tragik, daß man für Schuld Entwicklung, für Entwicklung Schuld sagen kann, und daß Schuld sich mit Entwicklung so vollkommen deckt, daß von jener kein Rest übrig bleibt; und daß die Entwicklung, weil sie seelenlos ist, unter der Last dieser Schuld nicht zusammenbricht, sondern immer weiter geht. Tragik ist, daß die dumpfe, dickhäutige, seelenlose Welt ihre Tragik nicht empfindet. Man muß sich letzten Endes an Gott halten, als an einen ganz großen Tragiker, der die Menschen durch eine verdorbene Welt und ein schlechtes Leben führt, weil er mit ihnen noch Großes vorhat.

\*

Wenn ich nicht wüßte, wie unfruchtbar, ja, verderblich es ist, den Nächsten anzuklagen, wo eine viel größere ungreifbare Schuld im Prinzip, im Ganzen, in der Entwicklung liegt; wenn es mir nicht widerstrebe, mit dem Finger auf die Andern zu zeigen, und wären wir auch weiß wie die Unschuld (die, übrigens, opferfroh, die ganze Schuld lieber auf sich nimmt, als pharisäerhaft anzuklagen); wäre ich nicht eingedenk, daß man nicht in die Ferne zu schweifen braucht, wenn das Schlechte so nahe liegt: ich würde jagen, daß England, Frankreich, Amerika ungeheure Schuld vor der Menschheit zu verantworten hat.

---

## Doktor Gräsler, Badearzt von Hans Wantoch

Dieses letzte und unkomplizierteste Buch Arthur Schnitzlers (im Verlag von S. Fischer) ist eines der feinsten und künstlerischsten Werke des Dichters. Es heißt zwar: „Doktor Gräsler, Badearzt“, aber es hat mehr Naturgeruch als Weltkurwurzparfüm, mehr Erdschwere und menschliches Gewicht als spielerische Geistigkeit und ionaglierenden Esprit, der, bei Schnitzler oft und zu oft, durch Vielfalt und spektrale Zerlegung eine Bedeutsamkeit vorgibt, wo nur eine Nichtigkeit vorliegt. „Doktor Gräsler, Badearzt“ ist eine Visitenkarte und kein Plakat, es bezeichnet keine menschliche Spezies (verwandt etwa in Schnitzlers Welt dem Hoteldirektor des Weiten Land), sondern zeigt einen Menschen an, der in Schnitzlers Oeuvre ein Einziger und Eigener ist und ziemlich breitspurig auf seinen besondern, etwas dicken, etwas plumpen Beinen dasteht.

Die Hosen um diese Beine stelle ich mir sogar ohne Bügelfalten, ziemlich schlapp und korkzieherhaft vor, denn es ist wahrhaftig niemand da, der sich um Doktor Gräslers Hosensitz kümmern sollte. Die Schwester, die ihm die Wirtschaft führte, und, still, für sich, ein wenig altjüngferlich und latwendelndustend, ihr eigenes Leben einer heimlichen Kokotte lebte, hat, als der letzte

Kuß auf den heißen Lippen verglühte, das Licht des Daseins selbst verlöscht, und Doktor Gräsler wandert nun, schwerfällig und stapfend, die andre, die finstere Seite des Berges seinen einsamen Weg abwärts, der in ungewisse, gleichgültige Leere zu führen scheint und untermutet in abenteuerliche Fülle dreifacher Liebe, dreifachen Werbens und Untworbenseins gerät.

Diese Ueberschneidung verwandter und nicht identischer Gefühle wäre „Schnitzler“ (mit Gänsefüßen), wäre Kofetterie mit der eigenen Psychologenkunst, wenn das Wirral zugleich Wirr- feligkeit wäre, mit sentimentalen Achs und Ochs und faulem Stimmungszauber und nicht eher halb skeptischer, halb apathischer Katalismus eines Bequemlings, der nie ein Herr von Sala und ein Schürfer und Auskoster absonderlich gemischter Liebes-Coactails war, sondern — jenseits der Jahre mehr denn je — ein etwas dumpfer und etwas stumpfer, etwas verfetteter und etwas geruh- samer Muskelmensch ist, mit der Alterserscheinung einer seelischen Arteriosklerose, die man gemeinhin Egoismus nennt.

Doktor Gräslers Charakter hat mehr Greifbares als Imagi- näres, weniger Cerebrum als Fett, oder, um es Schnitzlerisch zu sagen, mehr Haltung als Geist, obwohl das Manko an diesem keineswegs durch eine Hypertrophie an jener herborgerissen ist. Doktor Gräsler ist eine durchaus animalische und vegetative, un- problematische und unmondaine Natur. In dem Sommerbade- ort, in dem er ordinirt, liegt wohl nicht einmal eine Fremden- liste auf. Und die drei Frauen, in deren Leben er, und die in sein Leben verstrickt werden, sind unkostbar und unzerlegt wie er, keine Schnitzler-Weiber, denen statt der Haut das Nessusgewand eines Ueber- oder Ober-Nervensystems übers Fleisch gewachsen ist; sie sind sehr einfache, simple und räthellofe Exemplare der species femininae. Sabine, die Kleine, Katharina, die Kleine, und Frau Sommer, die am Erde die Seine wird, während Sabine am frühe- sten aus Gräslers Leben und unsrer Lektüre verschwindet, aber am längsten im Gedächtnis haftet.

Katharina also wäre, nur aus dem Wienerischen in schärfer- kantiges und weniger pickükes Norddeutsch transponiert, die Schlager-Mizzi, die von der Plattform einer zufälligen Straßen- bahnbegegnung über ein Theaterfauteuil unters Bett-Luch schlüpft — wenn sie eben nicht durchaus Katharina wäre, ein braver, tap- ferer, unbesinnlicher Kamerad von acht Tagen und ebensovielen Nächten, der sich nach abermals acht Tagen, von Scharlachbazillen tödlich infiziert, lautlos und unbemerkt aus dem Staub und aus dem Leben macht. Katharina stirbt nicht durch sich und nicht an Gräsler, und doch durch ihn, denn Gräsler schleppt den Anstedeungs- bazillus aus der Krankenstube von Frau Sommers Töchterchen im ersten Stod in sein und Katharinas Schlafzimmer im zweiten Stod, und dies ist, Gott sei Dank, bei dem neuen Schnitzler (im



(Gegensatz zum alten) die einzige innere wie äußere, seelische wie sachliche Beziehung in den zwei „Lieben“ Doktor Gräslers, die mehr nach einander als neben, in und durch einander verlaufen. Es soll nicht geleugnet werden, daß Frau Sommer einiges und so manches zugunsten einer zeitlichen Vorwärtsschiebung tut und gegen ein erotisches Doppelspiel nichts einzuwenden hätte; aber Schnitzler hütet sich und uns vor einer Neuauflage des ‚Wegs ins Freie‘, des ‚Grünen Skafadus‘ und etlicher anderer ‚Komödien der Worte‘ und Gefühle. Er will größere Strichführung, reinere Umrißlinien als sonst, und er hat sie für diesmal am reinsten und größten in der Zeichnung Sabinens gegeben, die ich, wenn Ernst Graf Reventlow nicht wäre, eine deutsche Frauengestalt nennen würde. Groß, blond, breitflächig und starkslädrig an Leib und Seele. Mit schmalen schweigsamen Lippen, die einfache Worte sagen, und von denen ein „Gute Nacht, Herr Doktor!“ tiefer, bedeutungsvoller und ergreifender klingt als Roseworte und Liebeswünsche von den Lippen anderer. Mit schönen festen Händen, die zu halten verstünden, aber nicht zuzugreifen verstehen. Sie ruht so voll und ganz in sich, daß sie nicht oder nur schwer aus sich heraustreten kann. Sie nähert sich frei und ohne alle Herkömmlichkeit an Gräsler an und sieht sich stehen gelassen vor dem schwer zu öffnenden Tor seiner Trägheit und zieht sich rasch in sich zurück und ist kein zweites Mal zu keiner zweiten Erschließung ihres Wesens zu bewegen; sei es aus Erkenntnis ihrer Vollnatur, die keine Ergänzung braucht und verträgt, sei es aus Gram, sei es aus Scham, diesem wundervollen Trotz der Seele.

Sabine ist! Sie steht rund und plastisch in diesem Buch und weist doch darüber hinaus in Andres und Neues. Diese Verzichterin läßt wieder für Schnitzlers Zukunft hoffen, den man zuletzt ungern und mit schmerzlicher Wehmut an die Analyse, die Versehung und Atomisierung seiner eigenen Vergangenheit verlor. Was er geschaffen hatte, dünkte uns nichtig, als er es in noch zerlegtern, verzweigtern und verästelttern Exemplaren aber- und abermals schuf. Ueber den letzten Seelenschemen und Zerbrälgerippen vergaß man der frühern Menschen von Fleisch und Blut, die am Ende doch unsre Brüder, unsre Schwestern waren, und deren Geschick uns in Mitleidenschaft und Mitfreundschaft gezogen hatte. Das letzte Buch Arthur Schnitzlers ist ein Anfang: so wie Sabine schreiten ird'sche Weiber!

---

## Rodrigo und Urragon von Eugen Kilian

### Zwei traditionelle Theaterfünden

**S**in weiser Kunsttrichter hat einmal in einer Aufführung des ‚Kaufmanns von Venedig‘ die Szene vermisst, wo Shylock nach Jessikas Entführung sein verödetes Heim betritt und in Ver-

zweifelung nach dem geflüchteten Kinde sucht. Eine solche Szene ist gar nicht vorhanden. Auf vielen Theatern aber ist sie derart zur Tradition geworden, daß selbst manche Kunsttrichter nicht mehr zu unterscheiden wissen, wo sie hingehört. Auch anderswo wird solches Unheil durch die Macht der Ueberlieferung angerichtet.

Wenn in ‚Othello‘ einmal ein Rodrigo austräte, der auf den Ehrgeiz verzichtete, die Lacher, wie die Kritik, so schön zu sagen pflegt, auf seiner Seite zu haben, so würde er von mancher Seite sicherlich eine empfindliche Rüge zu gewärtigen haben. Man ist von altersher gewohnt, hier einem mehr oder weniger liebenswürdigen Trottel zu begegnen, einem entfernten Unverwandten des Fankers Bleichenwang. Woher stammt dieser Trottel? Von dem Dichter oder von dem Schauspieler? Ein Blick in das Buch läßt keinen Zweifel, daß allein der Mime das Autorenrecht für sich beanspruchen kann. Sein Ehrgeiz ist vom persönlichen Standpunkt bis zu einem gewissen Maße begreiflich. Es ist in einem so düstern Stück wie ‚Othello‘ sehr lohnend, die Lachmuskeln der Hörer von Zeit zu Zeit in Bewegung zu setzen. Bietet der Text des Gedichtes dazu eine Berechtigung? Gewiß nicht.

Rodrigo ist der echte und rechte Vertreter der verwöhnten venetianischen Lebewelt, sein Geldbeutel ist reich gespickt, all sein leidenschaftliches Sinnen augenblicklich auf Brabantios holdseliges Töchterlein gerichtet. Ein im Grunde gutmütiger Bursche, mit Geistesgaben nicht übermäßig belastet, aber liebenswürdig und für unerfahrene Mädchenherzen nicht eben ungefährlich. Als er bei dem nächtlichen Straßenlärm der Eingangsszene dem aus der Ruhe geweckten Brabantio seinen Namen nennt, sagt dieser:

Wir um so verhafter!

Befohlen hab' ich dir, mein Haus zu meiden.

Ganz unverbohlen hörtest du mich sagen,

Mein Kind sei nicht für dich —

Ein deutlicher Fingerzeig. Rodrigo ist ein gefährlicher Freier. Das wäre ausgeschlossen bei dem lächerlichen Trottel, den unsere Bühne zeigt. Für die holde Desdemona wäre da nichts zu befürchten. Auch für Othello ist es von Wichtigkeit, daß Rodrigo dem Fluche der Lächerlichkeit entrückt wird. Er wird in seinem Verhältnis zu Desdemona gehoben, wenn ihm in Rodrigo ein Nebenbuhler gegenübersteht, der auch ein ernstes Mädchen zu bestechen vermag. Jago aber wird gedrückt, das einleitende Gespräch zwischen ihm und Rodrigo gänzlich verschoben, wenn diesem die Dummheit auf Straßenweite vom Gesichte strahlt. Einem derartigen Strohkopf würde Jago niemals sein Innerstes erschließen. Daß Rodrigo sich bis zuletzt von diesem täuschen läßt, spricht nicht gegen seine Intelligenz. Auch Othello und seine Desdemona und alle andern Personen des Stückes werden durch Jagos vollendete Kunst der Heuchelei in die Irre geführt. „Das ist ein Mensch von höchster Redlichkeit“ — so urteilt Othello, und im

Grunde alle ändern. Daß er Rodrigo einen „törichten jungen Herrn“ („silly gentleman“) nennt, da er sich wegen hoffnungsloser Liebe erlösen will, daß er in dem nachfolgenden Monolog von ihm als einem „Gimpel“ spricht, ist von seinem Standpunkt vollkommen begreiflich. Kann sein überlegener Verstand anders urteilen? Ein junger Saufewind, der sein ganzes Vermögen für eine schöne Liebesnacht verpuffen will!

Rodrigo ist durch einen Vertreter des jugendlichen Liebhabers zu bezeichnen. Flotte äußere Erscheinung, Eleganz, lebhaftes Temperament sind Grundbedingung. Namentlich der Schluß von IV 2, wo der getäuschte Rodrigo von Fago Rechenschaft verlangt, erfordert starke, überhitzte Leidenschaft. Auch der kleinste Stich ins Lächerliche ist zu vermeiden. Der Komiker, der die Rolle nach alter Ueberlieferung für sich beanspruchen möchte, ist dafür völlig ungeeignet. Er ist bei der Aufstellung in Ketten zu legen. Reißt er sich dennoch los, so lasse man ihn den Narren spielen. Diese Figur wird — ebenfalls nach verkehrter Tradition — durchweg auf unsern Theatern gestrichen. Seine beiden kleinen Szenen sind freilich entbehrlich, ihr Inhalt nicht überwältigend witzig. Trotzdem sollte man sie nicht beseitigen. Dieser buntgeschleckte Narr ist ein wohlberechneter Farbenfleck auf dem düstern Gemälde der Tragödie. Er bietet schon rein bildlich einen wohlthuenden Kontrast zu ihrem Farbenton. Hier ist der Komiker am Platze. Er ersetze durch die Drolerie seiner Persönlichkeit, was die dichterische Vorlage an Reiz etwa vermissen läßt.

Ähnlich wie hier liegt der Fall bei der schönen Porzia Freier Arragon. Auch hier wird nach alter Ueberlieferung ein jugendlicher Komiker losgelassen. Ein putziges Kerlchen kommt heiter lächelnd hereingetänzelt, macht allerhand lustige Späßchen und gibt durch sein ganzes Gebahren kund, daß er sich für eine äußerst komische Kreatur Gottes hält. Die Spielleitung pflegt seine Bestrebungen in wohlwollender Weise zu unterstützen. Sie kleidet ihn möglichst bunt und lustig — das Publikum soll keinen Augenblick im Zweifel sein, daß es über diesen Gesellen mit gutem Gewissen lachen darf. Manchmal erscheint er gar in einer Art von Narren-gewandung — offenbar in sinniger Auslegung von Arragons Versicherung, daß er „mit einem Narrenkopf zum Frei'n“ an diesen Ort gekommen ist.

Man kann die Gestalt des Dichters nicht gröblicher verzerren. Aber das Publikum hat sich an die landesübliche Karikatur längst gewöhnt. Dieser Prinz von Arragon bildet in jeder Beziehung den schärfsten Gegensatz zu dem heißblütigen marokkanischen Freier. Ein steifer, zeremonieller Spanier tritt in den Saal, in kühler überlegener Gemessenheit, geziert und gespreizt in Sprache und Haltung, tiefernst und aufgebbläht, ganz erfüllt von der eigenen Wichtigkeit und der seiner bevorstehenden Werbung. Wie charakteristisch führt sich der Prinz ein durch die völlig unnötige, feierlich

pedantische Wiederholung von Dingen, die ihm ebenso bekannt sind wie der Dame des Hauses:

Drei Dinge gibt der Eid mir auf zu halten:

Zum ersten, niemals kund zu tun . . .

Und dann die wundervolle Selbstporträtierung des selbstzufriedenen Gecken:

Ich wähle nicht, was mancher Mann begehrt,

Weil ich nicht bei gemeinen Geistern haufen

Noch mich zu rohen Haufen stellen will.

Hier liegen Winke für den phantasiebegabten Spieler von nicht zu verkennender Deutlichkeit. Die Rolle verlangt individuelle Besetzung. Man suche den ernstesten Spieler der ganzen Truppe, wenn möglich eine lange, hagere Erscheinung, mit vornehm-steifer Grandezza und gespreizter, manierterter Sprechweise. Humor ist unnötig, ja hinderlich. Man kleide ihn nicht bunt, sondern im Gegensatz zu den leuchtenden Farben des Südens, die Marokkianern, in ein eintöniges Dunkelbraun oder Schwarz. Am besten in die charakteristische spanische Tracht aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts: kurzer spanischer Mantel, steife hohe Halskrause. Die historische Richtigkeit und die genaue zeitliche Übereinstimmung mit der übrigen Kostümierung ist völlig gleichgültig. Das Stück bewegt sich, namentlich in den Belmont-Szenen, durchaus auf Märchenboden. Es darf gleich der Inszenierung des 'Wintermärchens' Widersprechendes durcheinander würfeln. Nur der Charakter der einzelnen Figur ist für die Kostümierung entscheidend.

Alles Neue ist ja für unsre Spielleitung sehr verlockend. Sie fühlt sich umso glücklicher, je mehr sie durch Neues und noch nicht Dagewesenes zu überraschen vermag. Sie liebt es, das Neue anstelle der Tradition zu setzen, auch da, wo die Tradition unzweifelhaft in ihrem Rechte war. Möge sie das Neue wenigstens da ergreifen, wo es als dringendste künstlerische Pflicht erscheint, eine vermoderte Tradition zu beseitigen. Möge sie endlich aufräumen mit den schalen Clownspäßen, durch die die ernstgemeinte Kuppel-Komödie des 'Sommernachtstraums' in eine Zirkus-Farce für den Geschmack der Galerie verwandelt wird. Möge sie der in der 'Othello'-Tragödie so ganz und gar unangebrachten Dummlingsgestalt des Rodrigo endgültig den Laufspañ geben. Möge sie anstelle des öden Hanswurstes, der uns als angeblicher Prinz von Arragon vor Augen tritt, endlich die fein gezeichnete Gestalt setzen, die uns des Dichters Hand mit wohlberechneter Kunst geschenkt hat.

## Zu diesem Krieg

Richard Wagner

Die Natur will, sieht aber nicht. Hätte sie voraussehen können (wie dies Schopenhauer so anschaulich als Beispiel vorführt), daß der Mensch einmal künstlich Feuer und Licht hervorbringen würde, so hätte

sie den armen Insekten und sonstigen Animalien, welche in unser Licht sich stürzen und verbrennen, einen sichern Instinkt gegen diese Gefahr verliehen. Als sie dem Deutschen seine besondern Anlagen, und hierdurch seine Bestimmung, einbildete, konnte sie nicht voraussehen, daß einmal das Zeitungleichen erfunden würde. Im Uebermaß ihrer Zuneigung gab sie ihm aber so viel Erfindungsinn, daß er selbst sein Unglück sich durch die Erfindung der Buchdruckerkunst bereitete. Künstliches Feuer, wie künstlicher Buchdruck, sind an und für sich nicht unwohlthätig; nur den Deutschen sollte wenigstens der letztere in zunehmende Verwirrung bringen. Welcher unserer großen Dichter und Weisen hat nicht mit zunehmender Beängstigung die durch das Zeitungleichen stets abnehmende Urteilsfähigkeit des deutschen Publikums empfunden und beklagt? Heutzutage ist es nun aber bereits so weit gediehen, daß unsere Staatslenker weniger die Meinungen der durch allgemeines Stimmrecht gewählten Volksvertreter als vielmehr die Auslassungen der Zeitungschreiber beachten und fürchten. Man muß dies endlich begreifen; so verwunderlich es auch ist, daß grade für den Verkauf der Presse, wenn sie denn einmal so fürchtbar ist, die Regierungen nicht das nötige Geld aufreiben können; denn zu kaufen ist doch endlich Alles. Nur scheint allerdings unsere heutige Presse auf allem Gelde der Nation selbst zu sitzen: in einem gewissen Sinne könnte man sagen, die Nation lebt von dem, was die Presse ihr zukommen läßt. Daß sie geistig von der Presse lebt, muß für unleugbar gelten: welches dieses geistige Leben ist, erkenne wir aber auch namentlich an dem „erweiterten Gesichtskreise“, der in der armseligen Bierstube, wenn die Tische nur tüchtig mit Zeitungen belegt sind, sofort jedem von Tabak verqualmten Auge sich öffnet! Welche sonderbare träumerische Trägheit mag es doch sein, welche den Deutschen unfähig macht, selbst zu erkennen, und ihm dagegen die leidenschaftliche Gewohnheit pflegt, sich um Dinge zu kümmern, die er nicht versteht, eben weil sie ihm fern liegen? Alles, was er nicht kennt, traut er dem Zeitungsschreiber zu wissen zu: dieser belügt ihn täglich, weil er nur will, nicht aber weiß, das ergötzt nun aber den Zeitungsleser wieder; denn auch er nimmt es endlich nicht mehr genau, wenn er nur Zeitungen lesen kann. Ich glaube hier das ärgste Gift für unsere geistigen sozialen Zustände erkennen zu müssen; auch nehme ich an, daß ein großer Teil meiner Freunde die gleiche Einsicht gewonnen hat. Nur bin ich noch selten, oder fast nie, selbst bei meinen Freunden, auf eine bestimmte Ansicht darüber gestochen, wie diesem Gifte seine schädliche Kraft zu entziehen sei. Noch ist fast ein jeder der Meinung, ohne die Presse sei nichts zu tun, somit — auch nichts gegen die Presse. Es scheint einzig nur mir bisher noch beigekommen zu sein, daß die Presse nicht zu beachten sei, wobei mich das Gefühl davon leitete, welche Genugthuung mir wohl derjenige Erfolg geben würde, den ich durch die Presse gewinnen dürfte. Mein Richterfolg in Paris tat mir wohl: hätte ein Erfolg mich erfreuen können, wenn ich ihn durch die gleichen Mittel meines durch mich behängigten, verborgen bleibenden Antagonisten erkaufte haben würde? Diese Herren Zeitungsschreiber — die Einzigen, welche in Deutschland ohne ein Examen bestanden zu haben angestellt werden! — leben von unsrer Furcht vor ihnen; Unbeachtung, gleichbedeutend mit der Verachtung, ist dagegen ihnen sehr widerwärtig. Vor einigen Jahren hatte ich in Wien einmal dem Sängerversonale meiner Opern zu sagen, daß ich eine sie betreffende Erklärung ihnen mündlich kund gäbe, nicht aber gedruckt und öffentlich, weil ich die Presse verachte. In den Zeitungen wurde Alles wortgetreu referiert, nur statt: „Ich verachte die Presse“ war zu lesen: „Ich hasse die Presse.“ So etwas wie Haß vertragen sie sehr gern, denn „natürlich kann nur der die Presse hassen, welcher die Wahrheit fürchtet!“ Aber auch solche geschickte Fälschungen sollten uns nicht davon abhalten, ohne Haß bei unsrer Verachtung zu bleiben.

## Scharteke, Schund und Schlager

Ob die Dramen, die uns heute Nase heißen, nach fünfundschanzig Jahren auch so weck und flau und schimmelig riechen werden wie Wolzogens Lumpengesindel? Mich erschreckt die Vorstellung, daß anno 1942 ein zweiter Schlenther auf meine Sprüche vielleicht mit derselben Bewunderung herabschauen wird, die mich vor der freudigen Zustimmung Schlenthers des Ersten zu diesem klobigen Zerrbild befällt. Das ist ein Fall, wo einem die Neigung gereifterer Kritiker, aus Urteilern zu Beschreibern zu werden, als weise und nachahmenswürdig erscheint. Wo zu erst die Mühsal einer verantwortungsvollen Bewertung, wenn man deren Entwertung noch bei eigenen Lebzeiten feststellen kann? Daß die ursprüngliche Fassung in der Freien Bühne gedruckt wurde, ist sogar nach einem Vierteljahrhundert allenfalls zu verstehen. Kunstbewegungen, die sich durchsetzen wollen, müssen es mindestens dreimal sagen, mit denselben oder ein bißchen andern Worten. Lumpengesindel: das war die graue ‚Familie Selicke‘ als ein Farbendruck. Das war ein naturalistisches Schulbeispiel, mit Humor gegeben. Das war der Versuch, die Art der künstlerischen Betrachtung des Vierten Standes auf das geistige Proletariat zu übertragen. Aber: dieser Versuch, wie er in der Urschrift vorlag, war unaufführbar. Ein tolles Gewimmel fertiger und embryonaler Lebewesen, von denen manche für keine einzige der drei ‚Handlungen‘ in Betracht kamen; diese Handlungen ohne Aufbau und Steigerung durcheinanderlaufend; und Tragik mit Komik zu Tragikomik auf eine Weise gemischt, für die am wenigsten das Publikum der Umliner und Schönthan zu haben war. Da hatte Wolzogen nun die Wahl: entweder auf die Bühne zu verzichten oder seine freischweifende Raubtierwelt zu zähmen und kunstgerecht einzugittern. Einem Vorbilde Arno Holz ist das nachher bei den ‚Sozialaristokraten‘ gradezu meisterlich gelungen. Wolzogen fehlte die Faust und der Charakter. Er war doch nur ein Unterhaltungsschriftsteller, nicht faul, den Roman von den ‚Kindern der Erzellenz‘, unbekümmert um die innern Gesetze der Gattungen, zu einem Theaterstück zurechtzuschneiden. Was machte man aus dem formlosen Fünffakter? Zunächst einmal einen Vierakter für das Wallner-Theater von 92 und schließlich einen Dreiakter für das Deutsche Theater von 95. Was die Tragikomödie an Straffheit gewann, verlor sie an Menschlichkeit. Wenn man die undramatisch breiten Begründungen für diese bohemischen Existenzen strich, wars unvermeidlich, daß alles unglaubhaft wurde. Am Ende blieb: eine Posse; durch Ausschweifungen in die Komödie durchaus nicht verfeinert, sondern entkräftet. Die Neigung zur Tragik rührte nicht: sie ging auf die Nerven. Und was für taktlose, alberne, elefantenhäutige, unintellektuelle Gesellen — diese zwei Brüder Kern! Man begreift die späte Gereiztheit Julius Harts, daß er und sein Bruder Heinrich als Urbilder solcher Knoten durch die Literaturgeschichte geschleift werden. Aber aus dieser auf die Bühne zu springen: dazu dürfte den Herrschaften kein Theaterdirektor mehr verhelfen. Man ärgert sich kaum noch: man langweilt sich blau. „Jetzt bin ich entschlossen: heute noch soll er alles von mir erfahren“ — so endet eine Romansfort-

setzung der ‚Gartenlaube‘ und nicht ein Dramenakt, den wir zu sehen begehren. Trotzdem: Schauspielkunst vermag viel. Wieviel, das weiß, wer sich an die Besetzung: Bassermann, Fischer, Kappeler, Lehmann, Rissen, Reinhardt, Ritter, Poellnitz und Winterstein erinnert. In sechzehn Jahren hat Winterstein sich von Friedrich zu Wilhelm Kern verjüngt. Er und Gebühr und, als dessen Ehefrau, Fräulein Welcker wären der alten Gemeinschaft würdig gewesen. Die Uebrigen glaubten fast alle, auf der Bühne des Scheunenviertels anstatt der Posse Vorstadtposse geben zu sollen. Selbst Hermann Thimig legte, wenn er mit der gebildeten Frau Else Kern sprach, die Beine auf ihren Eßtisch. Herr Bergen schmiß Blicke ins Parkett, Herr Diegelmann bis auf die Galerie, und Margarete Kupfer vertauschte Wolgogens Mauerpinsel mit dem Küchenschrubber der Witwe Schwumbe. Keine fünf Jahre ist Otto Brahm tot, und in Berlin wird Theater gespielt, als wäre er niemals gewesen.

\*

In den Kammerspielen gar wird die Aera Ferdinand Bonn lebendig. Madame d'Orca, die Hündin von Baskerville. Bevor Johannes B. Jensen's Romanfigur, der eine eifersüchtige Armenierin bei einer spiritistischen Sitzung Tollwutbazillen ins Blut geschnitten hat, richtig zu bellen beginnt, schießt der große Gelehrte Hall sie tot und wird dadurch wirklich zum Mörder, nachdem so lange der Gauer Ewanston ihm sein eigenes Verbrechen, begangen an einer Prostituierten, zu suggerieren versucht hat. Das Buch des Dänen ist seinerzeit überschätzt worden. Aber das hat es nicht verdient: seine nackten Vorgänge zu einem Schauerfilm mit Worten von Bollmoeller herrichten lassen zu müssen. Prächtige Worte, deutsche Worte. „Nur deine Sehnsucht die war anderweitig.“ Meine war anderswo. Nämlich bei jenem Max Reinhardt der Vergangenheit, der sich solch eines schändlichen Abends in tiefster Seele geschämt hätte. Nicht, daß seine Mitglieder zu beklagen wären. Entweder sind sie so starke Persönlichkeiten, daß ein Schmarren ihnen dieselben Dienste tut wie ein Geniewerk. Werner Krauß ist einer der wenigen deutschen Schauspieler, die nur dazu sein brauchen, um geistige Bedeutung zu entfalten. Wenn für Shakespeare Kino gespielt wird, ist das unser Pech und nicht sein, da Gesicht und Stimme ihm unverlierbar sind. Oder das Mitglied hört auf den Namen Hermine Körner, welche nicht die drittschlechteste, wohl aber die drittschrecklichste Schauspielerin Berlins ist. So entsetzlich leer und fast, daß ihr selbst Shakespeare zum Kino wird. Rein, meine Trauer gilt einem Künstler, der zu schwach ist, um seinen oder seiner Berater Haug zu Enobismus und Sensation zu bekämpfen. Hätte Elmar Zademaß diesen widerlich ordinären Kitsch angeboten, so hätte die Dramaturgenchaft ihm überlegen bedeutet, daß er das Deutsche Theater nicht mit dem Bernhard-Rose-Theater verwechseln möge. Aber vor den berühmten Firmenschildern Jensen und Bollmoeller fallen sie platt auf den Bauch. Man wird sich dessen erinnern, wenn sie uns nächstens einzureden versuchen werden, daß die Förderung der jüngsten deutschen Dramatiker ihnen am Herzen liegt. So oder so: sie müssen ohne Kritik und Strupeln die Konjunktur. Nach drei Jahren wird Moissi

frei. Ein zarter Mensch, der im Frieden nie ganz gesund war und im schweren Kriege nicht grade gesünder geworden sein wird. Wer ihn auf der Straße sieht, fährt zusammen. Wie der Zeitungsleser, wird das Deutsche Theater wissen, wann er in Wien zum letzten Mal austritt. Und doch wird sein berliner Debut in unanständiger Hastigkeit so angesetzt, daß es mit Ankunft und Probe (bei vielen Umbezeichnungen einer einzigen Probe!) auf Einen Tag fällt. Kein Wunder, daß der müde Mann am nächsten Morgen madig gemacht wird. Was schadert! Die Hauptsache ist, daß jeder Abend wahrgenommen wird, wo die höchste Einnahme winkt. Und so wird der zurückgekehrte Liebling die Riesenrollen des Don Juan, des Faust und des Hamlet bis auf weiteres ohne Atempause abwechselnd spielen.

\*

Wie belästigt nach diesen Attacken eines abscheulichen Amerikanismus die pure Erinnerung an Köhlers Welt von vor fünfzig bis sechzig Jahren! Leicht zu bemerken, daß die Weiden Seehunde in den flachen Gewässern des ewigen Publikumslustspiels plätschern. Nicht zum ersten Mal mischt sich der Herrscher, um die Wahrheit gesagt zu kriegen, unbekannt unter sein Volk. Das ermöglicht ihm die täuschende Aehnlichkeit mit einem Dienstmann; und nicht zum ersten Mal wird Doppeltgänger-schaft wirksam ausgebeutet. Verlobung; Veröhnung junger prinziplicher Eheleute durch nahebeieinander liegende Elternschaft; Entkarbung des Strebers; Belohnung des Männerstolzes vor Fürstenthronen: kein bewährtes Motiv ist vergessen; und nach bewährter Methode werden sie ineinandergeschlungen. Ein bißchen Weisheit, ein bißchen lächelnde Behmut, ein bißchen Spott: wahrhaftig, nichts fehlt. Mit behaglicher, schmunzelnder Langsamkeit tragen sich die drei Akte vor, so zeitgetreu und süddeutsch gemüthlich, daß einen Mangel an Kurzweiligkeit die Mehrheit niemals, unsercins äußerst selten verspürt. Bei unsereinem macht das Glück des Autors Carl Köhler seine ungezwungene, vollkommen echte Liebenswürdigeit. Wie er aussieht, wenn er am Abschluß auf der Bühne erscheint: gültig, lind, appetitlich, pfiffig, leichtgebeugt von einem halben Jahrhundert — ebenso ist sein Zugstück für diesen Winter; und wie es ist, so wird es am Schiffbauerdamm gespielt. Welche erstaunlich lückenlose, saubere, ja keine Aufführung eines Lustspiels von fünfundschwanzig Personen — für eine Direktion, die noch zwei Bühnen versorgt! Da beinah jeder nennenswert ist, genügt es — außer Herrn Hellmuth Bathe — die drei Hauptpersonen zu nennen. Daß ein vollendet schlichter Darsteller wie Leonhard Hasel, der die beste schauspielerische Kammermusik macht, schnurstracks aus der Fargonkomödie kommt, kann den Bewunderer der Donat Herrnsfeld und Siegfried Berisch nicht überraschen. Auch die Operette liefert von altersher Menschen-darsteller, diesmal den einen Seehund Berthold Rose. Den andern zähle ich seit dem Ghetto-schauspiel „Hinter Mauern“ unter das Duzend Männer, die den Ruhm der gegenwärtigen deutschen Schauspielkunst begründen. Von diesem Eugen Burg geht die Sage, daß ihn früher einmal ein alter Verehrer, der ihn persönlich garnicht kannte, zum Univerfalerben eingesetzt hat. Wenn ich Geld und keine Familie hätte: ich würde ihm auf dieselbe Art danken.



Die  
neue Kriegsanleihe

**MUSS**

erfolgreich sein —  
sonst ermutigen wir  
England weiterzu-  
kämpfen! — Sie

**KANN**

erfolgreich sein —  
denn es ist Geld  
genug im Lande!  
Und sie

**WIRD**

erfolgreich sein —  
wenn jeder handelt,  
als ob von ihm allein  
alles abhinge!

## Bergpartie von Alfred Polgar

**M**ein Aufstieg begann um 10 Uhr 15 Minuten vormittags. Da legte ich mich auf die gelb und lila gefleckte Wiese hinter dem braunen Häuschen, das mich beherbergt.

Erst ging's den Föhrenwald hinauf, die kleine Rinne entlang, die wie ein festes Bächlein zwischen den Bäumen zu Tal läuft.

Dann wieder Wald, kraus und dunkel an die Berglehne geschmiegt. Ueber die zackige Wipfel-Linie der Nadelbäume gleitet es sich so leicht und angenehm!

Jetzt eine steile Felsmauer. Im Bruchteil der Sekunde bin ich an ihrem höchsten Punkt.

Dann Stein und Wald gemischt. Dunkelgrüne Flecke, unregelmäßig verstreut, kleben an der nackten Felsmasse. Es ist wie eine Hülle, die der Berg gesprengt, eine moosige Schale, die er, sich dehnend, zerrissen hat. Zwischen diesen Waldpartikeln — von ferne sehen sie aus wie wahllos umhergeworfene grüne Polster — windet sich mein Weg in behaglichem Zick-Zack. Auf ein paar Kilometer mehr oder weniger kommt es mir nicht an.

Dafür vernachlässige ich später die Serpentinaen, die in breitgeschlungenen, flachen Ellipsen den Berg hinaufkriechen. Ihre weiße Linie durchfurcht den dunklen Schopf von Zwerghölzern, den der Felsen trägt, wie ein schön gezogener Scheitel.

Ich aber weide ihre bequeme Spur und wandle geruhlos die fahlen, zerrissenen Mauern, wo sie am steilsten sind, gipfelwärts. Dort, wo der Felsen plateauartig vorspringt, hänge ich an seiner untern Fläche, so sicher wie eine Fliege an der Zimmerdecke.

Jetzt bin ich oben! Die Fenster des Schutthauses, von der Sonne zentral getroffen, speien Flammen. Ich weiche ihnen aus, gehe einmal die Konturen des Hauses — deren Gradlinigkeit so freundlich von den unregelmäßigen Formen des Berges absticht, wie eben Menschenwerk von Wildnis — im Querschnitt ab und mache dann eine blitzrasche Rutschpartie über viele Meilen Kammerhöhe, raffe in einem einzigen fachten Hinschweben Nähe und verschwimmende Ferne in eins und steige lüftlings zu den blaugrünen, wie Steine eines durchgerüttelten Zusammenlegspiels wirr in- und übereinander geschobenen Wiesen hinab, in deren Mitte das braune Häuschen liegt, das mich beherbergt.

Ach, das war ein Satz! In des Wortes zwiefacher Bedeutung . . .

Um 10 Uhr 25 Minuten vormittags ist meine Bergpartie beendet. Inklusiv Abstieg.

Der Arzt und seine zwei Damen, die grade den Aufstieg begannen, decken mit der Handfläche die Augen vor der strahlenden Licht- Hitze und lassen die Beine arbeiten. Empor!

Ich empfehle jedem Naturfreund meine umgekehrte Methode: Man bleibt, die Beine ausgestreckt, im Grase und läßt die Blicke wandern, steigen, Klettern, fliegen.

Die drei Kraxler stehen und wischen den Schweiß von ihren roten Stirnen. Ihr Antlitz zeigt eine unnachahmliche Miene, aus Pflichtbewußtsein, Ueberdruß und angestrenzter Zufriedenheit sonderbar gemischt. Dann geben sie sich einen Ruck; und marschieren, stöhnend vor Naturgenuß, weiter.

---

## Ergebnisse von Alfred Grünwald

Wenn sich Freund N. photographieren läßt, wird es immer nur ein Ausschnitt aus einem Gruppenbild.

\*

Ein Antlitz mit niedrigem Ausdruck kann durch keine Miene beschönigt werden.

\*

Keine Voreiligkeiten! sagte der Dichter. Ich will die Sache erst beträumen.

\*

Der Schüler beging eine Unachtsamkeit. „Wie gedankenlos!“ zürnte der Lehrer. „Ich tats in Gedanken“ stotterte der Knabe.

\*

Höchst belustigend sind die Delinquentengesichter der zum Schweigen verurteilten Schwäger.

\*

Der Dichter konsumiert sein Gefühl in Gedichten. Der Dilettant konsumiert es darin.

\*

Manche Menschen haben ein Gesicht von so überwältigender Albernheit, daß sie schon einzeln wie die leibhaftige Majorität aussehen.

\*

Ein Wiedersehen nach Jahren ist oft nichts andres als ein Widerrufen der Erinnerungen, die man von einander hat.

\*

Mancher geht aus dem Sieg über sich selbst als der Besiegte hervor.

\*

Vom Lichte des Genies geblendet, öffnen wir die Augen.

\*

Da hat einer einmal das Wort: Genußfähigkeit erfunden, und nun gehen die dümmsten Wüstlinge mit Gesichtern umher, als hätten sie die Zensur Römisch Eins zu bekommen.

\*

Der Glaube mancher Leute, auf jedermann Eindruck zu machen, ist umgekehrter Verfolgungswahn.

\*

Manchmal liest man schöne uralte Worte und meint, mit ihnen schon einmal auf der Welt gewesen zu sein.

\*

Es gibt trübselig-romische Existenzen, die uns meinen machen, das Leben hätte sich mit ihnen einen Wit erlaubt und die Pointe vergessen.

\*

Manche Gesichter werden im Born bis zur Kenntlichkeit entstellt.

\*

Manche Männer sagen: „Ich bin Raucher“, als wäre das eine Gesinnung.

# Bankenfusion von Vinde

Die Vertrustung des deutschen Bankwesens hat einen neuen Schritt vorwärts getan. Nachdem in den letzten Jahren bereits starke und folgenreiche Ausdehnungsprojekte der Discontogesellschaft und der Deutschen Bank gezeitigt worden und zur Reife gelangt sind, ist jetzt auch die dritte der D-Banken, die Dresdner Bank, mit einem großen Verschmelzungsplan an die Öffentlichkeit getreten. Das Institut will einen der ältesten und umfangreichsten Provinzbankkongerene, nämlich die mit 95 Millionen Mark Grundkapital arbeitende Rheinisch-Westfälische Discontogesellschaft zu Aachen in sich aufnehmen; zu diesem Zweck soll das eigene Aktienkapital der Dresdner Bank um 60 Millionen auf 260 Millionen erhöht werden. Die Dresdner Bank führt mit der Verwirklichung dieses Vorschlags, der die demnächst stattfindende außerordentliche Generalversammlung des Instituts beschäftigen wird, die in der vorjährigen Generalversammlung der Bank laut gewordenen Gedanken aus; diese gingen dahin, daß die Dresdner Bank, gleich ihren großen Konkurrentinnen, im westlichen Industriegebiet eine eigene und starke Interessenvertretung haben müsse. Für die Errichtung einer solchen Vertretung lagen zwei Wege vor: man konnte die Gründung eigener Filialen in Rheinland-Westfalen wählen, oder aber den Anschluß an ein bestehendes und eingeführtes Institut suchen. Nach langer Ueberlegung hat sich die Leitung der Dresdner Bank für die zweite Form der Expansion entschieden.

In dieser Entscheidung ist der neue Sieg zu erblicken, den der Trustgedanke im deutschen Bankgewerbe errungen hat. Immer deutlicher ballt sich das Bankkapital in einigen wenigen Finanzorganisationen zusammen; immer vielfältiger werden diese Organisationen, und immer weiter greifen sie um sich. Nachdem vor einigen Jahren der A. Schaaffhausensche Bankverein, nach einem zulezt ruhmlos geführten Existenzkampf, in der Discontogesellschaft aufgegangen ist, läßt sich, da jetzt auch die Aachener Discontogesellschaft als selbständiges Unternehmen ausscheidet, kaum noch eine Provinzbank von Ruf und Bedeutung nennen, die nicht ganz oder vorwiegend in den Interessentkreis einer der führenden berliner Großbanken einbezogen ist. Für die Art und Weise dieser Einbeziehung gibt es, bis es zur völligen Aufsaugung kommt, tausenderlei Stufen und Zwischenbildungen; grade die jetzt angekündigte Transaktion der Dresdner Bank, die nicht nur die Aachener Discontogesellschaft, sondern auch die Märkische Bank in Bochum mitumfassen soll, zeigt in Bezug auf das bochumer Institut den Uebergang von einer Vorstufe zur völligen Verschmelzung: die Dresdner Bank hat bisher bereits die Hälfte der Aktien der Märkischen Bank besessen, hatte also sich durch Aktienkauf das entscheidende Mitbestimmungsrecht bei diesem Institut schon ebenedem gesichert. Jetzt will sie das Geschäft im Ganzen für sich haben, also den Rest der Aktien erwerben — nur daß dieser Erwerb nicht durch Ankauf, sondern durch Tausch gegen eigene, neue Aktien geschehen soll; durch ebendieselbe Modalität also, durch die auch der Erwerb der Aktien der Rheinisch-Westfälischen Discontogesellschaft vor sich gehen wird. Danach werden die Aktionäre der aufgesogenen Gesellschaften — in zahlenmäßig entsprechend gemindertem Maße — Aktionäre der Dresdner Bank, und man kann die Ausdehnung der Interessen des Unternehmens schon an dieser Umwandlung, an ihr zum wenigsten äußerlich, mit Deutlichkeit erkennen.

Wer die geschäftlichen Verhältnisse bei der Rheinisch-Westfälischen Discontogesellschaft kennt, erhält auch einen Einblick in die Erweiterung

des innern Ausbaus, den die Dresdner Bank infolge der neuen Transaktion gewinnt. Das aachener Institut hatte als Hauptbetätigungsfeld die Kreditversorgung und Finanzierung des westdeutschen Textilgewerbes; durch seine Filialen in Düsseldorf und in Köln stand es einer größeren Anzahl sehr bedeutender Aktien-Spinnereien und -Webereien nahe. Die Dresdner Bank, die bisher dieser Industriegruppe gegenüber Zurückhaltung geübt hatte, wird hier ein neues und nach dem Friedensschluß sicherlich recht lukratives Arbeitsgebiet vorfinden — eine vordem von dem zentralisierten Großbankkapital noch leidlich unabhängige Gruppe Gewerbetreibender aber wird zu einem der Faktoren in der großen Rechnung werden, die das vertrustete Bankkapital über seine Gewinne und Verluste aufmacht. Ob die damit fortgeführte Entwicklung zum Schaden oder zum Nutzen der Industrie, des Verbrauchers, der Unternehmer verlaufen wird, werden die ersten Jahre nach dem Kriege lehren.

Die Transaktion der Dresdner Bank wirkt, nebenher gewissermaßen, auch ein bezeichnendes Schlaglicht auf das Schicksal der kleinen Bankgeschäfte. Es heißt, daß die dem aachener Institut seit langem angeschlossenen Bankfirmen Joh. Obligschläger und Hardy & Co., beides Gesellschaften m. b. H., vorerst als selbständige Geschäfte bestehen bleiben sollen. Was in Wirklichkeit bestehen bleibt, ist aber nur der Name, der Klang der Firma. Die Aufsaugungstendenzen der Großbanken haben sich nämlich seit nunmehr bald zwei Jahrzehnten nicht bloß auf die großen, auf Aktien gegründeten Bankunternehmungen, sondern vornehmlich auch auf die Einzelbankiers, die Kleinern und mittlern Bankgeschäfte erstreckt; dabei spielte das Prinzip des geringsten Widerstandes eine Rolle. Denn wo der geringste persönliche oder materiell unterstützte Widerstand sich geltend machte, dort konnten die Großbanktendenzen am leichtesten durchdringen. So ist es gekommen, daß das Kapital der großen Finanztrusts hinter den unerblicklichsten Firmenschildern weithin über alle Provinzen des Reichs zu finden ist. Und wo der Einzelbankier in den Mittel- und Kleinstädten noch nicht völlig durch die unpersonliche Macht der Großbank verdrängt ist, auch da führt er nur noch das Dasein einer Scheinselbständigkeit; durch die Organisation des Börsenwesens, des Wertpapiergeschäfts und der den Markt beherrschenden Geldinstitute zu einem Finanzagenten und Kommissionär seiner Bankverbindung an dem nächsten Börsenplatz und in Berlin herabgedrückt. Untersucht man aber, wer diese Verbindung, oder wer die Verbindung dieser Verbindung ist, so wird man in der entscheidenden Mehrzahl der Fälle wiederum auf die Spuren eines der großen Finanztrusts treffen.

---

## Antworten

**R. I.** Sprachreinigung? Gut. Schlechthinig: wer das schreibt, dem sollte der Kopf abgehakt werden. Aber mit den Fremdwörtern kann gar nicht vorsichtig genug umgegangen werden. Lesen Sie die 'Automobilwelt'. Da steht: „Wir würden uns unabsehbaren Schaden zufügen, wenn wir den völlig aussichtslosen Versuch unternähmen, der ganzen übrigen Welt, die sich auf die lateinischen und griechischen Grundbegriffe geeinigt und eingestellt hat, mit Gewalt die Benutzung unsrer deutschen Sonderbegriffe aufzuzwingen wollten. Wir müßten unbedingt den Kürzern ziehen und würden uns selbst die wertvollsten Absatzgebiete dadurch verriegeln. Wenn wir wirklich es aus nationalen oder völkischen Gründen nicht umgehen zu können glauben, die in der ganzen übrigen Welt gebräuchlichen

Bezeichnungen für technische Fachausdrücke, weil sie toten Sprachen entnommen, durch unsre Begriffe zu ersetzen, so werden wir uns mit deren Gebrauch eben auch auf unser Vaterland beschränken müssen. Es sollte uns wirklich vorsichtig und bedenklich machen, daß in keinem andern Lande, weder in England noch in Amerika noch in Frankreich noch in Italien oder Rußland ein solcher öffentlicher Ansturm gegen den internationalen Humanismus durchgeführt wird, wie er zur Zeit wieder in Deutschland sich geltend macht." Ist das nun nicht eine Schande, daß eine technische Zeitschrift den Humanismus gegen die Lämmler von der geistigen Fakultät verteidigen muß?

**Else R.** Ich begreife Ihren Haß auf diese Zeitung. Immerhin: wärs auf die eine beschränkt, so könnte man an den neckisch so genannten Sekerkobold glauben. Leider hab' ichs in mindest einem Duzend gelesen. Also besteht zwar die Möglichkeit, daß das Telegramm der Agentur mit einem Schreib- oder Druckfehler hinausgegangen ist, aber zugleich die Gewißheit, daß viele, allzu viele deutsche Redakteure ihn nicht bemerkt haben. „Die Nachricht von dem Ableben des ehemaligen englischen Staatssekretärs des Neuhern Sir Edward Grey bestätigt sich nicht. Es scheint sich um eine Verwechslung mit Karl Grey zu handeln.“ Scheint, gnädige Frau? Ueberschrift: Der tote Carl oder Justav Hamlet.

Nachdruck nur mit voller Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Donnerstag, den 27. Septemb. nachm. 2 Uhr  
7 Rennen im Werte von 72 000 M. u. a.  
**Hauptthürdenrennen 20 000 Mark.**

**RENNEN ZU KARLSHORST**

Alles Nähere siehe Anschlagssäulen

## Reichersche Hochschule für dramatische Kunst

Berlin W 15

Direktor Friedrich Moest

Fasanenstr. 38

### Neunzehnter Jahrgang

Ausbildung bis zur Bühnenreife. Zahlreiche Engagements an berliner und auswärtigen ersten Bühnen. Vortrags- und Szenenabende vor geladenem Publikum. Abendkurse. Regie. Rezitation. — Eintritt jederzeit.

Jahresbericht mit Beziehung auf diese Anzeige kostenl. durch das Sekretariat

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Schaubühne  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg, Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin  
Lützow-Platz 14. Druck Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Das Bekenntnis zur Mehrheit von Germanicus

Selbst wenn das päpstliche Friedensstreben am Widerstand der Entente scheitern sollte, wird es doch für Deutschland vorteilhaft gewesen sein. Es hat uns eine neue Gelegenheit gegeben, den deutschen Friedenswillen vor aller Welt zu bekunden, und es hat die Reichsregierung veranlaßt, ausdrücklich zu erklären: „wie sehr es ihr am Herzen liegt, im Einklang mit den Wünschen Seiner Heiligkeit und der Friedenskundgebung des Reichstags vom neunzehnten Juli des Jahres brauchbare Grundlagen für einen gerechten und dauerhaften Frieden zu finden“. Dies feierliche Bekenntnis zu der viel bescholtenen Mehrheitsentschließung des Reichstags ist ein entscheidender, durch nichts mehr rückgängig zu machender Fortschritt der deutschen Entwicklung. Damit ist nicht nur Wilsons anmaßlichen Behauptungen, daß den Worten der deutschen Regierung keine Bedeutung zuzumessen sei, weil hinter ihnen nicht die Zustimmung des Volkes stehe, die Grundlage entzogen: damit ist vor allem in die demokratische Bewegung, die Deutschland von den letzten Fesseln des Feudalismus befreien und dem Leben eines modernen Volkes entgegenführen soll, eine nicht zu unterschätzende Kraft eingeströmt. Nicht nur Herr Wilson und die übrigen unsrer Gegner — auch wir selbst wissen nun, daß die deutsche Regierung nicht mehr losgelöst vom deutschen Volke da zu sein wünscht, daß sie vielmehr erkannt hat, nur da sein, nur wirken zu können, wenn sie der Exekutiv-Exponent des Volkswillens ist. Mit solcher Wandlung, die wir feststellen, ohne dabei uns in Illusionen zu verlieren, ohne zu glauben, daß künftighin nicht noch häufig genug um die Demokratisierung Deutschlands wird gestritten werden müssen, ist werkfähige Klarheit in unser innerpolitisches Leben gebracht, ist zugleich die beste Sicherheit für die Förderung der Friedensfindung auch über alle sich ihr entgegenstellenden Hindernisse hinweg gegeben. Niemals wird der Wille der Volksmehrheit noch der Parlamentsmajorität nachlassen, einen würdigen, für alle Beteiligten gangbaren Ausweg aus dem blutigen Labyrinth zu finden. Solange die deutsche Regierung den Mehrheitswillen beachtet und achtet, wird sie — wie es in der Entschließung vom neunzehnten Juli heißt — zu einem Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker, zu einem Frieden ohne erzwungene Gebietserwerbungen und ohne politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen bereit sein müssen. Das Bekenntnis der deutschen Regierung zur deutschen Demokratie erklärt die Friedensbewegung, und zwar nicht nur die, die diesem Krieg einen Abschluß schaffen will, sondern auch die, die weit darüber hinaus künftigen Katastrophen nach Möglichkeit vorbeugen und statt der Gewalt Rechtsinstrumente

für den Ausgleich staatlicher Differenzen einstellen will, in Permanenz. Es mag ja sein, daß die deutsche Antwort, wie alle ihr vorangegangenen Friedensbekenntnisse Deutschlands, von den Gegnern wiederum abgelehnt oder gar ausgehöhlt wird. Das würde nicht das Geringsste an der politischen Nützlichkeit der deutschen Antwort, an einer Nützlichkeit, die früher oder später sich bewähren muß, ändern. Die Fortsetzung des Krieges bringt für alle, die sie zu ertragen haben werden, progressiv steigende Leiden, die umso peinlicher empfunden werden dürften, als ernsthaft niemand annehmen wird, daß sich die Kriegslage etwa im Lauf des nächsten Jahres wirklich entscheidend, die gegenwärtige Lage völlig umstürzend ändern könnte. Schon heute ist deutlich, daß alles, was geschehen sollte, um den Frieden zu gewinnen, ebenso gut vor Jahresfrist hätte geschehen können; wiederum über ein Jahr würde solche Einsicht noch stärker sein, schmerzhaft aber für Die, die bis dahin den Frieden trotz der Bereitschaft Deutschlands verhindert hätten. Ganz im Gegensatz zu den Tiraden der alldeutschen Heißsporne, die in jeder deutschen Friedenskundgebung einen Nagel zu Deutschlands Sarge wittern, müssen wir immer wieder betonen, daß grade umgekehrt jede Aeußerung des deutschen Friedenswillens nicht nur einen moralischen, sondern auch einen politischen Sieg Deutschlands bedeutet. Jrgendwann einmal (in Frankreich und Italien wohl früher, als den Herren Poincaré und Sonnino angenehm sein dürfte) sind die Geduld und die Leistungsfähigkeit der Ententevölker erschöpft: wenn bis dahin deren Regierungen den Frieden nicht zu finden vermochten, werden Deutschlands Friedenskundgebungen, die heute unsern kurzsichtigen Kriegsspielfern nur negativ erscheinen, als ein zermalmerndes Attributum über die Regierungen Englands, Frankreichs, Italiens und Rußlands kommen. Die deutschen Friedenskundgebungen werden, wenn die Regierungen unsrer Gegner in ihrer theils einsichtslosen, theils angstvollen Ablehnung beharren, zur wirksamsten Waffe ihrer sich endlich und unaufhaltsam erhebenden Völker werden — wobei allerdings ein Erfolg nur gewiß ist, wenn diese deutschen Bekenntnisse zur Friedensbereitschaft auch wirklich so geartet sind, daß die Regierungen der Gegner darauf eingehen müßten. Von der deutschen Antwort auf die päpstliche Note darf das gesagt werden: eindeutiger und redlicher, als es durch sie geschieht, kann die Bereitschaft, an den Verhandlungstisch zu gehen, und zugleich das Zugeständnis, keine unannehmbaren Forderungen aufzustellen, nicht ausgesprochen werden. Denn obgleich die deutsche Antwort keine Einzelheiten nennt, auch nicht von Belgien spricht, so ist doch durch ihr ausdrückliches Bekenntnis zu eben jener Mehrheitsentscheidung vom neunzehnten Juli unverkennbar gesagt, welche einzelnen Zugeständnisse an die bekannten Forderungen der Entente Deutschland zu machen bereit ist, und welche Forderungen es zu stellen gedenkt. Indem sich die deutsche Antwort auf die päpstliche Note



dazu bekennt, daß keine erzwungenen Gebietserwerbungen und keine Vergewaltigungen anderer Art angestrebt werden sollen, erfüllt sie alle Voraussetzungen, die billig von der Entente verlangt werden können, um sofort (wenn auch mit den üblichen diplomatischen Einschaltungen) zur Verhandlung bereit zu sein. Für alles, was von nun an geschieht, fällt die Last, solange die deutsche Regierung bei ihrem durch die Antwort kundgegebenen Willen beharrt, auf die Regierungen unsrer Gegner, und muß nach den politischen und psychologischen Erwägungen, von denen wir sprachen, auf deren Völker ihre unausweichbare Wirkung üben.

\*

Wenn man für die Bedeutung des Bekenntnisses der deutschen Reichsregierung zur Mehrheitsentschließung vom neunzehnten Juli den rechten Maßstab haben will, so muß man sich darauf besinnen, wie über die Reichstagsmehrheit und ihren politischen Willen hergefallen worden ist. Erst auf solchem Hintergrund kommt der Entschluß der deutschen Regierung, sich ein für allemal von allen Utopien, von dem Diktatfrieden, von wilden Annexionsabsichten und von der Ideologie einer deutschen Welt hegemonie zu trennen, um nur das wirklich Erreichbare und zugleich das Deutschlands Kräften Entsprechende und für die Entfaltung solcher Kräfte Notwendige, aber nicht mehr, zu erstreben, zur rechten Geltung. Vom neunzehnten Juli bis zum einundzwanzigsten September hat eine Sturmflut der Entrüstung gegen die Reichstagsmehrheit gebrandet. Ein Dokument solcher Schande und zugleich eine Diagnose für die politische Einsichtslosigkeit der Alldeutschen und ihres Anhangs an gichtkranken Landsknechten, plappernden Professoren, vomwütigen Pfaffen und andern Schaumschlägern gibt Fiedelis im 'Vortrupp'. Da ist zu lesen, mit welchem Haß und welcher maßlosen Unvernunft die Mehrheitsentschließung regaliert worden ist. Vom „schwarzen Tag in der Geschichte des deutschen Reichstags“, den die Tägliche Rundschau feststellte, geht es über die „Untertwürfigkeitsresolution“, die „vollkommene Instinktllosigkeit“, das „klägliche Bild“, das „gradezu alberne Schlagwort vom Verteidigungskrieg“, das „reichsgefährliche Gebahren der Mehrheit“, den „Schlag ins Gesicht jedes ehr- und vaterlandsliebenden Deutschen“ bis zu der „Anklage auf Landesverrat“ und zu der christlichen Frage des Reichsboten, „in wessen Solde denn Die stehen, die die Geschäfte der Entente ausgeführt haben“. Es verdient ernsthafte Anerkennung, daß sich die deutsche Reichsregierung durch solches Loben von Leuten, die doch immerhin noch gestern wenigstens zu den eingebildeten Stützen von Thron und Altar gehört haben, nicht hat beirren lassen, und daß sich schließlich trotz mannigfachen Abweichungen alle verantwortlichen Stellen der Reichsleitung auf der Grundlage der Mehrheitsentschließung zusammengefunden haben. Daß dabei Opfer gebracht worden sind, braucht nicht gesagt zu werden. Grade diese Opfer aber, deren

moralische und politische Bedeutung angesichts unserer überall sieghaften Heere und unserer ohne Zweifel für England verhängnisvollen U-Boot-Erfolge nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, beweisen, wie ernst es Deutschland darum ist, endlich der Welt wieder Frieden zu geben. Die überrannten Landgenossen werden sich damit abzufinden haben. Es wäre einigermaßen lächerlich und ohne Zweifel auch verbrecherisch, wollten sie nach wie vor die Mehrheit des Reichstags feige, unterwürfig und verräterisch nennen. Die Würfel sind gefallen; wer künftighin grundsätzlich und unbelehrbar die Politik des neunzehnten Juli niedertrampelt, bekämpft nicht nur die Mehrheit des Parlaments, sondern auch die Regierung in ihrer Gesamtheit und den Kanzler im besondern, zugleich die militärischen Führer und den Kaiser. Die sogenannte „Vaterlandspartei“ wird entweder sehr erheblich umzulernen haben oder verschwinden müssen.

\*

Nun wäre es eine völlige Verkennung der deutschen Vereins- und Stammespsychik, wollte man annehmen, daß wirklich mit der Antwort auf die Papstnote der alldeutsche Lärm, an dessen praktischer Wirkungslosigkeit heute niemand mehr zweifeln kann, verstummen werde. Schon sucht er nach neuen Gelegenheiten; schon reiten wieder die Don Quichotes in die Arena. Das platte System der Täglichen Rundschau, die Antwortnote schon vor ihrem Erscheinen durch zustimmende Auslegung zu entwerfen, den Wissenden zu spielen, um das Entscheidende fortzuzwischen, hat nicht verfangen. Es wird an gröberem Geschütz nicht fehlen. Das Schweigen der Antwort über Einzelforderungen und Einzelzustände wird heute schon ausgenutzt. Und wie so häufig, so zeigt sich gerade in solchem Mißbrauch einer Notwendigkeit die plumpe Taktik der angeblich besten Deutschen. Belgien ist in der Antwort nicht erwähnt worden. Dies noch nicht zu tun, war geboten; aber es kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß früher oder später, wenn nicht zugleich Sinn und Wortlaut der Note bergewaltigt werden sollen, das befreiende Wort über Belgien fallen muß, ein Wort, dessen Nuancierung heut noch nicht fest liegt, dessen Grundton aber durch nichts mehr verändert werden kann. So ist denn mit der Selbstverständlichkeit, die für die Dummheiten unserer Kampfpolitiker kennzeichnend ist, Belgien zum Stichwort einer wüsten Radauposse geworden. Man arbeitet mit allen Mitteln, mit Pathos und mit Tränen, mit dem Blut der Erschlagenen und mit dem berühmten Linsengericht, für das die nationale Erstgeburt verkauft werden soll. Man beschwört und droht, man will vor nichts zurückschrecken, man krepelt bereits die Rockärmel auf, um, wenn nicht anders, die gesamte Reichsregierung nebst dem Kanzler und vielleicht noch den einen oder den andern vom Tisch des Verzichtens zu weisen. „Nichts, nie-

mand steht uns höher als das deutsche Volk“, brüllten die Alldeutschen und sendten dabei die Augen in seltsame Höhen.

Sie werden sich beruhigen; und wenn schon nicht, so wird ihr Gelläuf wie das des freundlichen Spitzes uns nur zeigen, daß der Reichswagen im richtigen Geleise dem rechten Ziel entgegenfährt.

---

## Mutter von Heinrich Lersch

Herr — Gott — Vater: deine Kinder, steh hier:

Wie sie arglos in die blühende Erde sehen;

Wissen nicht, von wo sie kommen — wohin sie gehen.

Nur ich weiß es. Sie müssen hin durch die Welt, zu dir.

Als ich sie einst in meinem Schoß empfing —

Deines Wesens Süße, Schöpfer, hab' ich da empfunden —

Liebe! — Sterne senkten sich in mein Herz, daß es glühte von tausend Wunden!

Selber ein Stern, schwang meine Seele um dich im leuchtenden Ring!

Und als ich zur Erde erwachte — da war sie von Menschen leer;

Kein Haus — kein Baum —! Nur Sand! Ich war allein in unendlicher Wüste.

Ich weiß nur, daß ich schrie, bis ich erstarrte vor Leid. — Und da grüßte Weich eine Wolke voll Licht. Und es dröhnte die Erde: „Weib, komm her!“

Ich verberg mein Gesicht im glühenden Schoße. — Gott! da sprachst du:

„Weib! Ewa nenn' ich dich! Ein neues Volk, will ich, wird geboren!

Ich hab' dich zur Mutter einer neuen Menschheit erkoren.

Die alte war nicht mehr gut. Ich hab' sie vernichtet. Nun schaffe zu!“

Herr Gott! Sieh hier deine Kinder! Schön sind sie und noch gut.

Sie wissen nur, daß sie sind. Aber bald werden sie erwachen.

Ich sehs in ihrem Spiel: Schöne Satane locken in ihnen, singen und lachen.

Auch ihnen banntest du das wachsende Tier ins pulsende Blut.

Auch ihnen! — O Herr, wenns erwacht, versuche sie nicht zu sehr.

Gib mir die Qual! Gib sie mir! — Laß sie in Tagen und Nächten mich fühlen

Die Brünste und Räusche, die ihnen die reinen Seelen durchwühlen —

Gib sie mir! Doch sende ihnen, den Kleinen, die verheißene Gnade her!

Doch nein! Gib sie ihnen, die Wollust, die Qual! Schaff' sie zu Weib und Mann!

Voll glühender Lust und Kraft — von dir durchbebt und durchfunkelt —,

Daß ihre Seele als Fackel die Welt durchskammt, wenn sie verbunkelt,

Auf daß dein Wille auf Erden nicht sterben kann! —

Herr — Gott — Vater! deine Kinder, steh hier —

Wie sie arglos in die Welt, die blühende, sehen.

Sie wissen nicht, von wo sie sind — wohin sie gehen.

Doch ich weiß es, Herr — sie müssen hin durch die Welt — zu dir!

# Tagebuch der Verzweiflung von Hans Natonek

## II.

Die Sprache dieses Krieges ist selbst dann noch schöpferisch (und grade dann!) und zeigt sein wahres Bild, wenn sie sich so ungenehmer von dem entfernt, was ihr Wesen sein sollte. Daß jedem kriegerischen Bild und Ausdruck eine kommerzielle Metapher und Analogie beigegeben wird, daß wir neben dem eigentlichen Generalstab auch noch einen finanziellen, neben dem Feldmarschall einen Geldmarschall haben, daß man von der Liquidation eines Staates redet: das ist das wahre Bild und der zuverlässigste Ausdruck dieses Krieges.

\*

Wenn ich die vielen Frauen in Uniform sehe, habe ich Herzklopfen und Schwindel. Ohne es ganz deutlich zu Ende denken zu können, fühle ich doch, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Warum muß mir aber auch immer das Paradies vorschweben?!

\*

Die Menschheit wird von den großen, außerpersönlichen Dingen bald genug haben. Die Entwicklung kippt immer um, wenn sie eine Spitze erreicht hat, auf der sie sich nicht mehr halten kann. Die Ekstasen des Anti-Individualismus, der großen hysterischen Massengefühle, der Entäußerung vom Ich, der Hingabe an eine Sache, die mehr nachgesprochen als gefühlt und erkannt ist, flackern zu Ende. Die Völker werden sich von den großen Abstraktionen: Politik, Nation, Macht erholen wollen und sich aufatmend auf die kleinen Dinge des Lebens besinnen. Sie werden sich nicht lange mehr so welthistorisch gebärden. Sie werden nicht mehr so tun, als ob sie dafür verantwortlich wären, wie die Landkarten in hundert Jahren aussehen werden. Es ist nicht gut, wenn ein jeder homo vulgaris sagen kann, daß er für eine Idee und für die Enkel kämpft und stirbt. Laßt euch wegen eurer Enkel keine grauen Haare wachsen. Soll ein jedes Geschlecht mit seinen eigenen politischen Sorgen fertig werden; oder besser noch: soll es sich keine machen — dann werden auch die Enkel keine haben. Die vor uns haben sich auch nicht um uns gekümmert, sonst hätten wir ja nicht diesen Krieg, den sie uns in seinen Reimen vererbt haben. Welch eine trostlose Weite (sie schlottert ihnen an allen Gliedern), in der zu denken und handeln die Menschen vorgeben! Welch ein perverter Altruismus, sich wechselseitig umzubringen, damit die Enkel es gut haben! Jeder Spießer macht heute in Weltgeschichte und fühlt sich höchst persönlich vom Atem der Zeit angetweht. Die Welt führe am besten, wenn ihre jeweilige Menschheit sich still vor Augen hielte, daß ihr sechzig bis siebzig Jahre gegeben sind, um in engen Bezirken Gutes zu tun. Die Nachwelt, die auf eine solche Welt folgte, hätte's gut.

\*

Bis zu dieser Verunstaltung des Lebens mußte es kommen: die Menschheit ein Schwerstarbeiter, der gefüttert werden muß, um arbeiten zu können. Die Zeit möge sich das hinter den Spiegel stecken, den ich ihr vorhalte.

\*

Das Wurst- und Bismengespräch in Permanenz könnte, stelle ich mir vor, die Wirkung haben, daß ein zartnerviger Mensch, vom Hören allein satt, seinen leeren Magen erbricht.

\*

Ich habe keinen Glauben an die Menschheit, solange Höchstpreise nötig sind.

\*

Des Lebens ganze trostlose Dürftigkeit starrte mich in diesem Bilde an: Graue ruhige Fabrikhöfe mit ihrem kreischenden Lärm; und gleich an den Mauern kleine Beete, in denen die Arbeiter sonntags Kartoffeln stecken und Kohl pflanzen. Vor der Mauer der Massenzwingburg geschieht ein kärgliches Jähll, damit hinter der Mauer das Riesenschwungrad in Gang bleibe.

\*

Wie verkümmert müssen die Organe sein, mit denen der Mensch das Glück sucht und empfindet! Wie viel Arbeit wird es geben, um diese eingetrockneten Organe in den Massen zum Blühen zu bringen!

\*

Es gibt gewisse Idealisten des Kriegselends, denen man mit der Frage an den Leib rücken möchte, ob die Not dem Volke auch anschlügt.

\*

Vom Volke, von dem und in dessen Namen wir so häufig reden, wissen wir so gut wie nichts. Wie sollten wir auch, da es doch selbst so gut wie nichts von sich weiß.

\*

Es gibt einen Menschentypus, der nur in einer Atmosphäre beständiger Unruhe, Aufgeregtheit und krankhafter Geschäftigkeit existieren kann — eine Atmosphäre, die er, wenn sie nicht vorhanden ist, erzeugen muß, weil sie zu seinem seelischen Wohlbefinden gehört. Er schafft sich eine Unmenge Sorgen, Plagen, Nengste, Mißtrauen, Feindseligkeiten, um sich sorgen, plagen, wappnen und intrigieren zu können, wie er jener (selbstgeschaffenen) Not Herr werden könnte: dies ist das Wesen des politischen Menschen. Der Intrigant, der Neider, der Spieler, der Spekulant, der Machtgierige, der Ehrgeizige, der Mißtrauische, der Erdberkrampte, der ewig Anlastgeplagte, der überfallen zu werden fürchtet, der Monomane des Wettbewerbs, der Tag- und Wirklichkeitsmensch, der Lauernde, der ewig Feindliche, sie alle zusammen (die Einen Typus bilden) lenken das Weltgeschick; und deshalb mußte die Welt dahin kommen, wo sie heute ist. Wohingegen man es

sich nicht unschwer vorstellen kann, wie sie aussähe, wenn diese Menschenart in ihr führend wäre: der Milde, Gebende, der Sichverschwendende, der Träumer, der Gütige, der Geistige, der Lächelnde, der nichts fürchtet, der Erdgelöste, der Demütige, der große Liebende, der von der Welt nichts will, als daß sie ihn als Opfer nehme und erlöset sei.

\*

Walther Rathenau stellt fest, daß die Haupttriebfeder im Wirtschaftsleben der Individuen (neben der Gier nach Häufung jeglichen Lands und Besitzes und der Freude am Neide des Andern) die Furcht ist; die Furcht vor dem Verlust dieses Besitzes, vor Armut und Notdurst in jeder Form. Die gleiche Haupttriebfeder ist auch in der Politik erkennbar. Sie schwankt zwischen Gier und Furcht, wird bald von jener, bald von dieser beherrscht; was anders ist der Schrei nach dem Besitz der flandrischen Küste, ohne die Deutschland (nach Reventlow) rettungslos verloren sei, als Gier und Furcht? Dieses niedere, schwankende, triebhafte, anethische Verhalten der Politik, der Welt ein Abdruck, muß aus dem Völkerverleben verschwinden.

\*

Politik, ach, das ist Dürre,  
Trocken Sand  
Rinnt der Menschheit durch die Hand,  
Und nichts wird als ewige Wirre.

Wer zerreißt den eitlen Trug?  
Ränke spinnen, Fäden lösen  
Und gewinnen und vertvesen,  
Ach, es ist ein böser Spuk.

Flugsand ist die Politik,  
Nichts kann man auf ihr erbauen —  
Fat die Menschheit nicht ein Grauen  
Vor dem eigenen Geschick?

Menschheit selber rinnt wie Sand nur  
Durch Maschinen und Turbinen,  
Und sie muß dem Triebwerk dienen —  
O welch grauenvolle Sanduhr.

Bald ist diese Zeit erfüllt  
Und die Menschheit abgelauten,  
Uhr steht still, es schweigt das Raufen,  
Und der Mensch erkennt sein Bild.

\*

Ohne die Weltpresse kein Weltkrieg, mit der Weltpresse (wie sie heute ist) kein Weltfriede. Ist die allgemeine Papiernot nicht

der Wirt mit einem ungeheuern Zaunpfahl? Daß die Welt des Druckes ein Druck der Welt ist, würde sich erst zeigen, wenn er schwände.

Nachts meine ich oft mit mancher zerrissenen Mutter und stöhn' in das Rissen: Sag, Gott, warum ist dieses große Sterben in der Welt? Und alle vernünftigen Gründe des Tages hab' ich vergessen. Ich weiß nicht mehr, warum Krieg ist und zu welchem Zweck. Ich weiß nur noch, daß Krieg ist. Keine nachgesprochene Phrase, keine Schuldfrage und kein Kriegsziel, keine angelesene Meinung schützt mich gegen das nackte Entsetzen. Ganz schutzlos liege ich da und halte die zerstörte Welt weinend in meinen Armen.

Die Kinder spielen nicht mehr Krieg; Sandhügel sind keine Festungen mehr, sondern wieder nur Sandhügel; sie haben genug; sie haben, wie in stiller heiliger Einsicht und Uebereinkunft, aufgehört. Nur die Großen spielen entsetzlich weiter, und die Erde hat noch immer nicht aufgehört, eine fürchterliche Festung zu sein.

Es tut nichts, wenn eine Reihe Schriftsteller, unabhängig von einander, das Gleiche und immer wieder das Gleiche sagen. Die Literatur wird, wenn sie über ihre Exklusivität hinauskommen und zu Wirkung gelangen will, sich, wie so vieles andre, auch die Eitelkeit auf Originell-Sein abgewöhnen müssen. Es kommt nicht nur nicht auf die Priorität der Ideen und ihrer Aeußerung an, sondern gerade ihre Gleichzeitigkeit ist wertvoll und eine Verheißung. Denn diese Contemporarität beweist, daß die gleiche ideengeladene Atmosphäre über den Geistern ist, und daß es Seelen gibt, die diese atmosphärische Elektrizität empfinden, in sich überleiten und weiterströmen lassen.

Erlösung ist nicht fern, wo der Geist verzweifelt unter seinem Kreuze niederbricht. Er muß nur den Mut und die Kraft haben, durch alle Höllen der Verzweiflung hindurchzugehen — hinter dem letzten Dualentor ist der Ausweg und Aufstieg. Aber die Menschheit zieht den Weg vor, der die ekle Mitte zwischen Verzweiflung und Erlösung trifft, von jener wie von dieser gleich weit entfernt. Sie besitzt eine staunenswerte Geschicklichkeit, dem Ungeheuersten mit Tüchtigkeit und Intelligenz beizukommen und alles bessere Gefühl mit Lärm zu übertönen.

Wie einsam schwebt meine Liebe, lauierend auf Beute, wie ein freisender Adler hoch oben: sie möchte zu Tale stoßen, aber sie weiß nicht, was sie lieben soll. Sie lauert und weiß schon im Vorhinein, daß es da unten nichts zu lieben gibt; und stößt sie talwärts, so ist es nicht die Liebe, sondern der Haß, der sich dann, die Beute in den Fängen, weinend wieder empor-schwingt.

# Freiheit und Form von Käte Tischendorf

**K**ompliziertere Erscheinungen der Welt und des Lebens lassen sich am besten antithetisch fassen; der weite Bogen, der Gegensätze umspannt, läßt Raum für das Irrationale, von dem die Phänomene niemals frei sind. Eine Antithese lockt jedoch andre herbei; zum Problem von Freiheit und Form (so ist der Titel eines Buches von Ernst Cassirer; erschienen bei Bruno Cassirer in Berlin) tritt dasjenige von Persönlichkeit und Natur (Natur im Sinne des Herkömmlich-Gegebenen). Freiheit ist eine Forderung, die die Persönlichkeit stellt, sowie sie sich aus dem Bann der Natur gelöst hat, sei es in der Einzel-Entwicklung, sei es in der der Völker und Zeiten. So setzt Cassirers Werk, das den Untertitel 'Studien zur deutschen Geistesgeschichte' führt, mit der Entstehung von Persönlichkeit und Persönlichkeitsbegriff in der Renaissance ein und entwickelt jenen Urgegensatz von Freiheit und Form an Luther, Leibniz, Lessing, Hamann, Herder, Winkelmann, Kant, Goethe, Schiller, Fichte, Humboldt, Schelling und Hegel. Religion und Aesthetik, Erkenntnistheorie und Ethik, Naturwissenschaft und Staatslehre geben zwanglos die Rahmen an, in die sich die einzelnen Leistungsgebiete fassen lassen.

Die Ablehnung der guten Werke durch Luther beruht nach Cassirers feiner und treffender Bemerkung darauf, daß das „Wert“ ein der Persönlichkeit schon fremd gewordener Teil ist; daher kann in ihm der Wert nicht mehr liegen, den die Persönlichkeit nur in der lebendigen, von ihr unabgelösten Tat zu beweisen und zu manifestieren vermag. Luthers Rechtfertigungsgedanke, auf die weltliche Kultur gewandt, bedeutet nach Cassirer jene Bemühung jedes Deutschen (die jedem von uns so selbstverständlich geworden ist): zugleich mit dem Handeln sich über das Handeln Rechenschaft abzulegen. Am reinsten scheint dem Verfasser dieses Phänomen bei Leibniz; Leibniz, der als Erster die reine Selbständigkeit der Vernunft gegen Tradition und Autorität vertritt (ohne aber das Individuum dieser Vernunft nun hilflos auszuliefern), und der es, „um die Energie des Tuns nicht untergehen zu lassen“, sich in der Welt und gegen die Welt mutvoll behaupten läßt. Andre Vertreter dieser deutschen gedanklichen Art sind unsre Dichter: „Die wahrhafte Freiheit des Wirkens wird ihnen erst durch das Wissen zuteil; sie müssen sich die Frage nach ihrem Recht und nach ihrer Stellung im Ganzen der Wirklichkeit des Geistes behauptet haben, ehe sie sich den in ihnen waltenden schöpferischen Kräften überlassen.“ Nach der Würdigung Kants und der Darlegung des Goetheschen Schaffens, die den breitesten Raum einnimmt, wird Schillers Freiheitsidee untersucht und das Ganze mit den staatsphilosophischen Ideen beschloffen: Humboldts, der niemals recht den Uebergang von der verantwortungsvollen Einzelpersonlichkeit zu dem die Gesamtheit der Personen tragenden Staat fand; Fichtes, dem sich Tun und Wirken freiheitlich-gebunden eigentlichst im Staate und im Deutschtum darstellt; Schellings, dessen inhaltsentleerte Identitätslehre sich auf den Staat anwenden läßt; Hegels, der den Geist „an und für sich“ mit dem staatlichen Sein gleichsetzt.



Nicht der Dichter Goethe ist es, dem Cassirer gerecht zu werden sucht, sondern jenes Phaenomen Goethe, dessen Grundkraft undifferenzierte und unspezialisierte Schöpferkraft ist, die sich dann erst spaltet in künstlerisches und wissenschaftliches Tun. Und grade dem Wissenschaftler ist eine eingehend-liebevollte Betrachtung gewidmet. Ob sie ihm vollkommen gerecht wird? Wohl geht sie Goethes eigener Theorie seines wissenschaftlichen Forschens nach, zeigt aber, wie seine Forderung, daß die „Art des Sehens“ selbst beweglich beim wissenschaftlichen Forschen bleibe, das heißt: sich selbst mit wandle mit dem wandelbaren Objekt, zum Subjektivismus führt und sein Wahrheitsbegriff zum Skeptizismus. Welchem Resultat der Verfasser dadurch die Härte zu nehmen sucht, daß er Goethe nichts Letztliches in der Betrachtung zuschreibt, sondern ihn das letzte Positive im reinen „Tun“ finden und fassen läßt. Aber was hier unter Tun gemeint ist, das ist zu einseitig pragmatisch gesehen, um ein Lob zu sein. Goethes Wissenschaftscharakter läßt sich durchaus gedanklich erfassen innerhalb einer Geisteswissenschaft (trotz den naturwissenschaftlichen Objekten) und läßt sich dann noch krönen durch jenen Begriff des ethischen Tuns, mit dem Goethe auf eine so seltsam angeborne Art begnadet war.

---

## Zum Erscheinen eines Buches von Paul Hatvani

„Worte in Versen II“ von Karl Krans

Untettet uns die Zeit mit Krieg und Fluch —  
So rettet sich die Seele in ein Buch.

Die Landschaft dieses Buchs ist weit und mild:  
Hier ist der Mensch noch Gottes Ebenbild.

Der Lärm der Welt kreischt Irrsinn in den Geist.  
Das Wort dem Sinn der Welt den Ton entreißt.

In Krieg versunk'ne Welt: entflieh der Welt!  
Dein Widerhall betrüget dich um Geld.

Kanonen heulen. Mensch erfäuft in Blut.  
Ein Liebeslied macht Alles wieder gut.

„Als deine Sonne meinen Schnee beschien . . .“:  
Wie nahe ist das Wort! Wie weit war Wien!

Am Ursprung war das Wort. Wort ist ein Friedenswort.  
Die dunkle Welt versinkt. Im Anfang war das Wort.

Am Ende ist das Weh. Am Ende ist der Krieg.  
Am Ende ist das Blut. O Schmerzengstrom, verstieg!

Am Ende — ehe Jüngsten Tages Morgen tagt:  
Das Chaos wird von Versen überragt.

Am Ende stehet Gott, verkündend seinen Fluch.  
Am Ende ist das Wort. Und dieses Buch!

## Wiener Theater von Alfred Polgar

Alexander Moissi war in Wien Gast der ‚Volkstbühne‘. Dieses Theater ist in den Räumen des ehemaligen ‚Colosseums‘, eines Varietés, untergebracht. Ein rechtwinkliger Zuschauerraum von gewaltigen Dimensionen, mit einer offenen hochpostierten Logen-Galerie; eine Bühne von geringer Tiefe und übermächtiger Breite; ein ebensolches Ensemble; zwei betriebssame Direktoren.

Der ganze Raften ist ein unerschöpflicher Produzent von Stimmungslosigkeit. Sie rieselt von allen Wänden, sie sickert aus allen Fugen. Es riecht feucht und dumpf. Man sitzt wie auf dem Boden eines geleerten Schwimm-Bassins.

Aber man sitzt! Und es ist seit Abenden kein Sesselchen frei in der ‚Volkstbühne‘. Die Kartenpreise sind um das Doppelte erhöht; tut nichts. Der Spätsommer fährt auf lichtgoldenem Wagen durch die staubigen Straßen und lockt zur Mitfahrt ins Freie: Moissi ist stärker als er.

Sein Bild hängt im „Foyer“ der ‚Volkstbühne‘. Leutnant Alexander Moissi, in Uniform. Er hat seinen sanftesten ins Fernste tauchenden Blick dem Photographen preisgegeben. Und ein wehmütiges Lächeln, aus dem schmalen Bett der Lippen getreten, scheint über das ganze Antlitz hingeflossen.

„Der hat was erlebt“, denken die Leute. „Wenn der erzählen wollte!“

Manchmal will er ja auch.

Von seinem Romeo, dunkel schimmernd von geheimnisvollen Fiebern, lieblich blühenden Irrsinn in den Augen, Musik verströmend in Miene und Gebärde, habe ich schon berichtet. Ich sah ihn noch als Fedja, den schuldlos-Schuldigen, den des höchsten Seelen-Abels vollen, zutiefst Erniedrigten, in Tolstois schönem, von einer biblischen Aura überschimmerten Drama: ‚Der lebende Leichnam‘. Da klingen die hohen und tiefen Töne seiner Skala im reinsten Akkord zusammen. Ecce homo! darf man unter seinen Fedja schreiben.

Zu Beginn der Schänken-Szene, wie Fedja-Moissi und der verbummelte Maler plaudernd vor der Weinflasche sitzen, riefen ein paar gutgelarmte Zuschauer in der Loge über mir „Prost!“ Am Schluß der Szene, wie die Sanftmut des Gemarterten in die Frage ausbricht: Was hab’ ich denn getan? (und es klingt wie: O Herr, warum hast Du mich verlassen?) — da hörte ich die Fröhlichen in der Loge bitter schluchzen.

Mich stört nur, daß er das alle Abende kann, der Schauspieler Alexander Moissi! Wenns sein muß, auch tausendmal hintereinander. Aber wie die unsterbliche Seele an den Mechanismus des Leibes gebunden ist, so die heilige Kunst an die schnöde Kunstfertigkeit.

Und alle Mende umdrängen die hübschesten Mädchen das häßliche Haus in der Aufsdorferstraße (das „Bühnentürl“ der ‚Volksbühne‘) und schreien ihren verliebten Jubel dem Sieger, dem Leutnant Alexander Moissi in das Antlitz, dessen schwermütigem Lächeln für solche Fälle eine wohl bemessene Dosis von Schelmerei beigegeben ist.

\*

Im Deutschen Volkstheater, zum ersten Male: ‚Der Zarewitsch‘, Schauspiel in drei Akten von Gabriela Zapolsta, frei bearbeitet von Bernard Scharlitt. Der Zarewitsch ist bemitleidenswert. Schwer lastet der Schatten des Thrones auf seiner Jünglingschaft. Die Welt ist ihm mit unbarmherzigem Purpur verhüllt. Er muß immer nur befehlen und möchte doch so gerne einmal gehorchen, der Arme! Sein Ich ist eingekerkert in die Zarewitsch-Würde, bewacht von Gespenstern einer finsterehobenen Tradition. Er ist unfrei und einsam. Er kommt nicht zum Leben und das Leben kommt zu ihm nur durch einen dicken Filter von Lüge und Zeremonie; ein gekochtes, seines natürlichen Geschmacks und Duftes beraubtes Leben. Aber sonst geht es dem jungen Mann gut. Man hat die Empfindung: Wenn er nur wollte, könnte vieles anders sein. Warum will er denn nicht? Weil er, von seiner Dichterin oder seines Bearbeiters Gnaden, ein verlogener, süßlicher Romanheld ist, eine mit Wehmut lactierte Tragantfigur, ein Zarewitsch aus der huschligsten Familienblatt-Perspektive. Das hat man leider bald heraus; auch daß das ganze anspruchsvolle Schauspiel (der Dichterin oder des Bearbeiters?) ein sentimentaler, leerer Schmarrn ist, der nur infolge seiner Zubereitung à la russe den gierigen Appetit von wiener Theaterdirektoren geweckt hat. Es haben nämlich der Direktor des Volkstheaters, Herr Wallner, und der Direktor der Kammerspiele, Herr Bernau, aufs Erbitterteste um das Ausführungsrecht des ‚Zarewitsch‘ gegen einander gekämpft. Aus eroto-diplomatischen Gründen wird dem Zarewitsch, der demnächst seine hohe Braut erwartet, bisher aber von Weibern nichts wissen wollte, ein „Mädchen aus dem Volke“ zugeführt. Allmählich aber sicher, sicher, aber leider allmählich verliebt er sich in die Jungfrau. Sie hat das Herz auf dem rechten Fleck, plaudert von Sternen und Blümchen und räumt dem Königsohn das Zarewitschische herunter (wie Frau Niese in solchen Fällen Hausherrnsöhnen das Witbe). Das Idyll im Zarenschloß wird durch staatliche Notwendigkeiten — der Zar stirbt und des Thronerben hohe Braut trifft ein — jählings coupiert. Ein Ministerpräsident von der infam-kalten Sorte sagt dem Mädchen aus dem Volke, im Interesse des Vaterlandes müsse es nun endgültig verschwinden. Des Mädchens Herz bricht hörbar, aber als Patriotin stehts ihr dafür, und eintige ahnungsvolle Hinweis auf die heutigen russischen Verhältnisse zerstreuen ihre letzten schluchzenden Bedenken. Der Zarewitsch will anfangs nicht,

dann aber will er doch. Aus den Armen gleiten sich beide. Indes die Veteranenkapelle einen ironischen Trauermarsch spielt (im Deutschen Volkstheater klang es zumindest so), wandt das Mädchen ab, volkwärts, der Zarewitsch tritt, in einen weißen Mantel gehüllt und von lebhaft anschwellendem Rhabarber, Rhabarber empfangen, auf den Balkon, der Ministerpräsident jedoch und der Direktor Bernau reiben sich vergnügt die Hände.

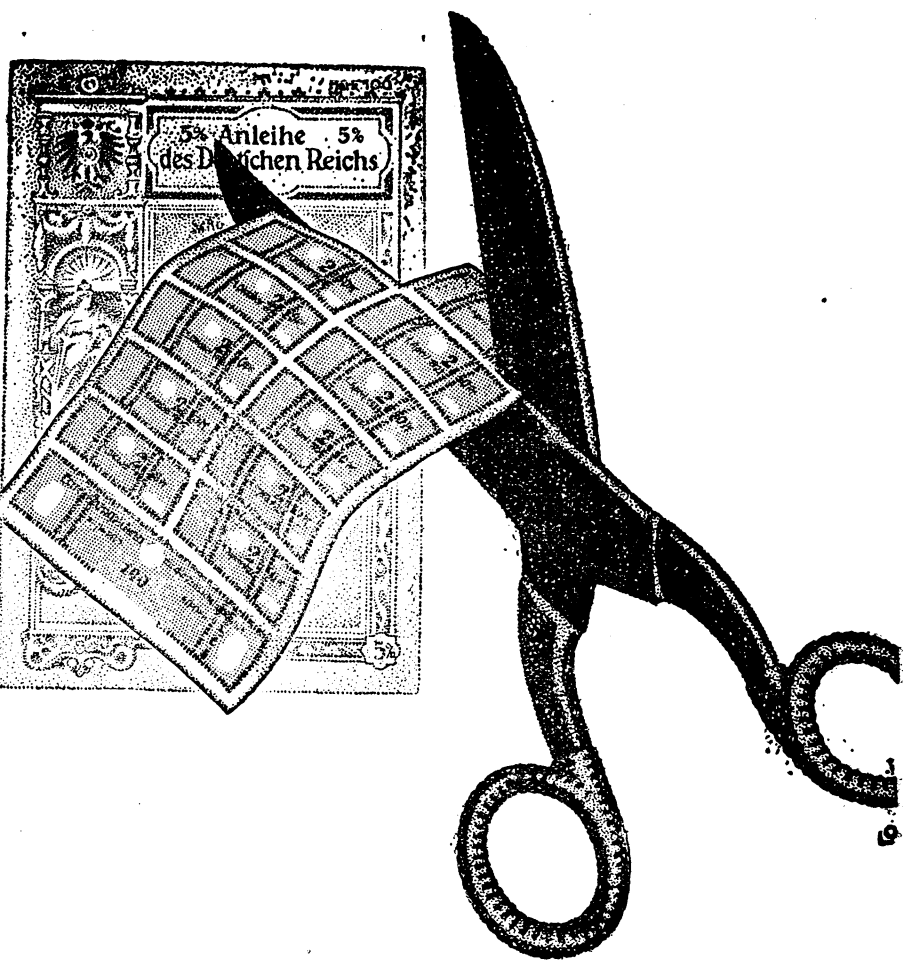
In den geistigen Räumen dieses Schauspiels ist stellenweise eine Resonanz, als wäre noch irgendwas unter ihnen. Aber nirgends erschließt sich ein Weg in die (vom Bearbeiter?) verschüttete Tiefe. Manche Minute zeigt eine Art schwächlicher Laune, poetisch oder originell werden zu wollen; aber die Laune setzt sich niemals durch. Manche Szene — zum Beispiel: das Zusammentreffen des Zaren mit dem Mädchen aus dem Volke — hat so starke Kontur, daß sie auch Starkes fassen könnte; und drin ist doch wieder nur: ein Bahnm. Das ganze Schauspiel macht überhaupt den Eindruck, als hätte man einem Kleid den zugehörigen Menschen komplett gestohlen.

Herr Raoul Uslan ist der Zarewitsch. Er müht sich sehr, an den glatten Wänden der Rolle irgendwelchen Halt zu finden. Von Intelligenz und Leidenschaft, die er, man spürt es, der Sache gern widmen möchte, faßt das armselige Gefäß des Textes leider kaum ein paar Tropfen. Der Ueberschuß erkaltet und erstarrt zur schönen Pose. Ein neues Fräulein, Thella Rosenquist ist ihr duftiger Name, gibt jenem Mädchen aus dem Volke das gebührende Maß an konventioneller Frinnigkeit, Schelmerei, Hingebung. Ob die junge Dame nur etwas kann oder ob sie jemand ist, wird sich bei weniger läppiſchen Anlässen erweisen. Den ambulatorisch sterbenden Zaren — er wandert, wie er sein Ende nahen fühlt, unstät durch das Schloß — spielt Herr Kutschera in gutem Alt-Wiener Gespenstestil, den knurrigen Großfürsten Herr Homma, den ach! wie greisen Diener Herr Fürth, den Ministerpräsidenten Herr Kramer, mit allen russischen Salben geschmiert und pomadisiert. Ob sich der große Posten von Dekoration, Hof-Sticklust, Fuchstiefeln, Musik, Stimmung, den das Deutsche Volkstheater in die Langweiligkeit des Unternehmens investiert hat, lohnen wird, scheint zweifelhaft. Es geht umständlich her, portando. Lautlose Diener schlürfen, Schritt und Ruf von Wachen, Licht auf, Licht aus, Musik fern, ferner, ganz fern, Samobar herein, Samobar hinaus, Pausen, lange Pausen, ganz lange Pausen. Die Bühne bleibt beständig in einem intriganten Halbdunkel, die Kerzen brennen mit Allerseelen-Limbre, die Türen öffnen sich so weit, so langsam, als ob sie gähnten. Recht haben sie.

---

## Zu diesem Krieg von Theodor Fontane

Große Zeit ist es immer nur, wenns beinah schief geht, wenn man jeden Augenblick fürchten muß: Jetzt ist alles vorbei!



**Nützet Euch,  
nützet dem Vaterland,  
zeichnet Kriegsanleihe**

# Totenfeier

Wir ältern berliner Kritiker denken noch ab und zu an den Kollegen Leopold Schönhoff. Wenn es im Jenseits eine Vergeltung für die Qualen des Diesseits gibt, so weilt der jetzt in einem Bezirk der Wolfenstadt, wo nicht Theater gespielt wird. Denn er liebte es keinesweges. Nicht etwa, daß er sein Fach schlecht verstand. Im Gegenteil. Der überzeugte Sozialdemokrat, der seine kritischen Kinder-schube im 'Vorwärts' ausgetreten, hatte sich sogar abgewöhnt, die politische Zugehörigkeit eines Dramas zum Maßstab für seinen westhe-tischen Wert zu machen. Je länger, je mehr unterschied er mit einer Zuverlässigkeit, die durch keine temperamentvolle Wallung seines gesehten Wesens erschüttert wurde, zwischen Echt und Unecht. Aber eben darum litt er unsäglich. Auf Ein Kunstwerk kamen ja, milde gerechnet, fünf-zehn Schmarren. Daß Schönhoff seinen Gram über diese ertränkte — beim Bacchus, das sah man ihm an. Dicht bei jedem Theater wußte er eine Kneipe. Dort traf man ihn vor Beginn, in den Pausen und lange vor Schluß der Vorstellung. Aus schwimmenden Neuglein im auf-geschwemmten Gesicht über einem massigen Rumpf mit unverkennbarem Bierbauch blickte er jeden Genossen seiner Schmach, der sich zu ihm gesellte, ohne die Höhe seiner Beche entfernt zu erreichen, so herzbrechend an, daß man sich teils aus Mitleid, teils aus Genußsucht Mühe gab, den witzigen Zyniker aus seiner vielfach zusammengesetzten, vielfach be-gabten Natur herauszuholen. Manchmal aber half alles nichts. Da stand er im Foyer oder im Parkettgang und weinte. Ohne Scherz; der abgehärtete, einsame, garnicht sentimentale Mähre, in dessen Blutbahnen Bauern- und Judentum, Unbehaustheit und Erdigkeit mit einander stritten, fand vor der Grauenhaftigkeit der meisten theatralischen Zumun-tungen keine andre Rettung als Tränen. Hatte er sich dann ausge-weint, so ließ er gewöhnlich die zweite Hälfte oder das letzte Drittel der Aufführung schießen, stülpte seinen verschossenen und zerkrümmerten Stiz, den er niemals abgab, auf das verwüstete Haupt und schleppte sich müde und wie gebrochen an den Häuserwänden entlang zu seinem Nach-trunk. Und am übernächsten Tage erschienen ein bißchen sprunghafte, aber stilistisch prachtwoll gedrungene Kritiken, aus denen eine gigantische Theaterverdrossenheit zum Himmel schrie.

In meiner Jugend bin ich gegen Leopold Schönhoff oftmals ungeduldig geworden. Ich verlangte von ihm die Unbedingtheit des An-fängers: entweder Freude an seinem Beruf oder Abdankung. Dieser vierte Kriegs-September erst hat mich sein Elend begreifen gelehrt. Ich sitze auf meinem Platz und weine still vor mich hin. Was mich einiger-maßen aufrecht erhält, ist so etwas wie Pflichtgefühl und die Zuversicht, daß es nicht schlimmer, sondern nur besser werden kann, also werden muß. Oder will etwa jemand behaupten, daß 'Logik des Herzens' zu überbieten ist? Merkwürd'ger Fall. Einer schlächtet den Gerhart Hauptmann, weil der das Hindernis auf dem Wege zu einem deutschen Theater sei, dessen Notwendigkeit dieser Eine in hohen Tönen verkündet. Er selber brauchte uns garnicht als Dramatiker seinem Ziele näher zu

bringen. Kritische Arbeit überhaupt für unschöpferisch und für minder schöpferisch zu erachten, wenn sie verneint, ist das Vorrecht der Loren. Es kommt einzig darauf an, was verneint wird. Da ist es nun freilich das Pech Franz Bleis, daß er gerade denjenigen Deutschen verneint, von dessen Schwächen noch ganze Legionen Dramatiker auskömmlich existieren könnten. Dieses Fehlurteil hat den Kritiker Blei schon entwertet, bevor er in sich die Gabe entdeckte, ein Lustspiel für unser Hoftheater zu schreiben. Hätte er wenigstens diese Gabe! Der bescheidene Lothar Schmidt der ‚Venus von Milo‘ ist ein schätzbares Mitglied seiner Gilde. Aber der anspruchsvolle Franz Blei hat aus einer Fabel, die José Canizares zu einem Rüpel-, Carlo Gozzi zu einem Intrigenstück gedient hat, nichts weiter als ein Stück Unglück gemacht, bei dessen erheiternd gedachten Situationen selbst der anspruchslose Stammgast des Schauspielhauses in den Alarmruf ausbricht: Zehn Mann vor zum Rißeln! Hier wars erlaubte Notwehr, vor dem dritten Akt den Spuren Leopold Schönhoffs zu folgen. Ohne daß man hinterher etwa zu sagen vermöchte, was in den ersten zwei Akten vorging. Es genügt ja nicht, daß auf der Bühne gesprochen wird: man muß auch zuhören müssen. Und es genügt nicht, als Herr des Deutschen Bühnenvereins den Vereinsbühnen alle Auslandsware streng zu verbieten: man muß auch halbwegs genießbare Inlandsware zu finden wissen. Und es genügt zuguterletzt nicht, den andern Theatern die jungen Mitglieder wegzueingagieren: man muß auch allmählich für sie den Spielplan so weit erneuern, daß ihnen nicht die ergrauten Darstellungsbeamten schadenfroh und mit Recht erzählen können, wie modern ihre Gaukel gewesen ist, als der Vater die Mutter nahm.

Unterm Stadtbahnbogen floß mein Tränenstrom bereits nicht mehr so dicht. Wer nichts erwartet, wird nicht enttäuscht. Die berliner Bühnenleiter haben sich kein Vertrauen zu ihrem Urteil und ihrem Instinkt verdient. Worauf sie setzen, das bricht zumeist das Genick; und was Glück bringt, ist in der Regel ein Outsider, den sie sich irgendwie haben aufzwingen lassen. Aber eins steht fest: wenn sie alle zusammen, von Reinhardt über Barnowsky und Meinhard bis Altman, einem Autor wie Ludwig Fulda, der seit dreißig Jahren viele große und klingende Erfolge gehabt hat, ein neues Stück mit höflichem Dank zurückgeben — dann, ja dann gehörs nirgends hin als ins Trianon-Theater, das eine ernste Miene aufzustocken sich anschickt. Als ich, der Erinnerung an Schönhoff getreu, vor dem Schlußakt von dannen schlich, da hielt Gert Merian, der reine Tor, vor dem furchtbar schweren Entschluß, entweder den Bodungen einer lustigen Witwe oder der Warnung seines besten Freundes vor dieser Phryne zu folgen. Wie mir am nächsten Morgen meine Zeitung verriet, hatte die raffinierte Frau Hella Janson die Nacht nicht unausgenutzt gelassen, sondern Paris als Jungfernschaft geknickt und ihn, sagte die Zeitung, sich gehörig liebebehörig gemacht. ‚Sodoms Ende‘ des Kampfgenossen Fulda, der dem Poeten Otto Ernst abgeliefert hatte, die Personen des Dramas arglos in ihrem Beruf die größten und ungläubhaftesten Unanständigleiten begehen zu lassen, weil sonst die Karre nicht vorwärtszutreiben war. Gespenster! Motive und

Marionetten aus der Kumpelkammer der Zeit, die so klein war, daß sie endlich von dieser großen abgelöst werden mußte. Jatwohl, es ist Platz in Berlin für ein neues Theater, für immer wieder noch eins. Die vergessenen Zuschauerräume kommen zu Ehren, weil das Volk förmlich wild darauf ist, das Geld, für das ihm bei keinem Schuster die Stiefel besohlt werden können, in Erbauung und Unterhaltung anzulegen. Gebt ihm die eine wie die andre. Niemals wars leichter, über die Seele der Menge Macht zu gewinnen, als jetzt. Aber es steht so aus, als sollte die Nachwelt berechtigt werden, mit Fingern auf dieses Geschlecht zu zeigen, das eine beispiellos günstige Gelegenheit schmählich verpaßt hat.

Nach den vaterländischen Dichtern Zulda und Blei wirkt der Bundesgenosse Franz Herzog wie ein Franze, dessen Weine ein rechter deutscher Mann gern trinkt. Entweder saß nun diese Gattung nicht im Lessing-Theater, oder ihr war nicht, wie mir, die Zunge zuvor mit Grüneberger gebeizt worden. Die Marke ‚Blaufuchs‘ hat hier vor vierzehn Tagen mein Polgar chemisch analysirt. Ich darf mich, von Schönhoff im Grabe beneidet, auf ein Gutachten über die berliner Servierung beschränken. Ihr galt schwerlich das wütende Zischkonzert der Premierenleute. Hab' ichs recht verstanden, so war es ein Ehemann von Gelehrten, der lieber die ehebrechende Frau im Haus und seine Arbeitsruhe behalten als sich, von wegen der Ehre, auf Skandal und unsichere Zukunft einlassen will — das war es, woran sie sich ärgerten. Sie selber fordern nämlich in solchen Fällen gleich auf Pistolen. Es ist der wahrste Punkt des gefällig gedeichselten Feuilletonistenstücks. Aber was auf der Bühne wahr scheinen soll, darf bekanntlich nicht wahr sein. Dabei gab der Darsteller Licho — ein Gewinn für jedes Theater — dem bebrillten Naturforscher eine Menschlichkeit, die die Haltung des Mannes von innen heraus beglaubigte. Vielleicht verging daneben dem Fräulein Sibille Binder die Geziertheit, die im vorigen Winter wahrscheinlich machte, daß hier durch einsichtslos einseitige Beschäftigung in Dirnen- und schnippischen Zosen-Rollen eine leisere und schwerere Degabung vom rechten Wege abgedrängt werde. In Einer Szene und Einem Ansprung wie ein alter Beherrscher der Bühne raffte Kurt Götz für einen Fliegergeden zur Plastik zusammen, was man bis dahin über diesen gehört hatte — ein Bravourstück von seltenem Rang. Loos litt mit lebendigerer Leidenschaft, als man dem Liebhaber eines budapester Saisonschlagers zutraut. Der Gegenstand seiner Glut, Frau Marietta Ollh, hat sich in dem Jahrzehnt, das sie uns durch ihre Abwesenheit vom Berlin verschönte, auch kein bißchen verändert. Nicht einmal älter ist sie geworden. Damals war sie mir unerträglich. Seitdem ist der berliner Geschmack zu Schauspielerinnen heruntergestiegen, von denen sich unfernereins bei Frau Ollh erholt. Aber muß wirklich in einer Zeit, wo von den Vorbedingungen für eine Blüteperiode des Theaters neben mancher andern sogar diese wichtigste: der zahlungsfähige Anteil der ganzen Bevölkerung, erfüllt ist, die Freude an einer Darbietung erst durch die Unfreude an den meisten andern ermöglicht werden? Thespisse, reißt euch zusammen! Und treibt mich nicht, wie eure Vorgänger meinen seligen Freund Schönhoff, unaufhaltsam an den Rand des delirium tremens.



# Die Einsiedlerschule von Ignaz Wrobel

„In das Graß so lang ich bin  
Einkamb sträcke ich mich hin.“  
Dafnis

„Mein Sohn lernt einsiedeln“, sagte Herr von Kugelgen zu mir, „weil er menschenscheu ist und die Welt verachtet. Er lebt jetzt auf ‚Solitaire‘. Sie sollten sich das ansehen.“

Wirklich: ich sollte mir das ansehen. Und ich setzte mich in Herrn von Kugelgens Landauer, die Dorfshunde klappten, und wir fuhren über Berg und Tal — zum ‚Solitaire‘.

Es öffneten sich die großen Parktore; von selbst öffneten sie sich, als der Kutscher nur ungeduldig davor mit der Zunge schnalzte, und über den steinigten Sand knirschte die Karosse. Wir fuhren ein. Ernst und still standen die Bäume da, aber kein Mensch war zu sehen. Noch ein Weilchen — und da war das Gebäude. Ich stieg aus.

Ein riesiger, würdevoller Portier begrüßte mich mit strafendem Blick; er hatte einen langen Stock mit rötlich goldenem Knopf und ebensolche Nase: ein Trinkgelderpatriarch von hieratisch königlichem Gesus. Er geleitete mich in die innern Räume, mit fürstlicher Herablassung half er mir aus meinem Ueberzieher, noch immer sprach er nicht — dann meldete er mich beim Direktor Boestbein an.

„Herein!“ sagte der Direktor Boestbein. „Guten Tag“, sagte ich. „Wir haben hier“, sagte der Direktor, „ein Institut, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Die Weltenflucht ist immer mehr in Mode gekommen, aber niemand flüchtet richtig. Das dilettantenhafte Herumwirtschafte in der Einsiedlerei ist ein Greuel, und haben wir es uns zur Aufgabe gemacht, denselben zu steuern. Nach den Vorschriften der Kirchenväter und ff. Rezepten des Original-Gautama-Buddha lehren wir die allein richtige Methode, einzusiedeln. Das Amateurtum hört auf. Es verschwinden die Sonntags-Eremiten, denen man in jedem Hain, beziehungsweise Flur begegnet, die nicht einmal die einfachsten Grundregeln des Einsiedelns beherrschen — und es treten an ihre Stelle ehrliche, wackre Professionisten unsrer schwierigen Kunst. Das Honorar für den Gesamtkursus stellt sich auf 300 Mark, inklusive, voller Verpflegung und Trinkgeldern. Bitte, folgen Sie mir!“

Durch lange, graue Korridore führte mich der Direktor Boestbein; das helle Licht des Sommertages fiel gedämpft durch trübe Buzenfenster. Vor einer Tür machte er Halt. „Treten Sie ein“, sagte er. Ich trat ein. Die Schulklasse erhob sich — es waren Jünglinge aller Alter. Dem Lehrer auf dem Katheder, einem zerschwampelten Greise, machten wir eine Verbeugung. Der Direktor stellte vor: „Herr Doktor — wie war doch der werthe Name? ein Besucher der Anstalt — dort der Lehrer, Menschenfeind

Doktor Schütte.“ Dann nahm der Unterricht seinen Fortgang. Der Menschenfeind neigte bedächtig den Zeigefinger, fuhr in einem dicken Folianten die Seiten auf und ab und las mit monotoner Stimme den schwierigen Traktat des jüngern Polybius Pharo über den Genuß der Einsamkeit und darüber, inwiefern der Mensch, allein seiend, erst wahrhaft glücklich genannt werden könne. Die Schüler schrieben eifrig mit. „Im Zusammenleben mit andern“, übersezte der Lehrer, „verliert er viel (oder vieles) von seiner eigenen Aura und wird allgemein oder gradezu: gemein.“ Sie schrieben — und auf Bebenspitzen verließen wir das Zimmer.

„Der Kursus ist überfüllt“, sprach draußen der Direktor. „Der Stiel an der Menschheit ist in Wahrheit übergroß. Wir werden das Honorar erhöhen müssen. Und hier“, fuhr er fort, indem er eine andre Tür öffnete, „sehen Sie das Laboratorium. Denn was wäre ein Einsiedeln, wenn der Eremit sich nicht ein Schnäpschen zu brauen in der Lage wäre?“ In dem düstern Saal hockten an vielen kleinen Tischen die Schüler, darunter schon ernste Männer; sie destillierten, kochten, mischten und brodelten. Oben von der Wand sah ein Portrait des alten Wampe geruhig auf die Arbeitsstätte. Der Lehrer — ein auffallend junger Mann von ganz blasser Gesichtsfarbe und flackernden Augen — legte bei unserm Kommen ein helles Stäbchen aus der Hand und griff mit weißen, langen Fingern in einen wallenden Kessel. „Der Butterliqueur, mein Herr“, sagte er zu mir mit einer sopranhellen Stimme, „da sehen Sie selbst!“ An seinen Händen hing eine ölige, zitternde Masse — flaschengrün und fast durchsichtig. Ein wunderbar aromatischer Geruch zog durch den Saal. Sämtliche Schüler hörten im Augenblick mit ihrer Arbeit auf und sahen glänzenden Auges auf ihren verehrten Lehrer, dem so Herrliches gelungen war: den edlen Benedictiner derart zu verdichten, daß der Extrakt, durch Zusätze verdünnt, jahrhundertlang reichte. Bezwegt begaben wir uns hinaus.

„Das war der Professor Piepgras“, sagte der Direktor. „Ein fabelhafter Mann — die heiligen Brüder in Frankreich haben ihn schon oft in feste Kondition haben wollen zur Bereitung ihrer Biqueure. Aber er ist ein Patriot und geht nicht. Außerdem bekommt er bei mir mehr.“

„Und was ist dieses hier?“ fragte ich, als wir zu einer hohen Eisentür kamen. „Dies ist“, sagte der Direktor, „eine wichtige Abteilung der Schule: hier werden die künftigen Eremiten versucht!“

Sie werden versucht? dachte ich. Was mag das heißen? Versucht . . . Natürlich werden sie versucht! Die Versuchung, die Versuchung des heiligen Antonius! Das war es.

„Die erste Station kann ich Ihnen zur Zeit nicht vorführen“, sagte der Herr Direktor. „Die Novizen versucht meine Frau, und da bleiben sie alle standhaft. Aber hier — was sagen Sie dazu?“ und er schob einen Vorhang in der Mauer beiseite.

„Ja, sieh mal an, in der Tat! Was?“ Er schmunzelte, seiner Anerkennung sicher.

Die Einsiedler saßen auf Bänken im Halbkreis — halblaute, unsichtbare Musik ertönte: kleine Mandolinen kimperten, und eine Bassgitarre brummte, leicht angeschlagen, den Takt. Vor den Schülern aber stand auf einem Bein, nur mit einem Armband bekleidet, die — wie das Lehrprogramm mir später verkündete — erste Balletttänzerin vom Stadttheater zu Fürstentfeld-Bruck, eine zierliche Bierzigerin. Sie tat ihr Möglichstes. Sie warf die heißesten Blicke nach rechts und nach links, sie pirouettierte und vollführte dann sogar etwas sehr, aber sehr Gewagtes — es half ihr alles nichts: die Einsiedler blieben ruhig wie die Eisblöcke, ihre Augen blickten glanzlos ins Leere — apage Satanas, o nein, mein Fräulein! — Es war eine respectable Leistung.

„Wo ist der Hörsaal B?“ fragte der Direktor der Tänzerin. Die schöne Sünde, die leicht nach Schwefel roch, brach ab. „Die Herren von B sind nebenan, im Versuchsraum“, sagte sie schnippsisch. Wir gingen durch den Saal auf die hintere Tür zu — wieder perkten die Mandolinen, die verborgene Gitarre nahm den Takt auf, lockend sang eine kleine weiche Melodie hinter uns her . . .

„Die Herren Einsiedler vom Coetus B“ rief der Herr Direktor. Sie kamen aus dem Nebenraum, der im ‚Solitaire‘ das darstellte, was in der Großen Bibliothek der Stadt Paris „l'enfer“ genannt wird, „die Hölle“, wo Satan selbst seine Laszivitäten ausgespielt hat; aus diesem Raum, den nur die Adoranten betreten durften, also nicht einmal ich, kamen sie heraus. Der Instruktor geleitete sie, ein fetter Mann mit blanken Zettäugelchen, der wie ausgestopft aussah: der berühmte Pornograph F. Wrobel. „Darf ich die Herren Einsiedler zum Essen bitten“, sagte der Direktor.

Es war ein heiteres Mahl. Der Coetus bestand aus den Vorgeschritteren — Menschenfeindlichkeit und gediegene Fachkenntnis hielten sich die Wage. Viele trugen bereits das kleine Einsiedler-Abzeichen auf der rechten Brust. Wir aßen sehr gut, wir tranken stille Weine, die genossen werden wollten, ich lernte den jungen Herrn von Rügeln kennen, einen tief veranlagten jungen Mann mit Idealen und einer schönen Weltanschauung. „Die Menschen“, sagte er mit schmerzlicher Betonung, „die Menschen . . .“ Die Herren sprachen von dem „Einsiedlerstat“, der Erfindung eines ehemaligen Schülers der Anstalt — denn sein Solo muß der Eremit haben. Und wir waren fröhlich und guter Dinge, wir sangen schöne Lieder wie:

„Die Welt, die ist ein Siamertal“

und

„Einsiedelmann ist nicht zu Haus,  
Dieweil es Zeit zu mähen.  
Ich sah ihn bei der Halde drauß,  
Bei einer Schmittrin —“

„Sagen Sie mal“, fragte ich meinen Nachbarn, „studieren denn hier bei Ihnen keine Frauen?“ „Nein“, antwortete er, „haben Sie schon einmal eine Einsiedlerin gesehen?“ Ich schwieg betroffen.

Nun war es schon spät am Nachmittag geworden — der Direktor war unermüdblich. Er zeigte mir noch so vieles: Praktische Uebungen im Bau von Eremitagen und Felshöhlen, die Handhabung der Einsiedlerwerkzeuge, als da sind: der Ring mit dem Amethyst, das Glöcklein und der Umhängebart, weise Sprüche für den Alltagsgebrauch, die Einflagbarkeit der milden Gaben und andres mehr.

Er zeigte mir die Uebungsklaufe im zweiten Stock; sie wurde gerade benutzt: ein frommer Mann stand gebeugten Knies mit der Geige am Kinn darinnen, und seine Lippen murmelten. Durchs Fensterlein lugte auf den Reihenspitzen der jüngere Poestlein als Engel verkleidet, ein süßes Tönen durchzog den Raum, und wir waren alle sehr zufrieden.

Und er zeigte mir vom Söller aus den weiten Blick über das gewellte Land — da und dort lagen die Einsiedlerklause der Schule, wie kleine Tempelchen verstreut. Rauch stieg aus manchen von ihnen auf, friedlich senkte sich die Dämmerung hernieder, dort arbeiteten die Adepten an ihrer letzten Ausbildung für die große Einsiedlerprüfung. Wir stiegen hinunter.

Der Wagen fuhr vor. Ich drückte dem Pfortner die Hand, er räusperte sich befriedigt in tiefstem Paß. Der Direktor verabschiedete sich warm und herzlich. Ich dankte ihm für alles. „Nichts zu danken, mein Herr“, sagte er. „Kommen Sie einmal selbst, wenn Sie dessen da draußen überdrüssig geworden sind. Die Welt ist schal, verlassen Sie sich drauf! Und empfehlen Sie mich in Ihrem respektiven Bekanntentreise!“

Die Pferde ruckten an, die Riemen knarrten. Durch die warme Sommernacht zogen noch einmal leise die Töne aus dem erleuchteten Haus:

„14=, 15=, 16=, 17=, 18 = Siedelmann,  
19 = Siedelmann, 20 Seidel!“

Dann verhallten sie, und wir fahren durch den grünen Wald wieder nach Hause, in die böse, böse Welt.

---

## Liebe von Curt Wesse

Alles, was du berührst,  
Schlägt leise Flügel.  
Liebender Wille wird  
Göttlicher Zügel.  
Siehe: Dein Tag hebt mich  
Zu klarerem Tun —

Und deine Nacht führt mich  
Auf zärtlichen Schritten  
Kindhaft zum Urbeginn.  
Für mein Beginnen  
Läßt du dein Leben sanft  
In mich verrinnen.

## Siebente Kriegsanleihe von Vinde

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Aufgaben sind neue Mittel erforderlich; und das Reich ruft zur Zeichnung der siebenten Kriegsanleihe auf. Neue Milliarden sollen für den Kriegsbedarf ausgebracht werden, und jeder, der dem Reich dabei hilft, hat sich zu erinnern, daß dieser Krieg die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands auf viele Jahrzehnte hinaus begründen wird. Darum ist das Leihgeld, das wir dem Reiche für die glückliche Beendigung des Krieges zur Verfügung stellen, eine Kapitalsanlage im wirklichen Sinne der national-ökonomischen Lehre: eine Kapitalsanlage nämlich, die nicht nur — durch ihre Verzinsung — dem privatwirtschaftlichen Interesse des Kapitalisten, sondern — durch ihren weit wirkenden Allgemeinutzen — den Interessen des gesamten Wirtschaftskörpers zu dienen imstande ist. Es ist keine Erwägung denkbar, die vom Standpunkt des anlage-suchenden Kapitals aus die Reichskriegsanleihe hinter andern Investitionen zurücktreten lassen könnte: denn die Sicherheit und die Stärke des Reiches sind die Voraussetzung für die Blüte allen Handels, jedes Gewerbes, und erst wenn das Reich die Mittel zu leben hat, kann es von seiner Kraft abgeben. Wie man zunächst das Haus fundamentiert, ehe man aufbaut und ausbaut, und wie die Solidität und Festigkeit des Fundaments allein die Widerstandsfähigkeit und die Dauer des Baues, der uns beherbergen soll, gewährleistet, so ist die gesunde Finanzierung des Krieges gegenwärtig die vornehmste, vielleicht die einzige Aufgabe, um den künftigen Neubau der deutschen Wirtschaft gehörig vorzubereiten; und jeder, der nach dem Maßstab seiner finanziellen Kräfte Kriegsanleihe zeichnet, trägt zu seinem Teil an dem großen Aufbau bei.

Die Welt hat sich während des Krieges in allen Gegenwärtigen an den Gebrauch von Zahlen gewöhnt, für die uns im Frieden fast der Maßstab, sicherlich aber die Handhabung gefehlt hat. Die Schulden aller zivilisierten Staaten zusammen betragen vor dem Kriege hundert- undsechzig Milliarden Mark; jetzt hat allein die Hälfte davon das deutsche Reich an Anleihen und kurzfristigem Geld aufgenommen, während die Kriegsfiananzierung unsrer Hauptgegner durchweg noch mehr Geld verschlungen hat. Das Deutsche Reich trat in den Krieg mit einer Schuld von fünf Milliarden ein; die Schuld wird sich bis zum Kriegsende mindestens verzwanzigfacht haben, und allein die Zinsen dieses gewaltigen Debetpostens werden so viel Reichsmittel beanspruchen, wie früher zur Bilanzierung des gesamten Reichsetats notwendig waren.

Aber diese Zahlen, an deren Wirklichkeit man vor dem Kriege nirgends geglaubt hat, haben nichts Drohendes, keine Erdrückung ist von ihnen zu befürchten. Dieselbe Kraft, die uns zu diesen Zahlengrößen erhoben hat, wird es auch sein, die uns oben auf dem erreichten Gipfel hält. Waren die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands, wie sich erwiesen hat und sicherlich weiter, bis ans Ende des Krieges, erweisen wird, stark genug und imstande, die Finanzierung des Krieges in ansteigender und grader Linie durch Bereitstellung neuer Milliardenmittel durchzuführen, so werden sie, wenn Friede sein wird, auch innerhalb des neuen, von ihnen geschaffenen Wirtschaftsrahmens zu arbeiten verstehen. Schließlich sind es nur die Posten in den Rechnungen der großen Privatwirtschaften, die sich ändern müssen, damit die Gesamtwirtschaft der Zukunft unter dem Druck der Milliarden keinen Schaden leidet; und

wenn die Kraft der großen Privatwirtschaften, wie wir vertrauen dürfen, aus dem Kriege ungebrochen hervorgeht, dann steht es, mag er noch so viel neue Mittel erfordern, gut um Deutschlands wirtschaftliche Zukunft.

## Antworten

**Heinz Ullstein.** Mir hatte eingeleuchtet, was Sie in Nummer 36 zu den Bemerkungen über den ‚Zweck des Lebens‘ in Nummer 34 äußern zu sollen geglaubt hatten. Aber Egon Friedell, dens vornehmlich anging, erklärt: „Nein, mir leuchtet das garnicht ein. Wenn Edison sich bei seiner Arbeit seine Augen ruiniert, so hat er Pech gehabt, aber kein Opfer gebracht; denn — wie der geehrte Einsender ja selbst sagt — ‚nur, wer freiwillig opfert, ist wahrhaft frei und opfert überhaupt‘. Anders wäre die Sache gewesen, wenn vorher eine Fee zu Edison getreten wäre und gesagt hätte: ‚Mein lieber Edison, du wirst dir mit diesen Sachen deine Augen kaputt machen. Also, was ist dir lieber: diese für dich und die Menschheit so beglückende Arbeit oder deine guten Augen?‘ Dann hätte Edison in Freiheit dieses wählen und das ‚Opfer‘ ablehnen können. Er hätte aber auch, was ich für das Wahrscheinlichere halte, jenes wählen können — und auch dann kein Opfer gebracht. Denn in seiner seelischen Bilanz hätte dann eben das Glück des Arbeitens und Erfindens das Unglück des geschwächten Augenlichtes weitaus überwogen. Das nennt man dann aber nicht Opfer, sondern Geschäfts-spielen.“

**F. R.** Und nähme ich Flügel der Morgenröte und bäte mit Engelszungen, mir keine Dramenmanuskripte zu schicken: ich entgehe dieser Belästigung nicht. Wenn Einer anfragt, ob er schicken dürfe, so antwortet man, daß er nicht darf. Aber was tut man mit den Herrschaften, die ohne Anfrage und Ankündigung ihre Makulatur ins Haus werfen und verlangen, nicht nur, was bescheiden wäre, daß man sie sich zu Gemüte führe, sondern auch, daß man daraus ein Paket machen, es aus der eigenen Geschäftskasse frankieren und einen Angestellten auf dem Postamt sich anstellen lasse, bis ers nach ein paar Stunden los wird! Was künftig dieser Art einläuft, fliegt auf den Müll. Denn leider in den seltensten Fällen ist der Begleitbrief so lustig wie der von heute, der dem Absender mildernde Umstände eingetragen hat, indem daß er lautete: „Der Direktion der ‚Schaubühne‘ erlaube ich mir in der Anlage ein Bühnenstück: . . . , Romantisches Schauspiel mit Gesang und Tanz in 4 Aufzügen, zum Ankauf anzubieten. Es ist ein sehr reiches, bezw. sensationelles Motiv mit schönen Bühnenbildern und könnte auch eine aktuelle Wirkung haben, da wir den Mohammedanern‘ nähergetreten sind. Sollte die eine oder andre Redewendung für die Bühne nicht ganz geeignet sein, so ließe sich das ja leicht ändern. Selbst bei den Werken erfahrener Bühnenauctoren pflegen die Theaterdirektionen Streichungen, bezw. Umänderungen vorzunehmen. Vielleicht steht der ‚Schaubühne‘ ein Dramaturg zur Verfügung, der die betreffende Arbeit ausführen könnte; eventl. könnte er auch eine Operette daraus machen. Diese Arbeit hat aber auch den Vorzug, daß die Spannung von einem Aufzug zum andern steigt und die Geheimnisse erst im letzten Aufzug ihre volle Lösung finden. Um der Arbeit auch eine unanfechtbare Grundlage zu geben, habe ich bezwählig Sitte und Recht der Islamiten eine Anzahl Bücher von Orientreisenden durchstudiert und in Fußnoten das Tatsächliche hervorgehoben. Die beiden Lieder, 1. und 3. Aufzug, müssen komponiert werden, was nicht schwer fallen kann, da sie sehr sangbar sind, indem schon der Rhythmus die Melodie in sich trägt. Ich bitte um baldige Prüfung, der Aktualität wegen, und Angabe, ob Sie die Arbeit so wie sie ist, ankaufen würden, unter welchen Bedingungen und zu welchem Preise.“ So skeptisch ich bin: sie scheint mir unbezahlbar zu sein.

## Der Begriff des Verzichts von Germanicus

Die Alldeutschen behaupten, daß die Mehrheitsparteien, die liberale Presse, beinahe auch die Regierung und jedenfalls der Staatssekretär für das Äußere auf die Ergebnisse, die uns drei siegreiche Kriegsjahre eingebracht haben, verzichten wollen. Glattweg verzichten. Einmal um des Vergnügens an solchem Verzichte willen; und dann, weil diese syndikalisierten Feiglinge kleinmütig genug seien, die Widerstandskraft Deutschlands, die militärische wie die wirtschaftliche und finanzielle, für heut oder morgen erschöpft zu glauben. Wie immer, so ist auch diesmal von dem, was die alldeutschen Fanatiker gegen die Politik der Vernunft vorzubringen haben, nicht ein einziges Wort wahr. Niemand von uns, die wir über die Wege zur Verständigung der Völker Europas nachdenken, ist so masochistisch, um wegen des Vergnügens, das ein Verzicht zu bereiten pflegt, das eine oder das andre der besetzten Gebiete wieder freigeben und vielleicht keines der okkupierten Länder nach dem System der Annektion dem deutschen Reiche einverleiben zu wollen. Und ebensowenig rechnet irgend jemand von uns mit dem Zusammenbruch der deutschen Widerstandskraft. Im Gegenteil: nur auf dem Hintergrund unsrer absoluten Ueberzeugung von der ungebrochenen Wehrfähigkeit des deutschen Volkes sehen wir das neue Deutschland und das neue Europa nach unsrer Weise; wüßten wir solchen Hintergrund nicht unantastbar gegenwärtig, so müßten wir an Deutschlands Zukunft verzweifeln und würden es für lächerlich halten, gegenüber der dann doch siegreichen Entente auch nur mit dem status quo zu rechnen. Niemand von uns will aus Kurzsichtigkeit oder Schlappheit die Ernte preisgeben; der Verzicht, wie wir ihn verstehen, ist nicht ein sinnloses Opfer von berechtigten Ansprüchen und Ausichten, ist vielmehr eine Abstreifung abenteuerlicher Forderungen, eine Verminderung der sonst unsre künftige Entwicklung bedrohenden Reibflächen, eine Konzentration unsrer Wirkungskreise und damit eine Steigerung der deutschen Kraft. Wer mehr will, als er kann, und nach mehr greift, als er beanspruchen darf, gefährdet sich und die ihm bestimmte Entwicklung. Wir glauben nicht daran, daß Deutschland von heute auf morgen das englische Imperium sich zu Füßen zu legen oder sich an dessen Stelle zu setzen vermag. Darum halten wir all die Instrumente, mit denen die Alldeutschen eine derartige Weltverschiebung herbeizuführen gedenken, für fiktiv und wertlos. Wir glauben im Gegenteil, daß Deutschland sich mit seinen Gegnern von heute, besonders mit England, wird zusammenfinden und als ein Teil des neuen Europas wird einrichten müssen; darum scheinen uns alle Absichten, deren Verwirklichung die weltpolitische Notwendigkeit Europas von

vorn herein verhindern müßte, verderblich. Andererseits wissen wir sehr genau, daß Deutschland seine Pflichten gegen dieses Europa und seine für die Weltentwicklung erforderliche Leistung nur erfüllen kann, wenn es stark, gesund, frei und im höchsten Maße bewegungsfähig ist. Wir wissen mit Herrn von Kühlmann, daß Deutschland, als es vor etwa fünfzig Jahren in die Versammlung der europäischen Großstaaten eintrat, nicht grade zärtlich empfangen wurde; wir wissen ferner, daß sich die Abneigung der Großstaaten gegen den jungen Konkurrenten schließlich bis zum Vernichtungshatz verdichtet hat. Wir wissen aber ebenso genau, daß die alten europäischen Großstaaten durch die drei Kriegsjahre einsehen gelernt haben, zum mindesten aber dabei sind, es einzusehen: daß dieses Deutschland nicht verdrängt noch zerschlagen werden kann, daß mit ihm als einer kompakten Realität gerechnet werden muß, kurz: daß die Weltgeschichte, die dieses Deutschland emporgetragen hat, nicht zurückzudrehen ist, daß also künftighin und für immer mit Deutschland als mit einem gleichberechtigten Junior-Partner und eben um seiner Jugend willen vielleicht sogar mit dem künftigen Führergenossen zu zählen ist. Der Krieg hat Deutschland neben England gestellt: diese Beiden sind die Sieger. Ob England das heute schon zugeben will, ist so gleichgültig wie die Großsprecherei des Herrn Asquith. Früher oder später muß England es zugeben. Ihm zu solcher Einsicht zu verhelfen, werden wir es an nichts mangeln lassen, werden unsere Truppen in Flandern und unsere U-Boote auf das vollkommenste ausreichen. Wenn aber England sich zu solcher Einsicht durchgerungen hat, und wenn es sich dann entschließt, vor dem waffengewaltigen Gegner Deutschland den Degen zu senken und in ihm das geschichtlich gewordene und für die Weltentwicklung als durchaus notwendig begreifbare zweite Zentrum Europas anzuerkennen: dann ist jene Atmosphäre geschaffen, von der Kühlmann gesprochen hat, und die erforderlich ist, um eine Friedensfindung aussichtsreich und gewiß zu machen. Wobei gleich zu betonen ist, daß diese künftigen zwei Zentren Europas sehr schnell die Identität ihrer Interessen und ihre Determinierung auf wechselseitige Befruchtung und Steigerung erkennen werden. Europa ohne England ist ein Wahn und nicht einmal ein schöner. England ohne Deutschland würde die Weltunruhe in Permanenz bedeuten.

Daß die Geschichte so laufen wird, wie wir es hier andeuten, ist uns gewiß, ist unser Glaube. Wie jedem Glauben, so müssen auch diesem Opfer gebracht werden. Auch wir fänden es reizvoll, Belgien zu besitzen und die flandrische Küste mit deutschen Flottenstützpunkten bedeckt zu wissen; auch wir könnten noch mancherlei andres nennen, was uns begehrenswert erschiene. Weil aber solche Wünsche von uns als willkürlich erkannt werden, und weil wir deren augenblickliche Verwirklichung als eine Durchkreizung der europäischen Entwicklung und damit als den Unheilzwang zum



europäischen Chaos erkannt haben: darum lassen wir sie dahinfahren, darum verzichten wir. Unser Verzicht ist nicht schämliche Selbstbescheidung, sondern Versteifung der uns gesetzten und von uns begriffenen Möglichkeiten. Wir müssen darum schon bitten, daß die Herren Alldeutschen, wenn sie mit uns rechten wollen, die moralischen Vorwürfe, daß wir Verräter an der deutschen Sache, zum mindesten aber Schlappschwänze seien, säuberlich beiseite lassen. In unserm Streit mit den tecken Eroberern geht es um Geschichtsauffassung und Weltanschauung, um weltgeographische Einsicht und um den politischen Instinkt. Wir können darum auch nicht eines Bessern belehrt werden, wenn wildgewordene Massen ihr Geschrei gegen uns werfen. Die Deutsche Vaterlandspartei mag getrost Hunderttausende von Nachschwägern, die nicht einmal die Landkarte kennen, auf die Beine stellen. Der gleichen kann und darf uns nicht berühren. Im übrigen sehen wir aber noch ganz und gar nicht die Mehrheit des deutschen Volkes unter die Suggestion der starken Wortemacher und verblendeten Englandhasser gebannt. Im Gegenteil: was uns betrifft, so riskieren wir gutes Muts eine Volksabstimmung, wenn sie nur in Freiheit vorgenommen wird und unter dieser entscheidenden Fragestellung: Verständigung mit England über Europa und damit über die künftige Weltpolitik — oder Kampf mit England bis zur Niederbrechung eines der Gegner.

\*

Die Alldeutschen haben ein schlechtes Gewissen, sonst würden sie nicht dauernd mit Lügen hausieren gehen. Sie wollen dem Volke einreden, daß wir Andern sozusagen von vorn herein in die Arnie sinken und Verzichte aussprechen, bevor solche Verzichte produktiv zu werden vermögen. Ganz so dumm sind wir dem doch nicht. Wir denken gar nicht daran, Trümpfe, durch die wir den Gegner zwingen können, nicht nur uns Zugeständnisse zu machen, sondern zu der neuen Einsicht von Europa zu kommen, gedankenlos und vertrottelt fortzuwerfen. Wir sind fest entschlossen, hart zu sein und nichts zu opfern, wodurch die Entwicklung, wie wir sie wollen, gefährdet werden könnte. Darum billigen wir auch durchaus, daß der Kanzler noch immer über die Einzelheiten der von uns beabsichtigten Friedensfindung Schweigen bewahrt. Vielleicht erinnern sich die alldeutschen Hitzköpfe, daß wir schon vor Jahr und Tag der aufgeregten Begierde, Deutschlands Kriegsziele bis ins Einzelne kennen zu lernen, mit kalter Stirne entgegengetreten sind. Für mindestens ebenso töricht aber, wie von vorn herein zu sagen, worauf man verzichten würde, halten wir es, egalweg in die Welt hinauszubrüllen, daß man behalten will, wovon die Welt weiß, daß man es niemals wird behalten können. Uns scheint es restlos richtig, die Welt wissen zu lassen, daß man die Weltlage begriffen habe, und daß man fest entschlossen ist, alles zu tun, was sie fordert; aber ebenso rücksichtslos wird man darauf

achten, daß auch alle übrigen am europäischen Ausgleich Beteiligten das Notwendige tun und das Störende unterlassen. Mit solcher Gewißheit von unvernünftigen Ansprüchen und der umkehrten Erwartung ebenso vernünftiger Rückäußerung die Welt anzufüllen: das ist es, was Herr von Kühlmann die für die Friedensfindung notwendige Atmosphäre schaffen nennt. Für solche atmosphärische Bildung hat Deutschland das Seine getan. Es ist dabei hier und da gestört worden, es ist dabei hier und da vielleicht nicht entschlossen, nicht eindeutig genug gewesen: aber es hat doch hinreichend die gefährlichen Erübungen zu beseitigen versucht und hat Dem, der durchschauen will, es möglich gemacht.

England blickt starr nach Belgien. Wenn es zu sehen und zu begreifen bereit ist, muß es erkennen, daß Deutschland einer Wiederherstellung dieses equilibristischen Drehpunkts nichts entgegenzusetzen wird, wofern nur solche Wiederherstellung nicht von vorn herein das neue Europa gefährden müßte. Wobei wir besonders betonen, daß wir alle Experimente, die keine Annexion, aber doch eine Inanspruchnahme sein wollen, für undurchführbar und darum für verhängnisvoll halten. Keine verantwortliche Stelle Deutschlands denkt an solche Experimente. Wenn Graf Reventlow uns damit bedroht, daß den abziehenden Deutschen der Haß des belgischen Volks nachfolgen würde, so wissen wir noch viel besser, daß solcher Haß den verbleibenden Deutschen, auch den maskiert verbleibenden, ein Jahrhundert und mehr grausamsten Kleinkriegs und schwerster politischer Wirren bescheren müßte. Wenn wir darum auf Belgien, wie unsere Alldeutschen höhnen, verzichten, so tun wir das um unsrer selbst willen, tun es allerdings nicht ohne Gegenleistung und nicht bedingungslos. Wir meinen aber, daß das, was wir als Gegenleistung und Bedingung zu fordern haben, einigermaßen deutlich ist und von einem England, das Europa so will, wie es nach dem Ergebnis dieses Krieges werden muß, auch, wenngleich mit Sträuben, so doch in Einsicht, zugestanden werden kann. Um dieses Können geht nun der Kampf, und zwar so lange, bis daraus bereitwilliges Wollen geworden ist. Der Weltkrieg ist entschieden: Deutschland bekennt sich zu solcher Entscheidung — es handelt sich nur noch darum, daß auch unsere Gegner sich dieser Entscheidung beugen. An ihnen ist's, sich zu fragen, ob sie weiter grausame Blutopfer bringen wollen, um endlich eine politische Sachlage zu erkennen, die längst vorhanden und durch nichts mehr zu ändern ist.

---

## Zu diesem Krieg

Ludwig Thoma (von der deutschen Vaterlandspartei)

Kannegießer

Der Verband echt deutscher Leute“ hielt seine Versammlung in diesem Herbst zu Wiesbaden ab.

Harmlose Menschen, wenn man sie neben die russischen Kollegen

stellt, aber auch gefährlich.

Nicht so sehr durch den Drang zu eigenen Taten; denn sie sind schmerzbüchig, asthmatisch, glasköpfig und halten sich schon an kühlen Sommerabenden nicht gerne da auf, wo es zieht.

Aber gefährlich durch ihre unbändige Lust am Spektakeln hinter den Kulissen, durch ihre Freude am Theaterdonner, der unversehens einmal zum richtigen Gewitter werden könnte.

Natürlich würden unsre braven Freunde nicht naß; sie saßen in wohltemperierten Stuben und würden die Grauslichkeiten nur mit gebührendem Ernste in der „Blauen Gans“ oder im „Roten Ochsen“ besprechen.

Man sieht die grimmigsten Reden recht leibhaftig vor sich.

Privatisierende Apotheker, Professoren, Landrichter, pensionierte Offiziere. Darunter sogar Generale, die nach Zeitvertreib und Autorität hungern, was beides flöten ging unterm Zylinderhute.

Alle miteinander Mordsterle, denen die Geschäftigkeit des Werkeltages so banal vorkommt; die Festtage möchten, Sedanfeiern mit Raketen und bengalischen Feuern, Wacht-am-Rhein-Gefänge, kurz: Lärm, Kadau, Spektakel. Lieferte man den Kindern die Ründholzschachtel aus, im Nu würde unser Haus lichterloh brennen.

Ich traue den gutmütigen Philistern zu, daß sie höchlich erschrecken würden, wenn es brenzlich ginge.

Aber anstecken würden sie unser ehrwürdiges Staatsgebäude. Daran ist nicht zu zweifeln.

Man höre nur, welche Resolution sie zur Marokkofrage einstimmig angenommen haben.

Einstimmig.

Es war keine Seele unter ihnen, die noch ein bißchen Mitleid mit den Franzosen empfand.

Ein jeder war bereit, den Erbfeind mit Haut und Haaren zu fressen. Heißt: fressen zu lassen.

Denn die Guten selber verdauen schon ihr reguläres Stückchen Rinderbraten nicht mehr so ganz.

Also, der alldeutsche Verband fordert, daß die Reichsregierung

1. in deutlicher, auch den Marokkanern zur Kenntnis gelangender Weise das Vorgehen Frankreichs mißbilligt;
2. den Schutz der deutschen Handelsinteressen in Marokko selbst in die Hand nimmt und für die Gleichberechtigung des deutschen Handels mit dem andrer Nationen im Sinne der Akte von Algiciras wirksam eintritt;

3. die Entschädigung der in Casablanca geschädigten Deutschen durch den Schadenstifter, das ist Frankreich, mit allem Nachdruck betreibt;

4. wenn jedoch die Gefahr näher rückt, daß Frankreich auf den Etappen der zeitweiligen und dann verlängerten Besetzung des Landes tatsächlich politisch und wirtschaftlich Besitz von marokkanischen Gebieten ergreift, so hat Deutschland eine gleichwertige territoriale Entschädigung zu beanspruchen.

Wir sind Kerle, he?

Kurz und aut und fertig.

Und der Winkatur-Bismard aus Leipzig oder Köpschenbroda schlägt auf den Tisch und spricht zum Nachbar: „Das ist aute alte Politik von anno Bierundsechzig bis Einundsiebzig.“

Man kann privatisierender Apotheker sein und doch begreifen, daß auch Resolutionen Zweck und Sinn haben sollten.

Haben die germanischen Sämorrhoidbarier eine Ahnung davon, daß jede der vier Forderungen, gestellt von der Reichsregierung, den sofortigen Ausbruch des Krieges veranlassen müßte?

Riffer 1: Das gesamte Nordafrika in Brand stecken;

Riffer 2: aktiv in den Kampf eingreifen im brenzlichsten Momente;

Riffer 3: Frankreich brüstieren;

Riffer 4: napoleonische Politik von 1866 treiben.

Lauter Kleinigkeiten; nur ein Maulvoll für so einen quieszierten Steuereinnnehmer oder Landrichter.

Und doch würden auch diese Guten unter den Folgen des Krieges leiden.

Die Flasche Saint Etienne oder Saint Julien würde erheblich mehr kosten im 'Blauen Dörsen', und allgemach würden die grimmigen Reden bemerken, daß auch zwischen Frankreich und Deutschland einige wenige Handelsinteressen bestanden.

Beinahe so wichtige wie die marokkanischen.

Wer Apotheker ist, denke an die französischen Weinmarken, und selbst Generale ohne nationalökonomische Vorbildung dürften die Namen Fromage de Brie und Camembert kennen.

Und so gibt es noch Verschiedenes, was man nicht frebelhaft auf das Spiel setzen sollte.

Allerdings, ich verkenne nicht, es sind fürchterliche Naturen von gußeiserner Willenskraft im Verbanne der echt deutschen Leute.

Wer kriegte nicht eine Gänsehaut, als von Liebert für die Enteignung eintrat und jene Worte sagte: „In der Politik muß Macht vor Recht gehen.“

Sacrament!

Er sagte es so ruhig, wie unsereiner guten Abend wünscht.

Das ist eine mächtige Renaissancenatur!

Und sämtliche Sämorrhoidarier fühlten die Größe des Momentes und erkannten fröstelnd die ganze Strenge ihrer Meinungen.

Eine Stunde vorher hatten sie ihren teutonischen Zorn über die Vorgänge in Tirol ausgetobt.

In Persen und Calliano wurden deutsche Turner von Trientnern vertobt.

Der Verband brandmarkte die Feigheit der Irredentisten, welche in der Ueberzahl waren.

Aber Macht geht doch vor Recht in der Politik, meine Herren!

Auch der Verband echt italienscher Leute glaubt, Politik zu treiben. Genau wie Sie.

Und kommt mit der Moral, dem Anstande, der Achtung vor fremdem Rechte in Konflikt.

Genau wie Sie.

Ihr fürchterregender General will den Polen einfach ihr Eigentum nehmen.

Die Trientiner wollen deutschen Turnern das Herumpazieren ver-leiden.

Beides ist unschön.

Wo aber liegt der Unterschied?

Vielleicht darin, daß die Herren Irredentisten nicht erst die Mäuler anfreißten, sondern gleich zuhauen.

Sie, meine Herren, heißen das feig. Aber finden Sie eine helden-hafte Tapferkeit darin, die paar Dänen in Schleswig zu unterdrücken? Auch das haben Sie ja „beschlossen“.

Oder soll es deutschen Mut beweisen, wenn Sie den polnischen Bayern von der Scholle vertreiben und Schulkinder betriegen?

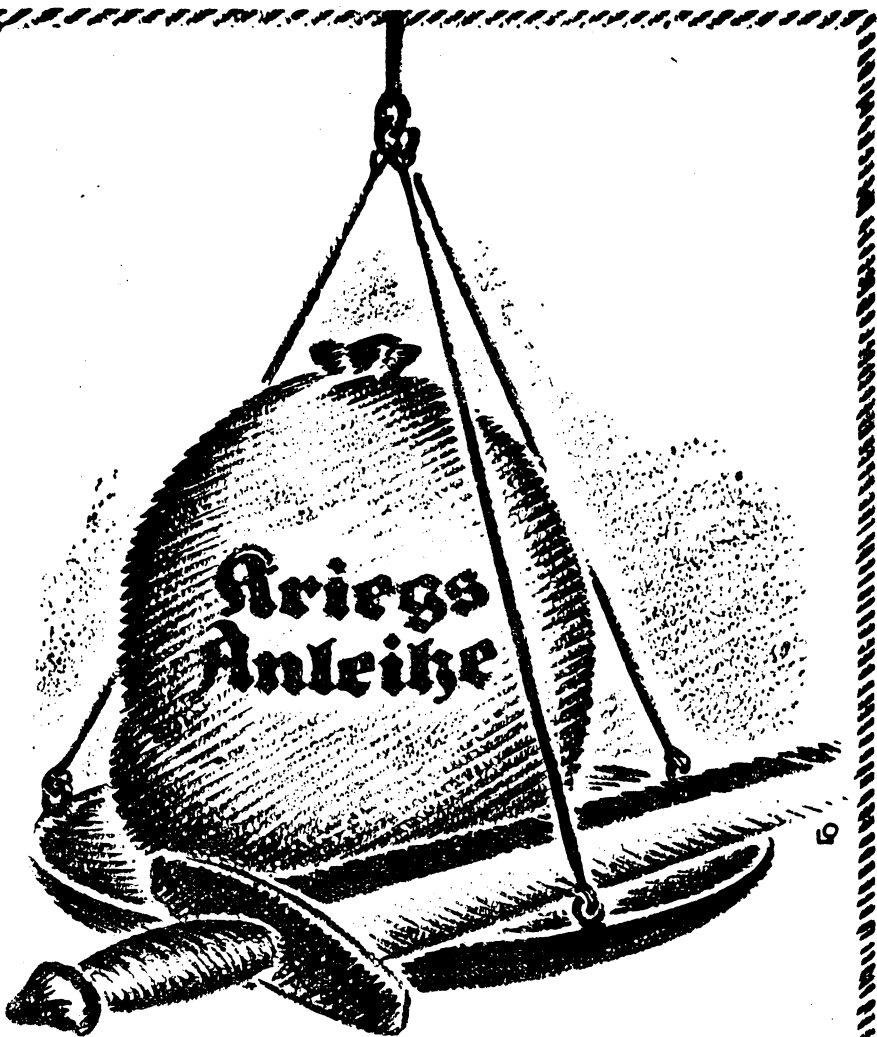
Sie müssen sich nicht so komisch entrüsten, sondern Sie müssen be-tenken, daß die Apotheker in Rovereto, entzündet von der gleichen Flamme, nur erheblich mehr Temperament haben als Sie.

Und auch an kühlen Sommerabenden ins Freie gehen, wenn es gilt, den Erbfeind zu verhauen.

Sie hätten natürlich die Sache von Andern besorgen lassen und in-zwischen die Wacht am Rhein gesungen.

Denn Sie sind nicht fähig, eine feige Handlung zu begehen.

Aus dem 'März' vom ersten Oktober 1907



Zur Herbeiführung eines ehrenvollen Friedens werden die gewaltigen Ergebnisse der Kriegs-Anleihen ebenso in die Waagschale fallen, wie unsere durch das Schwert errungenen großen Erfolge ---

**Darum zeichne!**

## Die Seele Frankreichs von Moritz Goldstein

Hätte ich von Romain Rollands großem Künstler- und Erziehungsroman den ersten Band anzeigen dürfen, so wäre meine beneidenswerte Aufgabe gewesen, Zeugnis abzulegen für einen epischen Gestalter von ungeheurer Kraft. Ich hätte gesagt: man glaubt nicht, daß dieser deutsche Musiker Johann Christof eine erfundene Figur sei, und daß man nicht vielmehr die Biographie eines Menschen lese, der unter uns gelebt hat. Ich hätte gesagt: die unlösbare Aufgabe, von Genie und Leistung eines erdichteten Künstlers zu überzeugen, hier ist sie gelöst. Ich hätte gesagt: Rolland besitzt ein so tiefes Wissen von Wesen und Ablauf künstlerischer Produktivität, daß man meinen sollte, er selber könne nicht gestalten; aber sein „Johann Christof“ beweist, daß er es in ungewöhnlichem Maße kann; und daß er auch noch das Gestalten zu gestalten weiß. Ich hätte gesagt: Rolland kennt seine Menschen mit so klarer, anatomischer Einsicht, er nimmt die Seelen auseinander und setzt sie zusammen mit einer so naiv gelassenen Technik des Beschreibens, daß man erwarten sollte, es könnten auf diese Weise keine lebenden Wesen entstehen; allein seine Figuren glühen vor Leben. Ich hätte aus der gedrängten Fülle etwa die Sabine herausgegriffen und sie den glücklichsten und graziösesten Erfindungen der Weltliteratur zur Seite gestellt, meßbar nur mit dem Maßstab Goethischer Frauengestalten; oder den unbergeßbaren alten Schulz, an dem man sich einen Freund fürs Leben gewonnen hat. Ich hätte den Rhythmus, die Leidenschaft, die Deutschtum dieses aus dem Französischen übersehten Buches gepriesen, und ich hätte zu zeigen versucht, wie die breite und tiefe Strömung des echten Epikers, der nichts will, als schlicht, wahr, farbig und deutlich erzählen, die gezierte Künstlichkeit modernster Epik davonschwemmt wie losen Sand.

Seit kurzem liegt, unter dem Titel: „Johann Christof in Paris“, der Mittelband des dreigeteilten Werkes in deutscher Sprache vor (verlegt von Rütten & Loening in Frankfurt am Main). Er scheint mit etwas weniger Gewissenhaftigkeit besorgt als der erste. Viele Druckfehler mögen die Folge von Kriegsschwierigkeiten sein; aber es fehlt nicht an Nachlässigkeiten des Stils, an Gallizismen und sogar an schweren Uebersetzungsfehlern (die Fußnote auf Seite 349). Die phrasenlose Schlichtheit der Sprache erquickt wieder, ihre Kraft jedoch scheint nachgelassen zu haben; ich vermag nicht zu entscheiden, welchen Anteil an Vorzug und Mangel der Autor und welchen das Uebersetzerpaar hat.

Der zweite Band fällt ab — dieses geläufige Urtheil vernahm ich ungläubig, bevor ich ihn kannte. In der That: jener war von der ersten bis zur letzten Seite mit Schöpferhänden und -häuten gestaltet, auch dort, wo er theoretisch oder polemisch wurde. Dieser theoretisirt und polemisiert, auch an Stellen, wo man Gestaltung

fordert. ROLLANDS unerschöpfbarer Reichtum an menschlichen Typen ist wieder da, auch seine durchschauende Kenntnis der Seelen; aber die Nähe fehlt, man fühlt ihre kreatürliche Wärme nicht so wie im ersten Band, sie gehen einen nicht genug an. Und war dort unter allen lebendigen Gestalten JOHANN CHRISTOF selber die lebendigste, so bleibt er hier blaß, und konnten wir ihn nicht schon so gut: aus diesen fünfhundertsechzig Seiten würden wir ihn keineswegs kennen lernen.

Allein ich bin gesonnen, nicht nur Romain Rolland, sondern auch seinem Werke, JOHANN CHRISTOF die Treue zu wahren. Man muß nur den Standort wechseln. Was liegt vor?

Nach dem ersten Bande klassifiziert man: Entwicklungsroman, auf der Linie des ‚Wilhelm Meister‘ und des ‚Grünen Heinrich‘, ein ebenbürtiger Entel so hoher Ahnen. Warum wählt der Franzose sich einen deutschen Helden? Vielleicht aus persönlicher Sympathie; vielleicht um der Reize des fremden Kostümes willen; vielleicht wegen seiner Beziehungen zur Musik. Daß dabei einige Völkerverpsychologie getrieben wurde, verstand sich von selbst.

Der zweite Band kehrt das Verhältnis um: was Mittel schien, enthüllt sich als Zweck, der Zweck sich als Mittel. Dem Dichter des ersten, des deutschen Bandes kam es garricht auf Poesie an; er schuf, auch dort schon, im Dienst einer ethischen Aufgabe, als Mahner, als Warner, als Prophet, als Volkserzieher: seinem eigenen französischen Volke weiht sich die Liebe und Sorge dieses Kenners und Künders aller Menschlichkeiten. Von der Höhe einer großen Vergangenheit richtet er die kleine Gegenwart, aus der Gegenwart sucht er, sorgend, hoffend, glaubend, Frankreichs Zukunft zu deuten. Der Roman vom deutschen Genie, JOHANN CHRISTOF ist ein Aufruf, und wenn hier, im Mittelpunkt, geredet wird statt gestaltet: um des Zieles willen muß geredet werden, nackt, hart, nüchtern. Uns ergreift diese Predigt weniger als die Dichtung des ersten Teils; aber nicht wir sind das Publikum, das sie erschüttern will. Indessen: dieser inbrünstige Versuch eines Franzosen, die Seele seines Volkes zu suchen und zu befreien, soll auch auf unsrer Seite nicht nur mit dem Verstand, nicht nur mit dem Geschmack aufgenommen werden. Er darf beanspruchen, zu unsern Seelen zu sprechen; denn es handelt sich nicht um Kunst oder Literatur: es handelt sich um Tod und Leben.

Frankreich ist krank — dies ist die bittere Diagnose, von der Romain Rolland ausgeht. Und er enthüllt diese Krankheit, die schrankenlose Herrschaft der Unverantwortlichen, der Phrasenhaften, der Genießenden, der Lauten und Lärmenden von Paris mit einer Schonungslosigkeit, welche uns gebietet, seine nicht minder bittern Urteile über Deutsches und über Jüdisches mit Achtung aufzunehmen. Aber die Gegendiagnose lautet: Frankreichs Volk ist gesund, und die Gesundheit, die Güte, die Reinheit, den Idealismus der Stillen, Unbekannten, Vergessenen, Entmutigten auszugraben

ist er mit seiner ganzen hohen dichterischen Kraft bemüht. Wir danken ihr im zweiten Bande diesen neuen Reigen bunter, rührender, tiefmenschlicher Gestalten — und wir begreifen nun, warum sie, verglichen mit den Figuren des Anfangs, wie hinter einem Schleier sich bewegen: ein außerkünstlicher Wille liegt ihnen in den Gliedern. Darauf, daß die Verzichtenden den Glauben an sich, den Willen zu sich, den Mut zur Tat zurückgewinnen, beruht ihm Frankreichs Zukunft. Und er verschreibt ihnen, der unerschrockene Arzt, eine Radikalkur; sie heißt: deutsche Kraft, deutsche Gesundheit; und sei's auch um den Preis von ein wenig deutscher Barbarei.

Denn dieses, von Rolland so wohl gekannte, so leidenschaftlich gepriesene, so lehrreich gescholtene, dieses aus dem Herzen eines Dichters neugeborene Deutschland des ersten Bandes: es ist für den Franzosen der letzten vierzig Jahre das tragische Problem. Der Deutsche freilich „hatte keinen Grund, einem Volk zu grollen, das durch sein Volk besiegt worden war“. Aber: „Ihr ahnt nicht, in welcher düstern Atmosphäre wir aufgewachsen sind, in einem gedemütigten und zerrissenen Frankreich, das dem Tod eben ins Gesicht geschaut hatte, und das noch immer die furchtbare Bedrohung der Uebermacht auf sich empfand . . . Kannst du dir die kleinen Franzosen vorstellen, wie sie in Trauerhäusern im Schatten der Niederlage geboren wurden, ernährt mit jenen trübseligen Gedanken, erzogen für eine blutige, unvermeidliche und vielleicht nutzlose Rache: denn das Erste, was ihnen, so klein sie auch immer waren, zum Bewußtsein gebracht wurde, war: es gibt keine Gerechtigkeit auf dieser Welt: die Uebermacht zermalmt das Recht!“ Und doch entdeckt Christof in Paris „die tiefe und innige Liebe seiner neuen Freunde gerade für das Innerste der germanischen Seele“; und doch erstaunt er über „die Ähnlichkeiten zwischen den anständigen Leuten in Frankreich und in Deutschland“; und doch zittert der Franzose vor der „Traurigkeit eines brudermörderischen Kampfes zwischen den beiden Nationen, die mehr als alle andern dazu geschaffen waren, sich zu verbünden“.

Romain Rolland wendet einen starken Band auf, um sich einen Deutschen zu erziehen, den er mitten unter seine Franzosen stellt, damit er „Leben ausstrahlt“. Daß er zu dieser Mission sich einen Künstler wählt, könnte man bemäkeln und als romantisch-moderne Ueberschätzung der Künstlerschaft ablehnen — hätte Rolland sie nicht so gerechtfertigt, wie Künstlertum allein gerechtfertigt werden kann und muß: durch reine und starke Menschlichkeit. Er scheut ferner nicht den Umweg eines ganzen Buches im zweiten Teil, um diesem Deutschen einen französischen Freund heranwachsen zu lassen. Und er scheidt das symbolische Bündnis dieser Beiden in die Feuerprobe des nationalen Konfliktes. Das Werk ist vor dem Krieg entstanden; nur eine jener Spannungen der letzten Jahre vor der Katastrophe wird, mit andern Aktualitäten vom Dreyfus-Prozeß bis zur Zabern-Affäre, un-



bedenklich in die Gutzmasse geworfen. Was wir beim Ausbruch 1914 an explodierendem Haß, an Massenpsychosen, an Auflösung der Persönlichkeiten im Gemeingefühl beglückt und beschämt erlebt haben, ist hier intuitiv vortweggenommen. Der Franzose prallt auf den „Größentwahn des deutschen siegestrunkenen Imperialismus und die völlige Unfähigkeit seiner Staatsmänner, andre Rassen zu begreifen . . . Der eingeschlummerte Stolz Frankreichs bäumte sich auf. Es erbebte vom Scheitel bis zur Zehe; und die Gleichgültigsten schrien auf vor Zorn.“

Die Gefahr geht vorüber. Der Dichter und Führer findet Zeit, in einem dritten Bande, dessen deutsche Fassung wir noch erwarten, seine Lösung zu geben. Inzwischen hat die Wirklichkeit die andre Lösung des Zwiespalts gewöhlt. Langsam erst tauchen wir in das Grauen Verstrickte aus den blutigen Nebeln. Von Verständigung hört man tagtäglich reden, aber um das Ländchen Elsaß-Lothringen scheint es eine Verständigung in alle Ewigkeit nicht geben zu sollen: auch Romain Rolland kennt auf diese Frage durchaus nur Eine Antwort, die der unsern widerspricht. Aber so viel ist gewiß, und diese Lehre kündet das Werk, und solche Weisheit mögen wir daraus schöpfen: Einmal werden, hüben und drüben, die Stillen, die heute leiden und sich opfern, so wie sie schon im Frieden die Opfer und die Leidenden waren, ihre Stimmen wieder gewinnen; dann werden sie es sein, die ihren Völkern Geschichte leben, und dann wird die Seele Frankreichs und die Seele Deutschlands sich finden.

---

## Laienpredigt von Hans Reimann

Die Rechte des Mannes müssen etwas sehr Erstrebenswertes sein, daß sich die Frauen derart danach drängeln!

Was hat denn der Mann für Rechte, daß die Frauenzimmer so scharf darauf sind?

Annette Kolb wird es wissen und etliche Andre, die der Rechte des Mannes bei Gott nicht bedürfen — einfach, weil sie selbst wohl wissen, wie es aussieht mit diesen „Rechten“ —: ich will nichts davon wissen.

Das Frauen-Studium ist ein Prachtbeispiel für die Erfolge des „Fortschritts“ in diesen Dingen.

Seit ich vor Jahren in der münchener Universitäts-Klinik eine junge, fesche Studentin, die eine Kindesleiche sezieren sollte, beim Anblick des kleinen Dingchens ausrufen hörte: „Nein, wie goldig!“ — seitdem habe ich meine privaten Ansichten über das Frauen-Studium.

(Schon schreit jemand, ich sei ein Dummkopf, weil ich einen einzelnen, einmaligen Fall verallgemeinere — obendrein andeutungsweise, was die Sache verschlimmere —: da muß ich erfuchen, überzeugt zu sein, daß ich Typisches von Belanglosem zu unterscheiden vermag!)

Im Großen und Ganzen ist das Studium der Frauen nichts anderes als ein Flirten auf wissenschaftlicher Basis. Und, wenn es nicht zum Flirten langt, so dreifach schlimmer!

Die ganze Wissenschaft ist, ich will nicht sagen: für die Katz, aber sie ist derart beschaffen, daß sich ihr mit Zug und Recht nur ernste, tiefernste Männerleute widmen sollten, Männerleute, die sich von einem gefunden Tardot oder einer fideleu Regelpartie mit geringschätzigem Lächeln oder mit Verachtung abwenden.

Ich habe ja selbst einmal studiert und hätte bei einem Haar ein Examen abgelegt, das mich berechtigt hätte, eine Stellung im Staate zu bekleiden. Aber beizeiten haben sich mir die Schleier von dem „wissenschaftlichen“ Getriebe gehoben, und ich erkannte dies und das. So bin ich ein ganz und gar unnützlichcs Glied der menschlichen Gesellschaft geworden, eine sogenannte verpfuschte Existenz. Ich danke meinem Gotte dafür.

In einer halb vergnügten, halb verärgerten Laune plante ich, knapp der Univerfität entronnen, eine Broschüre abzufassen: 'Wie werde ich Privatdozent?'

Man wird nämlich ganz anders Privatdozent. Nicht so, wie man sich das vorstellt.

Ich hab sie nicht abgefaßt, die Broschüre; denn ich kannte mich noch nicht hinreichend aus in gefelligen Zirkeln und unter den Gemahlinnen der wissenschaftlichen Säulen.

Wenn die Koryphäen der Wissenschaft unverheiratet wären oder, genauer gesagt, keine heiratsfähigen Töchter besäßen, so wäre es ein Leichtes, emporzuklimmen.

(Schon schreit abermals jemand dazwischen. Ach, Sie Mann der Wissenschaft, ich bin ja nicht imstande, halb so ernst zu sein wie Sie!)

Ehe über Reform der Univerfitäten und ihres Sprungbrettes, der Gymnasien, ein Wort verloren werden darf, hat eine Reform der Lehrkräfte einzusetzen; denn an denen liegt es.

Auf den Gymnasien: zwei Drittel Lehrer, die keinen blaffen Schimmer haben von Pädagogik, und denen der simpelste Bezirks-schullehrer turnhoch überlegen ist an erzieherischen Fähigkeiten.

Auf den Univerfitäten: Konkurrenzhaft der einzelnen Spezialisten untereinander und Protektions-Wirtschaft.

Das ist selbstverständlich übertrieben.

Aber es ist nicht übertrieben, wenn ich behaupte: diejenigen, die wirklich tüchtige Lehrer abgaben, die ziehen es vor, einen freien Beruf zu ergreifen. Die das Herz haben, zu lehren, die lehren nicht; und die lehren, haben in seltenen Fällen das Zeug dazu.

Nur wer selbst immerdar imstande ist, zu lernen, ist imstande, zu lehren.

Freie Bahn dem Tüchtigen? Ja, da muß dem Tüchtigen aber, bitte sehr, von Grund auf die Bahn frei gemacht werden. Schon auf der Schulbank. Denn wird des „Tüchtigen“ Geist schon auf der Schulbank in spanische Stiefel eingeschnürt, dann wird

er sich bitter hüten — sofern er die Einschnürung überhaupt als Einschnürung empfindet! —, einer von Denen zu werden, die ihn selber vormalen eingescnürt haben. Oder er wird, ausgestattet mit dem Willen, anders (besser) zu sein als seine Einschnürer, wie jene werden und gleichfalls feste einschnüren — schon um sein Monatliches nicht einzubüßen.

Und damit bin ich am Ende: der kleinste Kaufmann verdient nach seiner „Tüchtigkeit“ — der Lehrer aber, diesmal die Unversitäten ausgenommen, verdient gleich viel, ob er tüchtig ist, ob nicht.

Wer in seinem Berufe — dem Lehren — aufgeht und mit Herz und Hirn bei der Sache ist, der wird affkurat so abgelohnt wie einer, dem der ganze Kram wurcht ist.

Das ist nicht richtig.

Ebenso wenig ist richtig, daß ich „schmoddrig“ schreibe und mir unlogische Sprünge gestatte.

Aber ich tue das mit Absicht. Ich will meinen Worten die Wichtigkeit rauben und gleichzeitig jedem, der sich über das von mir Gesagte entrüstet, die Möglichkeit an die Hand geben, mich als einen nicht ernst zu Nehmenden abzutun.

---

## Über das Figurentheater von Harry Kahn

Heinrich von Kleist hebt in seinem berühmten Aufsatz ‚Ueber das Marionettentheater‘ als den unterscheidenden Vorteil von dessen Puppen hervor, daß sie antigrav, das heißt: dem Gesetz der Schwere nicht unterworfen sind, „weil die Kraft, die sie in die Lüfte erhebt, größer ist als jene, die sie an die Erde fesselt“, und daß diese Eigenschaft sie mehr als jede andre menschliche oder menschen darstellende Erscheinung zum Tanz befähige. Tatsächlich haftet denn auch den Puppen noch des geübtesten Puppenspielers etwas Tänzerisches an, und die besten italienischen Marionettisten setzen bekanntlich ihren Stolz darein, einem erstaunten und entzückten Publico ganze Ballette vorzuführen.

Dies weist den Weg auch zu dem Stilgesetz des reinen Figurentheaters. Die Schwerkraft, deren Aufhebung als das integrierende Merkmal der Marionette erscheint, bleibt bei der Figur in ihrer vollen Wucht herrschend, ja, sie gewinnt durch das Gefesseltsein der Figur an die von der Seite zu lenkende Führungsstange eine Macht, wie sie sie in den Erscheinungen der wirklichen Welt und vor allem der indischen Geschöpfe nicht hat. Wenn Kleist daher in der Marionette eine die normal-menschliche weit überragende Grazie und Anmut erkennen und in dem „Gliedermann“ eine Uebergangsstufe oder doch eine Polaritätsercheinung zu dem (von der Schwerkraft gelösten) Gott erblickt wissen will, so könnte die mimische und motorische Bewegungslosigkeit der Figuren in dem gleichen Sinne und in dem gleichen Maße als eine Zurückführung des Menschlichen auf seine tier-, ja pflanzenhaften Ausgänge gefaßt werden. Die

Grenzen, die bei der Marionette nach einem fernen Oben und Unten erweitert erscheinen, werden bei der Figur nach einem fernen Unten und Frühen gleichsam zusammengedrückt. Primitivität ist das natürliche Um und Auf der Figurenbühne.

Was und wie auf ihr gespielt werden kann und daher allein auf ihr gespielt werden darf, ergibt sich danach von selbst. Die Gradlinigkeit und Starrheit, mit der sich die Figuren von der einen Seite der Szene zur andern bewegen, in sparsamster Kreuzung und Ueberschneidung, müssen, auf der tiefern Ebene des Seelischen und Gedanklichen wiederkehrend, die richtung- und stilgebenden Maßstäbe zur Auswahl der aufzuführenden Dichtungen sein. Gradlinige Liebe und gradliniger Haß, lichte Freude und dunkle Trauer, hellste Erhöhung und tiefste Verdammnis, einfachste Kreuzungen und einfachste Ueberschneidungen menschlicher Verhältnisse — das müssen die Motive sein, die den Spielplan der Figurenbühne bestimmen. Keine Verästelungen, Verflechtungen, Spiegelungen in einzelnen und von vielen Individuen; kein Helldunkel, kein Ungefähr, und Psychologie nur insoweit, als sie monologisch zum Ausdruck kommt und nicht in ihren Wirkungen von Menschenseelen auf- und miteinander. Es eignet sich daher insbesondere auch die ganze große Reihe jener dramatischen Werke, in denen ein einzelnes Innenleben durch Geister, Gespenster, Fabelwesen in Bild und Wort projiziert ist, umso mehr, als die Figuren natürlich ganz andre Möglichkeiten der stofflichen Variierung bieten als der Körper des Schauspielers aus Fleisch und Blut.

Es bedarf keines Hinweises darauf, wie das, was hier als eingeborenes und festes Gesetz gegeben ist, mit den in einem diffusen und nervösen Suchen zu Tage tretenden Bestrebungen der ganzen neuern Kunst zusammenfällt. Sowohl die Entnaturalisierung des Szewischen, die das vornehmlichste Programm des „Münchener Künstlertheaters 1908“ war, wie die Expressionierung der Darstellung der Erscheinungen durch das Zurückgehen auf die einfachsten Grundelemente von Linie und Farbe, sehen sich hier, wenn nicht verwirklicht, so doch auf einen praktisch gangbaren Nebenpfad gebracht, der möglicherweise zu Ausblicken in freies Gelände, das auf den Hauptwegen gar nicht oder nur schwer erreichbar ist, führen kann. Was Georg Fuchs mit der tollkühnen Verantheit des falschen Propheten versuchte — die sogenannte „Reliefbühne“, das ist: die Stilisierung eines Bewegungskunstwerks nach den Gesetzen bewegungsloser Künste —, indem er lebendige Menschen zu leblosen Bildwerken sich zu degradieren zwang, dazu führt bei der Figurenbühne auch hier schon allein das Material der „Spieler“, das sich nicht so entscheidend von dem des dekorativen Rahmens abhebt wie der atmende Mensch von der toten Skulptur. Und die symbolkräftige Formung einer Bewegung, eines Konturs, eines Farbflcks für ein ganzes Menschenleben (oder „Tierschicksal“ bei Franz Marc), das erfordert allein die technische Notwendigkeit, eine

Figur in der gleichen Stellung in der sie aufgetreten ist, bis zu ihrem durch die Handlung begründeten Abgang auf der Szene zu lassen.

So wird das Bühnenbild, der sichtbare Teil des theatralischen Gesamtkunstwerks, notwendig zur Abreviatur, zum Siegel und Siegel des geistigen Komplexes, den es ausdrücken will. Es ist lediglich, aber darum umso wahrhaftiger, sein visuelles Symbol, das dem äußerlichsten Sinn zugewandte Wahrzeichen der dramatischen Dichtung, gewissermaßen ihr Wappen. Es wird so mit dem Fachausdruck der Physik ein „besserer Leiter“ zu der innersten Seele des Sprachkunstwerks, das das Drama doch immer vor allem andern ist und bleibt, als die „schlecht isolierte“, ablenkungsbehaftete und ablenkungsbehaftete Szene unsrer heutigen Schauspielhäuser. Es ist keine Frage, daß das richtig verstandene Figurentheater sich, nicht nur in seinen formalen Gesetzen, sondern auch in seinen ideellen Wirkungen dem Theater der Hochantike mit seiner Maskenstarre, seinem durch den Kothurn belasteten und gefesselten Schreiten, sowie seinen streng rhythmisierten Körperbewegungen nähert. Das Ohr tritt wieder in seine Rechte als Urfunktion der menschlichen Apperzeption ein: die Sprache der Musik und die Musik der Sprache gewinnen wieder erhöhte Eindruckskraft, die Gewalt des Worts und damit die des von ihm gebauten Gedankens überwiegt die der sinnlichen Wildreize. Das innere Schauen wird auf Kosten des äußern Sehens gestärkt; die mitschaffende Phantasie des Zuschauers wird zum vornehmsten und vornehmlichsten Behälter des Kunstgenusses.

---

## Was ist sittlicher? von Paul Gutmann

Ich lese in den Zeitungen, daß im Lessing-Theater das Stück eines Ungarn: ‚Der Blaufuchs‘ aufgeführt worden ist, dem folgender Tatbestand zugrunde liegt: Ein Weibchen, das sich bei dem rechtmäßigen Gatten langweilt, sucht von ihm loszukommen und lockt durch einen mehr oder minder vollkommenen Ehebruch ein neues Männchen ins Garn. Meine Komödie: ‚Der entfesselte Mann‘, die vom Lessing-Theater angenommen ist, wurde derselben Bühne, dem Neuen Theater in Frankfurt am Main und infolgedessen wohl den übrigen preussischen Bühnen für die Dauer des Krieges von der Zensur unterfagt, obwohl der Konflikt in einer Weise gelöst ist, die eher von Sittlichkeitsfanatismus als von Frivolität zeugt. Bei mir sagt sich die Frau von dem Mann los, der sie mit ihrer Freundin hintergeht, weil sie in zweideutigen Verhältnissen nicht leben kann. Hier ist es Ernst, dort Spiel. Ich nenne eine Skape eine Skape; der ungarische Autor läßt Möglichkeiten vermuten, schildert das Weibchen als verführerische Sirene und gießt über das Laster jenes theatralisch fade Zwielficht aus, das erregen soll und die Erregung dann im leeren Getändel vergehen läßt. Der Ungar wird zugelassen, der Deutsche verboten.

Warum geschieht dies? Weil der Bekennende unbequemer ist als der mit den Dingen oberflächlich Spielende, der Jongleur, der die Konflikte des Lebens in eine Varieténummer verwandelt. So wurde ‚Madame Bovary‘ der Prozeß gemacht, aber die ‚Schöne Helena‘ unter dem Jubel der Machthaber aufgeführt. Entweder — oder. Glaubt die Zensur, daß die Darstellung ehelicher Konflikte in dieser ernstesten Zeit gefährlich ist, so verbiete sie sie ohne Ausnahme. Ich beuge mich willig unter ein Joch, dessen Last Andre ebenso schwer tragen wie der Dichter. Man erlaube aber nicht, daß eine gewandte Dirne auf die Bühne kommt, von der man eine um ihre seelische Reinheit kämpfende Frau fernhält. Daß die Komödie alle menschlichen Dinge im Brennspiegel der Lächerlichkeit zeigt, ist ein Recht, das man ihr überall und zu fast allen Zeiten zugestanden hat. Wir brauchen dieses befreiende Lachen mehr als das gequälte Lächeln schwüler Sinnlichkeit.

Deshalb erbitte ich mir nochmals das Recht auf freie Meinungsäußerung, wie es einem graden Manne zusteht. Mein Stück ist in Stuttgart, einer Stadt, der man nicht den Vorwurf lasterhafter Zustände machen kann, aufgeführt worden, und die Presse hat nicht begriffen, daß die Reichshauptstadt in ihrem Sittlichkeitsgefühl empfindlicher sein soll als die biedere Stadt am Neckar. Keine Seele hat sich dort durch mich verletzt gefühlt. Was aber den Stuttgartern recht ist, glaube ich, wird den Berlinern wohl billig sein.

---

## Klassiker-Vorstellung von Alfred Volgar

**K**lassiker heißen jene Autoren, die man in der Schule liest, und über die man deutsche Aufsätze schreibt. Allen Klassikern ist gemeinsam, daß sie gesammelte Werke geschrieben haben, und daß sie, neben Meyers Lexikon, den Grundstock der bürgerlichen Privatbibliotheken bilden. Außerdem haben Klassiker fast immer harte Einbände mit Goldprägung auf dem Buchrücken.

Im Theater erkennt man die Klassiker-Vorstellung an den zahlreichen jungen Menschen im Zuschauerraum. Die unsres Deutschen Volkstheaters überdies an den ermäßigten Preisen.

Woher kommt die leidenschaftliche Anteilnahme der Jugend an Klassiker-Vorstellungen?

Die Pädagogen sagen, es sei die Erhabenheit der Worte und Gedanken, von denen besonders das jugendliche Gemüt sich leicht und gern durchschüttern lasse. Andre meinen, es seien die Zitate, die solche Anziehungskraft üben.

Ich glaube, die Vorliebe der Jünglinge und Mädchen für Klassiker-Vorstellungen hat andre Gründe. Es ist „der Held“ oder „die Heldin“, die es den jungen Herzen antun. Und es sind weniger die erhabenen als vielmehr die großartigen Worte, nicht die edlen, sondern die raumfüllenden Gebärden, die dem Zuseher zu wonnigen Schauern verhelfen.

Vor allem aber ist es der „Stil“, das heißt: die feierliche Unnatur, die der Klassiker-Vorstellung ihren höchsten Reiz verleiht. Das gemeine Leben versinkt und ein ungemeines überlebensgroßes Leben entfaltet sich. Alles ist anders.

Kürzlich gab man „Iphigenie auf Tauris“.

Die Schauspieler trugen Erikot, mit roten oder blauen Umwürfen, die zum Teil am Handgelenk befestigt waren. Wenn sie die Arme ausstreckten, war es, als ob sie Flügel spannten. Wenn sie heftig gestikulierten — und sie taten das —, geriet das Kostüm in einen Falten-Rausch. An den Füßen hatten sie Sandalen, aber nicht so ordnäre Sandalen mit Holz-Sohlen, wie man sie jetzt auf den Straßen klappern hört, sondern klassische Sandalen, die nur hier und da ganz vornehm-leise knarnten.

Wenn Iphigenie an den Tempelstufen zusammenbrach und ihr Haupt langsam auf die gekreuzten Arme fiel, wenn Orest im Wahnsinn den Boden schlug, wenn Pylades voll hitziger Freundschaft sich zu ihm hinabbeugte, waren das edle Turn-Übungen, geschah das Alles rund und schön, gleichsam ebenfalls in Versen. Auch hier steckt ein Zauber der Klassiker-Vorstellungen: die Leidenschaft ohne das Gemeine, Häßliche, Verzerrende der Leidenschaft. Das Pathos ohne Schlacke.

Nur in der Klassiker-Vorstellung geht der Schauspieler nicht, sondern schreitet. Er setzt sich nicht, sondern er läßt sich nieder. Er ist in jedem Augenblick ein Denkmal. Ein Denkmal des Zorns, der Trauer, der Ergriffenheit, der Freude. Man nennt das „monumentale Darstellung“.

In der Klassiker-Vorstellung kommt der Mensch ausführlich zu Worte. Anderswo schreit man ihm dazwischen. Hier redet er lange, viel und so weitläufig, wie er will, und die Andern stehen, hören schweigend zu, heben nur manchmal den rechten oder linken Arm, treten einen Schritt vor oder zurück, und wenns ihnen gar zu arg wird, reden sie das Haupt zum Himmel und polemisieren mit dem Sinn gegen die Götter.

Das Leben ist edel, kurzatmig, schmutzig. Die Klassiker-Vorstellung ist rund, langatmig, sauber. Schon rein äußerlich bietet sie alle Seligkeit der Abkehr vom Alltäglichen, allen Zauber der Unnatur.

Und dann, wie gesagt, gibt es in ihr immer einen Helden oder eine Heldin.

Der neue jugendliche Held des wiener Deutschen Volkstheaters heißt Raoul Aklan. Er ist ein schöner Mann, groß, mit bligenden Augen und einer aristokratischen Nase.

Wenn er spielt, finden Enthusiasten-Zusammenrottungen vor dem Theater statt.

„Was gibts denn?“ fragen die Passanten aufgeregt. „Aklartoffeln?“

„Nein“, sagt der Wachmann, „Klassiker-Vorstellung“.

## Und nun könnte endlich einmal . .

Vom sechzigjährigen Sudermann gehen wir ab. Auch wenn ich nicht kurz vor Ausbruch der großen Zeit geschworen hätte, die Akten über diesen dramatischen Autor nunmehr für die ‚Schaubühne‘ als geschlossen zu betrachten, und Wortbruch nach Möglichkeit verpönte: bei so pathetischen Gratulationsanlässen soll man rücksichtsvoll schweigen, wosfern es nicht unbedingt geboten scheint, in eine Revision des Prozesses einzutreten; und das scheint hier wohl nicht. Dafür löste ich gern meine Zusage ein, die neue Gestalt von ‚Figaros Hochzeit‘ gegen die alte und gegen die münchenerische zu halten; allein das Schicksal will es nicht. Die richtige neue Gestalt wird schon nicht mehr hergezeigt. So erfreulich es ist, daß meine oft wiederholte Mahnung, die Striche zu öffnen, endlich gefruchtet hat, und daß man jetzt eine halbe Stunde länger singt: ganz nebensächlich ist doch nicht, wer singt. Der Himmel und Hüllsen mag wissen, wesswegen Herr Schwarz von vorn herein für den Grafen zu schade war — aber wesswegen ist es Herr Bohnen für den Hochzeitler Figaro geworden? Ohne beurlaubt oder krank gemeldet zu sein, ist er aus der Besetzung wieder verschwunden. Hat das Opernhaus Neigung, sich Reinhardt zum Vorbild zu nehmen, so tut es gut, einen Regisseur für die Neueinstudierungen klassischer Werke zu suchen (statt einen greisen Sänger und den Kapellmeister über ihr Gebiet hinausgreifen und miteinander einen unpersönlichen Kuddelmuddel zusammenrühren zu lassen); viel weniger tut es dagegen gut, vorwiegend für die Premiere zu arbeiten und an den folgenden Abenden zu gar nicht herabgesetzten Preisen sehr herabgesetzte Vorstellungen zu verkaufen. Hat Roblesse aufgehört, zu verpflichten? Für die zuverlässige Stetigkeit des Betriebs verzich man den Hoftheatern schließlich, und da man die ideale Forderung sowieso umsonst präsentiert hätte, ihren Mangel an Funken. Aber um die realsten Forderungen, die honoriert werden können, auch noch herabzumindern: dazu hat mir der Krieg bis jetzt in Berlin nicht genug Verheerungen angerichtet. Und wird sie hoffentlich niemals anrichten.

Ein Beispiel dafür, was zum allerwenigsten zu erreichen sein müßte. Bekanntlich ist, genau so wie Preußen, Sachsen mit einem Hoftheater behaftet. Das spielt, in der Stadt der Mädchenpensionate, Logis des ‚Herzens‘. Nun ja. Aber gleich darauf spielt es ‚Duckerpotts Erben‘, verfaßt von dem Schriftleiter des sozialdemokratischen Ortsblatts. Würde unter solch einem Wagnis das Haus am Gendarmenmarkt auseinanderfrachen? Ein aufrichtiges Stück, ein urftiges Stück. Schildert, wie Paß dem Gelde nachkriecht, selbst wenn es ein Hund zu vererben hat und deshalb, krut Testament seines hagestolzen und misanthropischen Herrn und Millionenbesizers, mehr Respekt als ein Mensch beanspruchen darf. Rechte Komödiendichter sind Pädagogen. Robert Grösch, wie vor ihm Webedind, lehrt, daß Anständigkeit das beste Geschäft ist. Die ältern Erben streuen dem Viech heimlich Gift. Aber der jüngste geht auf zwei Beinen und behandelt den ruppigen Strupp wie jeden andern häßlichen, schmutzigen, bissigen Köter, der ihm eine wichtige Zeichnung zerrisse: er



erschlägt ihn. Und siehe: grade diese Tapferkeit vor dem Feind hat der schwer zu berechnende Dydorpott in einem Nachtrag mit seinem ganzen Vermögen belohnt; und belohnt der Stempel rechnende Autor zum Schluß mit einer Lebensgefährtin aus dem Schablonenschwanz, weil so'n bißten Verliebtheit und gar Verlobung erfahrungsgemäß die Partektleute freut. Bis dahin ist nicht etwa Mangel an Freude. Der Parteimann der Dresdner Volkszeitung blüht mit unaufgeregter Geschäftigkeit auf die stumpfe, gierige, miekrige Bourgeoisie, schlägt also aus den Bedingungen des Vermächtnisses und der Unterwürfigkeit des Gefindels unter diese Bedingungen komische Wirkungen; deren Reiz ihre Reinlichkeit ist. Ihre Schwäche ist ihre Schwächigkeit. Für drei Akte gibts nicht genügend Abwechslung. Besonders den Mittelakt gefährdet die Eintönigkeit. Gröblich übertreibt den Naturalismus. In der Wirklichkeit werden die Erbschleicher sicherlich immerfort mit denselben Worten um dasselbe eine Ziel kreisen; aber die Kunst besteht im Talent zur Variante. Die wäre von selber da, wenn der debütierende Humorist einer wäre, nämlich die Kraft hätte, ein paar Windungen tiefer zu bohren, bis dahin, wo die Liebe zu Mensch und Tier gemeinsam entspringt. Aber Satiriker ohne heißes Gefühl für die Kreatur und wetternden Zorn gegen ihre Schänder, Satiriker, deren Auge ein ziemlich empfindungsloser Zerrspiegel ist, und die mehr schadenfroh als lachender Bitterkeit voll sind — auch an solchen Satirikern ist ja kein Ueberfluß. Dem Range nach achört Gröblich vorläufig in die Gruppe der Apel, Köhler, Thoma, Korfiz Wolm, Lothar Schmidt und der wenigen Andern, die, so verschieden geartetet sie sein mögen, sich allesamt dem Publikum beifällig machen, ohne den Kenner zu verdrießen. ‚Dydorpotts Erben‘ wären ein Stück für das Schauspielhaus gewesen, das gezwungen ist, seinen Spielplan dem Schauspielersischen Nachwuchs anzupassen, aber dabei seine Stammgäste schonen muß und sich deshalb nicht übereilen darf.

Auch fürs Residenz-Theater — wo ist der Kröfus, der es in eine Kammeroper verwandelt? — bedeutete diese Wahl einen Fortschritt. Waltet dort unsichtbar ein Dramaturg, oder hatte der Regisseur Blümner mit den Darstellern auf den Proben sich zu schöpferischer Gewaltthätigkeit vereinigt: beinahe jede Tonlosigkeit des Dialogs war durch eine sündende Wendung ersetzt. Der Text der Bühnenausgabe verhält sich zum Text der Buchausgabe ähnlich wie Ballenbergs zu Radelburgs Zavadil. Die bejahrtesten Scherze in berlinischer Mundart werden so eingeflochten, daß man brüllt wie am ersten Tag. „Komm' ich hin, mache uff, is zu.“ Eine Spezialbeschatung von Ballenbergs Geist hat die Schauspielerin Baletti erfahren, welche dieselbe Eigenschaft zeigt, alles dreimal zu sagen, ohne daß man beim dritten Mal schon den Atem wiedergefunden hätte. Ihr Trieb: die Pointe fallen zu lassen und grade dadurch herauszuheben. Ihr würdiger Partner: Falkenstein, der einen fetten, blonden, urbehauglichen Erben in einen magern, schwärzlichen Widerwart mit unterirdischer Stimme umdichtet, daß kein Auge imstande ist, trocken zu bleiben. Und nun könnte die berliner Theaterfaison, die seit fünf Wochen im Gange ist, endlich einmal beginnen.

## Der Kampf um das Inserat von Vindex

Auf eine bisher eigenartig monopolisierte deutsche Industrie ist nunmehr der Angriff in breiter Front erfolgt. Und wie im „wirklichen“ Kriege handelt es sich in dem damit begonnenen Feldzug um zweierlei: nämlich um die wirtschaftliche und um die politische Zurückdrängung des Gegners. Was geht vor? Der Leser der Tageszeitungen wird wenig von dem ernsthaften und allem Anschein nach um die endgültige Entscheidung angelegten Ringen erfahren; dieser Krieg wird nicht in dem sonst so grellen (und so gerühmten) „Lichte der Publizistik“, sondern im Dunkel geführt, und die Tagespresse begnügt sich zumeist mit wenigen Andeutungen, die für die nicht näher Eingeweihten den Schleier über den Dingen kaum lüpfen. In dieser Methode liegt guter Grund. Der Kampf um die Zeitungsanzeige, der begonnen hat und heftig fortgeht, soll gewissermaßen als innere Angelegenheit der Tagespresse, der großen Inseratenträgerin, behandelt werden — und dem Publikum erscheinen. Es soll nicht etwa jemand auf den Gedanken kommen, als ob die Vorgänge für die Öffentlichkeit überhaupt von Belang wären.

Wenn man, was sich begibt, zusammenfaßt und jagt: Es ist eine neue Annoncenerpedition mit ansehnlichem Kapital als Konkurrenz gegen die bisherigen Großunternehmungen dieser Art errichtet worden, so könnte es in der Tat auf den ersten Blick so scheinen, als ob dieses Ereignis vielleicht ein paar Geschäftskleuten, nicht aber den andern Menschen und der Gesamtheit Kopfzerbrechen machen kann. Allein der Kern der Sache liegt tiefer. Was zunächst das neue Anzeigenvermittlungsunternehmen angeht, so ist es eigentlich gar nicht so neu, sondern ist eine schon bekannte Gesellschaft, die nur in unverhüllterer Form auftritt. Vor einigen Monaten bereits war Anlaß vorhanden, an dieser Stelle auf die von der Schwer- und Großindustrie finanzierte *Auslandsanzeigen-Gesellschaft* hinzuweisen; aus ihr ist nunmehr die *Ala*, *Allgemeine Anzeigen G. m. b. H.* in Berlin geworden, ein Unternehmen, an dem — auf einem kleinen Ummweg über eine *Sachselgesellschaft* — die Firma Krupp in Essen durch ihren Generaldirektor Hugenberg führenden Anteil hat. Außer Krupp sind an der mit vier Millionen Stammkapital ausgestatteten *G. m. b. H.* noch viele andre Firmen der westdeutschen Industrie finanziell interessiert. Aber das finanzielle Interesse der Teilhaber an dieser neuen Gründung erschöpft sich keineswegs darin, den Gewinn aus Inseratvermittlungsgebühren in die Tasche stecken zu können. Die Absichten gehen viel weiter. Man will die Inseratvergebung organisieren, in eigene Regie nehmen, um damit das Inseratengeschäft, die entgeltliche Veröffentlichung von Geschäftsanzeigen von sich abhängig zu machen. Dieses Inseratengeschäft wird zur Zeit noch von den großen Zeitungsunternehmen betrieben — und hier ist der Zusammenhang, der es klar macht, daß die Schwerindustrie (durch die von ihrem Geld beschwungte *Ala*) an die Zeitungen selber heran will: daß sie weniger auf deren Anteil als auf dem Weg über diesen auf den Text und den Inhalt, auf Haltung und Richtung der Zeitungen Einfluß gewinnen will. Dieses Bestreben wird eigentlich gar nicht verhüllt. Der deutsche Industrielle soll, nach der öffentlich betonten Absicht der *Ala*, bei der Vergabung der Anzeigen neben geschäftlichen auch „deutschnationale“ Gesichtspunkte berücksichtigen. Die Gesellschafter der *Ala* sind verpflichtet, ihre Anzeigen nur durch die *Ala* an die Zeitungen weitergeben zu lassen. Und als offenkundigsten Beweis für den Gang der Bestrebungen der neuen und eigentümlichen Annoncenerpedition braucht bloß auf die Tatsache ver-

wiesen zu werden, daß dieselbe „Gruppe“, der die „Ala“ nabesteht, im Gewande anderer Gesellschaften m. b. H. ganze Zeitungen in der Hauptstadt und überall im Lande aufgekauft hat und weiter aufzukaufen beabsichtigt — ein Vorgang, der bereits zu einer bemerkenswerten Umschichtung in der Färbung des Gesamtbilds der deutschen Tagespresse geführt hat, und der, als Zeichen der Zeit, ebensowenig übersehen werden darf wie die Umstände, unter denen das alles sich vollzogen hat und noch vor unsern Augen sich vollzieht.

Man kann, wenn man will, von einem Angriff auf die Freiheit der Presse sprechen; und kann meinen, daß es der „Ala“ nur darauf ankommt, das bisher ungehemmte Wort sich und den Interessen der vielleicht kleinen, gewiß aber starken Gruppe, der sie dient, zu unterwerfen und botmäßig zu machen. In Wirklichkeit aber geht es nicht um die Errichtung einer Tyrannei in einem bisher freien Lande. Was die „Ala“ will, ist vielmehr nur der Sturz der bisherigen Macht, um sich selber an deren Stelle zu setzen: kurz, in Wahrheit führt die „Ala“ gar nicht einen Kampf um das Inserat, sondern den Kampf um die Zeitung. Die Presse und namentlich die Tagespresse soll aus ihrer Abhängigkeit von den gegenwärtigen Anzeigenunternehmern und Vermittlern losgelöst und den kapitalistischen und andern Interessen der neuen Inseratenmacht unterworfen werden. Jedem, der bisher nicht sehen konnte, wird durch die Form des Machtkampfes, den eine gewaltthätige Gruppe jetzt um die Zeitung begonnen hat, klar eröffnet, daß das Zeitungsgeschäft sich wirtschaftlich in erster Reihe als Inseratengeschäft charakterisiert; daß also der Zeitungsunternehmer — mit kapitalistischen Interessen und Instinkten, wie jeder Unternehmer — auf das Inseratengeschäft jene Rücksicht nehmen muß, die sein Existenzwille und sein Gewinnstreben notwendig machen; und schließlich, daß es mit der Freiheit der Presse die eigene Bewandnis hat, nur insofern eine Freiheit zu sein, als der empfindlichste Teil der Zeitung, der Anzeigenteil, nicht darunter leidet. Es gibt in der Tageszeitung keine Freistatt des Wortes — wenn das Wort sich gegen Leute oder Institutionen wendet, die gute und zahlungsfähige Inserenten sind.

Die Umkehrung dieser Erfahrung und dieses Gedankenganges hat zu der Gründung der „Ala“ geführt. Man kann es brutal ausdrücken und sagen: solange die Unternehmungen, die Zeitungen herstellen, käuflich oder doch von ihren Geldeinnahmen abhängig sind, solange ist auch Geld die Macht, die den Federn der Zeitungsschreiber ihre Richtung weisen kann — wenn das Geld nur an der rechten Stelle ausgegeben wird. Denn die Zeitungsschreiber ihrerseits können, bei aller Befehlsgebung mit schönen Absichten und der Reinheit, die man manchen von ihnen zugestehen mag, niemals gegen die Wucht der einander stützenden Interessen des Kapitals aufkommen.

Für das Publikum bleibt bei diesem Stand der Dinge nur die Frage zu entscheiden, ob es die Zeitung lieber in dieser Abhängigkeit sieht oder in jener. Dafür gibt es natürlich keine einheitliche Festsetzung — ganz abgesehen davon, daß der Wille des Publikums hier wie in sehr vielen andern Dingen garnicht von entscheidendem Einfluß werden kann, und daß dieser unorganisierte Wille für jene Leute, die mit dem Instrument der öffentlichen Meinung zu arbeiten sich ernstlich vornehmen, überhaupt nicht als Subjekt, sondern als Objekt der Betätigung in Betracht kommt.

Leute, denen diese Erkenntnis der Wirklichkeit im deutschen Pressewesen nicht gefällt, werden gewöhnlich damit getröstet, daß es anderswo, in fremden Ländern, noch schlimmer mit alledem bestellt sei. Daß

dies gar kein Trost ist, empfindet wohl so ziemlich jeder; vor allem aber ist es kein Argument, das gegen das Bestreben nach Befreiung spräche. Wie eine Besserung, wie also die wahre Freiheit der Tagespresse zu schaffen ist, scheint nahe zu liegen, da wir die Wurzel des Nebels erkannt haben: die Unabhängigstellung der politischen Presse von kapitalistischen Rücksichten und Interessen eines auf Renten und Gewinne angewiesenen Unternehmers eröffnet den Weg dazu, und der erste Schritt mag der der Trennung des Inseratengeschäfts von der Zeitung sein. Aber — hier stock' ich schon, denn hier beginnt ein neues Problem.

Das deutsche Anzeigewesen hat sich nicht etwa den Zeitungsdruckern zuliebe zu solchem Umfang, zu solcher Blüte entwickelt, wie wir es heute vor uns sehen. Es ist, je mehr die wirtschaftlichen Beziehungen innerhalb und außerhalb des Reiches sich komplizierten und verfeinerten, zum Träger einer Idee, zum Exponenten einer Organisation geworden: der Idee des wirtschaftlichen Antriebes eines Millionenvolkes — der Organisation des Marktes eines Kulturstaates. Wir wissen nicht, was wir zerstören, wenn wir den Anzeigen, von denen jede tausend Pulschläge in den Adern des Wirtschaftskörpers bedeuten kann, ihren Boden, auf dem sie groß geworden ist nehmen. Wir haben vorderhand keinen geeigneteren Annoncenträger als die Zeitung. Wer etwas anzeigen will, daß die Anzeige gelesen wird — und die Zeitung als Anzeigenblatt gibt dem Inserenten diese Gewähr, gibt ihm zugleich auch den Anreiz, immer wieder sich mit dem Inserat an die Öffentlichkeit zu wenden und so den Gang des Wirtschaftsbetriebes zu seinem Teil aufrecht zu erhalten und vorwärts zu bringen. Jede Einwirkung auf die Freiheit des Anzeigenverkehrs, jede Hemmung und jede Beschränkung muß auf die Freiheit und den Entwicklungsdrang des Gesamtvolkes, also der nationalen Wirtschaft selber zurückwirken. Aus diesem Grunde ist auch die mangelhafte Versorgung der Zeitungen mit Druckpapier ein Uebel von starker Allgemeinbedeutung; denn dieser Mangel führt zu einer Einschränkung jener Möglichkeiten, die der Wettbewerb und die ungehinderte Entwicklung von Angebot und Nachfrage auch in Kriegszeiten zeigen müssen wenn eine gefährliche Stöckung des Güter- und Geldumlaufs vermieden werden soll.

Weil die Entwicklungsfreiheit und das Feld der Annonce nicht behindert werden dürfen, ist es auch nicht angängig, das Staatsmonopol für Inserate als Heilmittel für die nun einmal feststehende Abhängigkeit der Tagespresse vom Anzeigenteil wiederum in Empfehlung zu bringen. Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß gerade die Vorgänge der jüngsten Zeiten den Anhängern des Monopolgedankens manches Argument liefern können so würde man dennoch mit der Schaffung staatlicher Anzeigenblätter nichts weiter tun, als in einer neuen Form auf längst antiquiertem Zwangs- und Bannrechte zurückgreifen, denen das bewegliche Gebilde der Annonce, bei ihrer nahen Verwandtschaft mit der modernen Reklame sich nie fügen könnte. Was ist eine Ankündigung, eine Reklame ohne Widerhall? Eine unwirtschaftliche Erscheinung, die der Zwang zur Entstehung bringen, die aber keinem ihr wesentlichen Zweck dienen kann. Auch in der abgeschwächten Art und Weise, in der Erich Schairer schon vor Monaten und auch jetzt wiederum das Inseratenmonopol der Öffentlichkeit anempfohlen hat, kann es kaum in Betracht kommen. Doktor Schairer will jede öffentliche Anzeige, bevor ihr der Weg in die Freie, an die Orte, wo sie hinpaßt, offen steht, in staatliche und kommunale Anzeigenblätter zwingen, und er will die Weiterleitung der An-

zeigen, also die Annoncenerpedition, ganz verstaatlichen. Würden diese Vorschläge Gesetz, so hieze das nichts weiter als eine ungeheure Belastung des Anzeigenverkehrs mit einer Sondersteuer, die im höchsten Maße handels- und gewerbefeindlich wirken müßte. Mit der Freude am Irriertieren würde, durch die Staatseingriffe in das Anzeigenwesen, auch die Freude am Geschäftemachen, also die Unternehmungslust, schwinden oder doch stark beeinträchtigt werden. Dahin darf es aber in den wirtschaftlich harten Zeiten, denen wir nach dem Kriege entgegen gehen, keinesfalls kommen.

## Antworten

**Rittmeister Rudolf Weimann im Felde.** Sie schreiben an Max Epstein: „Als Leser Ihrer Gedanken über Unsterblichkeit (in den Nummern 33 und 37 der ‚Schaubühne‘) finde ich, ohne in die Fußstapfen Ihres Kritikers 83 zu treten, doch einen prinzipiellen Fehler in Ihrer Einschätzung der unsterblichen Maler. Sie machen nämlich grade und nur in der Malerei die Unsterblichkeit des Namens von der äußern ‚Unsterblichkeit‘ oder Konservierung der Werke eines Malers abhängig. Aber dagegen erheben sich meines Erachtens schwere Bedenken. Vor allem: warum verfahren Sie speziell bei der Malerei so? Die Schöpfungen der großen Kaiser und Eroberer sind längst dahin — wo ist Napoleons Weltreich? oder gar Omars? —; aber ihr Name lebt fort. Und dann: die Unsterblichkeit des Namens ist überhaupt eine Sache ganz für sich. Selbst wenn das Werk noch unzerstörbar fortbesteht (wie in Dichtung und Musik), so ist doch seine Kenntnis durchaus nicht Bedingung für den Ruhm, die Unsterblichkeit seines Schöpfers. Tausende mögen den Namen Goethe, Tausende den Namen Kant, Tausende aber auch den Namen der großen Maler kennen, ohne ihre Werke je gesehen oder gesehen zu haben. (Wieso lebte sonst Apelles überhaupt noch?) Drum enthält auch — nebenbei bemerkt — das Wort von der Nachwelt, die dem Mimen keine Kränze flücht, nur eine sehr bedingte Wahrheit. Roscius, Kean, Garrick, Schröder, Ekhof, Nissland, für Jüngere auch Conenthal und Mitterwurzer müßten ihren Namen längst verloren haben, wenn ihr Werk allein ihn stützen müßte. Ja, ein Name kann unsterblich sein und sein Klang Millionen vertraut, ohne daß alle diese Millionen immer wissen, wer sein Träger überhaupt war, was er war! Die Kenntnis oder gar die unmittelbare Anschauung des fortbestehenden oder nicht fortbestehenden Werkes ist bei wahrer Unsterblichkeit, bei wirklichem Ruhm überflüssig. Ja, man kann sagen: grade darin besteht Unsterblichkeit (die ‚große‘ und die ‚kleine‘), daß der Name als solcher fortlebt, sein bloßer Klang der Welt bekannt ist.“ Dacauf Max Epstein: „Der Einwand, daß schließlich jedes Werk mit seinem Schöpfer zugrunde gehe, und daß es hiernach überhaupt nur eine Unsterblichkeit des Namens gebe, ist ein grundsätzlicher und soll deshalb beantwortet werden. ‚Unsterblichkeit‘ in meinem Sinne ist nur derjenige Nachruhm, bei dem Schöpfer und Schöpfung der Nachwelt noch lebendig sind. Ich weiß also — und das war in meinem Artikel ausgeführt — die bloße Unsterblichkeit des Namens grade zurück. Für mich ist deshalb weder Apelles noch Roscius unsterblich. Es ist aber ein Irrtum, zu glauben, daß das Werk der großen Eroberer auch zugrunde gegangen sei. Wenn man das annähme, gäbe es überhaupt keine Unsterblichkeit, da jede menschliche Leistung in der Entwicklung der Menschheit aufgezehrt wird. In Wahrheit ist doch ein Unterschied vorhanden. Die Leistungen der Welteroberer sind nicht zugrunde gegangen. Das Reich, das Napoleon fügte, bedeutete eine Umwälzung der Weltgeschichte und übt noch heute seine Wirkungen aus. Das mohammedanische Reich des Kalifen Omar ist die Grundlage der heutigen weltlichen Herrschaft des Islams. Diese Leistungen stehen und wirken im Lauf der menschlichen Geschichte. Die

Leistung des Künstlers aber hat nur dann einen Wert und eine Wirkung, wenn das Werk noch vorhanden ist oder aus sonstwelchen Ueberlieferungen die Ursache seiner Wirksamkeit erweisen kann. Würden, zum Beispiel, die Ilias und die Odyssee in ihren sämtlichen Exemplaren und Ueberlieferungen zugrunde gehen, so würde ich Homer aus der Reihe der Unsterblichen streichen, auch wenn der Name noch so bekannt bliebe. Wenns auf den Namen ankäme, dann müßten die Helden der Geschichte, die von Dichtern zu Helden ihrer Werke erwählt wurden, am leichtesten die Unsterblichkeit erringen. Egmont und Maria Stuart würden dadurch zu einem Nachruhm kommen, der ihnen gewiß nicht gebührt. Der Künstler ist nur in seinem Werk unsterblich. Weil nun aber das Werk des Malers im groben physischen Sinne vergänglich ist, so verliert er die Unsterblichkeit in dem eng begrenzten Sinne, wie ich den Begriff gebrauche. Darum eben werden Rafael und Leonardo in einigen Jahrhunderten nur noch als Namen durch die Kunstgeschichten wandern. Die Namen mögen unsterblich sein; ihre in dem Werke lebenden Persönlichkeiten aber sind vergänglich. Dabei muß man sich auch immer hüten, welthistorischen Gestalten einen Nachruhm zuzuerkennen, wenn die Geschichte ihres Lebens nur wenigen Gebildeten bekannt ist. Auf den moralischen oder geistigen Wert der Leistung kommt es dabei nicht immer an. Der klassische Fall ist der Kaiser Nero. Er steht im Bewußtsein der Nachwelt als einer der grausamsten und gewalttätigsten Despoten und Christenverfolger, zugleich aber als ein sonderbarer Nesthet, der Rom zu seiner Belustigung in Flammen aufgehen ließ, um es schöner aufzubauen. Ich weiß, daß es schwer ist, an einzelnen gewaltigen Persönlichkeiten vorbeizugehen. Wenn man aber die Voraussetzungen meiner Wertung annimmt, so kommts auf persönliche Liebhaberei nicht an."

**Ernest B.** Wenn Sie wüßten, wie man in einem halben Leben kritischer Tätigkeit dagegen abstumpft! Es gibt kein „Urteil“, das nicht verächtigt wird. Sachlichkeit, ungetriebtes Interesse, Kunstfanatismus: nichts, was der Mehrzahl der Erdenbewohner unverständlicher wäre. Dazu gehören seltsamerweise auch „Richter“, die doch den sogenannten Kunstrichter besser verstehen sollten als der Geschworene Klempnermeister Zuhlich. Ich habe das immer wieder in meinen Prozessen beklaut. Der Paragraph 193 ist mir nie zugewilligt worden. Aber hätte ich nachgewiesen oder selbst nur behauptet, daß ich den Kläger bekämpft, weil er mir das Geschäft geschädigt oder mich sonstwie persönlich geärgert habe, so wäre ich freigesprochen worden. Auf dem Sterbebett kriegte David Friedrich Strauß Niecksches Angriff zu lesen und erklärte: „Mir ist an dem Patron nur das psychologische Problem merkwürdig, wie man sich in eine solche Wut hineinreden kann gegen einen Menschen, der einem nie ins Gehege gekommen. Das eigentliche Motiv seines leidenschaftlichen Hasses begreife ich nicht.“ In der eigenen Leistung das eigentliche, das einzige Motiv von Niecksches Haß zu entdecken: das lag zu nahe, als daß es der sterbende Antipode zu fassen vermocht hätte. So seine zahllosen Erben in Kunst und Wissenschaft. Geben wirs auf, Sie und ich, die jemals zu ändern.

---

**Da die Herstellungskosten der „Schaubühne“, wie sämtlicher Zeitschriften und Zeitungen, von Monat zu Monat steigen, sind wir gezwungen, wie die meisten Blätter, den Bezugspreis zu erhöhen. Vom ersten Oktober an kostet das Vierteljahresabonnement 5 Mark, das Jahresabonnement 16 Mark, die Einzelnummer 50 Pfennige. Die Jahresabonnements, die vor dem ersten September 1917 aufgegeben worden sind, gelten bis zum Ablauf nach dem alten Satz.**

**Verlag der Schaubühne**

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
 Verantwortlich für die Inserate: F. Bernbard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne  
 Siegfried Jacobsohn & Co, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin  
 Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Utopia von Germanicus

Mit grausamer Festigkeit tobt die Schlacht in Flandern. Die Engländer opfern Divisionen, um Teilerfolge verzeichnen zu können. Sie bestreiten, ein größeres und ferneres Ziel erreicht zu haben als jene zerstörten Dörfer und ungewühlten Trichterfelder, die sie unter Einbuße von ungezählten Tausenden besetzen, aber nicht immer halten konnten. Die Engländer lügen. Ihre Absicht ging und geht unbedingt dahin, die flandrische Küste zu gewinnen, um so die Häfen der U-Boote in ihre Gewalt zu bekommen. Diese Absicht haben die Engländer nicht erreicht, und darum haben sie die nun schon durch Wochen währende Flandernschlacht verloren. Es besteht auch nicht die geringste Aussicht dafür, daß diese Sachlage sich in nächster Zeit zu Gunsten der Angreifer ändern könnte. Die Frage ist zu tun: Warum wenden die Engländer so ungeheure Anstrengungen an Flandern? Die Antwort ist dreifach. Zum ersten: die Engländer haben nicht die Ueberzeugung, daß Deutschland mit Belgien so verfahren wird, wie England es für seine Interessen nötig findet. Die Flandernschlacht bestätigt die Annahme, daß Deutschland nicht so, wie die Ueberängstlichen geschrieben haben, auf Belgien glattweg verzichtet hat. Wäre dies der Fall, könnte England auch nur mit einem Schein von Wahrscheinlichkeit auf solche glatte Preisgabe zählen, so würde es gewiß nicht seine beste Jugend in den Tod schicken. Weit näher liegt die Annahme, daß England, wenn es etwa wirklich mit einem nahen Friedensschluß rechnen sollte, im letzten Augenblick noch so viel wie möglich belgisches Terrain gewinnen möchte, um auf die Lösung der belgischen Frage einen gesteigerten Druck üben zu können. Daß es dabei bisher einigermaßen erfolglos geblieben ist, beruhigt uns sehr, wenngleich wir aus solcher Sachlage nicht die geringste Veranlassung nehmen, unsre Ansichten über Belgien und dessen Ausnutzung als Leihpfand irgendwie zu ändern. Zum andern: die Engländer müssen aber noch eine Ursache haben, die Flandernschlacht so zu forcieren, wie sie es tun. Diese Ursache sind ohne Zweifel die kleinen gefährlichen Boote in jenen Häfen, die den Engländern als das zwar gelegnete, aber offenbar erstrebenswerte Ziel so unangenehm sind. Wir haben niemals die Auffassung geteilt, daß ein technisches Mittel, und sei es noch so wirksam, über weltpolitische Verschiebungen großen Maßstabs entscheiden könnte; aber wir haben ebenso wenig gelegnet, daß die Erfolge der deutschen U-Boote sehr erheblich auf die Befristung des Krieges einwirken können. Die Flandernschlacht bestätigt solche Annahme im vollen Maße. Ohne irgendwie zu übertreiben, darf man schon heute sagen, daß die Wirkung des U-Boot-Krieges den Engländern, relativ gesprochen, das Ge-

jetz des Handelns auf diesem Kriegsschauplatz diktiert. Zum dritten: die Hoffnung der Engländer auf die amerikanische oder gar auf die japanische Hilfe kann nicht übermäßig groß sein. Wäre dies der Fall, so würden sie ohne Zweifel ihre Kräfte sparen bis zu dem Augenblick, wo sie mit dem Doppelten und Dreifachen an Menschen und Material gegen die deutsche Front anrennen könnten. Da das nach ihren eigenen Prophezeiungen spätestens der Mitsommer 1918 sein soll, so können wir wirklich nicht einsehen, warum sie mit Kräften, die doch offensichtlich keinen unbedingten Erfolg versprechen, immer wieder den Versuch wagen, die unheilsschwängern deutschen Stellungen zu durchbrechen. Die Gewißheit der amerikanischen Hilfe scheint eben doch nur gering zu sein. Auch das buchen wir mit Genugtuung. Freilich, ohne dabei irgendwie uns zu utopischen Hoffnungen verführen zu lassen. Nein, wie wir hier stets ausgeführt haben: diese durch die Flandernschlacht dreifach bewiesene deutsche Stärke ist uns nicht mehr als der militärisch, politisch und moralisch gerechtfertigte Hintergrund für den Verständigungsfrieden, wie er uns den deutschen Kräften angemessen erscheint.

\*

Es entbehrt nicht der innern Größe, daß, während so die flandrischen Tage mit einem Schlachten sondergleichen bis zum Bersten erfüllt sind, der Graf Czernin, die Gedanken des Papstes aufgreifend und verdeutlichend, sich — wenn auch mit psychologisch unkluger und politisch notwendig unwirksamer Befristung — zur Idee von der Abrüstung bekennt, und daß gleichzeitig die deutsche Reichsregierung solchem Bekenntnis zustimmt. Wir sind nicht so naiv, um mit einer Freudigkeit, die menschlich begreiflich wäre, auf ein Zerbrechen aller Waffen von heute auf morgen zu rechnen. Aber immerhin: wer hätte vor diesem Kriege zu glauben gewagt, daß leibhaftige europäische Minister sich zu den Utopien — so nannte man es doch — der Sozialisten und der übrigen Abrüstungspolitiker bekennen würden. Dergleichen tröstet und stärkt die Zuversicht, daß es trotz alledem einen Aufstieg aus dem Chaos zur Form und aus der Animalität zur Menschlichkeit gibt. Wir sehen sehr wohl die Welt durchsetzt von geballten und sich ballenden Konflikten; wir sind auch keineswegs blind gegen den gewaltigen, sich immer deutlicher in den Vordergrund schiebenden Kampf, der, sehr unbekümmert um die Augenblickspolitik des Grafen Tizzi, früher oder später zwischen Amerika und Japan zum Ausbruch kommen wird. Wir glauben dennoch, daß die Abrüstungsidee, nachdem sie einmal vom ideologischen Produkt spintifizierender Köpfe zu einem Instrument der Staatsmänner geworden ist, nie wieder völlig in das Dunkel Utopias zurückzusinken vermag. Was da Czernin und Kühlmann beabsichtigen oder zum mindesten für erstrebenswert halten, ist doch ganz etwas anderes als die Illusion eines Gottesfriedens, wie ihn die Völker schon vor Jahrhunderten



nicht nur wünschten, sondern von Zeit zu Zeit noch aufzurichten glaubten. Wir sehen, daß die Geschichte mit harter Logik ihre **konzentrischen Kreise** zieht. Man tut gut, sich in solchem Zusammenhang daran zu erinnern, daß um 1500, ganz gewiß aber um 1300 nur wenige Leute geglaubt haben würden, daß jemals den Fehden von Stadt gegen Stadt, von Landflecken gegen Landflecken, ja von Stadtteil gegen Stadtteil Einhalt geboten werden könnte. Die Entwicklung hat gezeigt, daß die Komplexe gemeinsamer Interessen dauernd an Umfang zugenommen haben, und daß so ständig die Reibungsmöglichkeiten sich verminderten. Am Anfang kämpfte Stamm gegen Stamm. Dann Gemeinde gegen Gemeinde, Land gegen Land, Volk gegen Volk, Bündnis gegen Bündnis; heute stehen Weltteile gegen einander. Es wird und muß die Zeit kommen, wo auch für diese großen Körper die Einsicht reift, daß Vorgänge, die heute nur durch kriegerische Maßnahmen zu vollziehen sind, auf dem Wege der Verhandlung sich vollziehen lassen. Die Einsicht marschiert langsam, aber immerhin: sie marschiert. Es wäre falsch, wollten wir in der Erkenntnis solcher Entwicklung bei dem Friedensschluß, der irgendwann einmal doch auch diesen Krieg beenden wird, nicht daran denken, zum mindesten alles fernzuhalten, was die Keime wertvoller Verständigungs- und Ausgleichs-Tendenzen abtöten müßte. Solche Absicht soll uns gewiß nicht davon abhalten, Ergebnisse, wie sie dieser Krieg uns ermöglicht hat, zu quittieren; sie soll uns aber davor behüten, durch Gewaltstreich, und seien sie noch so verlockend und noch so leicht zu vollziehen, Sachlagen zu schaffen, die notwendig den Konfliktstoff vermehren müßten. Daß die Annexion oder auch jede anders geartete Angliederung Belgiens solch einen die Welt vergiftenden Konfliktstoff künstlich schaffen würde, haben wir nun wohl oft genug auseinandergesetzt. Es ist im höhern Grade Selbsterhaltungstrieb und eine besonders weit gespannte Auffassung von der Aufgabe, die Deutschland zu erfüllen hat, wenn wir uns von der Berufung zu naheliegenden Ausbrüchen des nationalen Egoismus fernhalten. Was uns von jenen Andern, den Schreibern um Reventlow, trennt, ist ganz gewiß nicht die Intensität des Wollens, sondern die Heiligkeit der Erkenntnis.

\*

Die Verhandlungen über die sozialdemokratische Interpellation, wodurch der einseitigen Politisierung des deutschen Heeres entgegengetreten werden sollte, waren wenig erfreulich. Zwar einigte man sich schließlich auf die Selbstverständlichkeit, daß kein Vorgesetzter das Recht habe, die Hilfslosigkeit seiner Untergebenen zu politischer Beeinflussung auszubeuten. Wir dürfen wohl auch mit einem gewissen Grade von Zuversicht annehmen, daß der Unfug künftighin an der Armee wenigstens einigermaßen vorübergehen wird. Immerhin: die zwischen Wurschtigkeit und Dreistigkeit pendelnde Taktik des Herrn Helfferich war eine miserable Illustration.

zu der Demokratisierung, die angeblich das deutsche Volk zur Zeit erlebt. Wobei man gerechtfertigt allerdings zugeben muß, daß die Neigung der Regierungsvertreter, dies Parlament so zu behandeln, wie sie es tun, immerhin verstanden werden kann. Solange die Volksvertretung es dabei bewenden läßt, Worte zu machen, muß die Steigerung der Volksmacht eine Utopie bleiben. Die Reichstagsmehrheit sollte zum mindesten so viel Kurage aufbringen wie jener königliche Prinz, der so viel bürgerliches Recht sein Eigen nennen will wie jeder nicht mit Zuchthaus bestrafte Deutsche. Der Prozeß, um den es sich hier handelt, ist weit mehr als eine mehr oder weniger peinliche Familienangelegenheit: er ist ein Symptom für die Atmosphäre des Absolutismus, die eben noch Deutschland durchweht. Man muß diesen Prozeß in seiner Umkehrung begreifen. Der Prinz hat doch nur darum nicht das Recht des Steinträgers, weil die Klasse, der er zugehört, für sich in Anspruch nimmt, hoch über allen übrigen Sterblichen zu stehen und ein eigenes, von jedem andern abgeordnetes Recht zu besitzen. Solche Absonderung und Rechtserhöhung wird durch den Kampf um das Recht des Steinträgers in ihrem Widersinn und in ihrer Ueberlebtheit aufgedeckt. Der Prinz flüchtet sich unter den Schutz der demokratischen Weltanschauung, er beansprucht für sich Rechte, auf die bisher verzichtet zu können er für eine Bevorzugung hielt. Der Prozeß des Prinzen bestätigt auf paradoxe Weise die Revolutionierung des deutschen Volkes und die heranreifende Verwirklichung der Utopie von der Gleichberechtigung Aller, die Menschenantlitz tragen.

---

## Die Schuldfrage von Karl Bleibtreu

Die Entente findet es nützlich, die Weltkrieg-Schuldfrage zu entziffern. Wiederholt man hundertmal eine Lüge, so glaubt man zuletzt selber dran und macht Andre glauben. Was man glauben will, das glaubt man. Alle Unvernünftigen werden den Fall damit für erledigt halten, daß Deutschland den Krieg erklärte. Daß Rußland seit Mai 1914 mehr oder minder mobilisierte, seit 1912 unaufhörlich Massen an die deutsche Grenze schob, entschuldigt man als Vorsichtsmaßregel. Es ändert auch nichts, daß Jaurès vor seinem Tode über Rußland und die französische Regierung sein Schuldig aussprach; daß Frankreich schon am einunddreißigsten Juli die Ein-Franc-Noten ausgab, was nur bei Gewißheit des Krieges denkbar; daß das Algerische Korps schon am elften August vollzählig bei Belfort, die Senegaltruppen am zwanzigsten in Belgien standen, was schlechterdings unmöglich, wenn nicht schon Mitte Juli in Afrika mobilisiert war. Ein Nizza-Blatt plauderte unvorsichtig aus, daß die englische Flotte seit der sogenannten Revue von Spithead auf Kriegsfuß blieb. Nur so läßt sich die sofortige Jagd auf alle deutschen Handelsschiffe erklären: man war bereit.

Auch halten wir für unwahrscheinlich, daß schon Anfang Oktober ein indisches Korps in Flandern stehen konnte, falls man nicht schon im Juli den Transport angeordnet hatte. Endlich hat die englische Regierung, um sich gegen den Vorwurf der Unvorbereitetheit zu decken, später öffentlich gestanden, daß sie für fünf Jahre Munition gesammelt und den Transport des Expeditionskorps French, nach einer eigenen Inspektionsreise Frenchs durch Belgien, lange zuvor eingeleitet habe. Damit hat sie unsre Behauptung, daß French sonst nicht schon am zwanzigsten in Mons stehen konnte, nur bestätigt; so wie der Einbruch der anderthalb Millionen Russen längs der deutsch-österreichischen Grenze in der Mitte des August ein Ding der Unmöglichkeit war, wenn man nicht schon Monate lang heimlich mobilisiert hatte. Das belgische Heer stand schon am zehnten August vollmobilisiert an der Gatte nahe bei Lüttich, wo nur deutsche unmobilisierte Friedensbrigaden lagerten, und erwartete bestimmt die Ankunft der „Bundesgenossen“. Man sollte denken, ein Eingeständnis wie Englands müßte jedermann die Augen öffnen, auch über Belgien, dessen „Neutralität“ den liebenswürdigsten Akt der Weltgeschichte bedeutet. Allerdings besteht Zweifel, ob Grey und seine Hintermänner trotzdem unbedingt entschlossen waren, sofort in den Krieg einzugreifen. Doch wenn man bedenkt, daß Grey dreimal im Unterhaus eine Bindung ableugnete, obwohl er die militärischen Geheimverträge mit Frankreich und Rußland in der Tasche trug, so darf man ihm keinen Glauben schenken. Und was bezweckte denn das offene, aller Welt kundgegebene Abkommen, daß die englische Flotte den Schutz der französischen Küsten übernehme und Angriffe deutscher Seekräfte auf diese Küsten als Kriegsfall betrachten werde?! Selbst wenn wir aber England „the benefit of the doubt“ gönnen, daß es ursprünglich nicht in seiner Absicht lag, die ganze Welt aufzuheben (Japans Kriegserklärung überraschte in Berlin aus besondern, hier noch nicht zu enthüllenden Gründen): so besteht jedenfalls kein Zweifel, daß Rußland und Frankreich seit Jahren auf den Krieg lossteuerten. Und zwar gibt es unwiderlegliche Beweise, daß Rußland von vorn herein den Krieg gegen Deutschland ins Auge gefaßt hatte mit dem Lehrsatz: der Weg nach Konstantinopel gehe über Berlin. Für diesen Hauptzweck benutzte man den Zwist mit Oesterreich nur als erwünschsten Vorwand.

Beim schroffen Ultimatum an Serbien vermag ein Fernstehender nicht Ursache und Wirkung zu überschauen. Die Auffassung, als ob Rücksicht auf Serbien die russische Kriegsfackel entzündet hätte, haftet nur an der Oberfläche. Der inzwischen verstorbene russische Geschäftsträger in Belgrad ist so dringend verdächtig, um die Schandtat von Serajewo gewußt zu haben, daß Graf de Bonnal (pariser Senator, der viel wissen mußte) in „La Vérité“ nicht die furchtbare Andeutung scheut: der Mord sei planvoll eronnen worden, um absichtlich den Funken ins Pulverfaß

zu schleudern. Es bleibt immer sonderbar, daß Poincarés Kronstadt-Zwiesprache dem Verbrechen zeitlich so nahe lag. Freilich ist unklar, ob der Ueberfall erst 1916, wo alle Rüstungen vollendet, ausgeführt werden sollte, oder ob man dies in Kronstadt schon für 1914 verabredet hatte. Leicht möglich, daß die Besorgnis, Faures werde die ‚Loi des trois ans‘ zu Falle bringen, und der Sturz des revanchefeurigen Ministeriums Ribot die Entscheidung beschleunigten. Natürlich verzeichnen wir dies nur als deutsche Auffassung, da es unbillig wäre, etwas zunächst Unbeweisbares als schließliche Tatsache hinzustellen. Da aber die Entente das Märchen vom deutschen Ueberfall aufgebracht hat, bleibt es das gute Recht unparteilicher Prüfung, die Rehrseite der Medaille zu betrachten und die Wahrscheinlichkeitsrechnung anzustellen. Es hat den Anschein, als ob die Entente länger zu warten für unnötig und sich schon für „erzbereit“ hielt, „leichten Herzens“, wie einst Ollivier und Lebouef. Die Klauen von ihrer Nichtvorbereitetheit sind für den Sachkenner um so ergötzlicher, als Rußland in seiner ganzen Kriegsgeschichte sich nie ein Hundertstel so wohlgerüstet gezeigt hat wie in diesem Krieg. Der Hinweis auf Munitionsmangel berührt auch humoristisch, da er nur eintrat wegen der wahnsinnigen Geschößverschwendung der russischen Artillerie, die zu glauben schien: Die Masse muß es bringen. Auch die Franzosen verpulvern erfahrungsgemäß ihren Schießbedarf maßlos. Und was hier entscheidet: bei den Deutschen herrschte Ende September gleichfalls Munitionsmangel, jodaß einmal bei Rieuport die Marinedivision bei Ueberrennung der Belgier zur blanken Waffe greifen mußte. Mit andern Worten: die Entente war so gründlich gerüstet, wie ihr möglich, und daß trotzdem die deutsche Rüstung sich überlegen erwies, war kein Merkmal besonderer Vorbereitung, sondern besserer Organisation. Wir wollen noch mehr enthüllen: Das Uewergewicht der deutschen Mobilisierung kam nicht zur Erscheinung. Als schon 40 000 Belgier um Lüttich standen, mußte man sie mit 30 000 Mann Friedensgarnison angreifen. In Lothringen mußte man bis zum neunzehnten August vor gewaltiger Uebermacht auf Meh weichen; bei Mühlhausen gingen nur fünf Regimente schon am neunten den Einbruch von fünf wohlgerüsteten Divisionen auf. Als das siebente und vierzehnte französische Korps am siebenten die Grenze überschritten, lag in Altkirch eine einzige Kompanie des mühlhauser Garnisonregiments. In Ostpreußen standen keine 60 000, als 700 000 Russen sich heranzwölzten: erst Mitte September hatte Hindenburg 250 000. Was beweist das? Daß der Feind schon im Juli auf der Lauer lag, während Deutschland den Krieg weder wünschte noch erwartete.

Das Schönste bleibt aber, daß die Herrschaften so gar nicht aus ihrem Herzen eine Mördergrube machten, sondern die besagte Mördergrube offen vor aller Welt aufdeckten. Vergißt man das Hin- und Hergereise französischer und russischer Generale und

Journalisten lange vor dem Kriege, das Bekenntnis eines hohen Russen an den Korrespondenten des „Matin“: „Wir werden Deutschland einfach überschwemmen!“? Bekanntete nicht Millerand öffentlich, man habe beim letzten großen Manöver mit Großfürst Nikolaus Punkt um Punkt verabredet, wann der geplante Einbruch geschehen solle, und Frankreich habe sich bei Kriegsbeginn genau danach gerichtet? Das alles wissen unterrichtete Franzosen und Russen natürlich genau, kennen auch die umgekehrte „Fälschung der Emser Depesche“, daß die pariser Presse übereinstimmend den Vollmobilisierungs-Ulras teils unterdrückte, teils fälschte, um von einer Teilmobilisierung fabeln zu dürfen. Den Sachkenner erheitert die Ausrede, es sei nur defensiv gemeint gewesen, daß man schon Anfang Juli die russischen Grenzfestungen in Voll-Verteidigungs-zustand setzte. Das ist mit solchen Mühen und Kosten verbunden, daß man es nur unternimmt, wenn man Krieg als unvermeidlich erachtet. Wer aber bestimmt Kriegsausbruch vorherseht, der will ihn. Denn Anfang Juli ließ absolut nichts darauf schließen, daß Deutschland an Krieg denke. Des Kaisers Nordlandsreise spricht hier Bände. Die Mythe von Deutschlands Borausssicht eines Präventivkrieges wird schon zerstört durch die Feststellung, daß man Wochen vorher alle überseeischen Schiffe durch Funk-spruch zurückrufen konnte, was großen Verlust erspart hätte; und daß unter der Hand mächtige Getreidevorräte hätten aufgespeichert werden können, was leider unterblieb. Nicht gegenseitiges Miß-trauen verschuldete den Krieg; es genügt ja, an die Aeußerung Eduards von der unbedingten Friedensliebe seines kaiserlichen Neffen zu erinnern. Dessen Kriegserklärung kann daher nur der härtesten, zwingendsten Notwendigkeit entsprungen sein. Wir ver-  
hehlen nicht, daß die deutsche Behauptung, Frankreich habe durch  
Fliegerüberfall auf Nürnberg zuerst den Frieden gebrochen, auf  
Irrtum beruht. Was war denn aber der wirkliche Vorgang? Man  
fragte bei Frankreich kurz und bündig an, ob es neutral bleiben  
wolle. Antwort: „Frankreich wird tun, was ihm seine Interessen  
gebieten.“ Aus dem Diplomatischen ins ehrliche Deutsch übersetzt:  
Du kannst mir —! Die einzige Antwort auf solche Antwort ist  
die Kriegserklärung; ebenso wie das Ultimatum an Rußland, es  
solle seine Vollmobilisierung einstellen, eine andre Lösung nicht  
zuließ. Nichtsdestoweniger beging man mit dieser doppelten  
Kriegserklärung einen Fehler, wie zum Beispiel so oft im Leben  
ein redlicher Grobian gegenüber einem lauernnden Perfiden. Man  
hätte ruhig labieren und die eigene Vollmobilisierung vollenden  
sollen: dann mußte der Feind den Krieg erklären, wollte er nicht  
den Vorteil seiner eigenen Mobilisierung verlieren. Den diplo-  
matischen Fehler entschuldigt keine militärische Rücksicht, denn  
Deutschland war eben nicht fertig und wurde überrascht, sodaß es  
seine schnellere Mobilisierungsfähigkeit nicht ausnutzen konnte.  
Wir betonen hier zum ersten Mal die Tatsache, daß die deutschen

Seele überhaupt nicht vor dem zwanzigsten August versammelt waren, auch nicht in Belgien, wodurch sich der dortige seltsame Stillstand der Operationen vom achten bis achtzehnten erklärt. Die dritte Armee war sogar erst am dreißigsten aktionsfähig. Man sehe nun gefälligst die Karte an. French war am achtzehnten in der Nähe von Mons, seine Kavallerie vor Brüssel. Mobilisierte England erst am fünften, so ist ausgeschlossen, daß drei Korps so rasch an der Südküste vereint, mit allem Zubehör sofort übergesetzt und auf den von französischen Transporten überlasteten Bahnlinien nach Belgien befördert wurden. Es muß daher alles längst vorbereitet und vorgeesehen gewesen sein, da nur Naive glauben, man könne auf der Stelle so viele Transportdampfer zusammenbringen und für Geschütze und Pferdeverladung einrichten. Aber wir sind küstern, auch ein neues Wörtchen mit dem französischen Geist zu reden, der natürlich nie im Traum an Invasion in Belgien dachte. Nun wohl: Kavalleriekorps Sadelet (neun Brigaden) stand grade so früh zwischen den Ardennen und Brüssel wie die deutsche Reiterei, das erste französische Korps gleichzeitig mit deutschen Kräften in Richtung Namur, das dritte, zehnte, achtzehnte und neunzehnte Korps erreichten die Sambre, als die deutsche Vorhut sich dort erst näherte.

Wir hörten doch aber, das sechzehnte, siebzehnte, achtzehnte Korps hätten zuerst gegen Italien Front gemacht, seien erst dann als „Armee von Paris“ unter Gallieni vereint worden? Weit gefehlt! Das sechzehnte Korps focht gleich zu Anfang in Lothringen, das siebzehnte am Samoy, das achtzehnte an der Sambre. Sie blieben also nie an der italienischen Grenze, das heißt: Frankreich wußte schon am dritten August, daß Italien „neutral“ bleibe. Woher wußte es dies, wenn nicht schon im Juli geheime Abmachung bestand?! Diese politische Enthüllung wird ergänzt durch eine überraschende militärische. Allgemein wird geglaubt: die Afrikaner seien immerhin erst später ins Feuer gekommen. Unter den vielen Irrtümern des Buches von Stegemann findet sich auch dieser: „Das neunzehnte Korps war noch auf dem Wege aus Afrika“; weshalb er nur die marokkanische Division bei Charleroi fechten läßt. Diese war schon in Lothringen und ging von dort nach den Ardennen ab, wo schon das „Kolonial-Korps“ durch die Schlesier größtenteils verrichtet wurde. Die Anwesenheit dieser drei Kolonialdivisionen in vorderster Linie wäre natürlich auch ganz unerklärlich, wenn sie nicht schon im Juli mobilisiert wurden. Doch es kommt noch besser. Denn tatsächlich fochten bei Charleroi nicht die Marokkaner, sondern die sieben- und achtunddreißigste Algerische Division aufs heftigste, wie uns Gabriel Hanotaux in seiner Serie ‚Batailles de la frontière‘ plötzlich verriet, nachdem auch er zuvor schamhaft die frühe Ankunft der Algerier verschwiegen hatte. Uebrigens kommt es auch sonst noch immer besser. Oberst Egli und Stegemann (der beiläufig noch die siebente französische

Division bei Tibet fliehen läßt, die damals bei Longwy tapfer  
focht), schreiben der Entente nach: das erste Korps sei von Joffre  
als allgemeine Reserve zurückbehalten. Es focht aber gleich an-  
fangs heftig in den Ardennen nebst der siebzehnten Division des  
neunten Korps, das man noch in Lothringen glaubt! Was folgt?  
Alle französischen und afrikanischen Korps waren schon am fünf-  
zehnten in vollem Aufmarsch, waren also fünf Tage früher fertig  
als Deutschland. Kommentar überflüssig. Alles Gefasel über  
Weiß- und Blaubücher lenkt nur von der Fährte ab: Das Algerische  
und das Kolonialkorps, sowie die Marokkaner am zwanzigsten in  
der Vorderfront — das schlägt für immer jede Mythe nieder!

Wenn X den Y überfallen will und ihm mit gespanntem  
Revolver immer näher schleicht, so hat Y endlich keine Wahl mehr,  
da der Ruf „Keinen Schritt näher“ unbeachtet bleibt, als selber  
loszuknallen. X aber zetert jetzt, Y habe zuerst geschossen, der  
Friedensbrecher! Und die Konferenz, die Grey so gütig vorschlug?  
Wenn D. und R. prozessieren wollen, meldet sich G., Geschäfts-  
freund von R., als Vermittler und Schiedsrichter. Als Beisitzer  
wählt er F., den intimsten Freund von R., und J., einen falschen  
Freund von D. Was für ein Schiedspruch und Vergleich dabei  
herauskommen würde, weiß D. genau: er hat frühere Proben,  
zumal Verdacht besteht, daß man R. nur Zeit zur Stärkung seiner  
Prozesslage verschaffen wolle. So sieht diese hohe Politik aus, und  
es gehört eine wahrhaft eiserne Stirne dazu, von schnöder Ab-  
lehnung gütlicher Auseinandersetzung zu fabeln.

Hatten die Ententemächte zwingende Beweggründe und feste  
Kriegsziele? Ja. Frankreich: Elsaß-Lothringen; Rußland: Ga-  
lizien, Bosnien, Konstantinopel; Italien: Trient, Triest, Albanien;  
Serbien: Bosnien, Dalmatien; Rumänien: Siebenbürgen; Eng-  
land: Vernichtung von Marine, Seehandel, Industrie, Kolonien  
Deutschlands. Dies verlangte deren Exponent, die herrschende Re-  
gierung, lange vor dem Kriege.

Welchen materiellen Grund hatte Oesterreich? Keinen. Denn  
Züchtigung serbischer Untriebe blieb eine lokalisierte Privatange-  
legenheit, die das Europäische Gleichgewicht nichts anging, so-  
lange nicht Annektionen beabsichtigt. Und dies war ausgeschlossen,  
da Oesterreich wahrlich schon Serben genug hatte.

Welchen Grund hatte Deutschland selber? Hier lassen sich  
natürlich weite Wünsche der Machtvermehrung denken. Bei näherem  
Zuschauen stellt sich indessen heraus, daß keiner dieser Wünsche  
lebhaft empfunden werden konnte. Hatte man nötig, solange Ruß-  
land friedlich blieb, Polen wieder aufzurichten? Im Gegenteil!  
Erwerb von Kurland und Litauen, woran übrigens kein Mensch  
früher dachte, wiegt Weltkriegsopfer nicht auf. Derlei gehört zu  
den Vorteilen, für die man nie sein Dasein aufs Spiel setzt. Daß  
Deutschland kein französisches Territorium braucht, darüber waren  
die Franzosen sich selbst so klar, daß 1912 eine vernünftige Broschüre:

„La guerre qui vient“ nur Aneignung französischen Goldes als möglichen Kriegsgrund fand. Hier spuckt wieder die Legende von Deutschlands Armut, während das französische Nationalvermögen kaum zwei Drittel des deutschen beträgt (das laut amerikanischen Nationalökonomen auch das englische um fünfundfünfzig Milliarden Francs übertrifft). Hier und da schwärmten Alldeutsche von Besitznahme französischer Kolonien, doch niemand würde um Marokko einen Weltkrieg entfesselt haben. Von Belgiens „Eroberung“ träumte wohl vollends niemand. Dagegen sahen die Militärs aller Länder friedlichen Durchmarsch (unter Zurückziehung des belgischen Heeres nach Antwerpen) voraus: die angebliche Ueberraschung scheint daher grade so verlogen wie die sittliche Entrüstung. Die Entente darf ihren Deuten die klarsten Geständnisse machen, ohne daß sie das Handgreifliche sehen. Millerand klagte, man tue der französischen Heeresleitung schnödes Unrecht, denn sie wäre so hübsch durch Belgien einmarschiert, wenn die bösen Deutschen ihr vier Tage mehr Zeit gelassen hätten. Jawohl, solche Aufrichtigkeit braucht nicht einmal Vorsicht: auch entente-versippte Neutrale stecken es ruhig ein, ohne sich im Drehorgellied über Belgiens Märtyrerschuld stören zu lassen. Denn so hartnäckig verstopft man sich die Ohren, daß der Ausfall eines Sozialisten in der pariser Kammer: die französische Presse habe jahrelang Deutschland herausgefordert und den Krieg geschürt, allgemeinen Niederschreieungstumult erregte. Und doch braucht man bloß alte Zeitungsnummern aufzuschlagen, um den Wahrheitsbeweis anzutreten. Das Gleiche gilt vom Großteil der englischen und russischen Presse, auch von der newyorker. Daß in einigen wenigen deutschen Blättern unpassende Äußerungen gestanden haben, leugnen wir nicht. Doch das verfängt nicht neben der allseitigen Kriegsbehererei der Ententepresse.

Man sollte einfach nicht für möglich halten, daß die Entente-Sozialisten mit großem Geschrei die Schuldfrage entrollen möchten, obsehon sie wissen, daß die russischen Genossen das Annektionsabkommen zwischen Rußland und Frankreich dokumentarisch belegen können. Mit ähnlich unfreiwilliger Komik verwies der ehemalige englische Botschafter Goschen in der Neuen Zürcher Zeitung triumphierend auf die eroberten deutschen Kolonien, und englische Staatsmänner erläuterten offen, daß man diese Faustpfänder nie zurückgeben werde. Bravo! Da der tausendfach größere Wert der Faustpfänder von Cetinje bis Bukarest und Riga den Grundsatz: *Beati possidentes* so ungemein empfiehlt, so würde Deutschland diese Faustpfänder dankend quittieren. Der Witz steckt aber in der Logik: Da die Entente-Regierungen drei Jahre lang ihren Völkern den endgültigen Sieg versprechen und statt dessen nur immer die deutschen Faustpfänder sich vermehren, da also die Verdunklung von Tatsachen, vom Verleumdungsfeldzug gegen deutsche Greuel ganz zu schweigen, zum eisernen Bestandteil der Entente-Politik



zu gehören scheint — wie dürfen da die Völker voraussetzen, daß die nämlichen Regierungen ihnen je über die Schuldfrage reinen Wein einschenken werden? Und dabei verfährt der Bluff nicht einmal mehr, denn Frankreich leugnet ja heute nicht, daß es zur Annexion des Elsaß das Schwert zog, und England gesteht offen, daß es keineswegs für Belgien, sondern für die britische Welt Herrschaft kämpft.

Was wir aneinandergereiht haben, sind unwiderlegliche Tatsachen. Der einzige wunde Punkt: Oesterreichs schroffes Auftreten gegen Serbien, verliert jede Bedeutung — die gerechte Empörung über Serajewo mußte erhöht werden durch die Gleichgültigkeit und kaum verhehlte Schadenfreude der Feinde. Das sonst so empfindliche monarchische Gefühl des Zartums versagte vor dieser Schandtata. So mögen viele Kreise in Wien und Berlin gedacht haben: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende! Aber Tatsache ist, daß Rußland ohnehin den Krieg gegen Deutschland wollte. Fänden wir den geringsten Anhalt für die gegnerische Friedensliebe, so würden wir ihn nicht verschwiegen haben.

Duellieren sich zwei, und man fragt, von wem die entscheidende Herausforderung ausging, so forscht jeder Psychologe: Wer wünschte das Duell? Selbst wenn X den Y zwingt, ihm endlich eine Ohrfeige zu geben, so darf nicht X als Herausforderer gelten, falls er kein Interesse hatte zu fechten, wohl aber Y. Doch allzeit plärren Wölfe, die auf Beute oder Revanche ausziehen und sogar kein Sehl aus ihren Absichten machen, das Lamm habe ihnen das Wasser getrübt. Wenn ein Wegelagerer einem an die Kehle springt und dieser ihm den Arm ausrenkt, oder wenn die abzuschlachtende Dammsgeduld sich als furor teutonicus und das Schaf als Löwe entpuppt — ja, das ist freilich ein „Verbrechen“, ein „Sunnengreuel“! Die Dummen werden nie alle, die alten läppischen Phrasen ziehen immer noch; wir haben es beim verschärften U-Bootkrieg gesehen. England darf alle Welt vergewaltigen, aber Deutschland — ja, Bauer, das ist ganz was andres. Militarismus und Marinismus der Entente mögen jede Habeascorpus-Acte der ächzenden Völker zerfehen: darum werden der Jobber in Wallstreet und der bezahlte Zeitungsschmierer nicht ein Stündlein weniger ihr Sprüchlein vom deutschen Militarismus herleiern. Die Welt will betrogen sein. Nur Einen kann man nicht belügen: Gott. Er wird entscheiden, wer Recht und Freiheit unnützlich im Munde geführt hat. Es gibt nur eine Sünde, die nimmer vergeben wird: die Sünde wider den heiligen Geist, den „Geist der Wahrheit“. Wer die Wahrheit verleugnet, den verleugnet sie, bis er im Traumreich der Lüge jeden Sinn für die Wirklichkeit verliert. Und damit ist er gerichtet!



Zur Herbeiführung eines ehrenvollen Friedens  
werden die gewaltigen Ergebnisse der Kriegs-Anleihen  
ebenso in die Waagschale fallen, wie unsere durch  
das Schwert errungenen großen Erfolge ---

**Darum zeichne!**

# Reinhardt-Martin von Hans Leuß und S. J.

## Brief an den Herausgeber

In Nummer 29 Ihrer ‚Schaubühne‘ haben Sie den kurzen Aufsatz abgedruckt, den ich auf Ihren Wunsch über Karlheinz Martin geschrieben habe. Sie haben in einer Nachschrift „rücksichtslos“, wie Sie selbst sich ausdrücken, mir „ein tiefes Geheimnis verraten: „Der Stil Martin ist die Ausgabe des Stils Reinhardt für die Provinz.“ Das war in der Tat rücksichtslos — gegen Sie selbst. Denn das Geheimnis, das Sie verraten, ist ein verwegene Phantasie: — der Stil Martin ist in allem Wesentlichen der Gegenpol des Stils Reinhardt, und eben deshalb habe ich mich gern über ihn geäußert.

Daß Herrn Reinhardt große Abende gelungen sind, weiß jedermann; aber Sie selbst wissen so gut wie alle Welt, daß Herr Reinhardt an vielen andern Abenden nach Effekten gehascht hat, die vom Wege großer Kunst weitab liegen. Ich habe mir in den Kammerspielen die ‚Gespensersonate‘ angesehen: wenn Karlheinz Martin solch einer Leistung fähig wäre, hätte er mir kein öffentliches Wort entlockt. Das Gestammel des dritten Aktes empfand ich als eine Zumutung, gegen die bei offener Szene zu protestieren ich mir nur deshalb versagt habe, weil der Fall hoffnungslos schien. Der Akt ist von Natur schwächlich, aber die Ausgabe Reinhardt macht ihn übel. Was sich Raffinement dünkte, ward plump. Mit solchen Koliken hat der Stil Martin nichts zu schaffen.

Aus meinem Aufsatz geht nach meiner Meinung deutlich genug hervor, daß Martin mit Reinhardt nichts Wesentliches gemein hat, auch wie er sich von ihm unterscheidet. Als ich niederschrieb, daß Martin „seine Organe und Mittel in den Schranken des künstlerischen Wirkens hält“ und den „sachlichen Mitteln der Szene nicht erlaubt, optische, malerische, elektrotechnische Kunststücke zu werden“, daß „seiner Seele jeder Abweg, jede Verlockung fremd ist“, betonte ich seinen Gegensatz zu Reinhardt, ohne diesen zu nennen.

Mit dem Vorwurf des Plagiats soll man vorsichtig sein. Sie erheben ihn zugleich gegen die Frankfurter Zeitung und gegen Herrn Martin. Jene hat es nicht für nötig gehalten, sich zu verteidigen. Ich lehne ihn für Herrn Martin ab.

Sie stützen Ihren Vorwurf auf eine Zitatensparallelle über ‚Biel Lärm um nichts‘, nämlich auf je sechs Stellen aus einer Kritik der Frankfurter Zeitung über Martins und aus Ihrer ‚Schaubühne‘ über Reinhardts Inszenierung. „Das dürfte genügen“, meinen Sie. Sie irren sich! Ihre sechs Parallelstellen beweisen durchaus nichts über das Verhältnis der beiden Aufführungen zu einander, am wenigsten die Abhängigkeit der einen von der andern.

Wenn der Kritiker in Frankfurt seine Eindrücke mit den Worten einleitet: „Am Anfang war der Rhythmus“, Sie aber

die Ihrigen: „Aus dieser Vorstellung schwingt man sich mehr, als man geht“, so geht daraus offenbar nichts weiter hervor, als daß auf Sie Herrn Reinhardts, auf Ihren Kollegen in Frankfurt Herrn Martins Vorstellung den Eindruck des Rhythmischen gemacht hat. Nicht die Spur eines Beweises für die Abhängigkeit der einen Vorstellung von der andern! Wenn (nach Shakespeares Vorschrift übrigens) Herr Martin eine „leichte, duftige Musik“, Herr Reinhardt eine „reichliche Tanz-, Tuff- und Tändelmusik“ das Spiel begleiten läßt, — ist Herr Martin Herrn Reinhardts Nachahmer? Aber, Herr Jacobsohn! Wenn beide wissen, daß diesem Feste „Farbe“ gebührt, ist deshalb der Eine bei dem Andern in die Schule gegangen? Wenn hier „ein lustigstes Hin und Her“, dort „ein Fusch und Traum“ zu sehen war, hat deshalb der Eine den Shakespeare mit den Augen des Andern gelesen? Oder muß die „federleichte, märchenhafte“ Vorstellung in Berlin die Quelle des „schwebenden Märchens“ in Frankfurt sein? Bleiben nur die „blauen Stufen“, die in Frankfurt zu sehen waren; — daß sie ein Ueberrest der „blauen Pracht“ gewesen seien, die Sie in Berlin erschaut haben, ist eine kühne Vorstellung. Schließlich ist der Kreis der Grundfarben ja nicht groß, und wenn schon ein farbiges Fest gegeben werden soll, bedarf man nicht erst des Reinhardt'schen Vorbildes, um für die Stufen Blau zu wählen. Auf die einzige Uebereinstimmung der von Martin für die Stufen gewählten Farbe mit Reinhardts blauer Pracht gründet sich aber Ihr Vorwurf des Plagiats gegen jenen — die andern fünf Parallellstellen verdanken ihre Verwertung nur Ihren väterlichen Augen!

Doch es bedarf garnicht der Zergliederung Ihrer „Gründe“! Selbst wenn diese viel besser wären, als sie sind, würden sie nicht beweisen können, was nicht existiert. Karlheinz Martin ist nicht nur nicht ein Nachahmer, sondern künstlerisch ein Antipode Reinhardts. Er gehört nicht zu jenen Eifrigen, von denen Sie schreiben, daß sie spornstreichs herkommen, wenn Reinhardt etwas herausbringt. Das mögen, wie Sie sagen, „beinah alle Direktoren und Regisseure des Reiches“ thun, aber eben doch nicht alle. Jedenfalls nicht Herr Martin, der schon aus äußern Gründen nicht Reinhardts Nachahmer sein kann, weil jener die Drehbühne verschmäht, die Maschinerie haßt und eine einfache Bühne erstrebt.

Daß Reinhardt Verdienste um das Theater hat, bestreitet kein vernünftiger Mensch; daß er sie besonders hat um die Shakespeareschen Lustspiele, ebensowenig. Daß kein Bühnenleiter von heute die Fortschritte leugnen oder aus seiner eigenen Entwidlung ausmerzen kann, die Brahm und Reinhardt der Geschichte der Bühnenkunst einverleibt haben, ist selbstverständlich. Aber wenn auch „beinah alle“ sich begnügen, nur Nachahmer Reinhardts zu sein — grade daß ich in Herrn Martin einen Künstler traf, der seine eigenen Wege geht, und daß diese Wege priesterlich und rein sind, hat mich bewogen, auf ihn die Aufmerksamkeit zu lenken. Ich

sehe in ihm den Mann, der uns zu edler Einfachheit zurückführen wird, deren Verlust ich für Reinhardts Schuld halte.

Sie haben, wie ich aus Ihrer Nummer 31 sehe, gegen mich aus Frankfurt Succurs bekommen. Ihr Helfer hat Sie gebeten, „weder öffentlich noch irgendwem privatim“ seinen Namen zu nennen. Er selbst aber bezeichnet sich so deutlich, daß jedermann weiß, wer daherkommt — „ein deutscher Dramatiker, der seit einigen Jahren in Frankfurt wohnt“. Seine Angst, er könne in den Geruch kommen, sich bei Reinhardt und Hartung beliebt machen zu wollen, ist unter diesen Umständen nicht so rührend, wie sie sonst vielleicht erscheinen könnte. Im übrigen schützt ihn vor jenem Verdacht der erfreuliche Umstand, daß Reinhardt und Hartung sein neues Stück schon angenommen hatten, als er Ihnen seinen Brief schrieb. Ich sehe auch, daß er inzwischen die fromme Scheu abgelegt hat: er preist eine von Herrn Hartung in Frankfurt geleitete Aufführung, die vom Kritiker der Frankfurter Zeitung sehr ungünstig beurteilt wird, mit seiner vollen Namensunterschrift und nicht in dem durchsichtigen Inognito, das zu respektieren er Sie so lebhaft beschwört.

Das mir bekannte Stück ist gährender Moost; manches spricht für den Boden, auf dem er gewachsen ist; aber der Jahrgang war nicht günstig. Nachdem ich das Stück gelesen habe, sehe ich, daß der Autor seine eigenen „innern Erfahrungen“ beträchtlich überschätzt hat, als er von den meinigen redete; — diese sind immerhin so, daß er mir gegenüber in dem Stadium lebt, in dem Tugend noch Begier und Begier noch der höchste Wert der Tugend ist. Etwas mehr äußere Erfahrung wird ihn einmal daran hindern, daß er den Frankfurtern heitere Augenblicke verschafft durch den Versuch, Herrn Hartung berühmt zu machen, den man in Frankfurt kennt

\*

### Antwort des Herausgebers

Sie beginnen, lieber Herr Leuß, die Erwiderung auf meine Ablehnung Karlheinz Martins mit der Feststellung, daß erst mein Wunsch Sie veranlaßt habe, in der ‚Schaubühne‘ für ihn einzutreten. Vielleicht wollen Sie nicht, daß der Leser sich sagt — doch er wird sich sagen: Dieser Dursche der Jacobsohn! Da ermuntert er den guten, arglosen Leuß, seiner Schwärmerei die Zügel schießen zu lassen, in die er ihm dann aus dem Hinterhalt fallen will! Falsch, wie fast alles, was sich der Leser sagt. Nachdem Sie mir, ohne Ueberschwang, auf einer Postkarte mitgeteilt hatten, daß Sie Herrn Martin starke Theatereindrücke verdankten, hätte ich es als unhöflich empfunden, Sie nicht um eine druckbare Aeußerung zu bitten. Diese Aeußerung hätte durchaus nicht frei von Ueberschwang sein müssen. Gegen Hans Wynelens Hymnus auf Leopold Jessner habe ich nicht protestiert. Was mich bei Ihnen aufreizte, und worauf ich allerdings nicht gerechnet hatte: das war, daß Sie Karlheinz Martin als Wurfgeschloß gegen Max Reinhardt benutzten. Sie thun jetzt zum zweiten

Mal, und ich bin entschlossen, mich zum zweiten Mal schützend vor diesen Künstler zu stellen. Ohne mir einzubilden, daß er meines Schutzes bedarf.

Aber bevor ich Ihren Angriff abwehre, scheint mir nötig, Ihre Verteidigung anzugreifen. Ich soll die Frankfurter Zeitung des Plagiates beschuldigt haben. Gar kein Gedanke. Abgesehen davon, daß ich hier schon einmal erklärt habe, wie ich mich über jeden Provinz-Regentsen freue, der meine Kunsturteile verbreitet, und wie wenig mir darauf ankommt, daß er dabei meinen Namen nennt: in diesem Fall habe ich nicht einmal angedeutet, daß eine Beeinflussung vorliegt. Der Kollege braucht meine Kritik von Reinhardts ‚Biel Lärm um Nichts‘ nie gelesen zu haben. Wenn man sich nicht auf die sechs Zitate beschränkt, sondern die beiden Kritiken vollständig nebeneinander stellt, so muß man schon blind in den Regisseur Martin vernarrt sein, um nicht zu erkennen, daß die Kritiken solche Ähnlichkeit miteinander haben, weil die Vorstellungen sie gehabt haben. Wer vor der zweiten saß, konnte gar nicht anders, als ähnliche Worte finden wie der Schilderer der ersten. Nun weiß jeder, der sich mehr ums Theater gekümmert hat als Sie, Hans Beuß, daß Shakespeares Lustspiel nie zuvor auf der deutschen Bühne so inszeniert worden ist wie von Reinhardt. Und da soll ich glauben, daß Herr Martin vier Jahre später unabhängig von Reinhardt zu einer Inszenierung gelangt ist, bei deren Beschreibung durch die Frankfurter Zeitung jeder berliner Theaterbesucher von Beruf spontan in den Schrei ausbricht: Aber das ist ja Reinhardts Aufführung, wie sie lebt und lebt! Ich will Ihnen gerne glauben, daß Herr Martin nicht gewohnheitsmäßig zu berliner Premieren reist, auch, daß er diese Vorstellung nie gesehen hat: dann hat er unbedingt meine Kritik gelesen, die Reinhardts Arbeit so anschaulich macht, daß man sie ohne weiteres kopieren kann.

Ich würde jetzt keinen Augenblick zögern, mich zu der fürchterlichen Beleidigung zu verteidigen, daß Sie der Kopie vor dem Original den Vorzug geben. Mir ist unvergeßlich, wie bei der ‚Penthesilea‘ von 1911 dieselben Leute, die Reinhardt von jeher als Schädling verfolgt und seine schönsten Visionen zu Tode zu höhnen versucht hatten, vor der ungenialen, ganz unkleistichen, aber braven und anständigen Kopie des gelehrigen Hollaender in die Kniee sanken. Es sah fast so aus, als sollte der Meister erst durch seine Schule zu Ehren kommen. Vermutlich hätten Sie vor sechs Jahren munter mitgemacht. Wenn ich trotz dieser Vermutung jene fürchterliche Beleidigung nicht gegen Sie ausstoße, so einfach darum, weil Sie den Meister nicht kennen. Der Himmel vergibt Ihnen, denn Sie wissen nicht, was Sie sagen. Sie wissen zwar, daß Herrn Reinhardt — bei Martin fehlt das herabsetzende Vorzeichen „Herr“ — große Abende gelungen sind und bestreiten als vernünftiger Mensch keineswegs, daß er um das Theater Verdienste hat. Diese Anerkennung von Einem, der das Theater meidet, also keine Vergleichsmöglichkeiten hat und auf völlig andern Gebieten zuständig ist, wird Reinhardt unzweifelhaft stolz machen. Nächstens wird Rudolf Bernauer nicht mehr umhin können, denn doch zuzugeben, daß er durchaus nicht ableugnen wolle, ganz gut zu verstehen, welchen Wert eine Anzahl Bewohner Deutschlands auf Herrn von Hindenburgs Tätigkeit legen. Liebster, bester Hans Beuß:

auch zum Lob eines überragenden Mannes muß man legitimiert sein. Und jetzt wollen wir Ihren Ausweis prüfen.

Sie haben sich in den Kammerspielen die ‚Gespensterfonate‘ angesehen. Wenn ich Sie als redlichen Mann auf Ehr' und Gewissen fragte, was Sie sich sonst bei Reinhardt angesehen haben, so würden Sie höchstens auf fünf Abende kommen. Bewilligen wir zehn, bewilligen wir meinetwegen zwanzig. Was bedeutete das bei einer Arbeit von fünfzehn Jahren! Immerhin: ‚Gespensterfonate‘ könnte genügen. Ich suche heraus, was ich geschrieben habe: „ . . . Haus und Zimmer der Rätselfwesen bedrängen uns förmlich, so weise sind sie verkürzt. Unheimlich-unheilvoll das Gespenstersouper, merkwürdig abgestorben und aschgrau. Einsamkeit lastet, Uebe, Unmenschlichkeit. Die Bildhaftigkeit eines gespenstischen Wachsfigurenkabinetts ist erreicht. Was bizarr durch Halb- und dunkel huscht, ist in verfließende und trotzdem scharfe Konturen gezwungen. Unsichere, schauerhafte Kreise. Schweigiamen Fittichs, Fledermäuse! Strindberg wäre zufrieden. Auch mit der Darstellung. Es war die Gefahr, wie hinter Schleiern zu spielen; mit der Vortragsbezeichnung: unwirklich; maeterlinckisch. Dazu ist sogar dieser Strindberg zu erdig. Für seine Phantastik hatte er selbst und der Regisseur genug getan: hätten die Schauspieler sie unterstrichen — sie hätten sie womöglich aufgehoben. Sie waren leise, manchmal sogar gepreßt, aber durchaus menschlich; nicht um Rebelhaftigkeit, sondern um Festigkeit bemüht.“ Und ähnlich weiter. So wars. Sie aber verkünden: „Wenn Karlheinz Martin solch einer Leistung fähig wäre, hätte er mir kein öffentliches Wort entlockt.“ Der Fall liegt klar. Entweder haben Sie eine späte Aufführung dritter Besetzung gesehen, und dann ist es kühn, Herrn Martin die Befähigung zu solcher Leistung abzusprechen. Sie leben ja in Berlin, sind in Frankfurt nur zu Besuch gewesen, haben also gar keinen Begriff, wozu der Spielleiter einer bislang von Kennern nicht sehr geschätzten Bühne wochentags fähig ist. Oder Sie haben dieselbe Aufführung gesehen wie ich. Und dann verstehen Sie überhaupt nichts vom Theater.

Darauf werden wir recht tun uns in Güte zu einigen. Sie sprechen zwar teils wie ein Fachmann, teils wie Wippchens Erbe von „Fortritten“, welche Brahm und Reinhardt der Geschichte der Bühnenkunst „einverleibt“ haben. Aber Sie verkünden, daß Martin schon aus äußern Gründen nicht Reinhardts Nachahmer sein kann, weil er die Drehbühne haßt und verschmäht. Das ist ein zerschmetterndes Argument. Nichts erfreichender als Debatten mit Außenseitern. Nur muß der Außenseiter die Vorsicht üben, hübsch allgemein zu bleiben, die Berufung auf Einzelheiten zu meiden und besonders nicht mit dem Handwerkszeug zu hantieren. Erlauben Sie mir auch diesmal, Ihnen rückwärtslos ein tiefes Geheimnis zu verraten: Wenn Reinhardt ohne Drehbühne auf die Welt gekommen wäre — er wäre doch der größte Theaterkünstler aller Völker und Zeiten geworden. Für seine denkwürdigsten Aufführungen hat er die Drehbühne garnicht gebraucht. Das ist von seinem ersten Jahr bis auf diesen Tag nachzuweisen: von ‚Elektra‘ bis ‚Dantons Tod‘. Und als der drehbare ‚Sommernachtstraum‘ auf das schmale und unbewegliche Brett der münchener Reliefbühne übertragen wurde: siehe, da war der Jubel nicht minder gewaltig. Denn Reinhardt beherrscht das Wesen

der Bühne, nicht bloß das technische Drum und Dran. Ja, seine Sendung auf Erden war und ist: ein Mal, ein einziges Mal in der Theatergeschichte dieses Wesen vollkommen auszudrücken, zu erschöpfen, rundherum zu verkörpern. Und darum treffen Sie, enthusiastischer Herr Hans Leuß, in Ihrer liebenswürdigen Ahnungslosigkeit nahezu tödlich einen Theatermann, dem Sie nachrühmen, daß er „mit Reinhardt nichts Wesentliches gemein hat“. Wer nichts Unwesentliches mit ihm gemein hat, mag noch immer ein Kerl sein. Wer nichts Wesentliches, wer nicht das Wesentliche mit ihm gemein hat, soll unberzüglich die Branche wechseln.

Brahm hatte das Wesentliche mit ihm gemein. Ein großes Stück in Reinhardt ist Brahm. Wenn Sie alle Stücke und Teile dieses Mannes, den Sie sich allzu sehr simplifizieren, wenn Sie sein ganzes Werk kennen, so würden Sie neben den leersten Prunkereien, dem gefälligsten Tändelkram in nicht geringerer Anzahl anspruchsvolle Kunstgebilde von der intimsten Geistigkeit feststellen müssen. Was braucht's vieler Worte! Sehen Sie sich, heut oder morgen, mit mir den ‚Lebenden Leichnam‘ an und haben Sie dann den Mut, mir in die Pupille zu wiederholen, daß „edle Einfachheit“ Das ist, worum uns Reinhardt gebracht hat. So oft Gefahr droht, so oft Ungeistigkeit, Unsachlichkeit, Ueberladenheit einreißen, so oft Barock, das uns fremd ist, über Gotik, die uns geizt, triumphieren zu wollen scheint — kein einziges Mal, daß ich nicht auf der Wacht gestanden, nicht Alarmrufe ausgestoßen habe. Aber es geht ja nicht, es geht wirklich nicht, einem Mann, dem jene Gefahr von Zeit zu Zeit droht, herrliche Leistungen, um derentwillen uns überhaupt beunruhigt, daß ihm Gefahr droht, halb aus Erbarmen zu loben und die Gefahr illuminiert und fresco an den Himmel zu malen. Was würde Sie mit Einem anfangen, der erklärte: Ich lese Hans Leuß und Hellmuth von Gerlach, obwohl ich ihre politischen Ansätze gerade im Kriege höchst rühmlich und kräftigend wie nur ein Stahlbad finde, deshalb nicht länger, weil die Belletristik der ‚Welt am Montag‘ der denkbar schändlichste Spüllicht ist!? Genau so geht bei Reinhardt gut und schlecht, strahlend und grau, leidlich und unleidlich, unvollkommen und makellos durcheinander. Wer jede Phase verfolgt, darf über jeden Makel, über jede Unvollkommenheit klagen; wenn er meine Ehrfurcht vor Reinhardt hat, sogar toben. Wer dagegen, wie Sie, sich ein Mal in fünfzehn Jahren äußert, der müßte die Verpflichtung empfinden, nun auch tatsächlich diese ganze Zeit zu umfassen, der müßte sich hüten, Licht und Schatten so lästerlich falsch zu verteilen, daß Max Reinhardt zu einer Erscheinung wird, bestimmt, von Karlheinz Martin aus dem Sattel geworfen zu werden. Der Ueberwinder von Reinhardt wird kommen, wie Reinhardt Brahm's Ueberwinder geworden ist. Als Brahm so weit war, da wurde versucht, erst Lindau, dann Zickel wider ihn einzusetzen. Reinhardt stand unerkannt vor den Thoren; an ihn dachte niemand. Hoffentlich, ja wahrscheinlich kann und ist der Kandidat Ihrer Wahl mehr als Lindau und Zickel zusammen. Aber passen Sie auf: der neue König (auf den man, wie die Juden sagen, und wie soeben wieder der Fall Bethmann Hollweg gezeigt hat, nie beten soll) — dieser neue König wird einen Namen tragen, den bis heute noch keiner von uns gehört hat.



## Rappelkopf von Kurt Singer

Un dem Märchendrama des Ferdinand Raimund bewunderte sein dichterischer Bruder Grillparzer, angewidert von dem trodenen Wust der zeitgenössischen Poesie, „das Erquickende dieser frischen Quelle“, in der „Naturwahrheit und Leben“ wieder einmal tatkräftigen Ausdruck fänden. Solch ein Lob konnte dem ‚Alpenkönig und Menschenfeind‘ frommen, wenngleich die Bedingungen seiner Wirkung an Ueberfönnliches, Zaubhaftes, Märchenfrohes geknüpft waren. Aus aller Phantastik, in die Raimund mit absichtsloser technischer Bravour das Witige und Tränenreiche, das Sentimentale und das Burschikose eines Volksstücks kleidete, aus aller Symbolik hinweg führt die Handlung seiner Zauberkomödien doch letzten Endes zu alltäglichen, sinnfälligen Wahrheiten, die durch die mystischen und schicksalsmäßigen Einfassungen nur psychologisch verdeutlicht, vertieft und sittlich fester verankert werden. Die Poesie, aber auch der pädagogische Zweck steigern sich unter dem nichts verbergenden Licht der zauberischen Welt-Unwirklichkeit; hinter den Schatten der Symbole ragen Menschen, Leidenschaften, Verschrobenheiten und Schwächen naturwahr und lebendig empor. Nirgends deutlicher und handgreiflicher als in den Werken, die seiner eigenen Stimmungen und Verstimmungen Stempel tragen: ‚Barometersucher‘, ‚Verschwender‘, ‚Rappelkopf‘.

Richard Vattas Opernlibretto, das Georg von Hülßen neu bearbeitet hat, geht darauf aus, das Märchenhafte noch mehr zu verdunkeln, den Kern der seelischen Handlung von dem allegorischen Aufputz nach Möglichkeit zu befreien und alles straff zusammenzuhalten, was die Psychologie dieses Menschenhafes und Welt-Verfälschens verstehen macht. Die Erscheinung des Atragalus im ersten Akt fällt weg, die Symbolik des Bogelschusses fehlt, auch sind Bilder in einander gezogen, Kräfteheiten im Charakter des Eitelhelden gemildert. So wirken Feind und Freund der Kreatur, Menschenfeind und Alpenkönig lebendig, persönlich, menschlich, als Menschen so antithetisch wie Berg und Tal, Wahrheit und Irrtum, Erleuchtung und Verblendung. Das Motiv des Doppelgängertums erhält eine neue Form; was Worte, was Erfahrungen, was krankhafter Wahn an Menschenkenntnis dem polternden Brummbar verschlossen — eine einzige lebendige Stunde, die er seinem Eberbild gegenübergestellt schauernd durchlebt, läutert ihn und führt ihn zu seiner bessern, einsichtigeren, im Grunde gütigen Natur zurück.

Der Dichter stellt dem Musiker hier die Aufgabe, Tragik und Läuterung einer solchen, sich selber knechtenden Seele in Tönen zu malen, in den grotesken Ausdrucksgesten, in den zerrüttenden Bezichtigungen und in den zur Heilung gewandelten Sündhaftigkeiten des blutenden Gewissens auch die frommen Regungen und bessern Instinkte eines unbewußt Gewalttätigen zu gleicher Zeit

ahnen zu lassen. Hier hört das Volksstück auf, und das ganze Gefühl und Pathos des leitmotivischen Musikdramas beginnt. Leo Blech stürzte sich, vollbeladen mit Erinnerungen an Wotan- und Erda-Stimmungen, im zweiten Akt (der Begegnung Rappelkopfs mit Atragalus) in dieses brausende Fahrwasser. Wenn er hier mit Anstand und vornehmer Kraft, ohne Schiffbruch durchsteuern konnte, wenn er in dem lyrischen und dramatischen Zwiegespräch, wo gläubiger Trost und erbitterter Zweifel, seelische Ohnmacht und eisern überlegene Kraft sich miteinander zu messen scheinen, nicht enttäuscht: so verdankt er das seiner Fähigkeit zur Einfühlung in fremde Welten, seiner Beherrschung des Apparats und dem musikalischen Schwung, der seinem Arm und seinem Kopf eigen. Dennoch liegt ihm diese Geste des Dramatikers nicht; er bringt sie gleichsam mit abgewandtem Gesicht. Wenn eine Sologeige in dem farbenreichen Orchester klagt, wenn ein Gebet himmelanstiegt, wenn einer Seele Drang im Liebeslied Ausdruck findet, wenn die Musik Volkslust atmet: dann weist uns Blech sein wahres Antlitz, dann versichert er mit uns, daß er die Anwartschaft hat, Dittersdorfs und Vortings Nachfolger zu werden. Das Problem des „Rappelkopf“ zwang zu einer übergangsreichen, psychologisierenden, mit Gefühl und Idee geladenen Musik. Blech ist Meister der kleinen, in ihrer Bewegung beschränkten Form, ist echt und freundlich, wenn er mit delikater Zurückhaltung seinem Streichquartett Stichworte zuruft: sein groß ausladender Wurf verstimmt, je mehr Volkklang, Schwellung und Erieb in die Instrumente kommt. Blech wird zur eleganten Spieloper zurückkehren, deren Reize ihm vertraut sind, der er dank seinem Reichtum an kleinen und kleinsten melodischen Einfällen unendlich viel Nährkraft verleihen kann. Mag immerhin eine Ton-Gruppierung, ein Rhythmus, ein ländlerhaftes Liedchen selbst durch feinste harmonische Einkleidung nicht ganz vor der Verührung mit der Operette geschützt sein: in diesem Zeichen und mit all seiner Orchesterkunst wird Blech immer siegen, wenn ihm der rechte Stoff die rechte Anregung gibt. Ich nenne ihm den Dichter, der seiner Art liegt: Molière.

Der Erfolg der Oper beim Publikum war groß. Die Dux, Bohnen, Schwarz: ein Drei-Aktord von seltener Klangschönheit. Bohnen vor allen charaktervoll ausgeprägt bis ins Detail der Fingerbewegung, des Zuckens um die Mundwinkel. Man glaubt ihm den Lobenden, aber man schwört: ein Mann, der so unirdisch beten, der die Natur so gewaltig lieben kann, der ist rein in seiner Seele. So stellt Bohnen einen Menschen auf die Bühne, der unstres Mitfühlers in jeder Sekunde sicher ist, ohne daß er Zorn erregt; großartig im Format, herrlich in Ton und Gebärde. Schwarz, als Alpenkönig von majestätischer Ruhe, kopiert den Rappelkopf im letzten Akt vollendet. Wenn die beiden Männer ihren Dialog in den Bergen singen, wenn sie den Eid schwören, so bleibt kein Wunsch an gesungliche und darstellende Kunst unerfüllt. Weich

und süß gibt sich die Marthe der Duz. Und keine andre Rolle war eine zweite, eine nebenbei gedachte; alle standen ihren Mann in einer Aufführung, die auch szenisch eindrucksvolle Bilder brachte, und deren größte „Sensation“ neben Bohnen vielleicht der — Dirigent Blech war. In diesen Beiden hatte Grillparzers Formel: „Naturwahrheit und Leben“ Gestalt erhalten.

## Interview von Alfred Volgar

Es gibt etwas in Wien, das noch nicht teurer geworden ist. Die Preise sind dieselben wie vor drei Jahren. Ein Unikum also. Höchstwahrscheinlich ein Unikum.

Was es ist, kann ich aus Delikatesse nicht sagen; aber Sie werden es mühelos erraten, wenn ich die Tariffäße nenne: sechs Heller und zehn Heller.

Die Stabilität dieser Preise ist erstaunlich, denn die Geschäftspreise haben sich, wie überall, auch hier erhöht. Seife zum Beispiel; und Bürsten; und anderes Material.

Ich habe die Verwalterin eines der stattlichsten, im Mittelpunkt der Stadt gelegenen Etablissements um Auskunft gebeten. Sie antwortete sehr freimütig.

Ja, sagte sie, im Frieden sei es entschieden besser gegangen. Schon weil es da auch ein Nachtgeschäft gegeben habe. Jetzt sei von elf Uhr abends an bis morgens garnichts zu tun.

Hingegen wäre das Trinkgeld derzeit häufiger und reichlicher. Kaum ein Gast, der sich an die Tarife halte. Niemand lasse sich auf die Münze von zehn oder auch zwanzig Heller etwas „herausgeben“.

Ich werfe ein, daß das wohl mit der guten Börsenkonjunktur zusammenhänge, die bis in diese kleinsten Kapillaren der Volkswirtschaft ausstrahle. Meine Gewährsfrau stimmt zu. Und erwähnt noch, daß die erste Klasse weit mehr als in Friedenszeiten frequentiert werde. Ein neuer Beweis für den flüssigen Geldstand.

Ob das Unternehmen sonst irgendwie die gespenstischen und schrecklichen Züge der Zeit wiederpiegle? Nein, höchstens insofern, als die Graphiken und Schriften an den Innenwänden des Hauses jetzt mehr politischer als erotischer Natur seien, und hier wiederum mehr außen- als innenpolitischen Themen gälten. In den Tagen des ersten Englandhasses mußte man die Wände zweimal im Monat frisch anstreichen.

Auf die Frage, wann ihres Erachtens der Krieg aus sein werde, antwortet die Interviewte lächelnd: „Bis Alle hin san.“

Ueberhaupt zeigt diese verständige Frau eine stammenswerte innere Ausgeglichenheit und Ruhe. Von den Menschen scheint sie — aus der Perspektive ihres Berufs erklärlich — keine übermäßig hohe Meinung zu haben. Aber ihr Seelenfrieden und ihre Gelassenheit stehen, wie gesagt, ganz sonderbar von der Unrast und Niedergeschlagenheit der Zeitgenossen ab.

Sich frage sie noch, was sie von den Vorgängen in Rußland halte. Sie meint: „Das G'scheidt'ste wär', wann's den Eschorn derschlag'n tät'n.“

Die Antwort macht mich einen Moment stutzig. Aber dann begreife ich Alles.

Nämlich: das Amt der guten Frau bringt es mit sich, daß sie nur mit alten Zeitungen zu tun hat. Das neueste Quartal, das sie erworben hat — und auch das nicht zur Lektüre — ist vom Sommer 1916 datiert.

Eine verständige Frau, hab' ichs nicht gesagt? Ihre Ausgeglichenheit ist kein Rätsel mehr.

---

## Kriegsrohstoff von Vindex

Der fünfzigste Geburtstag Walter Rathenaus gibt, vor allem andern, Anlaß, einer seiner Hauptideen, die Wirklichkeit wurde, zu gedenken: der Kriegsrohstoff-Abteilung des Kriegsministeriums; dieser Institution, die nur den Namen und den Klang einer Behörde hat, in Wahrheit aber die schöpferische Auswirkung reifster Einsicht in die Kriegslage der deutschen Wirtschaft ist. Daß Walter Rathenau diese Einsicht schon wenige Tage nach dem Ausbruch des Krieges bekundet hat, daß er schon damals die notwendige Organisation im Geiste vollendet vor sich sah: das macht nicht das Werk größer, wohl aber den Mann.

In drei Kriegsjahren ist denn auch das Werk nicht, wie es sonst wohl geschieht, über den Schöpfer hinausgewachsen; wenn heute aber-tausend Produkte und Stoffe aller erdenklichen Art, vom Zement über die Kohle bis zur Putzbaumwolle, der Kontrolle, der Einsammlung und der Verteilung durch die Kriegsrohstoff-Abteilung unterliegen, so ist das nichts anderes, als was Walter Rathenau in der Woche des Kriegsausbruchs dem Chef der Militärbehörde als erstes und hauptsächliches Erfordernis des großen Kampfes, der, wie er sah, ein Wirtschaftskrieg sein würde, darlegte und vorhielt.

Damals stellte Rathenau den Grundsatz auf, den viele Andre erst durch die Erfahrung von Monaten und Jahren gewizigt erkannt und anerkannt haben: nämlich, daß es sich in der Materialwirtschaft während des Krieges für uns darum handle, nichts zu vergeuden, alle Quellen zu erschließen und unabhängig zu werden vom Auslande. Die Durchführung dieser Forderung konnte nicht durch bloßes Ermahnen, Bitten oder Belehren geschehen; eine Zentralinstanz war nötig, um im Namen der Kriegführung den Zwang auszuüben, der alle in gleicher Weise wie die Heeres- und Dienstpflicht selber erfaßte. Die Verschwommenheit der ältern Idee von einem wirtschaftlichen Generalstab war plötzlich, im Lichte der ersten Brandfackeln des Weltkriegs, zum greifbaren Gebilde geworden und arbeitete an der Mobilisierung der materiellen Mittel Deutschlands.

Der Feldzug gegen die Ueberschätzung der Organisation, der seine Berechtigung aus dem Fiasko übereifriger Kriegsgesellschaftsgründer herleitet, darf nicht dazu führen, die zentrale Bewirtschaftung aller der Kriegführung dienenden Rohstoffe und ihre Bedeutung für diesen Krieg zu verkennen. Das von Feinden umschlossene Deutschland sah sich, als der Krieg ausbrach, für jeglichen Bedarf auf die Quellen seiner eigenen

Kraft angewiesen; für die Kriegführung mehr noch als für die allgemeine Lebens- und Wirtschaftsführung. Denn alles, was in Materialien und Produkten unmittelbar oder mittelbar der Kriegführung diente, war Banngut oder konnte dazu erklärt werden und vermochte dann auch aus neutralen und angrenzenden Ländern nicht zu uns gelangen. Jedermann weiß, daß bei Beginn des Krieges die Quellen der eigenen Kraft Deutschlands von sehr vielen als unterrichtet geltenden Leuten nicht als ausreichend angesehen wurden, um einen langen Krieg mit allem, was dafür nötig ist, zu führen; daß namhafte Theoretiker die Daseinsmöglichkeit Deutschlands während kriegerischer Verwickelungen in ihren Annahmen stets von der Möglichkeit der freien Zufuhr aller möglichen Rohstoffe — es seien nur Baumwolle, Cellulose, Viehsutter genannt — abhängig machten.

Mit alledem mußte zu Beginn dieses Krieges aufgeräumt werden. Deutschland mußte für seine Rohstoffversorgung auf sich selber gestellt werden; wo keine sich erneuenden Quellen flossen, mußten die Vorräte festgestellt, eingesammelt und nur dem dringendsten Gebrauch zur Verfügung gehalten werden. Deutschland mußte wirtschaftlich, unbekümmert um Tradition und Doktrinen, ganz neue Wege beschreiten, wollte es durchhalten und, darüber hinaus, siegen. Die Wege hat als erster Walter Rathenau gewiesen.

Noch ist die Zeit nicht da, daß der Organismus, der Aufbau und das Wachstum der Kriegsrrohstoff-Abteilung in allen Einzelheiten und die Funktion ihrer Organe bis in die feinsten Auszweigungen aufgezeigt werden kann. Heut kann gewissermaßen nur ein Schattenriß dessen gegeben werden, was wirklich ist, und von dem Wirken der Organisation kann nur so viel gesagt werden, daß wir Alle es tagtäglich spüren, wenn sich auch nicht Viele dessen bewußt werden. Sicher ist, daß bereits ein großer Teil des täglichen Bedarfs an Dingen jeder Art auch der Zivilbevölkerung durch die Fürsorge der Kriegsrrohstoff-Abteilung gedeckt wird.

Ein Andres noch ist es, was uns die Arbeit der Kriegsrrohstoff-Abteilung gelehrt hat, und was, wie wir glauben möchten, über die gegenwärtige Zeit hinaus Kraft und Bedeutung behalten wird: die Selbstbeschränkung und die Bescheidung im Gebrauch. Walter Rathenau hat das alsbald erkannt, hat es vielleicht von Anfang an mitgewollt. Er wies auch auf die Bedeutung dieser Lehre für die Zukunft hin, indem er vor einer Versammlung von Männern, die vor noch nicht langer Zeit kaum mit einer Einengung ihres Bedarfs an Gütern einverstanden gewesen wären, nämlich in der Deutschen Gesellschaft von 1914, folgendes sprach: „Es bedarf zum Wohlbefinden und zum Glück nicht jener enormen Mengen von Waren, die in unsern Läden, in unsern Fabriken, in unsern Verkehrsmitteln kreisen, und die vielfach häßlich, schädlich und töricht sind. Es ist keine Entbehrung, wenn ein Teil dessen, was wir Jahr für Jahr verzehrt haben, künftig in Deutschland keinen Platz mehr findet.“

---

## Zu diesem Krieg

Macchiavelli

Jenes Vaterland verdient, von allen Bürgern geliebt zu werden, welches alle seine Bürger gleich liebt, nicht aber jenes, welches nach Sittenanerkennung der andern nur sehr wenigen huldigt.

# Antworten

**Dresdner.** Jamohl: mit dem Prozeß Licho ist es geworden, wie ich am fünften Juli hier prophezeit habe. Damals schrieb ich: „Von allen meinen Prozeffen habe ich keinen gefakter und gewappneter abgemartet als diesen. Und, Welch Pech: grade dieser wird niemals zustande kommen.“ Bald darauf lief die Klage ein, eine Doppelklage wider Max Epstein und mich. Meine Bekannten hieltens für kindischen Trost, daß ich fest dabei blieb: Der Prozeß wird niemals zustande kommen. Tatsächlich konnte die Kühnheit, die dazu gehörte, ihn anzutreten, nur so lange vorhalten wie meine Unlust, in einem so sonnenklaren Fall überhaupt eine Klagebeantwortung zu verfassen oder zu autorisieren. Eines Tages ging schließlich der Schriftsatz ab. Und was teilt jetzt das Amtsgericht mit? „In der Privatklagesache Licho gegen Epstein und Jacobshon werden Sie hierdurch benachrichtigt, daß der Privatkläger zurückgenommen hat.“ Sie sehen: Sie dürfen sich schon auf mich verlassen.

**Querulant.** Was alles werden Sie noch von mir verlangen? Der Abgeordnete Bacmeister jagt in seinem Blatt von der „Schaubühne“, daß sie „an der Spitze jeder Ausgabe ein im schnoddrigsten berliner Stil gehaltenes politisches Feuilleton zu veröffentlichen pflegt“, jagt das von den schweren Grübeleien des gewissenhaften Zweiflers Germanicus, wirft dem „düstern Zeitgenossen“ „Unverschämtheit“ vor, behauptet, daß „seine Flegelzeiten im Ton so etwa dem in einer berliner Bar Ueblichen entsprechen“ — und darauf soll mir eine Antwort der Mühe wert sein? Noch dazu, wo soeben im Reichstag der Abgeordnete Landsberg diesen seinen Kollegen von drüben „einen Virtuosen des Fuhrmanns-Tons“ genannt hat? Da lieb' und lob' ich mir Bacmeisters Kampfgenossen, meinen alten Karl Stord. Er beschuldigt mich bloß des Größenwahns. Aber fürchtet er nicht, den erheblich zu stärken, wenn er sechs lange und breite und eng bedruckte Seiten des „Türmers“, seiner lieblichen Zeitschrift für Geist und Gemüt, an zwei ausgewachsene Artikel über mich und die „Schaubühne“ wendet? Er für sein Teil wird gewiß nie größenwahnsinnig werden: er bringts bei mir auf nicht mehr als sechs Zeilen.

**Kurt L.** Im Gegenteil. Und so schnell wie möglich. Um der Massary willen. Noch vor fünf, sechs Jahren war sie die zuverlässigste Stütze Julius Freunds, der stärkste Ausdruck der Bestrebungen dieses Hauses. Heute — hole der Kuckuck die Furcht vor dem Vorwurf der Uebertreibung, aber ich kann mir nicht helfen: diese Rose von Stambul hat Töne, daß Aidas nächtlicher Nilakt aufsteigt. Ihr Gesicht erinnert an die Maria Manzini auf dem berühmten Bild von Mignard. Doch wenn man mit gefenkten Wimpern nur zuhört, so sieht man ein silbrig-weißes Gemälde von Gainsborough. Diese Frau hats mit ungewöhnlichem Fleiß und glühendem Ehrgeiz dahin gebracht, daß sie Kammermusik von einer Vollendung macht, wie sie unsre Generation in dieser Gattung niemals erlebt hat. Keine Angst, zusammenschreckende Direktion: sie gefällt auch dem Publikum. Dafür sorgen schon ihre Kleider und ihre Hüte, ihre Augen und ihre Stimme. Aber den Wert ihrer Darstellungs- und Gesangskunst ganz zu erfassen, das bleibt den paar Kennern vorbehalten. Die bemerken, was unterm Sonnenschirm hervor ihre weißen, schlanken, flackernden Hände sagen. Die bestaunen, wie sie einen gewöhnlichen Schlagler abelt. Die sind ihr dankbar dafür, mit welcher tiefen artistischen Anständigkeit sie der Verführung Widerstand leistet, durch Betonungen und Verdickungen unsern stillen, innigen Anteil einzubüßen und statt dessen den frenetischen Jubel zu gewinnen, der die reißerischen von ihren Partnern umtobt. Mit den Theatern der Reichshauptstadt ist es weit gekommen, daß das erste „Ereignis“ — sechs, sieben Wochen, nachdem sie ihre Arbeit begonnen haben — eine Leistung des Metropolitan-Theaters ist, und daß der Operettenstar Fritz Massary die Lieblingsschauspielerinnen ringsherum lehren könnte, wie sie es anstellen müßten, um ihrer Kunst wahrhaft zu dienen. Wenn das nämlich zu lehren, zu lernen wäre.

## Kurzsichtigkeit und Angst von Germanicus

Seit mehr als zwei Jahren (um nicht weiter zurückzugreifen) trägt die deutsche Politik das Stigma der Kurzsichtigkeit und der Angst. Das mag seltsam genug und beinahe unwahrscheinlich klingen. Wie kann es kommen, daß ein Land, dessen militärische Leistungen das Unmögliche selbstverständlich werden ließen, in allen seinen politischen Maßnahmen so haltlos hin und hertaumelt? Die Erklärung für solchen beinahe perversen Widersinn ergibt sich aus der Feststellung, daß Deutschlands politische Führung durchaus im Gegensatz zu seiner militärischen nicht ~~geradezu~~ auf Ziel erstrebt, sondern in wirren Sprüngen immer dann wieder Umkehr nimmt, wenn die Annäherung an ein scheinbar wenigstens erstrebtes Ziel halbwegs möglich ist. Es kommt hinzu, daß man bei jedem Schritt vorwärts und jedem Schritt zurück ängstlich um sich horcht, was wohl die Andersdenkenden — sowohl die gegnerischen wie die landgenössischen — sagen mögen. Friedrich Naumann hat recht: Deutschland leidet unter dem Nebeneinander zweier Regierungen — einst hießen sie Bethmann und Tirpitz, heut heißen sie Tirpitz und Parlamentsmehrheit. Eine Feststellung, die zugleich aufzeigt, daß der zur Zeit etatmäßig vorhandene Kanzler, da er mit keiner der beiden Regierungen in engerem Zusammenhang steht, sozusagen ein reines Vakuum bildet. Das Verhängnisvolle solcher Verwirrung ist aber, daß die Unsicherheit in der Führung der äußern Politik fast durchweg ein Ergebnis der Furcht vor innern Entscheidungen ist.

Seit dem Dezember 1916 läßt Deutschland die Welt wissen, daß es zum Frieden bereit ist. Es kann sich solche Friedensbereitschaft leisten; seine Heere, die weit in Feindesland stehen, und seine U-Boote, die einen unabwendbaren Druck auf die Entschlüsse der Gegner ausüben, geben ihm das Recht, auf einer Basis, die durch nichts erschüttert werden kann, die Verhandlungen mit Zuversicht zu erwarten. Wohl fehlt es nicht an feindlichem Triumphgeschrei; aber ganz gewiß glaubt kein halbwegs ernst zu nehmender Vertreter der Entente, daß Deutschland dem Zusammenbruch entgegengleitet, und daß es darum den Friedfertigen markiert. Wie nun soll eine förderliche Friedensdiskussion entstehen, wenn Der, der sie anbietet, gleichzeitig durch mannigfache Operationen sein eigenes Angebot sozusagen vergast. Und das tut Deutschland, wenn es, nur um seine Annektionisten, seine Alldeutschen, seine Vaterlandspartei zu erfreuen, immer wieder Wolken der Zweideutigkeit und der Unentwegtheit aufswallen macht und so die Klarheit von gestern durch Gaukeleien trübt. Es ist geradezu eine katastrophale Belastung unsrer äußern Politik, daß sie durch ängstliche Rückfichtnahme auf die Monomanie kleiner, aber lä-

mender Volksteile egalweg Bidzack steuert. Wenn das so weitergeht, muß durch solche Schwäche nach innen schließlich unheilbare Schwächung für alle nach außen greifenden Maßnahmen eintreten. Die Angst vor den Alldeutschen und den feudalen und schwerindustriellen Gegnern eines innerlich erneuten Deutschland treibt die deutsche Regierung in groteskes Unglück hinein. Wer sie von solcher Angst befreit, und wer ihr so die Möglichkeit verschafft, endlich einen gradlinigen, energischen und ertwungenen Plan zu verfolgen, und zwar bis ans Ende zu verfolgen, der darf Retter des Vaterlands heißen. Zu solchem Amt wäre die Mehrheit des Parlaments berufen; aber auch sie hat bisher und auch diesmal wieder versagt, obgleich noch niemals die furchtbare Krankheit dieser falschen Angst und dieser Kurzsichtigkeit so offenbar geworden ist wie während der letzten Reichstagsstagung. Man muß wieder einmal Georg Bernhard durchaus zustimmen: dieser Reichstag und diese Regierung sind einander wert und haben sich gegenseitig nichts vorzuwerfen. Gewiß wird man uns mit weisen Gründen aufwarten können, warum es nötig war, die Guillotine, die für Herrn Helfferich durch die Zurückweisung des Nachtragssetats gezimmert worden war, des Fallbeils zu berauben und Herrn Helfferich leben zu lassen. Wir würden solche Begründung vielleicht entgegennehmen, wenn nicht gleich tags darauf, nachdem eine derart weise Politik der Katzenpfoten sich betätigt hatte, das Unglück hereingebrochen wäre. Etwas Verhängnisvolleres als den schneidertapfern Streich des Kanzlers, mit dem er einige hunderttausend Deutsche vom Reichskörper trennen wollte, mit dem er aber zugleich das unheilichwangere Torpedo des Herrn von Capelle entfesselte, kann man sich schwer vorstellen. Es ist nun erfreulich und verheißt vielleicht endlich gründliche Besserung, daß dies Torpedo zum Bumerang wurde und zurückfliegend wohl beide Wurfbolde in die Versenkung bringen wird; wobei nur zu bedauern bleibt, wie hier ein tüchtiger Fachmann durch das mangelhafte Augenmaß eines Dilettanten zu Fall kommen muß.

Es ist nämlich nicht anzunehmen, daß die pseudo-machiavellische Operation, mit welcher der Stichwortgeber den Verleser der zweiten Stimme (es war ein wortwörtlich gefertigtes Manuskript) zum Opferschaf machen möchte, ihm auf lange hinaus das Leben verlängern wird. Von der moralischen Belastung wollen wir schweigen; aber die Durchsichtigkeit der Vorgänge gestattet kaum ein wirksames Intrigenspiel. Wozu sollte das auch dienen? Selbst wenn Herr Helfferich Herrn von Capelle zu den Schatten folgt, bleibt doch immer der Regisseur dieser angstvollen und kurzsichtigen, dieser aller Maßstäbe ledigen Politik. Warum haben der Kriegsminister und der Vizekanzler die sozialdemokratische Interpellation wegen der Durchsetzung der Armee mit alldeutscher Agitation abzutwiegeln versucht? Warum hat der Kanzler den Unabhängigen das Agitationstoch gesattelt, und warum



hat Herr von Capelle dem aufstrebenden Feind die unerwartete Botschaft von der Revolutionierung der deutschen Flotte übermitteln? Das alles ist doch nur darum geschehen, weil die hochgebürtige Opposition und die Nebenregierung des Herrn von Tirpitz ihr Schauspiel haben sollten. Man wollte den Herren zeigen, daß man auch einiges davon versteht, den Nationalismus aufzupeitschen. Es gibt keinen logischen Zusammenhang zwischen solcher Politik der kurzbeinigen Gefühle und der Sachlichkeit, wie sie zu gleichen Maßen in der Osterbotschaft des Kaisers und in der aus dem Chaos jenes Dienstag sich machtvoll hebenden Darlegung des Herrn von Kühlmann offenbar wird. Man kann eben nicht Verständigungsfrieden und Demokratie wollen, wenn man gleichzeitig den Annektionisten und der Reaktion gefallen möchte. An dem Nichtverstehen, Nichtverstehenwollen solcher Dünkelweisheit hat sich die Regierung des Herrn Michaelis zu Grunde gerichtet. Es war ein ebenso peinliches wie hoffnungsvolles Erlebnis, daß ein Chor von Stimmen Bestätigung gab, als Naumann in seiner wahrhaft von politischem Geist getragenen Anklagerede davon sprach, daß im Zeichen solcher Niederbrüche wohl manchem ein Erinnern an Bethmann Hollweg aufstiege. Michaelis blickte erstaunt in solchen Beifall hinein. Es war ein hoffnungsvolles Erlebnis: denn tiefer hinab kann das politische Unvermögen nicht gut sinken. Nur muß nun wirklich Schluß gemacht werden, und die Regierung, die jetzt, vielleicht schon morgen, sicherlich aber in allernächster Zeit kommen wird, darf nicht mehr als ein Fremdkörper der Volksvertretung aufkotrohiert werden: sie muß von vorn herein zu ihm in einem organischen Zusammenhang stehen. Nur dann wird sie sich grundsätzlich von dieser Hin- und Her-Bendelei, von diesem Vorwärts- und Rückwärts-Gespränge, von all diesen Versuchen, die zum Alleinbleiben verurteilten Fanatiker durch nationalistische und reaktionäre Koloraturen zu gewinnen, freihalten können. Nur eine Regierung, die keine Angst zu haben braucht, das Wohlwollen der Mannen um Tirpitz und Westarp zu verlieren, weil sie sich von vorn herein dessen bewußt sein muß, daß sie es nicht besitzt und nie gewinnen kann, wird eine Politik machen können, die Deutschland an das ihm gebührende und seinen eingeborenen Kräften entsprechende Ziel bringt. Freilich, solche Regierung wird nur möglich sein, wenn die berufenen Vertreter des Volkes das große Unerbittlich lernen.

\*

Die Vaterlandspartei, die sich als einigendes Mittel, das zu sein sie vorgab, wahrhaft herrlich bewährt hat, muß geächtet werden. Sie hat den traurigen Mut, in dichter Folge auf die zerstückte, nicht zum wenigsten durch sie verursachte Regierungszersetzung mit einem neuen, in Demagogie schwelgenden Aufruf vor das deutsche Volk zu treten. Mit verbrecherischem Rebellen-troß wird jeder, der helfen will, Deutschland zu erretten, zum Bei-

tritt aufgefördert. Was soll das heißen? Welche Rettung könnte denn die Vaterlandspartei herbeiführen? Die Rettung vom äußern Feind besorgen unsere Armeen; im übrigen aber fehlt der Vaterlandspartei jede technische Möglichkeit, Deutschland vor der Gefahr, von der dieje Hysteriker träumen, zu erretten. Wie will die Vaterlandspartei denn verhindern, daß Verständigungsfrieden und Demokratie das Kennzeichen der deutschen Politik bleiben und erst recht werden? Wenn die Herren um Tirpitz nicht nur schwagen, müssen sie Revolution meinen. Meinen sie das, so müssen sie mit der gleichen Energie und mit größerem Recht vertilgt werden, als jene durch Phantasten verführten Matrosen ausgeübt worden sind. Die deutsche Reichsregierung wird, durch die Erfahrungen der letzten Zeit mehr als belehrt, wohl wissen, wie sie dem Aufstand der Vaterlandspartei zu begegnen hat; es würde die Krise in Permanenz bedeuten, wollte noch einmal ein Kriegsminister, ein Staatssekretär der Marine oder gar ein Kanzler auch nur den leijesten Schein für die Meinung aufkommen lassen, daß die Demosche der nationalen Phrase irgendwie Gehör fänden. Das deutsche Volk aber muß sich zu dem Entschluß aufraffen, alles, was zur Vaterlandspartei zählt: die Einbeller wie den Troß, als Reichsverderber zu behandeln. Die moralische Zucht, die der Minderheit, wenn es um Tod und Leben geht, gegenüber dem Willen einer überragenden Mehrheit Schweigen befiehlt, dieses oberste politische Gebot, von dem Raumann, das Niveau des Dienstag-Parlaments geistig um Riesenmaß überragend, gesprochen hat, muß, wenns nicht anders geht, den Widerstrebenden aufgezwungen werden.

\*

Wie Raumann das Parlament, so hat an jenem Dienstag Kühlmann die Regierung gerettet. Seine Rede hatte die Kraft des Niemals und die Klugheit der erwogenen Bereitschaft. Inzwischen hat Asquith — wenn auch nicht beamtet, so doch offenbar beauftragt — geantwortet, und wenn man mit genügender Helllichtigkeit vergleicht, was diese beiden Männer gegen einander, beinahe zu einander gesprochen haben, so spürt man deutlich jene Atmosphäre, die Kühlmann als die unbedingt erforderliche Voraussetzung für die Friedensfindung anstrebt, sich zusammenballen. Kühlmann sieht in Frankreichs Verlangen nach Elsaß-Lothringen das einzige Friedenshindernis; er sieht es nicht in Belgien, über das sich zu unterhalten er in jeder, aber eben in jeder Weise bereit ist. Asquith sieht das Friedenshindernis vor allem in Belgien und nicht in Elsaß-Lothringen, über das zu reden er sich sehr deutlich bereit macht. Belgien soll herausgegeben und wiederhergestellt werden. Kühlmann hat keinen Zweifel daran gelassen, daß wir das Eine tun und das Andre nicht hindern wollen. Es wäre auch seltsam, wollten wir wegen der belgischen Küste, deren Wirkungsmöglichkeit durch ein englisches Düntkirchen oder Calais

wieder zur Hälfte paralytisch werden könnte, oder gar um der flämischen Sentimentalität willen einen Krieg verlängern, den wir durch Verzicht auf solche Kurzsichtigkeit erfolgreich beenden könnten. Der Weg zum Frieden mag noch lang sein, aber er führt unabwendbar zwischen diesen beiden Reden, zwischen Rühlmanns und Asquiths, hindurch. Daran kann keine Angst vor dem ungestümen Protest der deutschen Belgienfresser was ändern; daran kann nur unheilvolle Kurzsichtigkeit zweifeln. Ein Hinweis aber mag die Notwendigkeit, solchen Weg zu wählen, noch unterstreichen. Ihn hat kürzlich der Professor Max Weber gegeben, als er, den Gedanken vom Bündnisfrieden betonend, davon sprach, daß für Deutschlands Sicherheit und Unversehrtheit alle Verbündeten kämpfen werden. „Es ist aber“, fährt er fort, „ebensowenig daran zu denken, daß Oesterreich und die Türkei unbegrenzt für ein deutsches Belgien kämpfen werden, wie wir etwa für ein oesterreichisches Venedig oder für ein türkisches Persien. An diese nüchternen Tatsachen sind unsere öffentlichen Phantasten auch öffentlich erinnert worden.“

---

## Das Wesen unsrer Zeit von Fritz Reck-Malleczewen

Es ist gut, mit Jensen zu wandern. Es ist gut und erinnert an freundliche Dinge, die einmal waren und die einmal doch vielleicht wieder sein werden. Man liegt auf dem Achterdeck und freut sich, daß Andre seetranke sind. Man geht am Vizzard vorbei und beginnt das Ueberseeperfüm zu atmen, diese ganz infam irritierende Luft, die schon bei den Needles zu spüren ist und einen nie mehr so recht in Ruhe läßt und die mit ihren robusten Erinnerungen einen jetzt, grade jetzt rasend machen kann. Ja, man wird ein wenig mit dem zweiten Offizier plaudern, der grade Freiwache hat, und wird lange zusehn, wie hinten das Patentlogg durch die Dürung geht. Und dann wird man, ungestört von Passagieren (denn unsereins fährt ja doch nur auf großen Seglern oder Frachtdampfern), mit dem Kapitän frühstücken und wird die ungeheuerliche Geschichte hören, wie mal der Kriegsminister einer zentralamerikanischen Republik an Bord war, und wie er frühstückte, und wie ihm dann zum Schluß, als er die Treppe aus dem Salon hinaufstieg, ein Silberbesteck aus der Tasche fiel. Mit den Initialen des Schiffes, ach ja.

So also fährt man gut mit Jensen und kann fast jeden starken Eindruck bestätigen, der irgendwie auf ihn eingewirkt hat. Daß man zuerst, wenn man in die Tropen kommt, fertig ist mit allem, was man vorher gefühlt, erlebt, für unüberäußerlichen Besitz gehalten hat. Daß angesichts einer ganz und gar fremden Rasse alle Begriffe sich auflösen, daß man unendlich steuerlos ist. Daß die Tropenlandschaft, die echte mit Mongobe und Bienenborhängen und allem darin hausenden Deutwelszeug eigentlich ein Riesentisch

ist. Daß den Nordländer ein unfäglicher Stiel überkommt vor dem engen Nebeneinander von Geburt und Verwesung, vor den Schöflingen, die in einer halben Stunde fingerlang werden und am Abend schon zu dem ewigen Verwesungsgeruch beitragen, der immer über der Tropenlandschaft ist. Daß man eines Tages, nachdem man als fröhlicher Seemann unbekümmert in diese andre Welt hineingegröhlt, nach Kinobilbern, gleich dem übrigen Publikum, mit Bananenschalen geworfen hat, in allen Ringeltangeln Valparaisos gewesen ist und es glücklich so weit getrieben hat, daß die ziemlich dunkel gefärbte Heißarmee zur sittlichen Rettung der Stadt mobil machen mußte gegen den groben Unfug, den man anrichtete . . ., daß nach Absolvierung aller dieser unterhaltenden Dinge eines Tages dann doch das große Heimweh kommt. Das entsetzliche Heimweh, das wie eine große Faust zugreift und einen schüttelt. Und man weiß ganz genau, daß es keine Berufung gibt dagegen. Und daß man vor die Hunde geht, wenn man nicht nachgeben kann, untwiderlich.

Um aller dieser Dinge willen, die Jensen schärfer fühlte, sah, erlebte als irgendein anderer Tropenmann, um aller dieser Dinge willen werde ich sein Buch (*Unser Zeitalter* bei E. Fischer in Berlin) lieben. Trotz allem.

Und wenn da noch ein Rest bleibt, den ich missen möchte . . . ja, es war durchaus unnötig, daß der Reporter großen Stils zum Philosophen werden wollte. Nicht daß ich gegen den Materialismus anrennen will, den Jensen vertreten möchte, und den er in Wirklichkeit kaum durchdrungen hat. Ich weiß, daß der korrekte, logische Glaube an die Existenz und Ewigkeit der Materie durch kein Werkzeug der Logik aus der Welt zu hebeln ist (ebensowenig wie die polar entgegengesetzte Anschauung), und daß schließlich nur Lieben und Hassen, der Geist eines Geschlechtes, einer Generation jeweils entscheiden, ob in der Materie oder in der Idee das Wesen aller Dinge gesucht wird.

Aber ich glaube, daß Jensens Weltbild, soweit es in diesem Buche weite philosophisch gefärbte Kapitel beansprucht, gar nichts zu tun hat mit jenem korrekten Materialismus. Ich sehe vielmehr die erschütternde Tatsache, daß ein starker lebendiger Geist sich eigentlich wohl nur — der Vertreter einer schon absterbenden Generation — zu jenem verschwommenen Weltbild bekennt, dessen Umrisse in Deutschland noch vor zehn Jahren höchlichst populär waren, und das heute noch (in etwas billigeren Reproduktionen) der Allgemeinbesitz von Apothekerlehrlingen, Handlungsreisenden und Friseuren sein dürfte. Was sagt uns denn der Entwicklungsgedanke, den wir längst als selbstverständliche Lebensvoraussetzung anerkennen, und den Jensen trotzdem wie eine nagelneue Weltweisheit mutig verkündet — was hat er uns noch zu sagen? Was kann er noch ändern an der Tatsache, daß unsre Sehnsucht und unsre Hoffnung dennoch einer großen Liebe gilt und einer neuen

Verkündung, und daß entwicklungs-geschichtliche Tatsachen für uns doch nur noch einen relativen Wert haben?

Auf die Dinge dieses Buches angewandt: ich glaube nicht mehr an den großen Hochofenprozeß, in dem alle nationalen, ethnologischen, religiösen Eigenheiten eingeschmolzen werden zu einer großen Einheitsmasse, aus der sich dann eine rein sachliche Welt (die Welt Rathenaus) formen ließe. Ich weiß natürlich, daß dieser Prozeß bis zu unsrer großen Weltwende im Gange war; ich weiß, daß man versuchen wird, ihn wieder zu beleben; ich weiß, daß die Export-Industrie sich darauf versteifen wird, den letzten Samojuden mit Strumpfbändern aus Krimmitschau und Gözenbildern aus Meerane (auch in Sachsen) zu versorgen. Aber ich bin überzeugt, daß dieser Prozeß aus irgendwelchen Gründen nicht mehr zu beleben ist. Diese Gründe? Ein Feld, zu weit für diese Betrachtung. Der immer mächtiger sich aufrichtende Widerwille der Ueberseländer gegen den europäischen Export mag vielleicht das Haupthindernis auf dem Wege Derer werden, die die Welt gleichmäßig industrialisieren, mechanisieren und verunstalten wollen. Sicherlich aber wird einmal, und vielleicht in ganz naher Zeit, die ungeheure Ermüdung mitsprechen, unter der die Menschheit der Industriestaaten über kurz oder lang völlig zusammenbrechen wird. Und grade bei solchen Erwägungen erwacht der Widerspruch gegen Jensen. Er sieht, wie viele Leichtgläubige, in Nordamerika das Land der fröhlichen zukunftsreichen Menschen mit dem „hellen Blick und dem früh ergrauten vollen Haar“. Ich weiß zwar, daß dieses selbe Amerika von den deutschen Zeitungsschreibern (bei denen auf hundert immer einer kommt, der Amerika kennt) ungebührlich angepöbelt wird. Aber ich habe in das Getriebe amerikanischer Fabriken gesehen, ich habe beim Schichtwechsel auf der Brooklynbrücke gestanden, ich habe mir die Wirkungen des Taylor-Systems auf die Leute zeigen lassen — und ich weiß, daß Amerika das erste Industrie treibende Land ist, das sein eigenes Wirtschaftstempo nicht mehr aushält, das zusammenbricht unter der ungeheuern Bürde, das — heute noch, wie alle Mäuden, mit seiner Muskelkraft renommiert — die Spuren schwerster physischer Erschöpfung zeigt. Denn dem Menschen ist ein unveränderbares Potential von Vitalität und Arbeitskraft mitgegeben. Und die Vergeudung dieser Kraftreserven rächt sich immer, früher oder später, dadurch, daß ein Individuum oder ein Volk pausieren muß, sich andern Dingen zuwendet, die eine Regeneration ermöglichen. Oder dadurch, daß dieses Individuum oder dieses Volk eben abstirbt. Dieser Wahl am nächsten steht Amerika.

Nein, er wird nicht mehr recht zu beleben sein, der Prozeß, den die Katastrophe unsrer Tage noch rechtzeitig unterbrochen hat. Er wird nicht mehr zu beleben sein, weil die Menschheit eben die Menschheit ist und die Technik am Ende nur eine Episode in ihrer Geschichte. Und weil am Ende das Resultat aller unsrer geist-

vollen Erfindungen, nach Karl Kraus, nur das gewesen wäre, daß eben zum Schluß die Menschheit entseelt liegen geblieben wäre neben den Maschinen, deren Erfindung sie einmal so viel Geist gekostet.

Der Pessimist kommt und sagt: „Und nichts anderes eben ist das Ende, als daß diese Menschheit stirbt, als ein unnützes in einem qualvollen Netz gefangenes Glied der Schöpfung.“

Ich aber glaube an die Menschheit. An das Leben und immer immer wieder an das Leben. An das Leben und an seine Instinkte, die einmal doch den Ausweg finden aus jenem Netz. An das Leben, das auf die Dauer sich nicht knechten läßt durch die Maschine. An das Leben, das Anfang und Ende ist dieser Welt. An das Leben und in alle Ewigkeit an das Leben.

---

## Sudermann von Egon Friedell

Nach dem sechzigsten Geburtstag

Ueber keinen Schriftsteller des letzten Menschenalters ist soviel geschimpft worden wie über Hermann Sudermann. Und zwar aus fast allen Lagern. Die Naturalisten verschrien seine Werke als verlogenen Kitsch, während die Klassizisten ihm Gemeinheit und schmutzigen Realismus vorwarfen; die Artisten nannten ihn einen unerträglichen Moralisten, und die Ethiker fanden ihn lüstern und frivol. Man bezeichnete ihn nicht bloß als elenden Dramatiker — das war ja ganz selbstverständlich —, sondern auch als Hochstapler. Es hieß, er betrüge das Publikum und entlocke ihm mit nichtswürdigen, unanständigen Kniffen Zeit und Geld. Man mußte sich wirklich schließlich fragen, ob man solch einem Menschen noch die Hand reichen könne. Wenn es ein „Gremium der dramatisierenden Kaufleute“ gäbe, so hätte ihn dieses zweifellos wegen unlauterer Konkurrenz austossen und ihm den Vertrieb seiner Waren untersagen müssen.

Es ist nun sicherlich richtig, daß von der Bühne schon reinere und tiefere Töne gehört wurden, als Sudermann sie angeschlagen hat. Es ist richtig, daß er immer an der Oberfläche geblieben ist und im Zeitalter Ibsens eine Theaterliteratur gepflegt hat, die noch immer aus dem Schminktöpf ihre stärksten Wirkungen holte. Er steht überhaupt zur modernen Kultur kaum in einer andern Beziehung als in der, daß er ihr Zeitgenosse ist. Zur selben Zeit, da Hamson, Maeterlind und Shaw ihre psychologischen Differenzialkalküle aufstellten, begnügte er sich noch immer mit der rohen Schwarzweißtechnik, der Scribe, Sardou und Feuillet ihre bewährten Wirkungen verdankten. Aber das alles sind doch noch keine Kapitalverbrechen. Alle Welt schrie: Das ist kein Dichter, sondern ein Macher! Es ist aber recht fraglich, ob sich — zumal auf dem Gebiet des Theaters — eine so scharfe Grenze zwischen Macher und Dichter ziehen läßt. Auch Schiller war in vielem ein

„Macher“; was sich gegen Richard Wagner in dieser Hinsicht vorbringen läßt, kann man bei Nietzsche nachlesen. Ibsen ist der raffinierteste Konstrukteur, den die Bühne je gesehen hat, auch Euripides ist, neben Aischylos gehalten, ein berechnender Faiseur. Es gibt eben kein gutes Theaterstück ohne „Mache“. Nur bühnfremder Aesthetendünkel oder dilettantische Unfähigkeit können das Gegenteil glauben. Und trotz oder mit seiner hohlen Mache ist es Sudermann gelungen, eine ganze Reihe von Figuren zu schaffen, die einprägsam, scharfumrissen und selbständig auf der Bühne stehen, die, wenn sie auch vielleicht nicht wirklich leben, doch sehr wohl imstande sind, auf den Brettern ein starkes und eindrucksvolles Dasein zu führen und die daher auch Künstler vom Range Mitterwurzers und der Duse immer wieder zur Darstellung gereizt haben; es ist ihm ferner gelungen, mit jenem echten Theaterblick, der nur sehr Wenigen gegeben ist, eine Anzahl von höchst suggestiven Bühnenbildern zu schaffen, wie zum Beispiel die Gegenüberstellung von Vorderhaus und Hinterhaus in der ‚Ehre‘, den Schluß des ‚Johannes‘, die Atelierzene in ‚Sodoms Ende‘, den Charakterzyklus ‚Moritur‘, der als Ganzes sowohl wie in seinen Teilen eine überaus bildhafte Konzeption ist, und noch vieles andre. Und schließlich: Wenn er auch in die Probleme der Gegenwart niemals wirklich eingedrungen ist, so hat er doch wenigstens überhaupt wieder geistige Fragen auf die Bühne gebracht; und wer heut unsere Spielpläne durchsieht, wird zugeben, daß dies immerhin schon mehr als das Uebliche ist. Woher also diese fanatische Verachtung und Empörung?

Ich glaube, die Frage beantwortet sich ganz einfach damit, daß die Natur Sudermann, was reines Theatertalent anlangt, gradezu verschwenderisch ausgestattet hat, daß sie aber leider vergessen hat, ihm irgendeine andre noch so landläufige und billige Begabung zu schenken; und dieses groteske und abstoßende Mißverhältnis ist es, das allem Anschein nach so aufreizend wirkt.

Sudermann ist einer der instinktstärksten, einfallsreichsten, schlagkräftigsten Theaterschriftsteller der letzten dreißig Jahre. In seinen Dramen lebt freilich nicht die wirkliche Welt, sondern eine andre, freikomponierte: die Theaterwelt, die ein vollständiges Reich für sich bildet, die ihre eigene Psychologie, ihre eigene Ethik, ja selbst ihre eigene Logik hat, ähnlich wie die Märchenwelt, die auch selbstgeschaffenen Gesetzen gehorcht. Er arbeitet niemals plastisch, immer bloß in die Fläche; er macht niemals Menschen, immer nur Figuren; er zeigt prinzipiell nur das, was er grade braucht, immer nur Ausschnitte. Dies alles wäre ein entschiedener Tadel, wenn es sich eben nicht um Theaterstücke handelte. In diesem Falle ist das aber ebensowenig ein Mangel wie etwa die Tatsache, daß ein Baum oder eine Tür auf der Bühne bloß aus flacher Leinwand und nicht massiv sind, oder daß ein Versatzstück nur auf der Seite bemalt ist, die dem Publikum zugekehrt ist, oder ein Schauspieler,

von dem man bloß den Kopf sieht, nicht im vollen Kostüm steckt. Sudermann hat Theateraugen: er sieht niemals Luft und Licht, Fleisch und Bein, menschliche Nerven oder gar Seelen, sondern immer nur Prospekte, Sofitten, Kulissen, Perücken, Fettpuder und Umhänggebärte. Aber wenn wir das ein wenig wohlwollender ausdrücken wollen, so müssen wir sagen: er handhabt ganz einfach die Technik seiner Kunst. Das Theaterpublikum funktioniert nämlich ganz ebenso. Es gibt gewisse einzellige Organismen, „Prostituten“ genannt, die sich zu Zellvereinen und Zellkolonien zusammentun; diese Tierchen besitzen dann gewissermaßen zwei Seelen, nämlich eine Individualseele und eine „Cönabialseele“, die sich als Gemeingefühl des ganzen Zellenstocks äußert. Ähnlich geht es dem Menschen im Theater. Zu seiner Individualseele bekommt er plötzlich noch eine zweite Seele hinzu: die Publikumsseele, die viel gröber, eindeutiger und undifferenzierter reagiert. Sudermann hat die Sprache, die Gesten, die Gehirnstruktur, die man braucht, um drei Stunden lang zu zweitausend Menschen so reden zu können, daß sie gespannt zuhören. Er ist ein absoluter Theaterrich, und das ist eine große Begabung. Er bringt keine Gedanken, aber etwas, das im Bühnenrahmen fast ebenso aussieht wie Gedanken; keine Leidenschaften, aber ein Feuerwerk, das bei verdunkeltem Zuschauerraum sehr wohl dafür gehalten werden kann; keine echten Konflikte, aber eine Maschinerie, die ein ganz ähnliches Geräusch hervorbringt; er bringt eine Menge kaschierter, funkelnder, mit Goldpapier überzogene Dinge, die sich in der Abendbeleuchtung höchst vorteilhaft präsentieren.

Aber — und das ist seine Tragik — es fehlt ihm an den primitivsten Hemmungen. Zunächst: er hat fast gar keinen ordnenden, richtenden, sichtenden Verstand. Er erinnert darin oft direkt an einen Schmierenschauspieler. Er will ununterbrochen blenden, sich zeigen, sein Rad schlagen. Durch diese unerträgliche Koketterie grenzt er oft geradezu ans Lächerliche; das Ganze beruht aber — wie dies bei Eitelkeit ja immer der Fall ist — einfach auf einem Intelligenzdefekt. Hiermit hängt ein zweiter eklatanter Mangel Sudermanns zusammen: er hat gar keinen Geschmack. Er ist kolossal reich an originellen Bühnenideen, sensationellen Einfällen, brillanten Bonmots, aber er trägt diesen Reichtum in der parvenühaftesten Weise zur Schau. Alles ist bei ihm überprächtigt, überglänzend, sozusagen zu stark satiniert. Und drittens und vor allem: er hat keinen Funken Humor; und das ist sein katastrophaler Defekt. Nun ist ja Humor, ganz allgemein definiert, nichts anderes als die Gabe, über den Dingen zu stehen, sie von oben herab lächelnd und verstehend zu betrachten. Hieraus geht hervor, daß jeder Dramatiker Humor braucht, auch der tiefenste. Diesen Humor, diese Fähigkeit, zu objektivieren, die Menschen von allen Seiten zu sehen, sozusagen auch als Psychologe den stereoskopischen Blick zu haben, besaß zum Beispiel in hohem Maße Schiller, obgleich



er doch durchaus kein Humorist im landläufigen Sinn war. Es ist ein tiefes Nichternstnehmen der Welt und ihres Laufes, das seine Wurzel aber nicht in der Triviolität und Gedankenlosigkeit, sondern, im Gegenteil, in einer weisen, gütigen Seele hat. Am meisten davon hat Shakespeare, der eben darum auch die stärkste dramatische Kraft ist; aber im Grunde haben es alle Dramatiker gehabt von Kalidasa bis Maeterlinck.

Wenn aber Sudermann von den genannten drei Eigenschaften auch nur ein bescheidenes Durchschnittsquantum besäße, wenn er auch nur so viel Humor besäße wie irgend ein namhafterer Charakterkomiker, nur so viel Geschmac, wie ihn heute schon fast jeder Regisseur eines größeren Stadttheaters betätigt, und nur so viel Verstand wie ein deutscher Univeritätsprofessor: dann hätte — ich bin so tollkühn, dies zu behaupten — unsere Zeit in ihm einen der großen Erneuerer der Bühne, einen Theaterstern erster Ordnung vom Durchmesser Ibsens oder Wagners begrüßen dürfen.

---

## Theaterkulturverband von Stefan Großmann

### I.

Geht jemand her und will alle Photographen vereinigen, um mit ihnen gemeinsam die Fragen der Lichtbildnerei zu besprechen, so wird es Keinem einfallen, zu sagen, daß nur fort- oder rückschrittlich gesinnte Photographen an einer solchen Tagung teilnehmen sollen. Nun gibt es auch für das Theater ganz allgemeine gemeinsame Interessen. Schon daß in diesen wüsten Tagen eine Gesellschaft aus allen Lagern zusammentritt und nicht nur an Kriegsnöte, sondern an Geistesnöte denkt und ganz besonders an die Nöte einer Kunst, mußte den nicht Vorurteilsvollen freundlich stimmen. An der mannheimer Tagung nahmen liberale, sozialistische, protestantische und katholische Abgeordnete des ‚Verbands zur Förderung deutscher Theaterkultur‘ teil, einer Organisation, die schon heute über 10 000 Mitglieder zählt und deshalb, wie Ludwig Seelig es einmal nannte, eine Art Flottenverein für das deutsche Theater darstellt. Ein konservativer Landrat, Herr von Stockhausen, wurde zum ersten, ein sozialdemokratischer Abgeordneter, Heinrich Schulz, zum zweiten Vorsitzenden gewählt. Im führenden Verwaltungsrat sitzt neben dem mannheimer Intendanten Carl Hagemann der Präsident der Bühnengenossenschaft Gustav Wickelt, also ein Arbeitnehmer ruhig neben einem sogenannten Arbeitgeber. (Herr Doktor Artur Dinter, dies sei zur Besänftigung mehr schnell als gründlich unterrichteter Beurteiler gesagt, sitzt gar nicht neben Herrn Hagemann in dem führenden Vorstand, obwohl auch das nicht weiter schaden würde.) Im erweiterten Hauptauschuß sitzen praktische Oberbürgermeister neben leidenschaftlichen Theateridealisten. Diese Kontraste, friedlich oder gelegentlich auch unfriedlich nebeneinander, verbürgen grade

die Produktivität der neuen Organisation. Es wäre simpelste liberale Bezirksvereinspolitik, von einer umfassenden Organisation zu verlangen, sie solle, wie das abgemühte Wort heißt, „auf fortschrittlicher Basis“ stehen, nichts weiter als ein Kampfverein für liberale Theaterpolitik sein. Besonders, da für diese Dinge meines Wissens schon eine Organisation besteht: der so würdige Goethebund. Warum soll der neue Verband die Arbeit dieses alten tun? Nur deshalb, weil der ältere die seine nicht tut? Nun, warum rufen die Freiheitsbolde ihren Goethebund nicht zu brausendem Leben auf? Die Zensurfrage ginge doch vor allem diese, mit Respekt zu sagen, Kampfvereinigung an! Aber die Verschlafenheit des Goethebundes stört kein tapferer Dränger — dem Theaterkulturverband, der viel wichtigere, nämlich soziologische Aufgaben hat, wirft man die Missionen des Goethebundes zwischen die Füße! Wie recht hat Paul Becker, wenn er in der Frankfurter Zeitung vom neunzehnten August in einem Aufsatz über den hildesheimer Verband feststellt, daß ein Scheitern des Verbandes zur Förderung deutscher Theaterkultur an einem Widerstand der Linken „ein Zeichen für ihre kunstpolitische Unreife“ wäre. (Beiläufig: wie bringend würde Berlin Paul Becker brauchen können!)

Nun, seit der mannheimer Tagung ist an ein Scheitern dieser Arbeit nicht mehr zu denken — der große Schutzverein für das deutsche Theater ist im Entwurf da!

## II.

Die Aufgaben des Verbandes sind in erster Linie soziologische. Die Betonung dieser Grundrichtung des Verbandes ist das Verdienst des Theatersozialisten Ludwig Seelig. Der Verband will die Entwicklung des Theaters, welche fortführt vom Geschäftstheater, hinführt zum Staatstheater oder zur Volksbühne, mit allen Kräften fördern. Mit dem Theater soll nicht gehandelt werden wie mit alten Kleidern. Es ist, wie schon Grillparzer ungefähr bemerkte, für viele arm gewordene Gemüter die wichtigste Nahrung der Phantasie, zuweilen ein Stück Religion oder vielmehr Religionserfaß. Dieser Entwicklung zum Staatstheater will der Verband nach § 3 seiner Statuten auf verschiedenen Wegen nachhelfen.

Erstens: durch Förderung des staatlichen und städtischen Eigenbetriebes. (In Mannheim wurde wieder darauf hingewiesen, daß Städte wie Frankfurt 800 000 Mark, Mannheim 700 000 Mark, Leipzig 700 000 Mark für ihre Theater opfern, während eine Stadt wie Hamburg sich mit armseligen 30 000 Mark begnügt, die es sich durch eine Unterhaltungssteuer mehrfach wieder hereinbringt. Und Berlin? Wie viel gesünder und gradliniger wären die Wege des berliner Theaters, wenn die Stadt Berlin diese ihre Pflicht gegen das Theater rechtzeitig erkannt hätte!)

Zweitens: durch Förderung oder Einrichtung von Volksbühnen und Verbandstheatern. (Wie nötig eine führende Organisation hier ist, weiß jeder Fachmann. Jede Mittelstadt löst

ihr Theaterproblem auf eigene Faust, ohne Vermittlung empirischer Ergebnisse anderer Städte, ja ohne Blick zur Nachbarstadt. Wie viel reicher könnte unser Theaterleben im Reiche sein, wenn jede Stadt in ihrem Spielplan nicht alles bringen, sondern sich auf Ein Gebiet werfen und dann diese Früchte mit denen der Nachbarstadt tauschen wollte.)

Drittens: durch Förderung einer umfassenden Theatergesetzgebung. Der landläufige Liberalismus, der nichts gelernt und nichts vergessen hat, erschrickt vor „Kunstinstanzen“. Aber wäre es denn ein Unglück, wenn über das Wohl und Wehe des Theaters in den verschiedenen Ministerien nicht kunstfremde Beamte, sondern sachverständige Referenten, denen freigewählte Fachleute zur Seite stehen, entschieden? Wie oft mag ein klardenkender Mann wie Herr von Glasenapp sich solche Berater zur Seite gewünscht haben. Nur der unsaubere Theatergeschäftsmacher und die flinke Zeitungsplauderei kann vor den „Kunstinstanzen“ graulich machen.

Schließlich will der Verband Gelder sammeln, um in entscheidenden Situationen handelnd eingreifen zu können, er will Schriften für die Kultur des Theaters verbreiten — Ernst Leopold Stahl gibt für den Verband ernste, gewiß noch sehr erweiterungsfähige dramaturgische Blätter heraus, die in den Theaterkangelen der zuweilen bestehenden Trägheit der Dramaturgen nachhelfen sollen — und zuletzt, oder vor allem, will der Verband verschärfte Maßnahmen gegen die rein geschäftlichen Unterhaltungsbühnen ohne höheres Kunstinteresse erreichen. Ein Theater, das vor allem mit Trikotmädchen, neuerdings auch ohne Trikot, arbeitet, soll anders eingeschätzt werden als eine Bühne, die sich Hebbel hingibt.

Dieses Programm kann der Liberale, der Sozialist, der Katholik und der Protestant unterschreiben.

Und sie taten es in Mannheim.

Um gegen billige Zeitungspolemik geschützt zu sein, wurde sogar eigens ein Paragraph für die Freiheit des künstlerischen Schaffens in die Statuten eingefügt.

### III.

Nun aber, sagte ich selbst mir: es gibt auch Gefahren, die unter den Statuten schlafen. Auch das Staatstheater kann zum Philistertheater werden. Ich kann diese Gefahr abschätzen. Sie hängt ab von dem geistigen Niveau des Publikums. Kein Theater kann auf die Dauer geistige Bedürfnisse befriedigen, die nicht da sind! Niemals wird ‚Torquato Tasso‘ hundertmal hintereinander gehen. Und er solls auch nicht. Es muß Feiertage geben. Wo die Stadtverordneten den Mut zum öffentlichen Banausentum haben (im geheimen soll sie niemand stören), dort wird auch das Stadttheater höchst banausisch werden. Aber erstens ist der normale Banause schamhaft und enthüllt sich nicht gern vor der Öffentlichkeit — aus dieser Aengstlichkeit zieht die Kunst Nutzen! —

und zweitens gehört eben die Erziehung der staatlichen und städtlichen Instanzen zu den großen Aufgaben des Verbandes. Ein Stadttheater, das schamlos banausisch geführt wird, erzeugt gegen sich den Kriegsfall. Gegen solch eins die öffentliche Meinung aufzuwirbeln, ist Verbandspflicht.

Aber sollen die Staatstheater die Stätten künstlerischer Revolutionen sein? Nein, das nicht. Aus diesem Grunde habe ich in Mannheim — und der Kongreß ging mit mir — betont, daß das uns wichtigste Theater: das experimentierende Theater der schöpferischen Initiative des Einzelnen überlassen bleiben soll. Hier soll weder Staat noch Stadt noch Generalversammlung des Vereins Volksbühne entscheidend dreinzureden haben. Je mehr das Theater Staats- und Stadt- und Genossenschafts Sache wird, desto schärfer ist ein Terrain abzugrenzen, das keiner kunstbehördlichen Autorität untertan ist. In diesem Sinne ist in Mannheim ein Beschluß angenommen worden, der sich deutlich gegen die gewagte Bundesratsverordnung ausspricht, worin dem Staat ein Recht zugesprochen wird, Theater je nach Bedürfnis zu genehmigen. Der Staat kann prüfen, ob in einem Stadtviertel das Bedürfnis nach einer Apotheke oder einem Wirtshaus, auch nach einem Eingeltangel und Operettentheater vorhanden ist. Ueber geistige Bedürfnisse entscheide keine Instanz! (Eigentlich hätte der so rührige Goethebund diese Frage längst beraten müssen, aber es ist besser so.)

#### IV.

Der Verband hat Bundesgenossen aus dem ganzen Reich gewonnen. Nur Berlin, von einer allzu unkomplizierten Journalistik schlecht beraten, war bisher durch ein nicht mehr berechtigtes Mißtrauen ferngehalten. Aber schon haben sich die Volksbühnen und die Gewerkschaftskommission dem Verbande angeschlossen. Auch die berliner Theaterfreunde werden jetzt nachkommen, ihr Platz im großen Orchester des Verbandes soll nicht leer bleiben... Berlins wegen!

---

## Wiener Premierer von Alfred Polgar

**V**asantasena, altes indisches Spiel in neun Bildern von Sudrata, einem relativ selten gespielten Bühnenschriftsteller, der eigentlich ein König war und im Alter von hundert Jahren und zehn Tagen zur Selbstverbrennung den Scheiterhaufen bestieg. (Die Pikanterie liegt in den zehn Tagen, die der alte Dramatiker noch zugegeben hat.) ‚Vasantasena‘ ist ein Volksmärchen ohne Wunder. Das heißt: es gibt schon Wunder in ihm, aber die verrichten der Zufall, die menschliche Torheit und die Liebe. Die naive Dichtung trägt ein reiches und farbensattes sprachliches Gewand, in dessen Falten vielerlei Schönes ruht. Sanfter und derber Humor, lebhaftestes Naturempfinden und Weisheit von der elementaren Sorte.

Allerdings erfreuen sich indische Märchen eines ziemlich großen Tiefpunktedits; Brahmanen haben einen Freibrief für billige Aphorismen, und zweitausend Jahre altes Gangeswasser schmeckt unter allen Umständen köstlich und würzig. Die Etikette machts! Im großen Ganzen ist der Reiz, den ‚Basantasena‘ auf einen Europäer anno 1917 übt, außerordentlich sanfter Natur. Ein mildes, parfümiertes Lüftchen weht dem Zuschauer um die Seele, und es wird ihm so: ein Drittel Kinderspiele, ein Drittel Gott und ein Drittel Langeweile im Herzen. Die Volksbühne war sehr indisch. Solche Abenteuer wie ‚Basantasena‘ besteht ein Theater aber nur, wenn es Phantasie und Laune aufbringt und die besten Mittel, um die Eingebungen dieser Phantasie und Laune szenisch zu manifestieren. Davon blieb nun das alte indische Spiel der Volksbühne weit entfernt. Und der Eindruck, daß sie sich eine theatrale Geste erlaube, zu der ihr der Wuchs und die Geschmeidigkeit und die Grazie fehlen, ließ sich nicht abweisen. Immerhin: es war recht nett. Der Regisseur hatte Einfälle, und das Personal, halbnaakt, tat sein Bestes. Herr Barnah, temperamentvoll-grotesk wie ein indischer Quasimodo, spielte den Bösewicht des Märchens. Es war spaßig und gruselig, wie ihn die schlimme Lust „warf“, wie er von seinen wilden Instinkten umhergeschleudert und aufgebläht wurde. Die Basantasena piepste das zierliche Fräulein Grete Jacobsen, ein Kanarienvogel im Elefantenkäfig. Sie trug ihr reiches indisches Kostüm, dessen provokantester Teil ein goldbefranster Lampenschirm um die Taille ist, mit Anmut und sagte den Text nicht übel auf. Herr Josef Schildkraut ist ein sympathischer junger Schauspieler, voll natürlichen Anstands, nimmt sich in Augenblicken des Affekts ein Herz und hat auch, scheint es, eines zur Verfügung. Man fühlt bei ihm im besten Sinn des Wortes: „Jüngling“. Die zehn Gebote Moissis sitzen ihm fest im Blut. Aber dieser religiösen Hemmungen wird sein Talent schon Herr werden. Der lustige Egon Friedell ist auch wieder da. Die Urgemütlichkeit als Kunstform. Er kam, leider, erst im letzten Bild und wirkte so erfrischend, wie nach dem zähen Hauptteil des Programms ein paar Sudrata-Aneboten.

‚Panik der Herzen‘, Komödie in drei Akten von Alfred Hefete, ist eigentlich ein seiner Fröhlichkeiten entleertes, künstlich mit schwächerem Inhalt gefülltes Lustspiel. Herrn Werners und Frau Jessicas Ehe geht aus dem Leim, weil der Mann sowohl wie die Frau Angst haben, die Ehe könnte aus dem Leim gehen. Ihn treibt die Panik in ein wildes Liebesabenteuer, sie in rührende Resignation. Als Beide ihren Irrtum erkennen, schnappt die Feder der Liebe wieder ein, und das Paar beginnt ein neues Leben, ein neues Zusammenleben. Drei Akte lang bleibt die Idee der Komödie durchaus unterirdisch, erst zum Schluß sprudelt sie hervor; noch rechtzeitig, um die furunkelartige Spannung des Schauspiels

untragisch zu lösen. Warum es zur einzigen Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau erst nach der Katastrophe kommt, das heißt: nach dem Entschluß zur Scheidung, ist eines der vielen Fragezeichen, mit deren Hilfe die ganze, im Grunde sehr gradlinige Geschichte sich interessant zu verschnöckeln sucht. Dramatisch an ihr ist nur das Zubehör: eine leidenschaftliche Dame mit kupferrotem Haar, ein Herzfehler Jessicas, ein Revolver Werners. Vor allem aber der bleiche Mann im Havelock, der, mit einer Reisetasche in der Hand, vier bis fünf Mal während des Abends im Türrahmen erscheint, etwas Wasserleichen-Stimmung verbreitet und wieder abgeht. Es ist der höchste dramatische Mumpitz. Zum Schluß der Komödie, da die Störenfriede — die Panik-Erreger — sich davon machen, wimmelt's auf der Szene von Reisetaschen. Lustspiel. Lustspielmäßig — nur, wie gesagt, ent-heitert — ist auch der Dialog des an unmöglichen Verkürzungen und Verschiebungen und lächerlichen Ibsenismen nicht armen, mit allerlei psychologischen Ramschartikeln aufgeputzten Theaterstücks. Am hübschesten sind die Szenen zwischen Frau Jessica und ihrem hoffnungslosen, schüchternen Anbeter. Hier fällt eine gewisse Delikatesse und schamhafte Behutsamkeit in der Dialogführung auf. Sozusagen ein zartwandiger Dialog, hinter dessen Wortoberfläche man das Blut pulsieren und stocken und zum Herzen stürzen sieht. Allerdings kam da der Aufführung im Deutschen Volkstheater eine Künstlerin wie Frau Traute Carlsen zu Hilfe. Was ist das für eine feine, liebe, körperlich und seelisch gleich graziöse Schauspielerin! Schon lange hat keine Frau auf einer wiener Bühne so viel Freude, Teilnahme und Sympathien geerntet. An die übrigen schiefen Figuren der Komödie verausgabte Fräulein Steinsied ihre Noblesse, Herr Edthofer seine Liebes-Jungen-Nettigkeit, Herr Kramer sein geläufiges Theaterpiel. Den unheimlichen Mann im Havelock mußte der arme Herr Forest mimen. Ohne zu lachen. Den Zuschauern wurde solche Zurückhaltung schwerer.

\*

Zum ersten Male: ‚Die verlorene Tochter‘, Lustspiel in drei Akten von Ludwig Fulda. Nelly, die muntere Rentnerstochter, unternimmt wider Willen ihrer Eltern mit dem töricht-korrekten Literaturlehrer, der sie und den sie zu lieben glaubt, einen mehrtägigen Ausflug ins Wintersporthotel. Dort entlieben sich die beiden. Der Literaturlehrer ist nämlich, wie sich herausstellt, ein Esel. Besonders lächerlich macht ihn — Höhepunkt des Stückes — ein akuter Schnupfen. Wie nimmt sich da, neben dem heisern, niesenden Jammermenschen der saftstropfende und doch beintrodene Rechtsanwalt aus, der das Herz der kleinen, dummen Nelly mit taubdeutschen verliebten Redensarten — wie man junge Mädchen fesselt — umgarnt. Im dritten Akt erscheinen Nellys Eltern und ein nicht nur ihnen unausstehlicher Erbonkel auf dem Plan. Nach mancherlei Wirrwarr und Mißverständnis wird allen klar, daß

das junge Mädchen „rein“ geblieben, und da jener Rechtsanwalt zufällig des Erbkonkels Rechtsanwalt, steht nichts dem im Wege, daß er die unbefleckte Nelly legitim in seine muskulösen Arme schließt. Das Stück ist ein echter Fulda, voll kleinen, muntern Schabernacks und sanfter Narretei. Seine Figuren tummeln sich gelentig, ihre roten Bäckchen sind zum Küssen, und in ihren Glas-  
 augen spiegelt sich die Welt niedlich als Puppenstube. Jede Figur hat ihre eigene Lächerlichkeit, die ihr wie ein Fockeidress, grell-  
 farbig und schon von weitem zu erkennen, übergezogen ist. Es geht oft sehr spaßig her auf der Bühne, und man muß lachen und fühlt sich nicht nur dem traurigen, sondern überhaupt jedem Leben angenehm entrückt. Entrückt auf einen goldpapierenen, sauber gezackten Stern, an dessen Bewohnern ihr Schöpfer, der Dichter Fulda nur halbe Schöpferarbeit geleistet hat. Sie sind wohl aus Staub gemacht — man riecht und spürt das —, aber beim Odem dürfte sich gespießt haben.

Die Aufführung im Burgtheater ist sehr vergnüglich. Reizend Herr Rhomberg als Literaturlehrer, als ganz junger Jüngling. Er traf da, in Ton und Haltung, eine beste mittlere Linie zwischen lustig und lächerlich. Das muntere und natürliche Geplauder des Fräulein Rutschera sekundierte angenehmst; ihre künstlerische Persönlichkeit wirkt wohl noch ein bißchen schwächig. Das kann man von dem guten, immer erfreulichen Tiedtke nicht sagen. Er füllt die Bühne mit seiner trockenen Laune, mit seinem vollblütigen Wesen, in dem Trägheit und Unruhe, Behagliches und Verkniffenes ein drolliges Kompromiß schließen. Als Rechtsanwalt ließ Herr Walden seine starken und süßen Künste spielen. Er hat in seiner ganzen Art etwas ungemein Spiegelblankes, Schmiegsames, vornehm Anarrendes. Ich muß immer an neue Lachschuhe denken.

---

## Ergebnisse von Alfred Grünwald

Der Traum des Dichters ist Tagdeutung.

Weil es sich nicht erlernen läßt, glauben sie, es zu können.

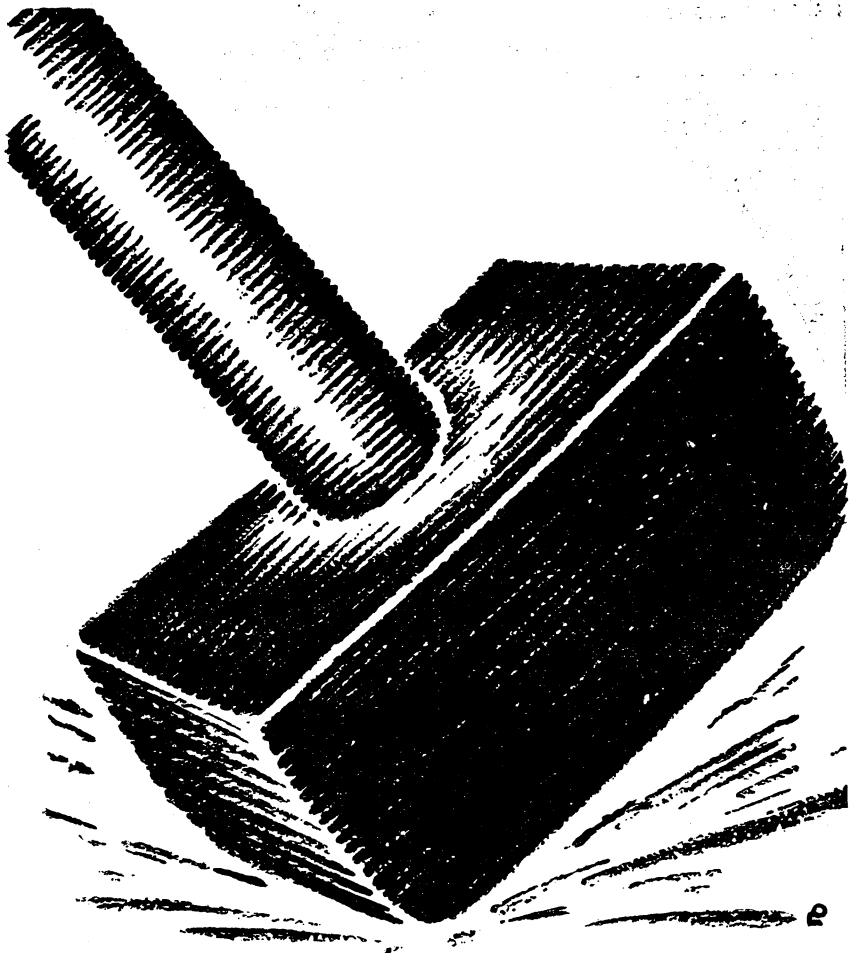
Mancher Große ward lächerlich. Aber endlich traf der Fluch seiner Lächerlichkeit jene, die gelacht hatten.

Zu viele Berührungspunkte geben Reibungsflächen.

Allkluge Kinder sind mir zuwider. Da lobe ich mir die kinderklugen Alten.

Es läßt sich nur von Fall zu Fall entscheiden, ob das Zugeständnis: „Ihnen verzeihe ich“ eine Huldbildung oder einen Schimpf bedeutet.

Was Einer einem Andern lange sagen wollte und endlich sagt, ist meistens nur zerstücktes Selbstgespräch.



**Schlag auf Schlag  
zerhämmerter U-Boot-Krieg  
Englands Trotz.- Ein weiterer ver-  
nichtender Schlag gegen England  
sei der Erfolg der F-Kriegsanleihe-**

**Darum zeichne!**



# Klassiker

Und was für welche! ‚Nathan der Weise‘ und ‚Iphigenie auf Tauris‘. Und diese beiden gerade heut. Weltenlieder der Humanität, denen unsre Herzen weit offen stehen; auf die man sehnsuchtsvoll durch einer Schleier von Tränen blickt; deren Orgelton keiner ohne die schmerzlichste und doch tröstlichste Bewegung anzuhören vermag. Aber hier braucht's ja garnicht der Folie des Krieges. Im Frieden hat Knebel von Goethen versichert, daß der vor Lessings Dichtung ordentlich prosterniert gewesen sei: er werde nicht müde, sie als das höchste Meisterwerk menschlicher Kunst zu bewundern und zu preisen. Mit größerm Recht hätte das Lessing von Goethes Dichtung sagen können. Recht hin, Recht her: seien wir dankbar, daß wir zwei solcher Dichtungen haben aus Einem Geist — aus einem Geist, der uns in erschütterndem Grade verloren gegangen ist, und dessen Wiedergeburt wir zu erleben kaum noch die länglichste Hoffnung haben. Uns die ferne Zukunft ein bißchen näher zu rücken, uns an die schönere Vergangenheit zu erinnern und in der entnervenden Gegenwart das Rückgrat zu steifen: das ist unter allen Umständen verdienstlich von einem Theater, selbst wenn sein eigener Anteil nur das Bedürfnis deckt.

Was die Spielleiter Bruck und Bernauer anstreben, ist unanfechtbar. So ganz Stodjude sein zu wollen, geht schon nicht: Versdramen dürfen nicht mehr feierlich deklamiert werden. Doch ganz und gar kein Jude, geht noch minder: sie dürfen erst recht nicht verbürgerlicht werden. Der goldene Mittelweg wird eingeschlagen. Es soll Atmosphäre entstehen, in der leibhaftige Menschen gedeihen, aber niemals vergessen, was sie einem unverkalkten Begriff von Stil schuldig sind. In der Königgräzer Straße hat der alte, heil'ge, dichtbelaubte Gain lauter riesenherzförmige violette Blätter, die der Göttin stilles Heiligtum bis auf zwei Drittel der mächtigen Freitreppe verbergen; fünf Akte lang. Am Gendarmenmarkt hat man Jerusalem auf ein Podium gestellt, von dem ein paar Stufen zu einem schmalen Streifen der eigentlichen Bühne herunterführen. Das ist ein technischer Behelf, um die Verwandlungen zu beschleunigen; Ersatz für die Drehscheibe. Die Bühne ist jetzt das Podium, und darum scheint mir's falsch und ist auch in keiner Szene nötig, daß sich die Darsteller über Stufen und Streifen ergießen. Nathan wohnt würdig, Saladin nicht überladen; die Stadt liegt blendend weiß unter braunen Palmen (deren Datteln zu pflücken dem Tempelherrn ohne assenartige Klettergewandtheit oder Feuerwehleiter nicht möglich sein wird); und alle Dekorationen sind endlich einmal lobenswert unherkömmlich. An beiden Ensembles merkt man die Arbeit des Regisseurs. Daß er gearbeitet hat, ist erfreulich; daß mans noch merkt, müßte ihn bestimmen, immer eindringlicher zu arbeiten. Wenn Brucks Inszenierung mich stärker berührt oder richtiger: überrascht hat als Bernauers, so bedeutet das nicht, daß jene an sich diese übertrifft, sondern daß der Provinzler Bruck sich anschießt, in das Gefild der Kunst hinüberzuwechseln, wo man Bernauer längst zu suchen gewohnt ist und meistens findet.

Auf seinem Lauris machen Arlas und Phylades keine besonders gute Figur. Sartaus Thoas ist ein Caesare mit halbblauem Kugelschädel und dünnem rotblonden Haar im Nacken, bartlos, orientalisches Gesicht, als Vater eines kriegsverwendungsfähigen Sohnes reichlich jung, nicht königlich nach der Schablone, aber noch weniger in Goethes Sinne. Woraus hier und überall in der Dichtung ankommt, erläutert das dritte „Jahr der Bühne“. Bei der Triefsch, so oft vom Tempel die Rede ist, erwartet man, Schofar blasen zu hören. Sie zieht ihre Tränen künstlich hoch und hat dabei denselben gefrorenen Gesichtsausdruck, wie wenn sie lächelt. Von der Gefahr, statuarisch zu werden, ist sie niemals bedroht. Aber ins andre Extrem gerät sie leicht. Sie steigt vom Opferaltar herab wie von der Rednertribüne eines Frauenvereins und ist, alles in allem, eine zu sichere Schauspielerin, um irgendeine Wirkung des Dramas zu verfehlen, und eben zu wenig Feiertagswesen, um Adel und Erhabenheit solcher Poesie zu erschöpfen. Dreists Entwicklung ist ungefähr Kafflers eigene. Er hat ähnlich gekämpft, seine schwere Stirn zu entwölken. Nach zwanzig Jahren ist's ihm geglückt; und wenn zu glauben wäre, daß kritischer Rat ihm dabei geholfen hat, so müßte man jetzt ihn warnen, sich für einen Verwandlungskünstler zu halten, wo er ein Selbstdarsteller ist. Er darf garnichts „machen“: sich nicht den Mundwinkel ausrecken, was seinen Ton zerquetscht und sein Gesicht verfühlt; nicht die Stimme verstellen; nicht beflissen Abwechslung jeder Art in den Vortrag zu bringen trachten. Dergleichen ist für die andre große Gattung der Schauspieler. Kaffler darf nur „sein“. Ohne Künste wäre er ein vollkommener Dreist.

Wie er einst ein vollkommener Tempelherr war. Darüber und über „Nathan den Weisen“ überhaupt ist im ersten „Jahr der Bühne“ zu lesen. Von Lessings Gestalten hat Ethof gesagt: ihre Umrisse seien wegen ihrer Schärfe leicht zu erkennen; aber ihre Tiefe auszufüllen vermöge niemand. Dann ist von den Mimen des Königs einer mit Blindheit geschlagen: Herr Eichholz. Für seinen Auftraggeber, den Patriarchen, hat Herr Patry nicht mehr als die Hälfte des Namens. Immerhin: bis der starke Mann ans Ruder gelangt ist, der sich um gar kein unbegründetes Vorrecht mehr kümmert, wollen wir seinen Platzhalter Brud nicht mit dem Blutbad ausschütten, das er doch wenigstens angefangen hat unter den eingeseffenen und fortschrittfeindlichen Darstellungsbeamten anzurichten. Bei einer Berechnung, die nicht zu ungalant gegen die Damen der alten Besetzung ist, kommen etwa hundert- undfünfzig Jahre zusammen, um welche diese Besetzung jünger ist. Das macht schon was aus. Eine Wohlthat, nach vaterländischen Altertümern als Recha Fräulein Coste zu sehen, eine Novize, für deren Menschlichkeit ihr mädchenhaft reiner Ton, für deren Begabung die ironische Ueberlegenheit spricht, womit sie den Tempelherrn begrüßt. Clewing ist nicht gelect; aber er könnte kerniger sein. Die neue Daja verzichtet auf das Gelächter, das selbst der Greisin Schramm für urdrollige Ausrufe der Erschrecktheit dankte. Paulo Conrad, zu weich, um Glaubenskaiser und Rassenhaß zu betätigen, schwelgt demgemäß in der ammenhaft-mütterlichen Liebe zum Findelkind. Bei Sultans dominiert Sittah: klug, sein

und herzlich, wie Fräulein Sussin zu sein nicht schwer fällt. Auf Sommerstorffs Saladin hatt' ich mich gefreut; so sehr, daß mir noch nicht klar ist, was mich enttäuscht hat. Stelzt er zuviel? Ist er zerstreut? Hat er eine ungünstige Maske? So oder so: es ist schade. Umso mehr, als der Regisseur sichtlich darum bemüht ist, daß die Fäden, aus denen Lessings Prachtgewebe sich knüpft, von einem Sprecher oder Gestalter zum andern hinübergeworfen werden. Bei Biensfeldt war eine Schwierigkeit, daß er zum ersten Mal diesen Boden betrat. Aber er wird auch auf dem vertrautesten Boden nicht der beste der denkbaren Demwische sein. Aus Gabillons Munde soll es wie Siegesglocken geklungen haben, wenn er den Hymnus auf die indische Heimat sang. Solch Pectus, solche Sonntigkeit für den Wilden, Guten, Edlen hat der allervortrefflichste Biensfeldt nicht. Aber die Aufführung hätte noch mancherlei Mängel haben können: Kraußneek wäre Entschädigung gewesen. Er hat, was hier nottut: die stilvolle Einfachheit. Er strahlt nicht von der Würde des Lehrers, und die Menschenliebe, die ihm ein schlichtes Märchen zum weltumfassenden Evangelium werden läßt, jubelt nicht in ergreifenden und begeisternden Tönen; gewiß nicht. Am wenigsten ist er Jude. Und wenn ein Christ alle Juden der dramatischen Literatur, von Ehyloek bis zu Beer-Hofmann' Korea Izig, so täuschend und selbst so innerlich glaubhaft wie ein Jude verkörpern kann: den ganzen Nathan trifft nur ein Jude. Also auch Kraußneek nicht. Aber welche Blutwärme! Welche Lauterkeit! Welcher hausväterische Schalkshumor! Welche patriarchalische Güte! Man fühlte, was man seit neununddreißig Monden herbeißt: Frieden. Und war drei Stunden lang traumhaft glücklich.

## Fieber und Wasser von Heinrich Eduard Jacob

Um mein fieberndes Zimmer steht wie ein Ab die nachtsille Stadt, Zimmer um mein lochendes Bett, Bett um meinen glühenden Leib. Ist nirgend Frische und Wasservind? Euch nun rufe ich an, ihr Quellen; Mürmler der Alpenreise: herbei! Entfliehet der Vergangenheit, mündet mir zu, bäumt aus eurer moosduftenden Rinne! Brecht in die Gegenwart: Rauscht!

Chor aller Einzelnen rufe ich an. Donner und Wolkenfrische des Mühlgrunds, grüne, trägere Wasserbänder und euch, schnelle, forellen-gepeitschte! Es hangen manche wie helle Tücher hundertfranzig Tal hinunter, manche sind silberner Pops über Steinen. Alle rufe ich an: herbei! Faßt meine Nern und stoßt hinein, preßt mit Kraft die verdorbene Hitze vom Herzen fort! Flutet und helfst!

Du kleines Rauschen, das ich nicht vergesse, glänzender Glassturz aus gehöhltem Baum, wie oft sah ich dem Abendrot zu, das widerschien auf deinen Gespinsten . . . jetzt aber eile und finde den Weg. Du andre Quelle, höher im Berge, dich kaum vorwiegend aus kantigem Felsen: zögernd trittst du und silbern singend wie eines Lammes Glöckchen daher. Grüne Schatten von Himbeersträuchern schwanfen über der kleinen Oeffnung; noch ist, hineingefunken, ein Blatt, das nicht abfließen kann und lange umherirrt, ein betrachtfam großes Er-

eignis . . . Du weißer, grünstig duftender Wein in blitzgetroffener Felsenflamm, die verzweifelte Fichten durchqueren — Brüdengerdonnerer, Engpaßglattschäumer, wütend Bewegter: herbei! . . . Wasser, du Blut der Alpenwiesen, unsichtbar summend neben dem Wanderer. rötlicher Sumpf unter hohen Dolben — ihr Waldlachen, Kinder des Nachtgewitters, verdunstet nicht, reißet und fließt! . . . Ihr höchsten Quellen — ihr, fast schon Luft — Brautschleier geraubter Königstöchter, verloren im Mädchenkampf, hangengeblieben an der Vorzeit zupackendem Felsen! . . . Dich rufe ich an, du eisblaue Milch, aus dem Euter des zottigen Bergs in den kupfernen Talsessel stürzend! Labe mich; schäume in meine Lippen!

Über wasserlos schweigt die Nacht, Fieber ringelt auf meiner Wange. Hitze klopft in Mauer und Glas . . . Einen ruf' ich als Lehnen an: Wassersturz hinter dem Haus, da ich wohnte, an den Berg gelehnt, ohne zu fallen, teurer, alter, weißhaariger Mann! Welch einen Wollenbruch tollten Bewaffners jagtest du jede Sekunde vorüber! Manchen Krug konntest du freundlich füllen, wenn dich die schöpfenden Mägde bestahlen; manchen auch riffest du zornig fort. Auf der siebensaitigen Harfe donnertest du den Gisch der Strophen. Ach, zu jeder Tages- und Nachtzeit lauschte ich fromm deinem Rittergesang. Welcher sah deinen Bart wohl gelb? Mein Urgroßvater — als die Karosse ihn mit Krause und Degen vorbeiführ und er dir mit dem Dreispitz winkte — sah ihn schon so gefärbt wie ich. Jetzt vergilt unser beider Liebe, vergilt den Gruß des Ahnen und Enkels — lasse den Fels los, an dem du hastest, steige stadtwärts, denn ich verbrenne.

. . . Horch, sie kommen. Die Helfer sind da! Ein feuchtes Zittern gerinnt um das Haus. Schon klimmen sie flüsternd zum Fensterbord und bereiten sich niederzuspriegen: Greise, Frauen, verschleierte Kinder. Oh, wie weht es, nun sie erscheinen! Wie wird es kühl unter ihren Gebärden! . . . Wasserbäume stehen hoch auf der Diele und werfen platzende Früchte ab. Silberne Rudel entspringen dem Schrank, Glaswooge quillt aus den Kleiderärmeln, Flutwirbel steigt auf die kochenden Kissen. Schon erzittert mein Bett wie ein Schiff, das sich vom Sande fahrlustig aufhebt, schon stampfen Windblau und Wellenrücken, und aus gewölbten Wangen bläst Schlaf auf meine langsam erkaltende Brust.

Aus einem Buch, das unter dem Titel: 'Das Geschenk der schönen Erde' im Roland-Verlag zu München erscheint.

## Konzeßionszwang für Aktiengründungen

von Vindex

Wie verlautet, beabsichtigt der Bundesrat, durch eine Kriegsnotverordnung der freien Gründertätigkeit im Aktien- und Gesellschaftswesen Schranken zu setzen. Danach soll künftig die Errichtung einer Aktiengesellschaft, einer Aktientommanditgesellschaft und einer Gesellschaft m. b. H. von der Erlaubnis der Landeszentralbehörde abhängig sein. Die Maßregel entspricht der bisher bereits geübten Praxis, für die Ausgabe neuer Aktien bei Gründungen sowohl wie bei Kapitalserhöhungen das Placet

der Reichsbank einzuholen. Wurde es verweigert und geschah die Aktienemission dennoch, so folgte die Strafe auf dem Fuß: sie bestand außer in der Entziehung des Girokontos (und damit eines wichtigen Teiles des Kreditverkehrs) bei der Reichsbank namentlich in der Ausschließung der neuen Aktien vom Börsenverkehr, und zwar für die Zukunft überhaupt. Die bevorstehende Verordnung des Bundesrats will unliebsame Aktienausgaben nicht nur bestraft sehen, sondern sie ganz unterbinden.

Die Absicht des Bundesrats (wie vorher die der Reichsbank) ist klar. Die Erwägungen, die zu Grunde liegen, sind aber nicht ohne weiteres ersichtlich. Es dürfte sich zunächst darum handeln, den schon jetzt reichlich gesättigten Aktienmarkt, also die Börse, nicht unbeschränkt mit neuen Werten zu überlasten, die das Kapital der Sparer zu unwirtschaftlichen Zwecken in Anspruch nehmen und festlegen oder die Spiellust der Spekulanten allzu heftig entfachen könnten. Geld soll heut keinesfalls in risikanten oder unnützen Werten angelegt, sondern dem Reich und der Allgemeinheit, und sei es auch nur in der Form von Depositen bei Banken und Sparkassen, zur Verfügung gehalten werden.

Dieser Gedanke leitet zu dem zweiten Beweggrund für die Einschränkung der Gründer- und Emissionstätigkeit. Nicht nur das Geld der Aktienkäufer, sondern auch das der Gründer selber soll bessern als rein spekulativen, nur risikanten oder wirtschaftlich belanglosen Zwecken zugeführt werden.

Schließlich schreckt bei alledem auch wohl noch die Erinnerung an die sogenannten Gründerjahre nach Siebzig. Damals war grade der bis dahin gesetzlich in Geltung gewesene Konzessionszwang für Aktiengesellschaften aufgehoben worden. Die wilden und unsoliden, manchmal auch rundweg betrügerischen Unternehmungen erhoben sich in allzu reicher Zahl und nahmen den Leuten, wo sie nur konnten, ihr gutes Geld ab. Bis schließlich, als das Geld bei den Vielen, die es vorher gehabt, alle war und Wenige es hatten, der Krach eintrat.

Man will also jetzt vorsichtiger sein und die Allgemeinvirtschaft sowie die Identität schützen. Daß diese Absicht zu billigen ist, darüber braucht man kein Wort zu verlieren. Auch die Wirksamkeit des Mittels ist kaum zu bezweifeln. Der Genehmigungszwang wird, richtig gehandhabt, in der Lage sein, den Aktienmarkt und das Unternehmertum rein zu erhalten. Daß durch ihn nicht unterdrückt und totgeschlagen wird, was an Unternehmungen volkswirtschaftlich — auch im Kriege — nützlich oder notwendig ist, mag Sorge der beteiligten Kreise, der Banken und der Industriellen sowie der berufenen Handelsvertretungen sein. Ein andres Bedenken aber erhebt sich: nämlich die Frage, ob der Eingriff jetzt nicht bereits sehr spät oder vielleicht schon zu spät kommt. Nicht ganz mit Unrecht ist von mancher Seite gesagt worden, daß die „Gründerjahre“ diesmal bereits während des Krieges begonnen haben, und daß das Hauptwerk der Gründer bereits getan sei. Die Schranken, die jetzt errichtet werden, würden in diesem Falle die Verdächtigen nicht mehr treffen und die Leichtsinrigen nicht mehr schützen. Immerhin kann man schließlich noch retten, was zu retten bleibt — nicht nur an Leuten, sondern auch an Kapital.

Wie lange diese Rettungsaktion sich auch für die Zeit nach dem Friedensschluß als nötig erweist, wie lange also die Ausnahmegesetzgebung für das Aktienwesen bestehen bleiben soll, bedarf späterer, ernsthafter Erwägung. In jedem Falle ist — auch hier — die Wiederherstellung der Freiheit die Vorbedingung für die Rückkehr früherer Blüte.

# Antworten

**Paul Nicolau-Steiuer.** Sie sagen in Ihrem Brief: „Der Ihnen nicht unbekannte Hans Reimann hat ein Buch herausgegeben, auf das ich gerne aufmerksam machen möchte. Das verbotene Buch heißt es und ist von ihm schon die zweite Sammlung Grottesken in diesem Jahr. Die erste (ebenfalls bei Georg Müller in München erschienen) hieß: Die Dame mit den schönen Beinen“. Die nächste, bereits angekündigt, heißt: „Kobolze“. Wie die übernächste heißt, weiß ich noch nicht. Er schreibt hin, was ihm so grade einfällt. Einer fragt entrüstet: „Wenn das jeder tun wollte?“ Gott, beruhigen Sie sich, Herr, es fällt ja nicht jedem etwas ein. Zumal Dinge wie Reimann. Er verwertet nämlich die Erfahrungen, die er mit dem Bürger macht. Nicht mit dem Bürger Sternheims und Ebschmids: mit Dem, der Bürger ist, der Gesinnung nach. Reimanns Bürger ist Der, der auch Alice Berends und H. S. Schmitzens Liebling ist: der Bürger mit dem kleinen Gesicht. Während er aber für Alice Berend ernsthaftes Problem ist und für Schmitz ein Mensch, dessen sämtliche Taten sich grotesk auswirken, ist er für Reimann ein Spaßvogel. Ein unfreiwilliger allerdings. Einer, dessen Gewißheit sich erst erweist aus den Pointen, die die Andern draus gewinnen. Nirgend bei Reimann tut der Held etwas Wirkloses, etwas Unrichtiges. In jeder seiner Taten liegt subjektive Ueberlegenheit und Zielsicherheit. Aber er schlägt nie den Gegner tot, er trifft ihn nie: er zielt vorbei. Er kommt zu einem Ergebnis, das er nicht wollte, zu dem er aber gelangen mußte, weil er nicht gelernt hat, mit Irrealen zu rechnen, und ihm der Zufall ein Faktor bleibt, der — allenfalls — zur Entschuldigung dienen kann. Reimanns Menschen handeln nie impulsiv. Was sie tun, tun sie aus Gewohnheit. Aus Tradition, aus Pietät. Sie strengen sich nie an und nehmen nichts auf die leichte Schulter. Sie kennen keine Rücksicht und keine Rücksichtslosigkeit. Sie sind lauwarm. (Sie stehen zwischen den kühlen Menschen Alice Berends und den heißen Menschen Sternheims; die heiß sind trotz aller Kälte.) Und unsere Einstellung ist demgemäß: Wir lieben sie nicht, wir hassen sie nicht. . . . (wie schon Lissauer singt). Wir haben Freude an ihnen, sie machen uns Spaß. Und weil solcherlei Veranigungen heute so selten geworden sind, mußte ich Ihnen über dies Buch schreiben.“ Gut. Aber mir müssen Sie schon erlauben, Ihnen und Hans Reimann zu sagen, daß er gar zu wahllos sammelt. Das heißt: er wählt überhaupt nicht aus, sondern glaubt, daß alles, was ihm so grade einfällt, und was sich in Zeitungen und Zeitschriften meistens ganz ulkig ausnimmt, auch den Maßstab des Luchses verträgt. Ein Irrtum. Aus den drei Bänden, die vielleicht jedes für sich einen leidlichen Achtungserfolg haben werden, wäre mit einiger Selbstkritik ein einziger Band zu machen gewesen, dem man nicht widerstehen hätte. Nummer Drei: „Kobolze“, dessen Aushängedogen ich kenne, ist meines Wissens noch nicht in den Handel gelangt. Wenn Reimann an seiner Zukunft liegt, so hält er ihn eifern zurück, wartet noch die paar Wochen, bis Vier, Fünf und Sechs fertig vorliegen, schickt mir den ganzen Klumpatsch, auf daß ich mit meinem Notstift fürchterlich darin wüte, und beteiligt mich zu fünfzig Prozent an den Rieseneinnahmen, die ihm aus diesem schlanken Heftgen erblühen werden.

## Reichersche Hochschule für dramatische Kunst

Berlin W 15

Direktor Friedrich Moest

Fasanenstr. 38

### Neunzehnter Jahrgang

Ausbildung bis zur Bühnenreise. Zahlreiche Engagements an berliner und auswärtigen ersten Bühnen. Vortrags- und Szenenabende vor geladenem Publikum. Abendkurse. Regie. Rezitation. — Eintritt jederzeit.

Jahresbericht mit Beziehung auf diese Anzeige kostenlos, durch das Sekretariat.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Derenburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernbard, Charlottenburg, Verlag der Schaubühne  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg, Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin  
Charlottenburg, 14. — Druck des Verlags der Schaubühne Berlin

## Die Sozialdemokratie von Germanicus

**U**ch wenn man die Zugehörigkeit zur Partei durchaus ver-  
gibt und völlig distanziert und abwägend die Reden und  
Beschlüsse des Parteitages durchprüft, muß man zu dem Urteil  
kommen, daß die Sozialdemokratie, sehr im Gegensatz zu den weit-  
aus meisten beamteten und nichtbeamteten deutschen Politikern,  
genau weiß, was sie will: nämlich nur das, was erreicht werden  
kann, erreicht werden muß und so auch in absehbarer Zeit erreicht  
werden wird. Die Politik des Parteitages verließ niemals den  
Boden durchgeprüfter Sachlichkeit, sie versuchte, soweit dies irgend  
möglich ist, allen gegnerischen Anschauungen und Einwänden ge-  
recht zu werden, und sie übersprang niemals — obgleich sie nir-  
gends das Ideal verleugnete — die harte Wirklichkeit. Sie war  
im besten Sinne zugleich staatsmännisch und demokratisch; sie  
bewies, daß das Volk des zwanzigsten Jahrhunderts, wenige un-  
belehrbare Abseiter ausgenommen, frei ist vom schwärmenden  
Enthusiasmus und von Zukunftsstaats-Romantik, frei von Kata-  
strophen-Leichtsinn und kindlichem Glauben an die Erlösung, die  
von heute zu morgen durch die Anwendung einer Theorie Knechte  
zu Herren und Arme reich machen könnte. Die eschatologische  
Periode der Sozialdemokratie, die wir Älteren noch kennen ge-  
lernt haben, ist völlig überwunden; außer Ledebour glauben wohl  
nur noch sehr Wenige an den großen Kladderadatsch und an das  
Wunder, das aus ihm erstehen soll. Man hat begreifen gelernt,  
daß alle politische Entwicklung, wenn sie auch zuweilen, unter  
„hohen Druck“ gekommen, das Tempo steigert, ja scheinbar galop-  
piert, doch langsam, immer wieder aufgehalten, immer wieder  
dialektisch Widerstände überwindend und Kompromisse schließend  
vor sich geht. Die Schicksalsfrage, um die noch vor zwanzig und  
fünfundzwanzig Jahren — in ekstatisch erregten Versammlungen,  
in glühenden Aufsätzen — die Geister brandeten: ob Revolution  
oder Evolution, ist endgültig entschieden. Durch die grauenvollste  
Katastrophe und größte Revolution, von der die Geschichte weiß:  
durch den Weltkrieg ist offenbar geworden, daß die Mensch-  
heit von heute nur durch Entwicklung, nur durch logisch geordneten  
Aufstieg schrittweise zu höhern Zielen gelangen kann. Wenn  
man sich erinnert, daß noch kurz vor dem Ausbruch des Krieges  
die Proklamierung des Gebärstreiks keineswegs unpopulär ge-  
wesen ist, und wenn man dann bedenkt, daß in Würzburg ange-  
sichts der Millionenopfer des Krieges und der Legionen beraubter  
Mütter der allseitige Ausbau einer möglichst oekonomischen Be-  
völkerungspolitik erörtert und gefordert worden ist, so wird man  
in solchem Vorgang, der die Psychologie der Verzweifelten durch  
die Bejahung der Werkfröhlichen überwunden hat, ein ebenso be-

deutliches Symptom erkennen, wie es der Tod von Ludwig Frank gewesen ist, der, um die Autorität des Obrigkeitsstaates zu brechen, das Recht auf die StraÙe beanspruchte, und der sich dann als Erster in Reih und Glied und unter die eiserne Ordnung des Militarismus stellte. Die Zeit der Konventikel und der Putzche ist vorüber — einfach darum, weil man dieser Mittel nicht mehr bedarf. Ohne Zweifel: es wäre ganz falsch, wollten die Satten glauben, daß die deutsche Sozialdemokratie ihre Energie drangegeben habe und von nationalliberaler Lähmung ergriffen worden sei. Niemals wird sie auf das Recht des Streiks, auch nicht auf das des Generalstreiks verzichten. Aber sie weiß heute, weil sie es erfahren hat: daß dieses Recht zu den Reserven gehört, die in den Kampf zu werfen man kaum noch einmal nötig haben wird, weil der Kampf, der Entscheidungskampf, der dies vielleicht erfordert hätte, inzwischen bereits entschieden, und zwar zu Gunsten der Mehrheit des Volks und seiner politischen Organisation entschieden worden ist. Nur Wahnsinn könnte sich der Entwicklung, wie sie jetzt machtvoll in eine Gegenwart werdende Zukunft hineinschreitet, in den Weg stellen. Solange dies aber nicht geschieht, werden die Führer der Entwicklung, ihrer Verantwortung voll bewußt, fern von Träumen und des heranreisenden Erfolges gewiß, Zusammenstöße nach Möglichkeit vermeiden, werden beweglich sein, praktisch sein, hören und antworten und ihre Entschlüsse sich von den Möglichkeiten der Zeit diktieren lassen. Das ist das Ergebnis von Würzburg, in Wirklichkeit das Ergebnis nicht nur der drei Kriegsjahre, vielmehr das einer fünfzigjährigen, an Niederlagen und Sehnüchten, an Erfahrungen und Erfolgen überreichen Geschichte. Mit einer Naivität, die menschlich beinahe ergreifend wirkt, hat auf dem Parteitag Scheidemann sich zu solchem Ergebnis bekannt: „Wir werden uns vielleicht einmal zurücksehen in die Zeit, wo wir verfolgt und unterdrückt waren, denn damals waren wir von jeder Verantwortung frei und stets lebhaften Beifalls sicher, wenn wir das Spiel der Herren im Ordensschmuck und Ministerfrack schonungslos kritisierten.“ Der pathetische Kausch der ewigen Verneinung ist für die deutsche Sozialdemokratie vorübergegangen; die Verantwortung für das Gedeihen von Volk und Staat, um die man jahrzehntelang gekämpft hat, ist nun an den Schultern Derer, die sie bisher usurpiert hatten, herabgeglitten und hat sich als ein, ach, leider aus Blut gewebter Purpur um die Schultern des Volks und seiner Vertreter gelegt. Die Kluft zwischen Staat und Volk ist überbrückt; die sozialdemokratische Partei hat, wie Scheidemann sagt, „die unmittelbare Antworthaft auf die Macht im Staate gewonnen“. Dies bedingt, daß sie ihn künftighin nie wieder durch theoretische Prinzipienreitereien gefährden kann, daß sie vielmehr unbekümmert darum, ob nun sofort der letzte Barbierladen die Segnungen höchster Vollkommenheit empfängt, in diesen Staat immer mehr



hineinzuwachsen und andererseits ihn immer mehr — wie dies vortrefflich in den Referaten von Cunow und Wissells zum Ausdruck kam — mit ihrem Geist zu durchdringen suchen wird. Die Sozialdemokratie hat endgültig den Zustand, da sie nur Objekt der Gesetzgebung war oder es jedenfalls sein sollte, überwunden. Sie nimmt an dieser Gesetzgebung von jetzt an teil, sie erfüllt sie mit der Idee der Gleichberechtigung und mit sozialistischen Grundsätzen. Die Sozialdemokratie wird nicht zögern, auch auf die Exekutive und die Verwaltung den ihr gebührenden, alte Zöpfe und Willküren beseitigenden Einfluß zu gewinnen. Sie hat sich an den Tisch der Regierung gesetzt und Keinem, nicht einmal ihr selbst, wird gelingen, sie jemals wieder von dort zu vertreiben. Es wäre Selbstmord, wollte die Regierung, die gegenwärtige wie jede zukünftige, auch nur erwägen, ohne oder gar gegen die Sozialdemokratie zu regieren. Höchstens Narren können annehmen, daß hinter dieser Sozialdemokratie nicht die kompakte Mehrheit des deutschen Volks, und zwar des Volks bis tief in das Bürgertum hinein, zustimmend und nachfolgebereit in Staffeln harret. Der Parteitag hat die Werbekraft der sozialdemokratischen Politik, wie sie sich während der drei Kriegsjahre unwiderlegbar bewährt hat, außerordentlich gesteigert. Wie hilflos stehen daneben die letzten Entschließungen der Deutsch-Konservativen und noch mehr und peinlicher die der Freikonservativen, aber auch die der National-liberalen und selbst die des Freisinns; hier überall nackte Klasseninteressen, ängstlicher Abschluß gegen die Ganzheit des Volks und ebenso feige wie plump maskierter Herrschaftsegoismus, oder die Angst der Entschlußlosigkeit und die Skepsis, ob denn nun der Weg, den man vor sich sieht und auch gehen möchte, wohl der richtige sei. Bei der Sozialdemokratie finden wir nichts mehr dergleichen: so sehr sie auch sich berufen weiß, dem Proletariat Sein und Wachstum zu sichern, so vergißt sie über solcher entscheidenden Aufgabe doch keineswegs, daß der Staat ein viel zu kompliziertes Gebilde ist, um für sein Gedeihen nicht dauernd und in jedem Augenblick die Kunst der Diagonale zu fordern. Alles, was in Würzburg gesprochen worden ist, hat Ueberzeugungskraft und wird darum Anhänger werben. Die Sozialdemokratie kann der wilden Proselytenmacherei entbehren. Wessen Ohr politisch zu verstehen vermag, hört, wenn ihn nicht besondere Interessen binden, auf sie. Millionen Wähler sind ihr gewiß. Wie kläglich wirkt gegen die abwägende, aber keineswegs lendenlahme, vielmehr produktive Mäßigung von Würzburg, die kaum mehr als das Selbstverständliche und das bei gutem Willen sofort Erreichbare fordert, die an Deutschland und sein Volk fest glaubt und mit Zubersticht aus dem Chaos des Kriegs eine neue und höhere Ordnung entfalten hilft — wie kläglich wirkt dagegen jene Demagogie, wie sie auf dem Verbandstag der Alldeutschen in Cassel zügellos zum Ausbruch gekommen ist. Gegen solchen Hintergrund der falschen Annahme, der Bergewaltigung und der ohnmächtigen

Verbitterung muß man die Ernte von Würzburg sehen. In Cassel glaubten die Alldeutschen (nach dem Bericht der Alldeutschen Blätter) wieder einmal, das Vaterland retten zu müssen. Sie sehen es unter der Erbschaft Bethmanns, unter der Mehrheitsresolution, unter unsrer Antwort an den Papst, unter der Rede Kühlmanns glattweg zusammenbrechen. Sie entblödeten sich nicht, wie das ihr Vorsitzender, der Rechtsanwält Glaf, ausgeführt hat, ihre Hoffnung — nicht etwa auf die Kraft des deutschen Volks, sondern „auf die Verblendung unsrer Feinde“ zu setzen: „Ein trauriger Trost, aber immerhin ein Trost mit realpolitischem Inhalt.“ Und solche Leute, entartet durch blinden Haß und kritiklose Selbstüberschätzung, beanspruchen die Führung des deutschen Volkes und fahren Drohungen auf, die explodieren sollen, wenn man das deutsche Volk nicht ausliefert. Der Schatten von Würzburg taucht diese Beitstänzer in die Nacht des Vergessens.

\*

Es ist in Würzburg nicht gelungen, die „Unabhängigen“ der alten, aber in Jugend wachsenden Partei wieder anzugliedern; es konnte nicht gelingen. Früher oder später wird die Vereinigung kommen; dazu aber ist notwendig, daß die Herren um Haase und Ledebour jene Ungeistigkeit verlernen und jene verbissene Kastlosigkeit, die sie heute mit den Alldeutschen gemeinsam haben. Wenn sie sachlich geworden sein werden, werden die Unabhängigen — des Umreißen und Herunterreißen satt — sich gern wieder in die Abhängigkeit der erfolgreichen Produktivität, des aufbauenden Sozialismus von Scheidemann begeben. Bis dahin wird es nicht an Zusammenstößen, aber wohl ebenso wenig an vermittelnden Versuchen fehlen.

Auch die zu den Unabhängigen Fühlung haltende äußerste Linke des Parteitags konnte und durfte keinen Einfluß gewinnen. Es wäre der alte Doktrinarismus und politisch höchst unklug gewesen, hätte man durch unumstößlichen Beschluß die Fraktion auf unübersehbare Entscheidungen vortweg festlegen wollen. Es war selbstverständlich, daß der Antrag Löbe mit erdrückender Mehrheit angenommen wurde: „Die Sozialdemokratie Deutschlands hat in Uebereinstimmung mit ihren Grundsätzen sich zur Pflicht der Verteidigung des Landes bekannt. Das war eine harte Notwendigkeit, um eine Niederlage Deutschlands und eine dauernde wirtschaftliche Verelendung unsres Volks und im besondern der deutschen Arbeiterschaft fern zu halten. Der Parteitag billigt daher die von der Reichstagsfraktion während der Kriegszeit vertretene Politik.“ Mit der Zustimmung zu solcher Auffassung war notwendig verbunden, der Fraktion die volle Freiheit zu geben: in dem bisher bewährten Geiste jeweils nach Zweckmäßigkeit entscheiden zu können, was zur Fortführung oder zur Beendigung des Krieges im Interesse des Vaterlandes zu tun ist. Auch künftighin wird die Sozialdemokratie den Kriegskrediten zustimmen; aber sie wird dies nur dann tun, wenn solche Zustimmung

mung auch wirklich im Interesse der Landesverteidigung geschieht. Der ‚Vorwärts‘ hat ganz recht, wenn er in einer Polemik gegen die ein wenig zu früh und zugleich dumm jubelnde Kreuzzeitung feststellt, daß die Sozialdemokratie zum Beispiel gar nicht dran denken könnte, einer die innere Neugestaltung Deutschlands verhindernden oder auch nur verschleppenden oder einer den Alldeutschen in das Garn gegangenen Regierung die Kriegskredite zu bewilligen, da solche Unterstützung gradezu eine Gefährdung der Landesverteidigung sein würde. Und der ‚Vorwärts‘ hat ferner nicht weniger recht, wenn er darauf hinweist, daß solche Kreditverweigerung die Fortführung des Krieges, soweit sie notwendig ist, auch nicht auf einen Tag zu gefährden braucht: es wäre nur notwendig, und darauf käme es dann eben an, daß binnen vier- undzwanzig Stunden die Regierung wechselt und die neue, die antritt, so geartet ist, daß ihr die erforderlichen Kredite wieder unbesorgt bewilligt werden können. Das ist alles sehr klar und sehr einfach: zur Verteidigung entschlossen, aber unbedingt willens, durch die bestellten Vertreter des Volks die Kontrolle auszuüben, daß nichts geschieht, was willkürlich, um der Interessen Einzelner oder um fadenscheiniger Phantastereien willen, den Krieg verlängert, daß vielmehr alles getan wird, um, wenn die Zeit erfüllt ist und die Gegner von heute sich endlich bewegen lassen, in Deutschland einen weltpolitischen Faktor für immer zu sehen — daß dann alles getan wird, um die nahenden Verhandlungen nicht durch irrlüchtelierende Forderungen aufzuhalten. Die sozialdemokratische Fraktion hätte nach demselben Beschluß des Parteitags das Recht, die Kriegskredite zu verweigern; aber sie wird von diesem Recht ganz gewiß niemals Gebrauch machen, schon darum nicht, weil keine Regierung, auch kein Nachfolger des Herrn Michaelis, je eine andre Kriegspolitik machen wird, als sie durch die Mehrheitsentschließung, durch unsre Antwort an den Papst und durch die Reden Kühlmanns und Czernins auf immer festgelegt ist. Ebert hat für alles dies noch einmal die Formel geprägt: „Solange die Gegner nicht zum Frieden bereit sind, stehen wir weiter zur Verteidigung unsres Landes. Aber auf der andern Seite fordern wir unbedingt klare und feste Friedensarbeit, frei von jeder Zweideutigkeit. Die Vorstellung, daß der Friede die Opfer an Blut ‚lohnen‘ soll, ist echt kapitalistisch, aus der Vorstellung des Geschäftemachens selbst genommen. Alles ‚Lohn- und Kontributionen-Fordern‘ müßte die Weltkoalition gegen uns zusammenschweißen, während ihre Auflösung eine Lebensnotwendigkeit für Deutschland ist. Den besten Schutz gegen künftige Angriffe bietet die Verständigung mit dem Nachbar.“ Damit ist die Politik der Sozialdemokratie, was Krieg und Frieden betrifft, in aller Klarheit vorgezeichnet — in einer Klarheit, die Millionen von Deutschen einleuchten wird, und die darum das Ergebnis von Würzburg auf lange hinaus als den Willen der großen Mehrheit des deutschen Volkes festmachen muß.

## Annette Kolb von Manfred Georg

Und an einem Augustabend ruderte die Frau auf den See hinaus. In der Mitte angekommen, zog sie die Ruder ein. Sommerlicher Friede umflutete sie. Nur das Schlagen ihres Herzens und die lausch gegen die Plank flutschende Welle tönnten in der Stille. Da zog in rasender Hast ein Wetter auf. Der blühende Horizont flammte schwefelgelb und rot, und eine Posaune scholl durch das Schweigen: Krieg! Die Frau stürzte in die Welt zurück. Haß, Jubel, Gier umbrodelten sie. Millionen waren aufgestanden, einander zu zerfleischen. In den Wolken donnerten die apokalyptischen Reiter. Der Frau aber sprang das zuckende Herz auf, und Leid durchschwoh sie und würgte sie, bis sie endlich den erlösenden Schrei fand. Denn ihr Sein gehörte zwei Völkern, den Deutschen und den Franzosen. Sie kannte beide, da sie sich kannte und ehrte. Und wußte, daß die edle und erstrebenswerte Einheit zweier Nationen, die sich ergänzten, von verheßenden Einpeitschern in zwei Stämme zerrissen wurde. Von den Bogesenstämmen knatterte die rote Fahne der Blutrache. Die Frau schrie Einhalt, doch ohrenklappen-vernummt zogen die Scharen, die sie anrief, in den Tod der Schützengräben. Da ging sie heim und schrieb an einen Toten von all dem, was sie umstürmte, schrieb sich in dreizehn Briefen einer Deutsch-Französin' die Dual von der Seele, die sie, Annette Kolb, die Deutsch-Französin, litt. (Dann ließ sie sie zum Buch vereint bei Erich Reiß in Berlin erscheinen.)

In einer Zeit, da die Hekatombe die allgemeine Zahleneinheit ist, wird Der, der den Schlag nicht um seiner Wucht willen anerkennt, arg verschrienen werden; doppelt verschrienen, wenn er nicht nach Nam' und Art und Herkunft an den Nationalitätenpfahl genagelt werden kann. Halbbling, internationaler Gauner, pazifistisches Einfaltsschaf sind Worte, deren sich die gesamt europäischen Reaktionsparteien einst wie jetzt statt etwelcher Argumente bedienen. Ich zweifle nicht, daß ihnen diese Miteuropäerin verflucht unangenehm werden wird. Denn sie hat hinter die Kulissen gesehen (was zwar noch mancher tat), hat aber auch den Mut gehabt (was verschwindend wenige von sich sagen können), die Dinge, wie sie sind, zu verkünden. Jeder monomane Kathederheld stapft heute in Bismarcks Reiterstiefeln einher und erobert die Welt von seinem Schreibtisch aus. Die Klischee und Schreie der Sterbenden hört er nicht. Watte sichert sein Trommelfell. (Seine kriegerischen Erlebnisse: „War das ein Schuß? — Mein Sohn, es war die Kellertür!“) Muß der gute Greis nicht empört sein, daß da eine Frau einherkommt und, ritsch, ratsch, die Masken von den Honorationenvisagen reißt? Es schrammt, wie jede Tätigkeit der Wahrheit. Die Wirkung hat Annette Kolb in einem Vortrag zu Dresden erprobt, in dem sie mit grellster Logik über die Ursachen des Krieges sprach, und der dem Buche beigegeben ist — die Wirkung: tierisches Geheul.

Verzweifelt kämpft diese Frau darum, aus dem Meer des Jammers ein Tröpfchen Segen in die Zukunft zu retten. Einmal muß es doch wieder den Menschen ohne Staatsuniform geben, der nicht als Fremder durch die Reihen der Völker schreitet, sondern als Genosse. „Man redet von einander, als gedächte man nie wieder mit einander auszukommen, und dies ist nicht die Lehre, die wir aus der furchtbaren Prüfung dieses Krieges ziehen sollen, noch liegt hierin Pietät für die Gefallenen. Umsonst sind heute die Erschlagenen, die nichts mehr wissen von unserm Hader und gemeinsam das Schattenreich bevölkern, wenn sie den Haß nur besiegelten.“ Und später, da sie zu den billigen Verunglimpfungen des Gegners durch die heimischen Pfahlbürger kommt: „Wie anders ist die Haltung der Offiziere! Nichts ist ihnen peinlicher als der Gedanke, man könnte annehmen, sie hätten keine ehrenhaften Feinde.“

Noch häufen sich zwischen den Lagern die Leichenberge. Immer höher wächst ihr Wall und nimmt mit seiner gräßlichen Mauer den Menschen die Aussicht zu einander. Da ist es wahrlich an der Zeit gewesen, daß ein Mensch kam, dem seine Freiheit ermöglichte, von der Höhe herab über die rauchenden Felder hinwegzusehen, und dem der Blick nicht getrübt ist vom Staub der Minen und vom Leid um den eben Gestürzten. Eine andre Frau hat Annette Kolb das Recht auf Rede abgesprochen. Und doch hat gerade sie, die durch das Feuer der Nationalitäten durchgegangen ist, das Recht und die Pflicht, uns ihr Bessertwissen mitzuteilen. Von ihr, der Zwiefachen, Geteilten, Auseinandergefallenen gilt das, was Gustav Landauer als den Wert des Zerrissenen preist: „Und wenn es nicht in der Welt wäre, so soll es da sein, von uns nach der Einheit verlangenden und sie nicht habenden Menschen gerufen und gewollt, denn wir sind berufen, die Einheit, die ist und nicht ist, aus unsrer Ganzheit heraus zu schaffen und zu tun. Wenn ich sie nicht in mir finde, sondern in mir gestaltend und mich ergreifend und haltend zu wirken habe, so habe ich sie aus mir, dem Selbstschöpfer, heraus wie einen Bogen und ein zwingendes Band um die Welt zu schlagen, um nun erst das, was nicht ist, sondern nur durch mich wird: das Welt-Jch zu schaffen. Es gibt keine Einheit in meinem Innern, als die Spannung meiner gerichteten Kraft . . .“

Und als Erneuererin, als Helferin am Werke der Menschheit grüßen wir Annette Kolb. Ihr Kampf gegen die Hezypresse, deren Leiter sie treffend als Mörder der Gesellschaft eines jeden Landes bezeichnet, ihr Ruf nach einer Sezession der anständigen Presse, nach Gesetzen, welche Rüstungstreiber und andre Schakale unter Standgerichte stellen, ihr Hände=Heben und =Senken in Gebet und Mitleid sei als die Tat einer Prophetin kommender Tage von uns ge=deutet und gesegnet.

# Dramatisierungen

Wer hätte geglaubt, daß Hauptmanns fünfundzwanzigstes Drama sich der Zufallsgejellschaft eines dramatisierten ‚Raskolnikow‘ nicht zu schämen haben würde! Und dabei ist erst die ganze betäubende Wahrheit: daß auf dem Deutschen Theater (zu Händlerpreisen von dreißig Mark aufwärts ausverkauft) eine bleierne Langeweile lag, und daß man im Residenz-Theater (im mühsam ausverkauften) angelegentlich zuhörte. Kein Wunder. Gerhart Hauptmann hat mit der Selbstherrlichkeit des Dichters, der er ist, die Selma Lagerlöf als pure Stofflieferantin betrachtet, die auszunutzen, auf dem Theaterzettel nicht mit Namen zu nennen und auch sonst in den Schatten zu stellen sei; und hat nur das Unglück gehabt, daß ihm einmal alle guten Säfte und Kräfte gestockt haben. Leo Birinski dagegen hat mit der Bescheidenheit des Bearbeiters einem Genie der Weltliteratur Vortritt, Wort, Begebenheit und bis zu einem gewissen Grade sogar die Psychologie gelassen. Zu selbstverständlich, daß nichts, was diesem Roman die Unsterblichkeit sichert, für die Bühne zu retten ist. Er wäre ja eben nicht unsterblich, wenn er nicht seine Kunstform so vollkommen erfüllte, daß bei der Uebersetzung in eine andre sein Organismus zerstört werden muß. Aber: wer ‚Raskolnikow‘ nie gelesen hat, empfängt hier zum mindesten eine Ahnung. Der Roman verhält sich zu dem Theaterstück wie ein blühender, runder, vollständiger Körper zu dessen hautüberzogenem Skelett. Das Herz fehlt: dem Dostojewskij kommts auf die seelische Rettung des Mörders an, dem Birinski auf seine Ueberführung. Die Lunge fehlt: die Dirne Sonja, die mit Raskolnikow nach Sibirien geht — und an die der Kritiker de Vogüé gedacht hat, als er Dostojewskijs Begriff der Liebe nicht mit dem Alltagswort amour, sondern mit Bossuets compassion, dem mystischen Mit-Leid, übersekte. Ein paar Rippen fehlen, nicht jedes Knöchelchen ist am rechten Fleck eingehängt, und die übergeworfene Haut besteht aus Rissen und Löchern. Immerhin: was fehlt, wird nicht vorgetäuscht. Birinski ist arm, aber ehrlich genug, aus seiner Armut kein Fehl zu machen. Er hat nicht gebirchpfeiffert, ist in Raskolnikows Wohnung geblieben, aus der Perspektiven sich auf das riesige Rußland eröffnen sollen und wenigstens auf einen kleinen Ausschchnitt eröffnen, und hat der russischen Jugend, zum Teil dialoggetreu seinem Muster, die Sprache und den Atem anarchischer Elemente, ihre Debattierlust, ihre Ergriffenheitsräusche, ihre ideologischen Krämpfe zu geben getrachtet. Anständige Bretterarbeit. Gar kein Grund, sich mit flammendem Schwert vor bedrohte Heiligtümer zu pflanzen. Dostojewskij ist unverfehrt; und jeder Theaterbesucher, dem die drei Akte nach dem Epos Lust erregt haben, wird dem Residenz-Theater bestätigen, daß sein Raskolnikow Julius Szalit, landsmännlich echt in der qualvollen Unruhe seiner Nerven, sein Arzt Julius Falkenstein, ein Virtuose der schattenhaften Lautlosigkeit, und sein Häfcher Hermann Ballentin, mit dem leitmotivischen Grunzton der Bier bei der verbindlichen Plauderumstrickung seines Opfers, auch den Urbildern ihrer Umrißrollen gewachsen gewesen wären.

... daß bei der Uebertragung in eine andre Kunstform sein Organismus zerstört werden muß. Zunächst einmal. Dann aber kann in der neuen Kunstform ein neuer entstehen. Zu Hauptmanns Meisterwürfen zählt ‚Elga‘, teils frei, teils unfrei nach Grillparzers ‚Kloster von Sandomir‘. Kein Kunst- und Schaffensgesetz hätte zu hindern brauchen, daß zu diesem ‚Nocturno‘ die ‚Winterballade‘ ein Gegenstück wurde. ‚Herrn Arnes Schatz‘ ist wie eine von Herders ‚Stimmen der Völker‘. Ein Volkslied in Prosa. Von jener tiefen Schlichtheit, als hätte sich selbst gedichtet. Ganz Skandinavien ist drin. Verdämmernde Schneefilde mit bleichenden Knochen und fernher krächzenden Raben, mit Trollspuk, Gespensterbangnis und schauerlich-abgerissener Musik in den Lüften. Aber auch enges und inniges Familienleben auf einsamen Pfarrhöfen; arme Mühsal tagelöhnernder Fischer an zugefrorenen Fjorden; die Verbundenheit gläubiger Demut mit Tier und Pflanze. In dieser Welt Gesichte zu haben, ist keineswegs übernatürlich. Hier ist natürlich, daß Menschen im Jenseits so lange keinen Frieden finden, bis ihre schändliche Ermordung im Diesseits gerächt ist. Zwischen der Pflicht zu solcher Rache und der Liebe zum Mörder wird ein blutjunges Ding zu Tode gedrückt. Wir erleben das mit in jeder Phase. Drei Schotten haben, verwildert vom Krieg, den neunzigjährigen Pfarrer Arne um seiner Geldtruhe willen samt Weib und Kind und Regel geschlachtet. Entronnen ist einzig Eljabil, jene zarte Magd, der mit dem einen Mörder Sir Archie langsam geschieht, was Jeanne d'Arc mit dem Ritter Thonel blitzartig. Und nun ist nicht möglich, ohne Erschütterung zu lesen, wie das Jungfräulein hin und her schwankt; wie sie den Mörder halb schützt, halb preisgibt; wie sie sich vor der Wirtin des Rathauskellers verschwagt und gleich darauf spürt: sie hatte ihn wohl um ihrer lieben Milchschwester willen verraten, aber sie wünschte nichts sehnlicher, als daß er entfliehen möchte; wie sie zitternd an seiner Seite hockt, da die Lanzknechte über den Markt gezogen kommen; und wie sie, als er sie durch die Sperre hindurch vor sich her trägt, um sich zu retten, einen Speer gegen ihre Brust führt und ihre Qual beendet. Sofern Geister in diesen Verlauf eingreifen, sind sie von einer mehr denn märchenhaften Realität. Verdichtungskraft ist keine Rauberei. Man muß „nur“ das Auge haben. Die große Lagerlöf blickt den Erscheinungen derart fest und gütig auf Oberfläche und Grund, daß sie ihr diejenige Wahrheit enthüllen, die, unabhängig von Dogmen und Theorien, sei's des Naturalismus, sei's anderer „Richtungen“, immer in Geltung bleiben wird. Trotz allem Grauen entsteht eine Atmosphäre, die gelinde und weich umfängt. Sie vergeht nicht eher, als bis der Gerechtigkeitsfinn der Schwedin, das Ethos, das in jedem hohen Künstler nachtwandlerisch sicher waltet, indische Sünde irdisch gesühnt hat. Freilich mit überirdischer Hülfe. Die Lords von Mördern würden sich gern entschuldigen lassen, sie seien zu Schiff nach Schottland. Aber im Unterschied zu allen andern Schiffen wird das ihre von Eisblöcken eingeseilt; und erst, nachdem man sie heruntergeholt hat, gibt der Himmel auch diesem den Weg frei ins offene Meer. Es bleibt kein Rest. Menschen und Götter sind im Bunde wider Verbrecher, welche die Ordnung der Welt verletzen.

Hauptmann glaubte den Aufruhr der Elemente durch die Opfierung des Hauptmörders zu besänftigen. Das heißt: bei ihm geräten die Elemente garnicht in Aufruhr; und den beiden Spießgesellen wird kein Härchen gekrümmt. Das ist bezeichnend. Der Dichter hat sich diesmal mit einem Drittel seines ethischen, also auch seines künstlerischen Vermögens ausgeglichen. Zugegeben: um in der Kunstform des Dramas ein Gebilde zu schaffen, wie ‚Herrn Arnes Schatz‘ in der Schwesterform eines ist, müßte Gerhart Hauptmann Heinrich von Kleist sein. Zuviel verlangt. Aber Hauptmann könnte doch wenigstens Hauptmann sein. Hier ist er ein farbloser Epigone. „Schlimme Zeit. Solang das Korn nicht sprießt, ist Satan mächtig. Wervölfe gehen um. Die Sonne steht im Stier. Der blutige Saturn bedrängt sie.“ Das ist wie aus ‚König Lear‘. „Das Uebel ist vererbt. Es stammt aus dem Geschlecht der Thans von Ros.“ Das ist eine absichtliche Erinnerung an Macbeth, mit dem Sir Archie irgendwie Aehnlichkeit haben soll. Aber er ist sentimental schon bei der Ermordung des kleinen Wesens, dessen überlebende Milchschwester ihn nachher bis aufs Blut verfolgen und vampyrhaft aussaugen wird. Von unvergleichlicher Süßigkeit, wie bei der Lagerlöf die Liebe des Kindes zu dem Riesentel aufkeimt, von unwiderstehlicher Ueberredungskraft, wie diese Liebe tragisch wird und sich selber den Tod bereiten muß, trotzdem durch sie Archies Wildheit zur Milde geworden ist. Nichts hilft: der Ruf aus den Gräbern ist lauter. Für den Dramatiker von Instinkt war dieser Konflikt im Mittelpunkt unantastbar. Unbegreiflich, was Hauptmann, wenn er nun einmal die Geschichte dramatisierte, bestimmt hat, mit „modernen“, mit sozusagen psychologischen Linien das klare Hauptthema zu beunruhigen, zu verfrübeln und schließlich zu überdecken. Was davon bleibt, springt nicht in die Augen, sondern wird uns von Archie unter die Nase gerieben. „Sieh, du liebst mich mit wilder Glut, und doch nicht minder heiß sinnst du auf Rache. Haß und Liebe geben, Empuse, dir dein trügerisches Dasein.“ Wärs nur eins! Aber Hauptmann erkannte wohl als erstes Erfordernis eines Dramas: Sinnfälligkeit; und vergaß dabei, daß es innere Sinne so gut wie äußere gibt. Dieser Irrtum geht durch das ganze Stück. Der Mord, an dem wichtig ist, daß er geschieht, nicht: wie er geschieht, und den deshalb die kunstweise Lagerlöf (gleich dem theatergewizten Birnsti) nicht eigentlich vorführt, sondern hinterher schildern läßt: hier fällt er grob und deutlich ein Bild. Umgekehrt: was wir im ersten Bild mit Händen gegriffen haben, nämlich die Vorbereitung zum Mord — das wird im Gerichtssaal des dritten Bildes sehr lang und sehr breit noch einmal erzählt. Am schlimmsten, und überraschend für den Schöpfer des Hannele und der Pippa: daß den Mörder nicht: seine Opfer jagen, sondern des neunzigjährigen Arne sechzigjähriger Sohn, den Hauptmann erfunden und bemerkenswert schlecht erfunden — nein, bloß völlig unzulänglich gestaltet hat. Er sollte die Verkörperung eines christlichen Heidentums sein, das Kirche und Kirchenstreiter nicht überwältigt haben, eines mächtigen Trumms Wikingertum im Priestertum. Geworden ist: ein unleidlicher Polterer. Daß er wider die Mörder seiner Eltern wut-schnaubt, ist eine dichterisch uninteressante Selbstverständlichkeit; daß



er Sir Archie zum Zweikampf fordert, wirkt wie eine Schrotkugel von Hauptmann; und daß er, als sein Feind von einem Tollbiß Elsbilts hingestreckt liegt, dreizehn Unglücksverse herunterbetet, worin er seine Friedfertigkeit bekundet — ja, soll er denn vor der Leiche weiter rasen? Ist Das nun etwas, was man dem Hauptmann zur Ehre anrechnen darf, dem man sonst nichts an diesem Drama zu loben vermag? Es ist das erste von seinen Werken, in dem er nicht drin ist, einfach nicht drin ist. Sein Herzschlag ist nirgends zu vernehmen. Aber daß er bei dermaßen mattem Pulse, den einer doch selber fühlen muß, sich nicht aus der Wärme und dem Stahlgehalt der Lagerlöf Stärkung geholt hat! Vermutet man bei mancher Verplumpung des Märchens den Anteil der falschen Kenner, die Hauptmann früher den Vorwurf zu machen pflegten, daß er die „Handlung“ in die Zwischenakte verlege: das brauchte er wirklich nicht zu befürchten, daß irgendwer gegen das rührend-mächtige Ribelungen-Bild des Sir Archie, der Elsbil durch die Speere trägt, aufmucken werde. Weil jeder Leser der Lagerlöf es erwartet, bleibts weg. Das ist Künstlertropf an der unrichtigen Stelle. Lieber ruft Mörder Archie emphatisch: „Magie! Die Welt ist voll Magie, wahrhaftig!“ Aber so wahrhaftig dieses „wahrhaftig“ eins von den vielen Flichwörtern ist, durch die Hauptmanns erstaunlich schwunglose, unanschauliche, unmusikalische Verse mindestens ihre vorschriftsmäßige Länge erhalten: so wahrhaftig ist die Welt eines Dramas leer von Magie, wenn ausdrücklich festgestellt wird, daß sie voll Magie ist.

Es kostet gehörige Ueberwindung, dergleichen von Hauptmann niederzuschreiben. Man zögert, irgendwelche Schlüsse zu ziehen. Man weiß ja auch nicht, ob dies Fehlprodukt nicht am Ende von vorgestern, obs nicht durch jüngere Leistungen überholt und gutgemacht ist. Man macht sich am allerwenigsten an, einem Mann wie Hauptmann Ratsschläge zu erteilen. Er muß spüren, obs für ihn heilsam wäre, sein Feld ein paar Jahre in der Brache zu lassen oder immer weiter mit derselben Frucht zu bebauen. Schließlich schädigt eine färgliche Ernte ihn schwerer als uns. Aber wenn man diese von 1917 geschmeckt hat, erachtet mans nicht mehr für einen Zufall, daß neuerdings wieder und wieder von einer Theaterdirektion Hauptmanns die Rede ist. Er spürt eben, was wir spüren. Daß solcher Plan gefördert wird, liegt im Interesse des Dramas wie der Bühne. Nicht einmal diese profitiert von der „Winterballade“, die Reinhardt leider nicht ihrem Namen gemäß herunterjagte, wie hinter Schneenebeln unheimlich aufleuchtend, sondern zu nahe, in zu stiletch massiven Dekorationen zu gewissenhaft umständlich zelebrierte. Dies allerdings so vollendet, wie möglich ist, wenn ein Stück keine „Rollen“ hat. Helene Thimig, die vom königlichen zum Deutschen Theater übergegangen ist, um sich künstlerisch aufzufüttern, ist dort niemals so kümmerlich beköstigt worden wie hier. Die Männer vollends waren bemitleidenswert. Nur Diegelmann konnte sich aus dem neunzigjährigen Arne eine passende Bildwirkung holen. Alles in allem: eine Niete für Hauptmann wie für Reinhardt. Das fünfundschwanzigste Drama des besten deutschen Dichters ist tot: es lebe das achte!

# Schauspielers Recht auf Beschäftigung

von Max Epstein

In unserer Gesellschaftsordnung, wie in jeder staatlichen Ordnung, entspricht einer Befugnis stets auch eine Verpflichtung, einem Recht stets eine Pflicht. Das Recht oder die Pflicht mag gegenüber einer Leistung des andern Teils minimal sein, es mag fast nur eine moralische oder immaterielle Bedeutung haben: vorhanden ist es stets. Nicht leicht aufzufinden ist es besonders bei den einseitigen Verträgen des bürgerlichen Rechts, und da besonders bei der Schenkung. Aber wer etwas schenkt, darf auch nach den klaren Bestimmungen unsrer Gesetze von dem andern Teil erwarten, daß er sich ihm gegenüber nicht undankbar erweise und sich von den größten Unterlassungssünden frei halte. Viel klarer ist die Wechselwirkung von Leistung und Gegenleistung bei denjenigen Abmachungen, die das Bürgerliche Gesetzbuch unter den Begriff der gegenseitigen Verträge zusammenfaßt. Hier entspricht der Leistung des einen Teils stets eine äquivalente Leistung des andern. Ware und Preis sind dazu bestimmt, einander auszugleichen, Arbeitsleistung und Entlohnung sollen sich ergänzen. Das Geld ist der Wertmesser jeder Leistung. Auch die geistige Produktion selbst, die künstlerische Offenbarung wird von diesem unerbittlichen Taxator nach festen Sätzen abgestempelt. Der Künstler erhält seinen Lohn und kann sich höchstens damit trösten, daß er den Preis seiner Leistung als Honorar oder Gage bezeichnet. Von Gesetzes wegen ist er ein Dienstverpflichteter, und Der, dem er seine Dienste leistet, ist sein Dienstherr. Der Schauspieler, der mit einem Bühnenleiter einen Kontrakt schließt, geht einen Gegenseitigkeitsvertrag ein und erwirbt, wie auch der andre Teil, damit das Recht, das Dienstverhältnis ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist nach der Bestimmung des § 626 unsres Bürgerlichen Gesetzbuchs zu kündigen, wenn ein wichtiger Grund vorliegt.

Es gibt wichtige Gründe, die auf der Hand liegen. Der Dienstherr zahlt andauernd keinen Lohn; der Dienstverpflichtete treibt sich herum und vernachlässigt seine Arbeit; ein Teil beschimpft den andern. Schwieriger wird die Frage, ob ein wichtiger Grund vorhanden ist, stets da, wo die Dinge nicht so handgreiflich klar liegen, durch mehrerer Zeugen Mund die Wahrheit nicht so leicht kund wird. Das Recht ist im Gegensatz zur Moral immer etwas robust. Man muß ihm schon empfindlich zu Leibe rücken, bevor es sich rührt. Es zieht sich allzu gern hinter die dicken Mauern seiner Bestimmungen zurück und läßt sich nicht gern aus seiner gepanzerten Wohnung hervorlocken. Da, wo über klare Bestimmungen und Entscheidungen hinauszugehen, wo nötigenfalls zu interpretieren wäre, wo der erweiterte Kreis der Erscheinungen neue Anschauungen auf Grund ewiger Menschenrechte verlangt, wird nicht nur das Gesetzbuch und sein Kommentar stumm, sondern auch sein Beamter, der Richter, ängstlich, vorsichtig und refer-

viert. Ihm ist es durchaus unsympathisch, wenn ein Mensch sich da verlehrt fühlt, wo die Buchstabierung des Gesetzestextes gegen ihn zu sprechen scheint. Vom Rechte, das mit uns geboren, ist bei den meisten Richtern nie die Frage. Eine durchaus materielle Betrachtungsweise überwiegt. Er als bezahlter, und vielleicht noch schlecht bezahlter, Beamter kann nur selten verstehen, was ein Mensch, dem man zahlt, was man ihm nach dem Vertrage schuldet, dennoch zu klagen hat. Mit ahnungslosem Befremden steht er dem Künstler gegenüber, die, mit seiner Entlohnung ganz zufrieden, über die Beschwerden aus Hirn und Herz klagt.

Der darstellende Künstler, der Schauspieler ist besonders übel dran. Der Wert seiner Leistung liegt in seinem Temperament, in seinen gesteigerten Affekten, in der Unruhe seines Gemüths und der Unrast seiner Einbildungskraft. Er ist ein schlechter Kläger oder Beklagter für den Gerichtshof. Soll er dem nüchternen Mann auf dem kurulischen Sessel klar machen, daß er Qualen leidet, innerlich zermürbt ist und zugrunde gehen muß, wenn man ihn nicht aus seiner Stellung befreit? Der Richter wird ihn stets nur fragen, ob er denn nicht seinen Lohn pünktlich bekommen habe. Nur wenn es an diesem Punkte hapert, wird er aufmerksam und gewährt seinen erhabenen Schutz. Aber was soll der arme Teufel anfangen, dessen Leistung darin besteht, allabendlich vor dem Publikum seine Seele zu zerfleischen? Wie soll er erklären, daß er in der Atmosphäre, wo er seine ganze Persönlichkeit ausleben muß, nicht gedeihen kann? Er hat ja noch nicht einmal das Recht auf Beschäftigung für sich erstritten.

Wenn ein Angestellter einen langjährigen Vertrag hat, aber für den Dienstherrn überflüssig geworden ist, so sucht ihn dieser mangels anderer Gründe „herauszuekeln“. In diesem derben Ausdruck liegt die Tragödie des andern Theils enthalten. Einen Buchhalter läßt man viermal den Weg vom Haus in das Bureau machen. Im Bureau darf er dann die Wände anstarren und mit dem Lineal spielen. Einen Schauspieler bestellt man täglich ins Bureau, damit er gleichgültige Nachrichten entgegennehme, gibt ihm aber keinen Urlaub zur Betätigung an anderer Stelle. Freilich hat hier schon die Rechtsprechung eingesetzt, gewährt ein gewisses Recht auf Beschäftigung und würde wohl in einem zu schroffen Verhalten des Dienstberechtigten einen Grund für den andern Theil sehen, das Dienstverhältnis sofort zu kündigen. Aber auch mit solchen Entscheidungen und selbst mit gesetzlichen Erweiterungen ist so lange nichts anzufangen, wie unsere Richter nicht die immateriellen Güter und Leistungen höher schätzen, als sie es jetzt tun, und für den Schaden, der durch Verletzung moralischer und geistiger Werte entsteht, leichter denn bisher Ersatz zusprechen. Es ist unendlich schwer, vor einem deutschen Richter mit einer Ersatzklage durchzudringen, bei der der angerichtete Schaden sich nicht ohne weiteres mit festen Zahlen fixieren läßt.

Während wir also noch ganz im Rückstande sind mit der Durchführung eines Rechts auf Beschäftigung, sind wir in einem andern Punkt noch in den ersten Anfängen einer Entwicklung. Das Recht auf Beschäftigung ist fast weniger wichtig als das Recht auf eine angemessene Beschäftigung. Sobald der Begriff der Angemessenheit zur Entscheidung des Richters gelangt, steht der Rechtsuchende gewöhnlich auf dem allergefährdetsten Posten. Wenn er überhaupt nicht zur Arbeit zugelassen wird, dann mag er wohl noch einen Richter finden, der ihn davor bewahrt, geistig zu veröden und von der Mittwelt als vernachlässigtenwerte Größe behandelt zu werden. Aber wehe dem Geschädigten, der da zugeben muß, er werde beschäftigt, und trotzdem behauptet, daß die Art der Beschäftigung ihm nicht genüge und ihn zugrunde richte. Welcher Gerichtshof wird einen Darsteller anhören, der behauptet, er könne mit den ihm zugewiesenen Rollen nicht dauernd künstlerisch vorwärts kommen, oder er könne nicht die gleiche Rolle hunderte von Malen hinter einander spielen, ohne zu verblöden?

Die Frage ist akut geworden. Früher galt es auch in den bevölkertsten Gemeinden als großer Erfolg, wenn ein Stück hundertmal gegeben wurde. Jetzt pflegt ein Direktor zu jagen, daß erst die Ueberschreitung dieser Jubiläumsziffer das Publikum suggestiv beeinflusse und ins Theater locke. Ein anständiger Erfolg hält jetzt ein Jahr an. Die Zahlen werden erbeblich wachsen. Schon jetzt gibt es große Erfolge, die selbst nach zwei Jahren noch nicht erschöpft sind und für eine Zeit reichen, für die höchstens Verträge mit Schauspielern abgeschlossen werden sollten. Dabei kann man dieser Entwicklung weder steuern, noch kann man sie für schädlich halten. Das Gesetz von Angebot und Nachfrage wird für das Wirtschaftsleben stets entscheidend sein. Wenn das Publikum lieber das eine Stück sieht als das andre, so kann man es nicht zu diesem zwingen. Würden die vorhandenen Theater nicht ausreichen, so käme schon der Unternehmer, der ein neues baut und damit ein neues Repertoire schafft. Auch keinem Direktor ist im Kampf ums Dasein zu verargen, daß er bei dem Risiko des Theatergeschäfts seinen Erfolg ausnutzt und ein Schutzmittel gegen künftige Mißerfolge schafft, eine Sparkasse für schwere Zeiten. Der durchgehende Erfolg erstreckt sich allerdings hauptsächlich auf die leichte, unterhaltende Kunst, besonders die Operette. Aber er ist für die Theater mit literarischem Spielplan keineswegs ausgeschlossen. Dann und wann verstehen sie sich wohl zu einer Konzeption, geben das eine oder andre Mal der literarischen Kritik Futter, aber sie atmen auf, wenn dieser Abend vorüber ist und der Kassierer wieder ein freundliches Gesicht macht. Auch hier wird die Entwicklung dahin führen, daß die Serienspielerei durchdringt. Reinhardt hat ja sogar den „Faust“ zum Repertoirestück gemacht. Warum sollte dasselbe nicht mit „Hamlet“ oder der „Hermannschlacht“ geschehen? Das Recht des Schauspielers auf angemessene Beschäftigung wird mehr und mehr entzogen werden

398

müssen. Auch die Mitglieder der Operntheater bedürfen hier eines Schutzes. Selbst bei Vorführungen dieser Art kann es dahin kommen, daß die Nerven eines Darstellers verjagen, und daß er in seiner künstlerischen Spannkraft nachläßt. Wenn jetzt eine Operette ein Jahr hindurch gespielt wird, so hat der Darsteller wenigstens die Möglichkeit, nach einer Spielzeit sich durch eine neue Aufgabe zu erholen und sich seinen Zuhörern von einer neuen Seite zu bieten. Wenn aber ein Erfolg des ‚Dreimäderlhauses‘ ununterbrochen drei Jahre anhält, so müßte er Nerven haben, die ihn einfach zu seinem Beruf untüchtig machen, um ein solches Vegetieren in derselben Aufgabe noch ertragen zu können. Man denke sich einmal den Fall gesteigert, aber keinesfalls zur Unmöglichkeit getrieben. Der Direktor des Lessing-Theaters engagiert Bassermann für drei Jahre. Nun kommt dieser Direktor auf die Idee, den ‚Tasso‘ mit Bassermann zu spielen, und das Publikum ist so hingerissen, daß ‚Tasso‘ zu einem Repertoirestück wird. Neunhundert Male will man nur den ‚Tasso‘ sehen und nur diesen Bassermann als Tasso. Glaubt irgendein vernünftiger Mensch, daß Bassermann wirklich drei Jahre den Tasso spielen wird oder auch nur physisch und psychisch spielen könnte? Nach zwanzig, nach zehn Malen hinter einander würde er unerträglich werden, nach fünfzig Malen würde die Kritik meckern, daß es nicht so weiter geht, nach hundert Malen das Publikum und nach hundertfünfzig Malen müßte der Darsteller in eine geschlossene Anstalt gehen. Nun liegen die Verhältnisse in den Serientheatern keineswegs grundsätzlich anders, wenngleich die weniger angreifende Form der unterhaltenen Kunst manches erträglich macht, was bei schweren künstlerischen Aufgaben unmöglich wäre. Schließlich sind aber auch manche unsrer besten Operntheaterkräfte wirkliche Künstler und unterliegen denselben immateriellen Bedingungen. Auch sie würden durch eine dauernde Darstellung des gleichen Stücks Schaden nehmen. Auch sie haben ein Recht, vor solchem Unfug geschützt zu werden. Kann der Direktor ihretwegen das Stück nicht absetzen, so muß er sie frei lassen. Vielleicht ist grade dieser Zwang ein gutes Gegengewicht gegen allzu lange Serienspielererei. Der Scharspieler hat nicht nur ein Recht, überhaupt irgendwie, sondern darauf, so beschäftigt zu werden, daß er in ständiger Eile, sich künstlerisch, wenn nicht fortzuentwickeln, so doch auf der Höhe zu halten. Ist ihm diese Möglichkeit durch den Spielplan für eine Zeit verschlossen, die im Verhältnis zur Dauer seines Vertrags als zu lang bezeichnet werden muß, so muß man ihm das Recht geben, seine sofortige Entlassung nachzusuchen. Er ist immer noch genug geschädigt, wenn er den Dienst aufgeben muß, der ihm eine sichere Gage gewährt, und den er eingegangen ist, weil man ihm vielleicht versprochen und weil er glaubte, große künstlerische Aufgaben lösen zu können. Wenn ers über sich gewinnt, diesen Dienst und seine vertraglichen Entschädigungen aufzugeben, um seiner künstlerischen Individualität leben zu können, so sollte der Richter alles daran setzen, ihn zu

Schützen und ihm die Ruhe seiner wirtschaftlichen Existenz zu lassen, die ihn zur Entwicklung seines unruhigen Temperaments auf der Bühne befähigt. Nicht mit den Mitteln der Vertragsstrafe und dem Gespenst des Kontraktbruchs darf der Künstler abgeschreckt, sondern er muß gegen seinen Dienstherrn als Derjenige reklamiert werden, der nach dem höhern kulturellen Niveau strebt.

## Belehrender Film von Alfred Polgar

**K**ennen Sie ‚Die Schiffbrüchigen‘ von Brieux? Das ist ein Schauspiel, in dem dramatisch gezeigt wird, von wie bitteren Folgen es ist, wenn ein infizierter Mann heiratet. Eine ‚Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten‘ hat das Stück propagiert. Viele Bühnen haben es unter großem Publikumszu-  
lauf gespielt.

Jetzt haben sich die Film=Erdenker des Vortwurfs bemächtigt. Zwei Kino=Dramen werden gegenwärtig in Wien abgespult, mehreremal des Tages, die beide von dem Schrecken jener bösen Krankheit eine optische Vorstellung geben. Einige Kino=Theater haben ‚Die Geißel der Menschheit‘, andre ‚Es werde Licht‘ auf dem Spulplan.

Ich sah ‚Die Geißel der Menschheit‘. Sie hat bessere Plakate. ‚Es werde Licht‘ wirbt mit einer Affiche, auf der eine Schlange sich in Fragezeichenform windet und ein blasser Jünglingskopf mit einem grasgrünen Frauenantlitz sich im Kusse findet. Zur ‚Geißel der Menschheit‘ lockt ein Plakat, auf dem zu sehen, wie eine Schar weißhaariger Männer mit eingefallenen Wangen unter schwerer Last dahinkeucht. Die Last ist ein riesiges, blutrotes Kreuz.

Maler Heinrich Rosen und Architekt Herbert Sellenthin waren Freunde — wozu haben Kinohelden Namen? das paßt nicht zu ihrer Schattensexistenz — und wurden als Studenten ‚das Opfer der Verführung‘. Herbert Sellenthin sucht den berühmten Professor Grunert auf. Der Professor hat einen gelehrten Bart und scharfsinnige Brillengläser. Herbert begibt sich in seine Behandlung.

Heinz Rosen zögert, ein Gleiches zu tun. Sellenthin ermahnt ihn — Schrift auf der Leinwand —: „Verspreche mir, dich bei einem Professor behandeln zu lassen.“

Heinz ist nicht schlagfertig genug, um zu antworten: „Versprich du mir, bei einem Professor Deutsch zu lernen“, sondern geht zu einem Kurpfuscher. Warum? Weil er „Allara, die liebe Tochter des reichen Kommerzienrats Hellwig“ heiraten will und sich — ein Nebenbuhler droht — beeilen muß.

Der Kurpfuscher sieht aus wie ein unterernährter, ans Pfänden gewöhnter Gerichtsvollzieher. Dünn, Badenbart, tüdliche Augen. Er verspricht in drei Monaten Genesung und fordert hundert Kronen. Schmunzelnd streicht er sie ein.

Heinz aber heiratet — nach wiederholten Automobilsfahrten,

Selbstgesprächen, Garten-Promenaden und dergleichen Kino-Beschäftigungen mehr — die liebliche Klara. Zwei Jahre später schauelt Frau Klara Rosen ein Kindchen.

Im dritten Akt der ‚Geißel der Menschheit‘ bekommt das Kindchen einen Auschlag. Professor Grunert stellt die untrügliche Diagnose. „Voll Abscheu flüchtet Klara mit ihrem totkranken Kind ins Vaterhaus, wo der arme kleine Engel bald seine Seele aushaucht.“ Worauf Klara, indes der Kino-Klavierspieler sich in entschiedenes Moll begibt, Gift schluckt. Wir sehen im nächsten Bilde des belehrenden Films Heinz Rosen mit schwarz umflortem Zylinder und Gehrock an zwei Gräbern stehen. Dann ist Pause, das Kino-Lokal wird gelüftet, und meine Nachbarin tut mit dem Lippenstift etwas Karmin auf ihr blaßes Mündchen.

Es wird wieder dunkel, und wir befinden uns bei einem Beharschen Walzer und zwölf Jahre später. Jener Sellenthin erscheint wieder, kerngesund. Er hat einen Dom gebaut, und sein Freund Heinz soll den Dom mit Gemälden schmücken. Aber wir im Kino merken schon, wie's um den Armen steht. Wir sehen ihn in seinem Atelier, matt auf dem Divan kauern, im Antlitzen Wunsch: „Mutter, gib mir die Sonne.“

Gestatten Sie, daß ich eine neue Person des Dramas ‚Geißel der Menschheit‘ vorstelle. Sie heißt Hertha.

Das Programmbuch sagt: „Heinz nähert sich der anmutigen Hertha, die aber dem kraft- und gesundheitsstrogenden Sellenthin die ersten Gefühle ihres Herzens geweiht hat.“ Einmal kommt der Strogende gerade zur rechten Zeit, um eine Attacke des Geisteskranken auf das Mädchen mit den guten Instinkten abzuwehren.

Nun aber nimmt, nach nochmaliger Lüftung des Kino-Lokals, das Verhängnis, im gleichen Tempo vom Klavierspieler begleitet, seinen raschen Lauf. Die Darstellung des Programmbuchs wird hier so plastisch, daß sie kaum zu übertreffen wäre: „In wütender Eifersucht belauert der Kranke unaufhörlich das geliebte Mädchen. Er findet das liebende Paar in der Kuppel der Kirche. In rasender Wut überfällt er den Freund, ringt mit der übermenschlichen Kraft eines Tobsüchtigen mit ihm, um ihn über die Brüstung des Turmes hinabzuschleudern. Als er aber den goldenen Lorbeerkranz erblickt, den die Arbeiterdeputation dem genialen Schöpfer der Kirche gewidmet hat, bemächtigt sich seiner ein ekstatisches Entzücken, in vollem Ausbruch seines Größtewahns setzt er sich den Kranz, das Symbol des Ruhmes auf, und in irrsinniger Geistesabwesenheit stürzt er, zum Entsetzen Herberts und Herthas, die seinen Sturz nicht mehr verhindern können, in die Tiefe.“

Erschüttert durch das Schicksal des in irrsinniger Geistesabwesenheit abgestürzten Heinz Rosen verlassen die Zuschauer das Haus.

Ist das nicht ein belehrender Film?

Satwohl, das ist er. Ich sage Ihnen, gehen Sie ins Kino, wenn Sie wissen wollen, was Paralyse ist!

# Zu diesem Krieg von Matthias Claudius

## Fabel

Vor etwa achtzig, neunzig Jahren,  
Vielleicht sinds hundert oder mehr,  
Als alle Tiere hin und her  
Noch hochgelahrt und aufgekläret waren,  
Wie jetzt die Menschen ohngefähr;  
Sie schrieben und lektürten sehr,  
Die Widder waren die Skribenten,  
Die andern: Leser und Studenten,  
Und Censor war der Brummelbär —

Da kam man supplicando ein:  
„Es sei unschädlich und sei klein,  
Um seine Worte und Gedanken  
Erst mit dem Brummelbär zu zanken,  
Gedanken müßten zollfrei sein!“

Der Löwe sperrt den Bären ein,  
Und tat den Spruch: „Die edle Schreiberei  
Sei künftig völlig frank und frei!“

Der schöne Spruch war kaum gesprochen,  
So war auch Deich und Damm gebrochen.  
Die klügern Widder schwiegen still,  
Laut aber wurden Frosch und Krokodill,  
Seekälber, Skorpionen, Füchse,  
Kreuzspinnen, Kobiane, Lische,  
Kauz, Ratter, Fledermaus und Star,  
Und Efel mit dem langen Ohr etcetera etcetera,  
Die schrieben alle nun und lieferten Traktate:  
Vom Zipperlein und von dem Staate,  
Vom Luftballon und vom Albar,  
Und wußtens alles auf ein Haar,  
Bewiesens alles sonnenklar,  
Und rührten durcheinander gar,  
Daß es ein Brei und Gräuel war.

Der Löwe ging mit sich zu Rade  
Und schüttelte den Kopf und sprach:  
„Die besseren Gedanken kommen nach;  
Ich rechnete, aus angestammtem Triebe,  
Auf Edelsinn und Wahrheitliebe —  
Sie waren es nicht wert die Sudler, Klein und groß;  
Wacht doch den Bären wieder los!“

---

## Stadt meiner Seele von Luch von Jacobi

Else und Hans Rosenbusch zu eigen

Stadt, o Stadt meiner Seele. Wo immer die Sonne scheint,  
wo die kleinen weißen und gelben Häuser in Grün und  
Blumen versinken, wo Linden und Geißblatt im Frühjahr heftig  
atmen wie nirgends. Die Akazien erfüllen Hausflur und Diele  
mit ihrem wilden süßen Duft, die breiten Laubmassen wogen wie  
ein unbeschreiblicher Jubel im Frühwind, jedes Blättchen eine  
strahlende Lichtquelle. Die Amsel baut in der großen Esche, und



die Goldammern fliegen ab und zu. Des Abends fängst du leise zu singen an, Stadt meiner Seele, und Mädchen tanzen in der Abendsonne auf dem Rasen.

Der riesige Goldregenbaum über den grünen lachenden Ufern hängt seine goldenen Fahnen in den blitzblauen Juni-Himmel — es ist fast nicht zu ertragen. Ach, und die Fröheiten, die Lieben, die kleinen Mandelbäumchen! wie brav stehen sie Hand in Hand an dem selig dahinstürmenden Fluß — und blühen, blühen. Wie brausest du, mein wilder, lebendiger Fluß, wie milchgrün schäumen deine Wasser von den Gletschern herunter! Wiesenweit blühen die gelben Primeln und das köstliche Blau des Enzian. O, wie rein sind alle Farben in deiner Luft, Stadt meiner Seele! O schöner Fluß, wenn er grünblau und weiß schäumend dahertanzet, schöner Fluß, wenn er gelb geschwollen in den Himmel spritzt! Das ist nicht das tote verschollene Gelb des Arno zwischen den Steinplatten von Pisa — das ist ein junges übermütiges Gelb, das über die Wehren schießt: ich riß, ich zerzte, ich stieß in die Erde, ich wühlte in den Wurzeln, ich stäube in die Sterne, o Lust, o Troß, o Jubel, o Jugend!

O mein Fluß, wie purpurn leuchten die roten Weingehänge, die im flammenden Herbst tief über deine Ufer hängen wie ein Königsmantel. Die Birken wehen mit lauter Rauschgoldblättchen, die Kastanien stehen wie ein riesiger Feuerbrand im silbernen Herbstmorgen.

Aber vergiß nicht, mein Herz, das Grillengezirp und das eintönige wunderbare Froschquaken, das dich mit süßem Sommer-nachtsweh durchzieht. O Einsamkeit und ferner Pfiff der Lokomotive. Die Bäume rauschen schwarz, das süße Ziehen im Herzen will eine übergroße Bangigkeit werden — da kommt die Stimme der Bosetti wie ein weißleuchtender Engel durch die schwarzen Bäume geflogen.

Sie singt in der Nacht.

Da löst sich bangste Spannung in gute Tränen.

O Stadt der klaren Augen, Stadt der braunen Stirnen. Wie schön sind deine jungen Menschen. Sie kommen ja immer von den Bergseen und vom Wald.

Und vergiß nicht, mein Herz, deinen Abendgang über die Wiesen, wenn der himbeerrote Himmel, in dem die schwarzen Niesernkronen schweben, erloschen ist, wenn die Schafe geisterhaft, fast lautlos durch das feuchte, lichtlose Gras trappeln, viele Füße, viele Füße. Dann biegst du von den Abendwiesen in die Straßen, in die guten, heimlichen, vertrauten. Ein bißchen sanfte Musik quillt aus den Fenstern, ein warmer Lichtschein. Du kannst in jedes Haus treten, an jedem Tisch bist du willkommen. O süße Heimat.

Und vergiß, mein Herz, nicht die königlichen Mittage in den breiten festlich ziehenden Straßen mit den gemächlichen niedern

Häusern. Die Pappeln sind wir ein grüner Speerwald, die Sonne scheint auf die Patina der geliebten Türme und Dächer, Taubenschwärme rauschen auf, die alten Glocken läuten Mittag. Im Herzen der Stadt, da stehen die lieben alten schmalbrüstigen Häuserchen, eins am andern, buntbemalt und mit Sprüchen, wie lustige Barockkommoden.

Und dann kommt der Winter und glitzert und funkelt und steht der alten Stadt wie keiner andern zu Gesicht. Der Schnee liegt in hohen Polstern um die grauen Ecken, um die fahlgrünen Türme und Schnörkel. In tausend Kristallen tanzt die Sonne, der Fluß, der ist eisgrün, brrr, wie kalt! Er fährt dahin mit einer wilden Energie, jung und trotzig. O den kriegt der Winter nicht. Und die leichtsinnige Stadt, die Grille unter den Ameisen, tanzt ihren Wintertanz. In kleinen bunten Atlaschuhen in den Sälen, auf Skiern in den Bergen.

Sie tanzt.

Dann das kleine Theater der Stadt. Natürlich spielt man nicht wie anderswo. Da sind Menschen — Menschen eines Niveaus, die sich vergnügen. Die jubeln zu ihrer Freude und verbluten und vergehen zu ihrer Freude. Es sind keine Schauspieler. Sie können keine Künste. Sie sind schön, sie sind erwählt, sie gehören zu einander. Sie sind inbrünstige Verkünder und niemals gute Schauspieler, sie sind glühende Jünger — niemals blendende Professionals. Sie sind hingerissen, erschüttert, aufgewühlt — sie erschüttern, reißen hin, wühlen auf. Von dieser undisziplinierten, zufälligen, verschlammten Bühne geht der ganze Reiz der Unmittelbarkeit aus, der Zauber der (unverarbeiteten) Inspiration, der tiefen Lust am Spiel, des Uebermutes. Ein Fluidum von köstlich lodenden Ungewißheiten, eine Luft umwittert die Menschen da oben, die voll abgründiger Gefahren des Lebens ist. Tanzende Laster, eisernde Besessenheit, blitzender Geist, zerschmetternde Reue, tödliche Tugend — alles kommt von der kleinen verstaubten Bühne herunter. Nur angedeutet, wie eine rasch heruntergerissene Skizze — malen können sie ja nicht. Aber mit all dem Unmittelbaren, Göttlichen, mit dem Funken, der nur in der Entflammtheit der Skizze zu finden ist, und den die fleißige Menschenhand in dem sorgsam gearbeiteten Delbild zerstört.

Verirrt sich ein Schauspieler in diese Gemeinschaft, so fällt er peinlich aus dem Rahmen. Die Jungen müssen unter sich sein. Da ist das unbedingte Selbstvertrauen des qualifizierten Künstlers eine Lächerlichkeit. Sicherheit ein Mantel. Gelerntes Können Startheit. Hier fließt alles. Hier spielt man mit der spannenden reinen Lust der Kinder, mit der Bornehmheit, der Absichtslosigkeit und Nonchalance des Dilettantismus.

Publikum sind Maler, Dichter, schöne Frauen. Man könnte sich gut denken, daß sie einmal den Platz wechseln, daß die unten auf die Bühne steigen und ihre Spielfreude austoben, daß die oben

herunter kommen und zuhören. Warum nicht? Sie gehören so sehr zusammen und sind eines Geistes und einer Art.

O Stadt meiner Seele, o schöne Stadt, in der immer die Sonne scheint, Stadt des Frührot und des Abendscheins, Stadt aller Winde — o Stadt meiner Seele, du Grille unter den Ameisen, du Schöne, du Lachende, Tanzende, Blühende unter den Fleißigen, den Mühsägigen und Beladenen.

---

## Verkehrseinschränkung? von Vindez

Wer in den letzten Wochen und Monaten genötigt war, öfter die großen und durchgehenden Züge zu benutzen, die den Schnellverkehr zwischen den Großstädten des Reichs vermitteln, dem ist allerdings längst klar geworden, daß es so auf die Dauer nicht weitergehen konnte. Schon an den Abgangstationen war es Glücks- und Elbogensache, wenn man noch einen Sitzplatz errang. Fuhr ein Zug von Berlin über die Stadtbahn ab, so begaben sich vorsichtige Leute für eine Reise nach dem Osten auf den Charlottenburger, nach dem Westen auf den Schlesienschen Bahnhof, um einen ihrer Fahrkarte entsprechenden Platz zu bekommen. Auf den Berliner Zwischenstationen war daran regelmäßig nicht mehr zu denken, und wenn der Zug den letzten Berliner Bahnhof verließ, bot er dies allen Reisenden in schreckhafter Erinnerung bleibende Bild: die Abteile ohne Unterschied der Klasse bis auf den letzten Platz und darüber hinaus besetzt, die Gänge von Menschen und Gepäckstücken bis zum letzten Quadratfuß angefüllt und vollständig verstopft; selbst an Orten, die einem gewöhnlich nur vorübergehenden Aufenthalt der Reisenden zu dienen bestimmt sind, waren nicht selten Fahrgäste untergebracht, durch deren auf meist geraume Dauer berechnete Anwesenheit eben jene Orte sich ihrer Zweckbestimmung zur nicht immer komischen Qual der Mitfahrenden gänzlich entfremdet sahen. Und war es mit alledem schon bedrohlich beim Abgang der Züge bestellt, so kann auch eine sonst wenig beschwingte Phantasie sich leicht ausmalen, wie es mit der Frequenz der Züge auf den Stationen im Lande, zwischen den Großstädten, wurde; aber die Wirklichkeit übertraf meist noch alle Vorstellungen und Befürchtungen. Es ist nicht zuziel gesagt, wenn man behauptet, daß jeder Reisende am Ende der Fahrt diesen auf Rädern laufenden Massenquartieren mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung entrann.

Das Problem der Entlastung des Schnellverkehrs bestand also schon seit Monaten, und es heißte mit der Zeit umso dringender schnelle und gründliche Lösung, als der Winter näher rückte und die durch besondere Umstände herbeigeführte, im Kohlenlande Deutschland kaum jemals für möglich gehaltene Kohlentnappheit den hypertrophisch angewachsenen Verkehr einfach nicht mehr duldete. Wir wissen nicht, wie lange die Bahnbehörden über die Lösung der Frage nachgedacht haben; fest steht nur, daß diese Lösung völlig mißglückt, daß sie dilettantisch und schülerhaft ausgefallen ist und von einer erschreckenden Gedankenlosigkeit zeugt.

Der Maßregel, die Schnellzugpreise einfach zu verdoppeln, liegt eine primitive Erwägung aus der Lehre vom Warenhandel zu Grunde: nämlich der in Friedenszeiten aufgestellte Erfahrungssatz, daß die Nach-

Frage nach einer Ware im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Preise steigt oder sinkt. Diese Jugenderinnerung aus dem nationalökonomischen Kolleg irgendeines Assessors vom Eisenbahnministerium war die Formel, auf die man das Problem der Eisenbahnüberlastung zum Zwecke seiner Lösung brachte; und es fand sich niemand unter den Regierungsräten, den Geheimen und den Wirklichen Geheimen, der auf den Einwand kam, daß die normalen Zeiten gegenwärtig dahin sind, daß Bahnfahrten keine Waren sind, daß das Geld nicht mehr dieselbe Rolle spielt wie im Frieden, und daß die Reisen der Menschen von der Notwendigkeit und den Staatserfordernissen selber abhängig sind und diktirt werden.

Es ist nicht wahr, was in der advocatorisch aufgemachten Begründung zu der Verkehrsbesteuerung ausgeführt wird, daß vornehmlich Frauen und Kinder die Schlafwagen füllen, und daß die Vergnügungsreisen und Landfahrten Unberufener überhand nehmen. Jeder, der in diesem dritten Kriegsjahr viel unterwegs war, wird bestätigen, daß, abgesehen vielleicht von dem Ferienmonat, fast nur Berufstreisende die Züge bevölkern, daß außer dem Militär, dessen Fahrbedürfnis ja nicht bestritten werden kann, so gut wie ausschließlich Geschäftsleute und Beamte, wirtschaftlich oder politisch tätige Leute unterwegs sind, und daß fast alle Reisenden mit ihren Fahrten nichts andres bezwecken, als die Kriegswirtschaft des Reichs und die behördlich verordneten Kriegsmassnahmen durchzuführen.

Wer zweifelt daran, daß die Reisen dieser Leute Notreisen sind, und daß diese durch den Kriegsausschlag auf den Reiseverkehr keine Einschränkung erfahren? Die — zum Teil staatlich verfügten — Zusammenschlüsse in Industrie und Handel, die behördlichen Kriegswirtschaftsverordnungen, die Zentralisierung wichtiger Verwaltungen in Berlin machen es notwendig, daß ein ständiger Reiseverkehr der an diesen Dingen interessierten Kreise stattfindet; die Behörden selber schicken ununterbrochen Abgesandte, Unterhändler, Revisoren, Organisationsführer durch das Land: kein einziger von allen diesen wird wegen der Verteuerung der Eisenbahnfahrten zuhause bleiben; kein einziger von ihnen kann zuhause bleiben, solange das gegenwärtige System der öffentlichen und privaten Wirtschaft in Geltung bleibt.

Man sieht, wohin die Eisenbart-Methode der Verkehrsbehörden führt: zu einer Weiterverteuerung der bereits fabelhaft gesteigerten Lebenshaltung im Ganzen — denn das Prinzip der Abwälzung wird für die verteuerten Eisenbahnspesen unverändert in Geltung bleiben; wir stehen vor einer neuen Belastung der Steuerzahler und Konsumenten, auf die jene Maßregel mit der letzten Wucht drücken wird.

Aber die Hamsterfahrten!? Ja, glaubt denn irgendein Raiver, daß die gewerbsmäßigen Hamster und Schleichhändler von ihrem lukrativen Gewerbe Abstand nehmen werden, weil die Unkosten sich erhöht haben? Keiner, der diese ungesekliche aber einträgliche Art der Volksernährung sich zum Handwerk erwählt hat, wird deswegen seine Beschäftigung aufgeben. Die Folge wird nur sein, daß die Hinterrücks zu erlangenden Lebensmittel weiter, und bis ins Ungemessene, im Preise steigen. Den Schaden hat auch hier der Konsument, der — wir alle wissen es — auf die Schleichhandelsware angewiesen ist; so lange angewiesen sein wird, bis unser System der Rationierung nicht bloß, wie es heut der Fall ist, eine dünne obere Schicht der im Lande befindlichen

Nahrungsmittel wirklich ergreift, sondern alles, was erzeugt wird und auf den Markt kommt.

„Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen“, schrieb eine berliner Zeitung über den Verkehrszusatz, und ergab sich resigniert in das Schicksal und die höhere Gewalt. Eine triste Maxime, wenn man sie unbesehen auf jegliches Mittel, auch auf das absolut untaugliche, anwendet. Das einzige den Bedürfnissen des Verkehrs der Gegenwart angepaßte Mittel zur Verkehrseinschränkung wäre gewesen: der Bedarfsnachweis für Eisenbahnfahrten — ein Mittel freilich, dessen zweckmäßige und gerechte Durchführung einige Mühe und einiges Kopfzerbrechen gemacht hätte, dessen Billigkeit und Eignung indes von keiner ernst zu nehmenden Seite hätte bestritten werden können.

Aber man war zu bequem dazu. Warum immer weiter schweifen? Sieh, das Schlechte liegt so nah. Und der Bürger muß sich getrösten, daß auch diese Zeit dahingehet und einmal vorüber sein wird.

## Antworten

**Peter G.** Mich wundert, daß es so lange gedauert hat, bis Einer mir schrieb: „Es ist nun wirklich die Zeit gekommen, daß man die literarische Rute mal aus der Ecke holt und Märchen Junonidel auf den Märchenpopo klopft. Was ist das für ein ödes und blödes Getu, das man mit dem Schwafelmärchen macht? Mit dem possierlichen Spielepeter, der sich Anderfens Märchenhosen angezogen hat und mit diesen wärmenden Utensilien versehen närrisch durch die Welt purzelt? Ganz ernsthafte Leute lassen sich von ihren p. p. Reitungen folgendes zur Bewunderung vorsehen: Der Mond geht heimlich aus seinem Haus. Zwei blanke Guckäuglein kriechen unter die Decke. Und eine Mutter, eine junge blonde Mutter deckt ihr Kind mit einem Abendgebet zu. Oder: Nur eins möchte ich noch haben: eine kleine, dunkle Kammer, wo wir lauter Nessel und lauter Birnen hineinlegen; auf Stroh. Wenns dann draußen friert und schneit, dann gehen wir, mit einem Lichte in der Hand, in die kleine, dunkle Kammer. Und das riecht. Undsoweiter. Märchen ist auch in den Krieg gezogen und hat weislich seine Bubenstücken mitgenommen, um dort draußen die Welt so wunderschön anschauen zu können. Seine Eindrücke sind überwältigend (komisch). Auf eine Stunde, am Wegrain, kommt der Mond und läßt mir ins Gesicht. Schlafend drücken sich die Blumen an mich. Die Sterne liegen auf mir. In meinem Tornister schläft mein Bibelbuch wie ein strahlender, lieber Engel. Und mein Gewehr liegt in meinem Arm wie ein treuer Wächterhund. Wäre nicht ein höchst fataler Brechreiz zu befürchten, so würden hier noch mehrere solcher zuckerfüßen Geschichten angeführt; indes, man soll die Leser nicht bis zum Neuzersten reizen. Wie kommt man denn überhaupt dazu, über Märchens Werke zu reden? Von Rechts wegen müßten sich doch die Liebhaber und Leser guter Schriftsteller mit gelindem Grauen abmenden. Aber, Gott sei's gellagt, sie tuns nicht. Bessere junge Mädchen lieben sein Gestammel (Gott, wie süß!), ernsthafte Herren, mit wallenden Bärten angetan, empfehlen ihn der ‚reiferen Jugend‘ und richtige Theater versuchen (mit wenig Erfolg) seine Fagereien aufzuführen. Die Gazetten von Berlin bis Lütchenpimpelroda bringen seine ‚Gebichte in Prosa‘, und ein guter Verleger warf mit Grazie bislang sechs Junonidel-Bücher auf den Markt, die noch dazu von Künstlern wie Staeger und May illustriert sind. Originell, wie Märchen ist, heißt eins: ‚Trop Tod und Tränen‘, ein andres: ‚Uns Blaue hinein‘. Nehmen wir an, daß Märchen von de Coster und von Tied, die ja zufällig Bücher ebenso benannten, nichts weiß. Findet er aber eigene

**Titel, so lauten sie schön und Klangvoll: 'Vom Frühling und Allerhand'** (also richtig: vom Allerhand — schickt ihm denn keine Gönnerin eine Schulgrammatik ins Feld?); oder: **Das lachende Soldatenbuch mit der Denkerstirn'**. Sein nächstes Werk dürfte 'Das schmallende Infanteristenlesebuch mit dem Ledermäulchen' heißen. Wahrhaftig: Mädchen ist zum Quietschen. Er sieht die ganze Welt mit allem was drin fleucht und krecht für seine Kinderstube an, und da — man weiß es — Kinder für ihr Kindliches-Malkindliches nichts können, sollte man ihn gewähren lassen, solange er nicht mich und dich in seine Kinderstube lockt. Brauchen wir wirklich den Knaben Max als Reaktion gegen die starken Werke, die unsre Zeit hervorbringt? Ist unsre Sehnsucht nach der allgemeinen deutschen Bußenscheibenlyrik noch immer nicht totgeschlagen? Max Jungnickel soll, wie Augenzeugen schriftlich niederlegten, ein lieber Kerl, ein guter Kamerad, ein tapferer Soldat sein. Bravo! Aber muß man denn den guten Eindruck, den man auf Unbefangene macht, so leichtsinnig mit Hilfe einer lieben Märchenfeder zertöppern? Literarischen Zucker-Ersatz brauchen wir nicht, wir haben noch genug echten Friedensware." Des sei bedankt, mein lieber Ed.

**Leser am Bodensee.** Wer von euch geht so liebevoll mit meiner Zeitschrift um, daß ich den folgenden Brief bekommen kann: „Sehr geehrter Herr! Abn der Schaubühne fand ich heute im Buch von Radolfszell daß Kennen wof sie wohngezeit ham. Wids fedzen sie auch for mir auf einen guden Gaul sie wissen ja schon wehr gewinnt. Lieber Herr, geld 5 Mark auf Vortvetten solcht anbei. Und auch wenn Sie sonzt ainmal ainen guden Tib haben dange im Voraus senten sie bite brämte an inen grüßenden Wilhelm B . . . , Schaffner, R . . . bei Konstanz, Haus 17.“ Aber gern! Doch immerhin Einer, der kein Drama geprüft haben will. Wenn nur erst das geld 5 Mark schon da wäre!

**Wili B.** Wen nicht! Wen denn hat es nicht ungeduldig gemacht, in fünf finstern Monaten keine 'Fackel' leuchten zu sehen. Dafür flammt sie jetzt gleich in zehnfacher Stärke auf. (Die Nummern 462 bis 471 sind, wie die frühern, am besten vom Verlag selbst zu beziehen: Wien III/2, Hintere Zollamts-Strasse 3.) Fast zweihundert Seiten. Bilder, Gedichte, Inschriften, Glossen, Zitate, Notizen, Dokumente, Erfahrungen — eine Welt von Grauen und Gram, von Gestank und Glanz, von Grind und Geist, von Grimassen und Gedanken, von Gemeinheit und Größe. Man weiß, was davon auf Karl Kraus und was auf die Zeit und die Zeitungen kommt; und man begreift den deutschen Unteroffizier an der Ostfront, der dem Herausgeber schreibt: „Die Hefte der Kriegs-'Fackel' helfen mir in der Not, wenn die Wehrlosigkeit gegen die dunkeln Mächte dieses Daseins mich überfluten will.“ Nichts, was heute gedruckt wird, hilft besser. Deshalb muß ich in einem Punkt Karl Kraus widersprechen: Wien ist doch nicht „die Weltstadt des Vormärz“, sondern ein Eiland im Blutmeer, eine Zuflucht der gemarterten Hirne, Wahrzeichen einer schönern Zukunft, die noch lange nicht Gegenwart zu werden braucht, aber eines Tages doch werden wird — das ist Wien, wenns die Sätze und Seiten zuläßt, die dieser Rächer und Retter aus dem weichsten, dem gütigsten Herzen mit einer Gewalt hervorstöht, daß ihr Klang uns ehern in Ohr und Seele fällt.

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
 Verantwortlich für die Inserate: J. Bernbard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne  
 Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin  
 Süßow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Beinah langweilig von Germanicus

Edward Bernstein in seinen (bei Erich Reiß erschienenen) Erinnerungen berichtet von einer Arbeiter-Demonstration, die 1887 auf Trafalgar Square stattgefunden hat. Es gab eine Prügelei zwischen den zusammengelaufenen Arbeitslosen und der Polizei. Einige der Demonstranten setzten sich erheblich zur Wehr, so „ein stämmiger, untersehter Arbeiter von etwa dreißig Jahren mit schwarzem Haar und buschigen Augenbrauen, sowie ein schlanker, feingekleideter, brünetter Mann, in dem niemand einen Revolutionär vermutet hätte“. Bernstein erzählt dann weiter, wie diese beiden schließlich doch überwältigt und von den Polizisten abgeführt werden. Später wurden sie angeklagt und zu je sechs Wochen Gefängnis verurteilt. „Der elegant gekleidete Mann war Robert Cunningham Graham, damals Parlamentsmitglied für den Camlachie-Bezirk von Glasgow, ein Mitglied der obern Zehntausend, als Radikaler gewählt, aber zum Sozialismus übergetreten, dem er noch heute zugehört, und ein sehr geschätzter, über einen ganz eigenen Stil verfügender Schriftsteller. Der Arbeiter war der Maschinenbauer und rednerisch wie in Bezug auf Fassungskraft für Verwaltungsfragen ungewöhnlich begabte sozialistische Agitator John Burns, achtzehn Jahre später Kabinettsminister im liberalen Ministerium. Und der die beiden Aufrihrer verteidigte, war ein junger Anwalt, der soeben erst in das parlamentarische Leben eingetreten war, dem aber viele ob seiner verschiedenen Gaben eine große politische Laufbahn voraussagten. Worin sie nicht Lügen gestraft wurden, denn der Mann hieß Herbert Henry Asquith.“ Wenn man dergleichen liest, möchte man neidisch werden: diese Engländer hatten noch Temperament und waren dennoch zu Großem berufen. Es kann also unmöglich eine gewisse Leidenschaftlichkeit sozusagen grundsätzlich ein Zeichen politischer Unfähigkeit sein. Wenn man aber die Krise, die die innere deutsche Politik soeben durchgemacht hat, fürsorglich überblickt, so muß man notwendig zu der Auffassung kommen, daß alle daran Beteiligten sich gradezu eifersüchtig davor bewahrt haben, irgend welche besondere Erregung zu äußern oder gespannte Erwartung oder gar kampfbereite Energie. Es ist alles ganz ruhig und sachlich vor sich gegangen, besondere Spannungen blieben aus, es gab kein Drama, es vollzog sich schlecht und recht ein Rechenexempel. Es war beinahe langweilig. Und es war doch gut so, und es war dies doch ein Fortschritt, eine Steigerung des politischen Instinktes bei Allen, die diese Krise auszutragen hatten. Gewiß: während der Diskussion über Michaelis mußte sich jedem, der nicht ganz fischblütig war, des öftern der Wunsch aufdrängen, Kerls um sich zu sehen, so etwa von der Art des brennenden John Burns. Es war ein schreck-

liches Gewürge; so langsam stirbt kein Held. So gemächlich pflegen aber auch Helden nicht zu stürmen. Die Männer, die ihn hinaus-tragen wollten, kamen daher, als gälte es einen beschaulichen Spaziergang zu machen. Die Nachrichten, die in die Presse träufelten, waren wie kandierter Kautschuk oder wie melancholische Watteflocken. Da gab es kein Grollen der Revolution: „Die Abgeordneten legen, wie wir glauben, Herrn von Valentini eine gemeinsame Erklärung der Parteien vor, die sich auf die Stellung des Reichstags bei einem Kanzlerwechsel bezog und, wie verlautet, weder ihrem Inhalt noch ihrer Form nach Anstoß erregen konnte und auch offenbar keinen Widerspruch hervorgerufen hat.“ Man muß sich das Temperament schon gründlich abgewöhnt haben, um den alten Rebellen, den man in sich trägt, nicht aufbocken zu machen. Wozu sind also diese Herren Parlamentarier zu Valentini gegangen? Es scheint beinahe, als hätten sie nur eine Anstandsvisite machen wollen. „Sie haben andrerseits“, heißt es in einem andern dieser zu zwei Achtern offiziellen Communiqués, „aber keine Wünsche wegen der Auswahl der in Betracht kommenden Persönlichkeiten geäußert. Es ist wohl über einzelne Kandidaten gesprochen worden; aber ganz unverbindlich und ohne daß aus diesen Gesprächen der Chef des Zivilkabinetts den Eindruck einer Einigung der Parteien gewinnen konnte.“ Man könnte sich kaum wundern, wenn solcher Filzschuh-Prozession die Diktatur gefolgt wäre. In dessen auch sie ist nicht gekommen. Niemand hat die Schwäche des Andern auszubeuten versucht; hier und da haben wohl kleine Intrigen gespielt, aber im großen Ganzen hat man sich doch manierlich unterhalten und hat sich schließlich, wenigstens so ungefähr, aber gewiß nicht viel anders als beim Pferdehandel, geeinigt. Alles Heroische ist verdunstet, wie einst der griechische Geist aus dem Christentum verdunstete, bevor es Staatsreligion und damit mächtig wurde. Statt donnernder Tiraden nüchterne Dialoge, statt funkelnder Zukunftsbilder mikroskopierte Gegenwart; die Politik hat sich auf kurze Brennpunkte eingestellt. Gerade dadurch aber hat sich die Perspektive einer weitgestreckten, logisch gebundenen, konsequent ablaufenden Entwicklung aufgetan. Die Demokratie marschiert. Krone und Parlament haben sich verständigt, sind sich auf mittlerer Linie begegnet und arbeiten mit einander in der Erwartung, daß sich das Weitere mit Selbstverständlichkeit finden wird. Zusammenstöße, auf die es von den abseits gestellten Interessenten, den nun endlich völlig aussterbenden Nachkommen der Duitkows und deren Populartroß aus Oberlehrern und andern politischen Analphabeten, vielleicht abgesehen worden war, sind mühelos vermieden worden. Niemand unter den Zuständigen denkt an Bürgerkrieg; man weiß, daß die Zeit der Verständigung gekommen ist, daß auch ohne Guillotine Köpfe zu Fall gebracht werden können, daß die neue Zeit nicht aufgehalten werden kann, die alte aber noch einige Lebenszeichen gibt. So richtet man sich eben ein, schlägt Brücken, schließt Kompromisse, stellt besänftigende Kulissen, um harte, sich unauflö-



haltfam vollziehende Tatsachen zu verschleiern. Die Demokratie marschirt. Sie marschirt, auch ohne daß Herr Michaelis durch ein Mißtrauensvotum des Parlaments sozusagen im Bogen hinausbefördert wurde. Er ging, das ist schließlich die Hauptsache. Und selbst, wenn er beim Erscheinen dieser feststellenden Sätze noch nicht gegangen sein sollte — er geht, wenn vielleicht auch langsam. Auf Tempo und Temperament kommt es eben im gegenwärtigen Stadium der deutschen Entwicklung nicht gar so sehr an. Es ist beinahe langweilig, aber es ist trotz alledem ein gesunder Zustand. Die Konservativen stehen ein wenig vertattert; sie haben jahrelang vor der Jakobinermütze gewarnt, und nun zeigen sich da gutfrierte Köpfe. Es stürmen keine Bienen; es melden sich (durchaus nach der Eifette) Petitionen, gute Gründe, Statistiken und dergleichen Rückertens mehr zur Audienz. Die Ritter müssen die Degen einstecken, der König bedarf ihres Schutzes nicht länger. Auch für sie ist die Zeit langweilig geworden, aber das läßt sich leider nicht ändern. Einmal während der Krise war sogar die Sozialdemokratie genötigt, sich vor den Kaiser und sein Recht zu stellen. Man bemerkte einen seltsamen Eifer der Konservativen, das Parlament dahin zu schieben, daß es dem Kaiser die Kanzlerschaft Bülow's aufrüdtige. Der 'Vorwärts' schrieb in solchem Zusammenhang: „Daß der Kaiser ein persönlicher Gegner Bülow's ist, von dem er annimmt, daß er undankbar gehandelt habe, geniert sie wenig. Diesen Herren, die sich mit katastrophaler Entwicklungsmöglichkeit einem fast revolutionären Stadium des Parlamentarismus nähern, möchte man zurufen: Nicht zu hitzig! Das parlamentarische System umgrenzt die Entschließungsfreiheit des Staatsoberhauptes, aber es hebt sie nicht auf. . . Uns scheint es nicht notwendig, die Entwicklung zum Parlamentarismus nach der Art der konservativen Umlerner zu überstürzen. Es genügt, wenn die Mehrheit Gelegenheit findet, ihr Programm zu entwickeln und im Rahmen dieses Programms dem Staatsoberhaupt die persönliche Initiative überläßt.“ Die Sozialdemokratie als Paladin die Rechte des Kaisers gegen den Ansturm der Konservativen, zum mindesten gegen deren tückische Winen schützend: dies Faktum kennzeichnet nicht zuletzt die Wegrichtung, die Deutschland nimmt, weil sie ihm vorgezeichnet ist.

Welchen Mann die persönliche Initiative des Kaisers zum Reichskanzler bestellen wird, kann heute, Sonntag, am achtundzwanzigsten Oktober, noch kein Außenstehender sagen. Aber das ist gewiß, daß, wer auch immer Nachfolger des braven Michaelis werden wird, das Programm, das von den Mehrheitsparteien, und damit von der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volks getragen, der Krone angeboten und von dieser angenommen worden ist — daß der neue Mann das zu erfüllen haben wird.

Die Sachlichkeit und die beinahe langweilige Gemütsruhe, mit der die letzte Krise abgelaufen ist, bedeuten — das muß zugegeben werden — einen politischen Fortschritt und garantieren für die nächste Zukunft eine gewisse Stetigkeit der politischen Arbeit.

## Redner Daszynski von Alfred Polgar

Er ist vielleicht der beste Redner des oesterreichischen Abgeordnetenhauses, hat immer einen großen Kreis von Zuhörern, Freund und Feind, und fesselt diese Zuhörerschaft bis zum letzten Wort seiner Rede.

Ihn sprechen zu hören, ist nämlich ein aesthetisches Vergnügen (ob man mit dem Inhalt seiner Rede nun einverstanden sein mag oder nicht). Einige nennen ihn: Komödiant; trübe das zu, so gebührte seinem Komödiantentum zumindest das Beiwort: meisterlich.

Schon die Erscheinung ist fesselnd: die schlanke, große Figur, das streng modellierte, bis ins letzte Fältchen geistig durchgearbeitete Antlitz mit der hohen, von unruhigen Lichtern umspielten Stirn und über ihr das Haar in silbergrauen Jünglingslocken.

Seine große Zeit war, als er — zu Baden's Tagen — gegen die „Szlachta“ donnerte. Jawohl: donnerte. Denn da war seine Rede niederprasselnd wie Unwetter, sein funkenprühender Haß das imponierendste Feuerwerk.

Heute sitzt Ignaz Daszynski inmitten der Verachteten und Verfluchten von damals. Die nationale Strömung hat ihn an ein Ufer getragen, an dem zu landen er selbst kaum jemals gedacht haben mag. Sein begeistertes Auditorium sind heute Hofräte und Exzellenzen. Die Proletarier sehen mit Wehmut ihren Teller unter den Landbörgen.

In seiner rednerischen Kraft hat die Uebersiedlung in ein andres politisches Klima wenig geändert. Wohl aber der Umstand, daß ihm die deutsche Sprache und so Vieles geläufiger wurde. Früher war es, als schlug mühevoll er Wort um Wort aus dem Gestein der Sprache. Die Sätze hatten wilde Formen, fielen hart und kantig von seinen Lippen. Wie er doch der fremden Sprache abzwang, ihm zu dienen, das war hinreißendes Schauspiel und Hörspiel. Heute hat Daszynskis Rede Schliff und Glätte. Das paßt wohl auch besser zu seinen jetzigen politischen Nuancen.

Schauspieler und Rezitatoren sollten ihn hören und studieren. Seine erstaunliche Atem-Periode, deren letztes Ende — tausendmal wirksamer, als eine Steigerung zum Fortissimo es wäre — im Distant verflüstert. Seine Art, durch keine Pausen zwischen den Silben Sätze zu unterstreichen, sozusagen „spationiert“ zu sprechen. Seine raffinierte Verwendung pathetischer Glanzlichter. Seine Art, große rednerische Wirkung von lang her, in erregender Weise, vorzubereiten, die Stimme sacht zu drücken, immer tiefer, wie zum Raubtiersprung und dann loszuschnellen, schön und wild, und im erreichten Ziel eine gute Pause lang bebend zu verharren.

Auch die logischen Dispositionen seiner Reden sind oft ein wahres Vergnügen für den achtsamen Zuhörer. Wie da aus unverbächtigen, fast freundlichen Worten plötzlich etwas wie Getöse

aufzieht, die Stimmung der Rede und des Redners immer ernster, düsterer wird, und endlich der Blitz der anklägerischen, der zornigen Pointe niederfährt — das ist ungemein und anziehend.

Hierzu gesellt sich ein Gebärdenpiel von erlebener Knappheit, Zweckmäßigkeit, Eindringlichkeit. Es geht dem Wort um eine Sekunde voran, sein stummer Herold.

Fanatizismus heißt das Kennwort für den Redner Daszynski. Einmal war es ein richtiger, heute ist es ein sozusagen: domestizierter Fanatismus. Aber die Spuren einstmaliger Wildheit haften ihm, als Kassezeichen, noch deutlich an. Ich möchte wissen, ob er, der Fanatismus, nicht dann und wann Sehnsucht hat nach den freieren Bezirken seiner freieren Jugend.

---

## Abschied vom Naturalismus von Egon Friedell

Wie kahl, grau, glanzlos und zernittert, wie beleidigend belanglos wirken doch heute die naturalistischen Theaterstücke! Und wie furchtbar erschütternd, gradezu magisch wirkten sie bei ihrem ersten Erscheinen! Eine unbeschreibliche Atmosphäre von Zauber und Grauen ging von ihnen aus: man hatte förmlich Angst vor ihnen. Man hatte ein Gefühl, wie wenn am helllichten Tage mitten auf der Straße Gespenster auf einen zutreten und einem die Hand böten. Damals, um die Wende der neunziger Jahre, schien das Mysterium der Kunst enthüllt: sie hat die Wirklichkeit zu wiederholen, kalt, klar, nüchtern, streng objektiv wie ein gewissenhafter Photograph, sie hat nichts zu schildern als Das, was sich schon hundertmal ereignet hat und sich täglich und stündlich wieder ereignen kann; man konnte gar nicht begreifen, wieso die Menschheit erst jetzt auf diesen so einfachen und bezwingenden Gedanken gekommen war. Und heute kann man wieder nicht begreifen, wie kluge und begabte Menschen jemals das Wesen der Kunst so verkennen konnten, daß sie ihr grade Das zur Aufgabe zutwiesen, was niemals ihre Aufgabe sein kann.

Einer der Hauptirrtümer der Naturalisten war zunächst einmal der, daß sie glaubten, sie hätten den Naturalismus erfunden, während er eine Erscheinung ist, die mit großer Regelmäßigkeit in der Kunstgeschichte wiederkehrt. Der vorletzte Naturalismus, den Deutschland erlebt hat, war die sogenannte Sturm- und- Drang-Periode. Auch damals handelte es sich um die Reaktion gegen einen schal und saftlos gewordenen epigonenhaften Klassizismus. Auch damals entdeckte man den dritten und den vierten Stand für das Theater und machte die Bühne zum Tribunal, vor dem soziale, politische und sexuelle Probleme verhandelt und im revolutionären Sinne entschieden wurden. Und Notzucht, Messerstechen, Satire auf Gottesgnadentum, Philisterium und Polizei, Raufen, Fluchen und ins Zimmer spucken gehörten damals schon genau so gut zum dramatischen Inventar wie vier Menschenalter später. Wenn man heute, wo man für beide Richtungen bereits den historischen Blick hat, etwa die 'Kindermörderin' von Leopold Wagner oder den 'Hofmeister' von Reinhold Benz zur Hand nimmt, so wird man finden,

sie könnten — von einigen Differenzen der Sprache und des Kostüms natürlich abgesehen — ganz gut in der Freien Bühne gestanden haben.

Die Stürmer und Dränger waren natürlich auch nicht die ersten Naturalisten. Der Naturalismus als Grundtendenz, als allgemeine Kunstrichtung ist vermutlich so alt wie die Kunst überhaupt. Man muß sogar sagen: Naturalismus, Treue der Beobachtung ist das Primäre, und ‚Kunst‘, Auswahl, Abänderung der Wirklichkeit, Umstellung und Auslassung von Beobachtungselementen setzt schon einen gewissen Grad von künstlerischer Freiheit, von Gestaltungskraft und Souveränität voraus. Und daß sich heute allenthalben das vieux jeu wieder durchfrischt wie unter schlechter Uebermalung, beweist, daß der Naturalismus der neunziger Jahre keine von den großen künstlerischen Kräften war, denn diese bedeuten immer innerste Umwandlung des Geschmacks. Es ist keineswegs so gekommen, wie die Vorkämpfer der neuen Richtung damals prophezeiten: daß die gesamte Literaturgeschichte in zwei große Hälften zerfallen werde, die bis 1890, wo man unnatürlich dichtete, und die ab 1890, wo man sich endlich zur Natur bekehrte.

Arno Holz stellte damals die These auf: „Die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein.“ Man könnte mit mindestens ebenso großer Berechtigung behaupten: „Die Kunst hat die Tendenz, wider die Natur zu sein.“ Daß Kunst einfach Natur wiederholt, ist logisch und psychologisch unmöglich, denn immer tritt etwas hinzu, was nicht Natur ist: nämlich ein Mensch. Und was ist überhaupt Natur? Gibt es überhaupt reine Natur? Ist etwa das Bild auf der photographischen Platte reine Natur? Wir wissen überhaupt nicht, was Natur ist, wir werden es nie erfahren. Alles ist Kunst, das heißt: durch den Menschen hindurchgegangene Natur. Das Auge ist ein subjektiver Künstler, das Ohr und alle Sinnesorgane und ebenso das Gehirn. Natur ist eine Sache, die fortwährend wechselt, nur das Wort bleibt dasselbe. Sie ist für jeden Menschen etwas anderes und für jedes Zeitalter. Für den antiken Menschen war Natur nicht dasselbe wie für uns, und für den Römer war sie wieder etwas anderes als für den griechischen Nachbar, und für Cato etwas anderes als für Caesar, und für den jungen Caesar etwas anderes als für den alten.

Ueber die Aufgabe des Naturalismus hat Lamprecht einmal das entscheidende Wort gesprochen. Er sagte: „Jeder Naturalismus hat etwas von der Art des Curtius, der sich in den Abgrund stürzte: er opfert sich einem als notwendig erkannten Fortschritt.“ Die historische Mission jedes Naturalismus ist es, die neue Wirklichkeit festzustellen, künstlerisch zu registrieren, im allgemeinen Bewußtsein durchzusetzen: dies ist immer nur eine Durchbrucharbeit. Sie ist unbedingt notwendig, aber wenn sie getan ist, ist sie auch schon überflüssig geworden. Es gab zu allen Zeiten Naturalismen, sie sind nur in Vergessenheit geraten, weil sie immer hinweggeschwemmt wurden von den wirklich schöpferischen Strömungen, die nachdrängten; und man kann nicht einmal behaupten, daß diese frühern Naturalismen weniger naturalistisch waren als der jüngste Naturalismus. Sie waren ebenso naturalistisch, sofern man unter Naturalismus die möglichst getreue Wiedergabe der je-

weiligen Wirklichkeit versteht. Aber jene Wirklichkeiten waren anders, jene Wirklichkeiten waren weniger naturalistisch.

Der Naturalismus ist eine Vorarbeit: er macht zunächst eine Art Brouillon von der gegebenen Realität, und dieses Brouillon benutzt dann die neue Kunst; aber sie benutzt es nur, sie schreibt es nicht ab. Naturalismus ist immer nur Rohstoff, Material, Vorkunst. Die naturalistischen Werke sind die erste Niederschrift, und sie haben das Ungeordnete, Ungeordnete, aber auch das Ursprüngliche einer ersten Niederschrift. Und nun verstehen wir auch, warum die Dichtungen der neunziger Jahre auf uns so erschütternd wirkten: sie verkündeten als erste einen ungeheuren neuen geistigen Gehalt; die umwälzenden technischen, sozialen, industriellen, politischen Phaenomene und die ganze Unmasse von Vorstellungsinhalten, Assoziationsmöglichkeiten, Wertungen, Perspektiven, die die moderne Psychologie zutage gefördert hatte, traten uns hier zum ersten Mal anschaulich und greifbar zusammengeballt entgegen.

Heute aber wissen wir auch, daß der prinzipielle Naturalismus in der Kunst, der nur ‚Tatsachen‘ schildern wollte, und der prinzipielle Empirismus in der Wissenschaft, der nur ‚Einzelheiten‘ beschreiben wollte, nichts waren als unbewußte Armutzeugnisse; weil man nämlich noch nicht die Kraft hatte, aus der Gesamtheit der äußern Eindrücke als Künstler ein unwirkliches ‚Ideal‘ und als Denker ein unwirkliches ‚System‘ zu entwickeln. Denn in einem höhern und berechtigtern Sinne ist nur diejenige Produktion die wahrhaft künstlerische und die wahrhaft wissenschaftliche, die imstande ist, über die gegebene Realität hinaus etwas zu schaffen, was dieser erst Sinn und Rückgrat gibt, etwas, was aber natürlich nirgends existiert als in dem Gehirn und der Seele dessen, der es erzeugt hat.

Der Künstler, der wahrhaft diesen Namen verdient, will niemals die ‚Wirklichkeit‘ gestalten, sondern immer nur seine ganz subjektiven innern Erlebnisse, seine Träume und Visionen. Nur dadurch wird Kunst zu einer Sache, die auch für Andre interessant ist, ja nur dadurch wird sie — in einem höhern Sinne — wahr. Das Reich des Künstlers ist das Reich der Fiktion, der bewußt, ja monomanisch gewollten Fiktion, und darum ist es niemals von dieser Welt.

Doch darüber brauche ich mich nicht näher zu äußern. Das ist heute für jedermann selbstverständlich, selbstverständlich bis zur Platitude. Aber eben Das wäre vor fünfundsanzig Jahren mit derselben Selbstverständlichkeit für das verlogene Geschwätz eines albernen Ritschers erklärt worden.

---

## Ergebnisse von Alfred Grünwald

Das Gebet der Nachbeter besteht aus lauter Amen.

Der gewisse Humor, der „in seine Rechte tritt“, hat keine.

Wenn Tausende von ihnen nicht dasselbe tun, ist es doch dasselbe.

Der Genial-Empfindsame verspürt den Vorgeschnack des Nachgeschmacks.

Welch eines Aufwandes bedürfen doch die Leute, um ihrer innerlichen Genügsamkeit genug zu tun!

## Der Theaterkulturverband von Robert Breuer

Herr Stefan Großmann erklärt sich (in Nummer 42 der „Schaubühne“) mit dem Theaterkulturverband, wie er sich nun entwickelt hat, sehr zufrieden und glaubt die Tadeln zu müssen, die gegen die Hildesheimer Gründung mobil gemacht haben. Großmann vergißt, daß der Theaterkulturverband eine mehr als wunderliche Wandlung hinter sich hat; er darf überzeugt sein, daß niemals ein so heftiger Widerstand gegen jene Herrschaften aufgesprungen wäre, wenn man gewußt hätte, daß ihr rassenpolitisch, konfessionell, ethisch und ästhetisch eng festgelegtes Programm von heute auf morgen in die Versenkung der Absurdität geraten würde. Hätten wir von vorn herein zu hören bekommen, daß es sich hier um einen Zusammenschluß von Theaterfreunden handelt, von toleranten Männern, die erwägen möchten, wie der dramatischen Kunst freie Bahn und breites Betätigungsfeld zu gewinnen sind: so hätten wir ganz gewiß niemals unsre Zeit daran gegeben, vor den Hildesheimern als vor einer heraufdämmernden Lähmung zu warnen. Es konnte eben niemand wissen, daß aus jener nationalistischen und völkischen Zusammenrottung von Bilderstürmern zwischen zwei Tagen eine an sich harmlose, vielleicht sogar halbwegs nützliche Einrichtung werden würde; wobei allerdings zu bedenken ist — und das vergißt Großmann —, daß die Metamorphose, die sich da zu unsrer Zufriedenheit vollzogen hat, nicht zum wenigsten unter dem Druck geschehen ist, den wir, die Wächter der Geistigkeit, rechtzeitig genug ausgeübt haben. Es wäre eine Verdrehung der Tatsachen, wollte man leugnen, daß mehr als die eigene Einsicht der Widerspruch der öffentlichen Meinung und nicht zuletzt die große berliner Versammlung der jetzt in einem Kartell vereinigten Verbände die Hildesheimer zu solcher Drangabe aller reaktionären Gelüste und zu solcher Einstellung auf eine gewisse Normalmenschlichkeit geführt haben. Der Theaterkulturverband so, wie er heute ist, ist dies nicht so sehr durch sich selbst wie durch seine Gegner geworden. Ohne Triumph, aber immerhin mit einiger Genugtuung sei das festgestellt. Vielleicht geben solche Entgiftung und Gesundung eine gewisse Garantie dafür, daß der Theaterkulturverband, wie er nun zu arbeiten gedenkt, nie wieder die Gelüste bekommt, die er anfangs ohne Zweifel gehabt hat; es wird ihm bewußt geworden sein, daß sich Deutschland nicht so ohne weiteres zu den Banalitäten und Erzeßten eines neuen, halb konfessionell, halb teutonisch insizierten Dunkelmännertums verführen läßt. So belehrt und geläutert, mag der Theaterkulturverband getrost versuchen, sein Programm zu verwirklichen; er darf sogar überzeugt sein, daß er dabei auf die Unterstützung des einen oder des andern seiner bisherigen Widersacher rechnen kann. Warum auch nicht? Eine Organisation, die im wesentlichen ein Theaterbauverein sein will, ein Verein zur Sammlung und Aufrüttelung

der Theaterkonsumenten, ein Instrument, den Staat und die Städte für das Theater mehr als bisher zu interessieren und daneben die öffentliche Meinung und die Gesetzgebung in angemessener Weise zu Gunsten des Theaters zu beeinflussen — eine Organisation dieser Art kann, wenn alles klug und charaktervoll geschieht, gewiß Gutes leisten. Nur darf man von solcher popularisierenden Propaganda und solcher Erschließung neuer Geldquellen, solcher Anspannung bisher gleichgültiger Schichten und Ämterstellen nicht etwa die Wiedergeburt der deutschen dramatischen Kunst erwarten. Nicht einmal, wenigstens nicht durchweg, eine Steigerung der theatralischen Leistung. In den Konsum-Vereinen gibt es nun einmal nicht so gute Sachen zu kaufen wie bei Dressel oder bei Hiller. Und um die Kunst auch für einen durchschnittlichen Bürgermeister, Pfarrer, Schullehrer und Rechnungsrat erträglich zu machen, muß notwendig auf die Höhen, auf das Eigentliche, auf das Entscheidende, auf alles Das, wobei es um Tod und Leben geht, verzichtet werden. Kunstwart, Herr Großmann: das ist es, was der Kulturverband leisten kann. Aber: warum nicht? Wenn dafür gesorgt ist, daß gewisse Exemplare menschlicher Verkommenheit und unheilbarer Imbecilität draußen bleiben (denn die Herzens-einfalt Großmanns, auch mit Unappetitlichen und Hirnlosen zusammenzusetzen, vermag ich nicht aufzubringen), wenn man mich im übrigen gewahren läßt, mich nicht hindert, mit den Wenigen und Seltenen der schönen Raserei zu frönen, dem göttlichen Verzücktsein, der pietätlosen Revolte, kurz: alledem, was den Normalen als Wahnsinn, zum mindesten als Gefährdung der öffentlichen Ordnung erscheint, und wenn man mich wegen solcher Frivolität, auf die zu verzichten mir Gotteslästerung wäre, nicht ausschließt — dann bin ich durchaus bereit, mitzumachen und zu versuchen, was ich vielleicht schon weit mehr als die meisten Derer, die sich heute so lebhaft gebärden, versucht und nicht einmal ganz ohne Erfolg versucht habe: die Kunst dem Volke nahe zu bringen. Wenn man aber von der Arbeit des Theaterkulturverbands, so wie sie heute gedacht ist, den großen Ausgleich erwartet, die Kunst für alle, den sittlich gehobenen Rationalthp — und, Hand aufs Herz, tut das nicht das Gros der dort vereinten Praezeptoren? — dann bin ich fest entschlossen, tausend Lästerungen zu speien.

\*

Bei allem Entgegenkommen und selbst bei der Zusage der Mithilfe: ich glaube nicht, daß der Theaterkulturverband, auch wie er nunmehr geworden ist, sich allzu lange eines unge störten Daseins erfreuen wird. Ich glaube nicht an die Möglichkeit eines Kulturblocks. In der Politik hat der Zusammenschluß der Parteien zu einem Block Aufgaben zu erfüllen, ist er als Vorbereitung zum Zweiparteien-System eine logische Notwendigkeit. In der

gewerkschaftlichen Arbeit können gewiß Sozialdemokraten neben Andersdenkenden stehen, können mit diesen gemeinsam den Kampf gegen den Kapitalismus führen, Tarife aufstellen und Streiks durchführen. Dennoch gibt es bis heute ohne irgendwelche Aussicht auf Zusammenschluß neben den sozialdemokratischen die evangelischen und die katholischen Arbeiterorganisationen. Das sollte man nicht vergessen. Dann wird man, dann muß man einigermaßen skeptisch werden gegen eine Arbeitsgemeinschaft, die sich aus allen bestehenden und nur irgendwie vorstellbaren Lagern rekrutiert und die nicht etwa Aufgaben der nüchternen Zweckmäßigkeit, Fragen, bei denen es sich um Arbeitszeit und Stundenlohn handelt, erledigen will, die vielmehr in Einigkeit ein Werk verrichten möchte, bei dem über Weltanschauung, über Lebensauffassungen, über die letzten Dinge, über Seele und Gott entschieden werden soll. An dergleichen vermag ich nicht zu glauben. Man stelle sich nur einmal vor, wie solch ein Parlament der Konfessionen, solch eine Zusammenarbeit mosaischer, katholischer und evangelischer Priester mit Notwendigkeit in kürzester Zeit auseinanderfallen müßte, und man wird begreifen, daß für jeden, dem die Kunst eine besondere Form der Religion ist, solch eine Toleranz unmöglich, ja nicht einmal wünschenswert erscheinen wird. Die Gefahr der Verwässerung und der Versechtung lauert an allen Ecken. Aller Zusammenschluß von Massen (sowohl von Magistern wie von Bedürftigen) drückt das Niveau; dies zuzugeben, ist grade für Den, der aus der Aktivität solcher Massen die politische Befreiung vom Untertanenstaat erwartet und erstrebt, eine Pflicht der Ehrlichkeit. Ich kann nicht eindrucklos an der Erinnerung vorübergehen, daß vor dem Kriege, als in Gewerkschaftskreisen das Problem der Dualitätsarbeit, ein Problem also, an dem die schlechten von den gehobenen Arbeitern geschieden werden mußten, zur Diskussion kam, die Meinung selbst der weiterblickenden Gewerkschaftsführer nicht grade sehr wohlwollend war. Und das läßt sich begreifen: alle Unterscheidungen und Differenzierungen stören den Zusammenhang und schwächen die Stoßkraft der organisierten Massen. Ganz ähnlich, nur wesentlich berechtigter, wird es dem Theaterkulturverband ergehen. Er wird seine imponierende Geschlossenheit — falls er sie überhaupt erreicht — sehr bald verlieren, und zwar aus innerer Notwendigkeit verlieren müssen. Nicht einmal als Bauverein ist seine dauernde Wirkung garantiert. Ich kann mir nicht vorstellen, daß etwa katholische, streng kirchliche Kreise sich für die Entstehung eines Theaters einsetzen können, wenn sie nicht die Sicherheit haben, daß in diesem neuen Schauspielhaus nichts gegeben wird, was dem Katholizismus mehr oder weniger zum Schaden gereichen könnte. Dies aber wird sich, wenn nicht die schwersten Fesseln angelegt werden, nicht verhindern lassen, und es wird mit Notwendigkeit vorkommen, daß ein Theater, für dessen Aufbau der Theaterkulturverband sich vielleicht beson-



ders eingesetzt hat, zur Lotterstätte für Wedekind oder irgend einen andern dem Jnder verfallenen Dichter wird. Man sollte doch nicht übersehen, daß es katholisch zubereitete Ausgaben der Klaffiker gibt! Alle solche Einseitigkeit und, wie ich ausdrücklich sage, berechnete, zum mindesten verständliche Einseitigkeit kann doch nicht plötzlich aufgegeben und ausgetilgt werden. Ich kann mir ferner vorstellen, daß grade in dem Maße, wie die Demokratisierung des deutschen Volkes zunimmt, die Kunst sich aristokratisch abschließt, ja den Massen feindlich wird. Würden dann die Vertreter des Proletariats es vor sich verantworten können, in einem Verband gemeinsam mit Männern, denen solche Entwicklung der Kunst eine heiße Befriedigung aller ihrer Instinkte ist — und ich sage wiederum: mit Recht ist — zusammenzusetzen, um den Zudrang zu solcher ihnen feindlichen Kunst zu organisieren? Hat man schon vergessen, daß die berliner Neue Freie Volksbühne nicht zum wenigsten entstanden ist, weil sich ihre Freunde dem Drängen der Mitglieder der alten Freien Volksbühne, sozialistisch gefärbte Literatur zu bevorzugen, entziehen wollten und entziehen mußten! Es gibt keine künstlerische Entwicklung ohne Sezession. Was beharrt, ist Große Berliner, ist mittlere Linie, Mittelmäßigkeit. Ich vermag die Furcht nicht zu verlernen, daß der Theaterkulturverband mit Notwendigkeit sich der Sünde der Gemeinde von Laodicea schuldig machen wird: seine Temperatur wird lau sein. Und diese Gefahr ist für ihn umso dringender, als er sich von der völlig abwegigen Idee, die an seiner Wiege gestanden hat, von der Idee, daß die Konsumenten den Spielplan beeinflussen sollen, nie wieder ganz frei wird machen können. Wer dergleichen Irrglauben einmal verfallen war, ist und bleibt dadurch gezeichnet für alle Zeit. Und es ist ein Irrglaube, die Konsumenten der Kunst zum Schicksal aufrichten zu wollen. Selbst im vollendetsten Zukunftsstaat, und da wahrscheinlich erst recht, wird der Künstler im Kampfe stehen, wird vielleicht nicht mit dem Scheiterhaufen (was übrigens nicht das Schlimmste wäre), wohl aber mit Gelächter bestraft werden. Nur gegen die Masse kann die Kunst und können die Künstler zur Vollkommenheit schreiten. Wo aber die Neigung regiert, den Willen der Masse sprechen zu lassen, und wo gar die Notwendigkeit besteht, aus den verschiedenen Färbungen solches Wollens eine Mischung zu präparieren, da kann nur abgebrauchte Scheidemünze ausgegeben werden. Die Kunst dem Volke: ohne Zweifel ein heiliges Bekenntnis, eine entscheidende Notwendigkeit, eine Hoffnung und eine Beflügelung, aber — auch ein Fluch, wenn an solch heiliger Aufgabe statt Priestern, die in reinem Eifer glühen, vermittelnde Opportunisten wirken. Wann immer der Blitz künstlerischer Leidenschaft in den Theaterkulturverband hineinfährt, muß er auseinanderstieben. Nur Demagogen können andre Meinung heucheln.

\*

\*

\*

Die Kirche hat von jeher in dem Grade, wie der Staat sich versachlichte und sie sich religiös vertiefte, von diesem Staat loszukommen oder ihn zu unterjochen versucht. Wenn sie bei ihm blieb, so geschah dies um irdischen Vorteils willen. Das aber tat ihr nicht gut. Die Religion flüchtete sich dann in die Sekten, wobei zu bemerken ist, daß solch ein Sektierer (für mich etwas Starkes und darum Ehrenvolles) getrost im Verband der kirchlichen Gemeinschaft bleiben kann, um dennoch sich in seiner Religiosität weit über die Mittelmäßigkeit des staatlichen Instruments hinauszuschwingen. Das Eine aber ist gewiß: eine wirklich das Volk durchwühlende und wieder produktive Religiosität werden wir erst wiedererleben, wenn der Priester nicht mehr verdammt ist, die Flammen, die aus seiner Seele brechen, an den Regulativen, die für das Normale gelten, zu dämpfen. Und nun geschieht das Wunderliche, das Unverständliche, das Geist-und-Blut-Verschnittene: daß die Kunst den Staat anruft, daß sie sich ihm mehr noch als bisher auszuliefern beabsichtigt, daß sie ihm dienen will, um von ihm Brot zu bekommen. Und wenn dieser Staat der freieste wäre, den man sich nur irgend vorzustellen vermag: solche Sehnsucht ist Schwachheit und zugleich Tempelschändung. Der Staat bedarf der Klugheit der Diagonalen, die Kunst vermag nur selbstgeschriebenen Geßez zu folgen. Mag der Theaterkulturverband getrost und hoffentlich erfolgreich den Staat und die Städte gewinnen: der Kunst ist damit nicht ohne weiteres geholfen, mit größerer Wahrscheinlichkeit aber — geschadet. Die Kunst kann offizielle Pflege vielleicht ertragen und überwinden: aber erst jenseits aller politischen und sozialpädagogischen Forderungen beginnt ihr eigentliches Reich. Es würde eine Verarmung des Menschengeschlechts bedeuten, wollte man grade jener Kunst, die von Allen bezahlt wird, und die darum auch den Vielen zu gefallen bestrebt sein wird, eine besondere Wirkungsmöglichkeit sichern. Es ist gewiß schlimm, daß heute die Kunst des Theaters vielfach vom Massenreport abhängig ist: viel schlimmer wäre es, wenn sie durch Abstimmung des Durchschnittbürgers und staatliche Opportunität umgrenzt würde. Solches Verhängnis aber birgt sich leicht in dem pseudodemokratischen Ideal des Theaterkulturverbandes. Die Zensur anmaßender Massen schadet der Kunst unendlich mehr, als irgendein noch so tölpelhafter Polizeibeamter ihr je schaden könnte. Um seiner selbst willen darf das Volk keinen bestimmenden Einfluß auf die Kunst gewinnen — ebensowenig die Geheimen Räte wie die Metallarbeiter, ebensowenig die Pfarren wie die Bordellbesitzer. Alkohol und Syphilis aber haben der Kunst von jeher mehr genützt als Professoreneifer und Gendarmenschweiß.

# Kinder der Freude

**K**inder der Freude: Salten meint es halb ernst, halb trionfisch. Er glaubt an die Eukolie der Theaterkute, an ihre Fähigkeit, stets die Musik des Lebens zu hören; und er hat bei dem Philosophen der Dystolie gelesen: „Auf der Bühne spielt einer den Fürsten, ein anderer den Rat oder den Soldaten oder den General und so fort. Aber diese Unterschiede sind bloß im Kostüm vorhanden — im Innern steckt bei Allen daselbe: ein armer Komödiant mit seiner Plage und Not.“ Es wäre beträchtliche Kunst, dieser Zwiesfalt Gestalt zu geben, nicht nur Bescheid über sie zu wissen. In der ersten der drei Komödien freilich ist eine Person allein um des Reimes willen, einzig zugunsten des Zyklus und seines umfassenden Titels Schauspielerin geworden. Denn auch in andern Branchen kann ein junges Mädchen sich durch Selbstversuch und Abschiedsbrief eines jungen Herrn so geschmeichelt vorkommen, daß sie aus der Bantosphäre ihres korrekten Bräutigams zu dem Gewaltmenschen hinstrebt; und auch eine Putzmafsell oder Tipse kann der Selbstmörder in den vier Wochen der Wiedergeburt aufs gründlichste überwunden haben. Uberschrift: Von ewiger Liebe. So heißt das schönste Lied von Brahms; und es ist Zufall, daß nicht der mittlere Einakter ebenso heißt. Die verslossene Wizzi Bachinger hält sich jung, weil sie, als Frau und als Künstlerin, unablässig auf der Wanderschaft ist. Wer rastet, rostet; wie die Mutter des kleinen Barons, die in ihrem Söhnchen die Schwärmerie für die Kampenkönigin, nicht ohne Neid auf diese, ertötet, indem sie sie ihm als ihre Schulkameradin denunziert. Die zweite entblätterte Illusion des Abends. „Sylvia Felsenbach“ aber wird weiter mit List und Schminkschatulle gegen das graumelierte Rollenfach ankämpfen, neben dem alten Fabrikanten immer einen frischen Aristokraten zur Hand haben und, obgleich Keiner ihr jemals wirklich und ganz gehört, doch alle Plage und Not und Gefühl von Aus- und Abgenüßtheit in Beifallsgeknatter, zwischen Kranzschleifen und über der Wollust der Verwandlung, Seelenentblößung und Selbsterneuerung vergessen. Was kümmert in diesem Dauerrausch einen Frauenliebbling und Kulissenbeherrscher die Existenz seines Eheweibs? Nichts, selbstverständlich. Darüber wird sich die Aermste grade an seinem Ehrentag grauenhaft klar. Es ist die dritte entblätterte Illusion des Abends. Abrechnung muß sein, und auf der Stelle. Aber der Jubilar denkt: Wenn sie fünfundschwanzig Jahre gewartet hat, wirds noch bis morgen Zeit haben. Denkt: Reden ist besser als reden lassen. Redet, redet und redet. Und entschwebt ihr, redend, auf Göttersohlen zum Feierralge.

Die Dominante des Zyklus? Es lebe das Leben, das recht behält, ohne Rest aufgeht und eine Pointe dort hinsetzt, wo sie sich nach den Gesetzen der Bühne im allgemeinen und der Kunst des Einakters im besondern am wirksamsten ausnimmt. Nach andern Gesetzen ist keineswegs ausgeschlossen, daß die Geschichte von Fräulein Bollinger und ihrem Bankier, mit dem sie sich je nach der Laune des jungen Selbstmörders entoder wieder verlobt, für die meisten Partner zu Verwicklungen führt;

daß der kleine Baron nicht folgbar mit Muttern abzieht, sondern den Instinkt vieler Altersgenossen hat, sich für seine zwanzig Jahre zunächst einmal und nun gerade eine Frau von vierzig Jahren zu langen; und daß, drittens, bei Hoffschauspielers . . . Hier ist Felix Salten sogar nach dem Regelbuch der Soffittenperspektive ein kleines Malheur passiert. Die Hand ist ihm ausgerutscht. So oft der ewige Hjalmar oder Krasinski, die Schaute mit Schmalz, Schnürbodeninteressen und sorgloser Selbstverliebtheit, so oft und in welcher Bartracht und welchem Format er auch über die Bretter gewandelt ist: der Typus freut einen immer von neuem. Aber aus Angst, daß das Portrait den Vorbildern allzu ähnlich geraten möchte, hat nun Salten einen netten, sanguinischen, alltagshehrlichen Kerl gemacht, der seine Familie behandelt und zu verstehen scheint wie ein Vater und Hausvater aus dem Bürgerdurchschnitt. Dagegen ist wenig einzuwenden; es ist bloß nicht das Stück, das der Autor geplant hat. Der will ja nicht auf Seiten des Bankettierers sein, der in der Jubelnacht, zwischen letzter Szene und erstem Gang, der Lebensgefährtin die Audienz zur Generalgardinenpredigt verweigert. So sind sie! sagt Salten, der kein Ausrufer ist, mit verbindlicher Handbewegung, gedämpfter Stimme und verständnisinnigem Blick. Wenn sie so sind, blinzeln wir zurück, dann sind sie aus begreiflicher Notwehr gegen Wäscheschrankschlüsselbewahrerinnen, deren Taktlosigkeit für Entscheidungschlachten den unpassendsten Moment ersieht. Aber rücken wir, was hier schief ist, gerade, glauben wir selbst, daß die würdige Frau Hoffschauspielerin zum Festmahl nicht mitgenommen wird, damit sie den Vorstoß gegen den Heinrich, vor dem ihr zu grauen beginnt, ruhevoll vorbereiten kann — so oder so: die Problemstellung ist zu spießig. Dem Bourgeois wird zu einem leichten Triumph verholfen über den Komödianten, der keine Seele hat. Nicht einmal angedeutet wird, daß man seine Seele ja nur zwischen Sieben und Zehn zu spüren braucht; daß der Maßstab für seine Bewertung nicht aus den Defekten seiner Privatperson hergeholt werden darf; daß er vielleicht, um dem Prinzen Hamlet zu ähneln, gescheitert tut, Ophelien zu lieben als Madame Wilhelmine Buchholz. Wenn ich schon einen Abend lang mit dem heitern Künstlervölkchen befaßt werde, soll man es mir auch wenigstens ganz ergründen.

Salten gibt freundliche Unterhaltungsspiele, eins stärker, eins schwächer, rund, glatt und sauber gefertigt, zwar mit psychologischen Schatten untermalt, aber nicht bestimmt, psychologischen Tiefenforschungen standzuhalten. Die hübschen, harmlosen Dinger sind auf die Antithese gestellt, Antithese des Worts, der Figur und der Situation. Selbst der Bankier formuliert sich Druckreif. Er ist in Person die Antithese zur Kunst, die er trotzdem oder deshalb umwirbt, kehrt nachher wieder als Mutter des kleinen Barons, die mit der Kunst kämpft, und schließlich als Haushälterin, die mit der Kunst verheiratet ist. Es bleibt nicht bei diesen Antithesen. Ein Sohn ist Beamter, einer Aesthet. Ein Liebhaber ist vom Metier, einer von der Manufaktur. Ein Schauspieler zehrt sich auf und wird in den Seelen sterben, einer tut nach der Uhr seine Pflicht und spart für die Ruhezeit. Was im Mimen Künstler, was Gaukler und

was Igeuner ist, wird gesprächsweise, nebenbei, ohne Rechenmaschine abgecist. Woraus er Süße und woraus Bitterkeit saugt, hält sich nicht verborgen. Wenn man weich ist, hat man hier und da zur Wehmut oder sogar zu einem Tränchen Gelegenheit. So sollte man meinen, daß alles aufgeboten ist, um das Spiel des Lebens, das sich heiter ansieht, und das Leben des Spiels, das ein Traum ist, empfänglichen Geistern vorzutänzen. Diese Täuschung mißlingt. Es fehlt an Fülle, an Saft, an Dichtigkeit. Zuviel Häcksel ist dazwischengehackt. Ein Freund, beispielsweise, sitzt herum, damit jemand kein Selbstgespräch halte, ohne Gesicht und ohne Blut. Aber gerade der Einakter muß Extrakt sein. Diese hier sind eine Art Ragout des geschickten Theatertraiteurs. Man merkt, wo Salten Farben aufseht, auf daß man nicht sage: Dies ist graue Gehirnarbeit; wo er Biegungen einkurvt, auf daß man nicht sage: Dies ist zu gradlinig; wo er die Stimme verstellt, auf daß man nicht sage: Dies war ja Schnitzler. Wenn er nämlich mit seiner eigenen Stimme spricht, klingt wie Schnitzlers Stimme, ein bißchen härter, ein bißchen nüchterner, weniger grazios und, seltsam, nicht schneller, sondern langsamer, ab und zu sogar beinahe ein bißchen langweilig.

Da hätte nun die Darstellung beispringen müssen und können. Denn dieser geübte Schriftsteller läßt sich nicht lumpen: er nimmt von der Bühne, aber er gibt ihr zurück, gibt ihr Rollen. Er scheint auch Regietalent zu haben. Manche Besetzung war so, als hätte Reinhardt dem Kritiker Salten für irgendwelche schlechte Behandlung eines wiener Gastspiels heimzahlen wollen. Der Regisseur Salten parierte nach Kräften. Nicht: über die Kräfte. Zum Musikprofessor ohne Knochen und Umriss war Herr Bonn von Keinem zu drillen; als betrügender Jubilar mit dem Schmiß und der Lebensfreude und der unverwecklichen, unvulnerablen Liebeshwürdigkeit vereinte er Hassenreuter und Gustav Heintz; aber der betrogene, geplackte, eiferjüchtige alte Liebhaber Sylvias machte dem Zuchtmeister Salten Ehre. Herr Riemann wäre der erste Seladon nicht, dessen Ruhmesgemüse auf dem Acker des jugendlichen Charakterspielers heranreift. Gülstorff hatte im zweiten Einakter kein Material, beutete es im dritten nicht aus und war zu Anfang ein schlagend amüfischer Bankier, der gesunde Menschenverstand in trockener Figura. Hermann Thimig unterschied seine Jungens, vom weise gewordenen Selbstmörder bis zurück zum enthusiastischen Knaben, ohne besondere Maskenkünste nur durch Scheitel, Kleidung, Haltung und Ton. Recht so. Sein Hauptreiz liegt in seiner menschlichen Frische, die sich über die Rampe mittelst. Erfreulich für uns und bedauerlich für den Empfänger, daß wir dem Wien der Thimigs unsern Dank durch die Ueberkaffung Johannen Terwins abstatten. Für die Bollinger war sie zu alt, für die Bachinger noch nicht alt genug, von der Schulkameradin Rosa Bertens aber ebenso scharf wie durch Lodenüberfluß durch den Mangel an Schauspielkunst geschieden. Im letzten Stück war die Musterpredigerin fehl am Ort. Da soll sie die Hoffchauspielersgattin sein, die durchaus nicht zu Worte kommt. Frau Bertens wäre zu Worte gekommen.

## Die Schneider von Schönau von Kurt Singer

Nach langer Wanderung über Residenz- und Provinz-Bühnen sind nun ‚Die Schneider von Schönau‘ auch in Charlottenburg mit Nadel und Faden eingezogen. Ein gewisser Lach-Erfolg ist ihnen in ihrer grotesken Schiefheit und in der monotonen Absonderlichkeit ihres Einheits-Humors ja stets sicher; aber das genügt nicht, um ihnen einen Gewerbeschein zur Ausübung ihrer Halb-Kunst zuzubilligen. Sie werden um die Zustimmung und die Gunst der Menschen, denen Opern-Musik mehr als Kurzweil ist, ebenso erfolglos freien wie um die schwäbische Wittib. Daß der Natur- und Wanderbursch Florian hier alle drei Meisterlein aussticht, entspricht ganz dem Gesetz, daß Verbeihheit und Kraft über Gespreiztheit und geschmiegelte Manier den Sieg behalten muß. Und dieses Gesetz schlägt auch die Musik des Holländers Jan Brandts-Buhs tot.

Der matten, aber recht volksmäzigen, anspruchslos gefälligen Fabel setzten die Textdichter Warden und Welleninsky ein paar wirkungsvolle neue Lichter auf, aus denen ein feinnerbiger Komponist Saune und Lust aufblitzen lassen konnte: die Brügelszene im Uhrmacherladen, die öffentliche Schneider-Probe, die dreifache Werbung, eine leichte Symbolik des Pendelschlags und vieles andre rückt wenigstens in der Absicht bedenklich zu den ‚Meister-singern hin‘, ist aber vom ersten bis zum letzten Wort nicht mehr (und nicht weniger) als unterhaltfam. Gernug für einen komischen Operntext des zwanzigsten Jahrhundert (nehmen wir einmal an). Nun aber kommt die Musik und trifft sich mit den Worten nicht, sie spielt an der Szene und an den Situationen vorbei, das Mißverhältnis zwischen Spiel und Begleitmusik wird unerträglich. Statt die Spizheiten zu binden, treibt sie durch Lücken und Leeren das Zueinanderfliegende auseinander; statt geschlossene Formen auszubilden, begnügt sie sich mit Andeutungen. Die Untermalung des Gesangs hätte auf ein allgemeines Motiv, etwa das des Uhrpendels oder der Schneider-Beweglichkeit, gestellt sein können. Vielleicht war das geplant. Dann mußte aber über dieser etwas brustschwachen Spiellosen-Begleitung der Gesang strahlend, aufstrebend, melodisch, warm und eindringlich aufblühen. Das wieder fehlt; zwei kleine Melodien retten sich aus diesen drei Akten in unser Ohr, keins flieht in unser Herz. Die Oper hat kein Vorspiel, kein mitreißendes Finale, kein schmieg-sames Liebeslied, hat keinen Aufschwung, keine Höhe und keine Leidenschaft. Die Partitur ist sauber, aber glanzlos, sie webt und lebt nicht, sondern bleibt schüchtern, versteckt hinter dem derb aufgetragenen Wort. Eine wahrhaft neutrale Musik.

Der Einförmigkeit und Lahmheit des Wertes suchte der Spielleiter Hartmann durch frische Bilder und quecksilberne Beweglichkeit der Schauspieler nachzuhelfen. Die undankbare Partie

der Veronika sang Mizzi Fint süß und lieblich im gemäßigten Bier-Biertel. Nur sah sie für eine schwäbische Dorf-Wittib viel zu elegant aus. Auch vom Scheidt, der Bürgermeister, saß an seiner Arbeit im Sonntagsrod. Er strahlte die Wärme aus, die einen guten Bogner von ihm erhoffen läßt. Werner, Steier und Randal überboten sich an Ausdruck des Wizes in Geste und Manier. Es war nicht ihre Schuld, wenn auch die bunteste Komik schließlich verblaßte. Drei Lustspiel-Schneider und drei noch so drollige Lustspiel-Lehrbuben ergeben eben zuweilen nicht die Satttheit einer einzigen komischen oder tragikomischen Figur. Bötel schwärmte im Glanz seiner jugendlichen Stimme und ließ sich anschwärmen. Seine Urmüchsigkeit verdeckte manche Leere und manche gefährliche Sentimentalität des Abends. Waghalter, der Dirigent, hätte sein Temperament gern schießen lassen. Aber in welchen matten Blutkreislauf geriet er da! Er schöpfte und hob, was erreichbar war. Aber dieser Musik-Topf war zu schlecht gefüllt. Ungefättigt ging man heim. Wir warten hungrig auf bessere Friedenskost. Und werden auch in Charlottenburg nicht lange darauf verzichten müssen.

---

## Charles Müller von Max Brod

Eine Legende aus dem Dreißigjährigen Krieg

Als Gott hörte, daß man allerorts seinen Namen um Frieden anschrie, wurde ihm dies langsam zum Problem. „Ich habe den Krieg nicht gemacht“, sagte er, „und nun wollen ihn ja auch die Menschen nicht. Wer will ihn also eigentlich?“

Er sandte Engel aus, die den schwierigen Fall erforschen sollten.

Sie kamen in die Stellungen an den Fronten.

„Wir wollen keinen Krieg“, sagten Soldaten und Offiziere einmütig. „Aber da hinten unsre Generale befehlen, und deshalb können wir nicht aufhören.“

Die Generale, vom Vorsitzenden der Engellkommission befragt, gaben an: „Frieden wollen wir, Frieden. Aber da hinten die Diplomaten.“

Die Engel flogen in die Hauptstädte. Die Diplomaten waren auf das Allerbeste geneigt, sofort Frieden zu schließen. Sie würden aber zum Kriege gezwungen. Wodurch? Durch das Volksinteresse.

Die Engel wandten sich an das Volksinteresse, repräsentiert durch Ständevertreter. Alle klagten, alle ersuchten nichts als Frieden. Der Adlige, der Bürger, der Kaufmann, der Gelehrte, der Bauer, der Arbeiter — Eine Stimme.

Die Schwerindustriellen und die Agrarier, auf die ein häßlicher Verdacht hintwies (sie hätten ein Interesse an Kriegsverlängerung, sie verdienten ganz schön dabei) — auch sie hatten, wie sie

sich ausdrückten, genug davon. Entweder hieß das, daß sie nun genug verdient zu haben glaubten, oder es bedeutete, was menschlicher gewesen wäre, daß sie sich nicht auf Kosten des allgemeinen Elends zu bereichern wünschten. Da bei einem der Fabrikanten in Anwesenheit der Engellkommission grade die Nachricht eintraf, sein einziger Sohn sei gefallen, waren die Engel unter dem Eindruck der hervorbrechenden Verzweiflung bereit, die zweite Deutung anzunehmen.

Sie gingen nun in Parlamente, in die Redaktionen. Ueberall Unlust. Aber von oben käme die Devise: Bis zum Neukerfen! Da traten die Engel vor den Regenten selbst. Er vergoß Tränen und schwor, daß er an dem ganzen Unglück keine Schuld trage. Man habe ihn zur Unterschrift der Kriegserklärung gezwungen und halte ihn jetzt gewaltsam davon ab, Frieden zu schließen. Wer denn? Seine Minister.

Aber auch die Minister schlugen sich an ihr gutes Herz. Die Volksstimmung jedoch sei für den Krieg.

Geduldig stiegen die Engel auf der Leiter der Macht wieder herab, bis zu den Proletariern. Dort verfluchte man den Krieg. Man demonstrierte für den Frieden. Aber die Soldaten, die den Frieden wollten, schossen auf das Volk, das den Frieden wollte. Militärkommandanten, die den Frieden wollten, hatten von Behörden, die nichts als den Frieden wollten, den Befehl zu rücksichtslosem Einschreiten erhalten.

Da gingen die Engel in die Irrenhäuser. Es wäre eine würdige Erklärung dieses Rätsels, sagten sie, wenn der Einfall, den Krieg weiterzuführen und keinen Frieden zu schließen, im Kopfe eines Narren ausgeheckt worden wäre. Aber sogar die Narren wollten keinen Krieg mehr und hatten eben einen, der sich für Napoleon hielt, durchgeprügelt.

Der Wirt in der Kantine des Irrenhauses war ein biederer Mann. Er lud die schließlich trotz aller Engelsgeduld ermüdeten Engel zu einem kleinen Imbiß ein, da weit und breit kein besseres Restaurant zu finden sei.

Pflichteifrig fragten ihn die Engel nach der Mahlzeit, was seine Ansicht über den Krieg sei.

„Pst — nicht vor meinem Kellner.“

„Warum nicht?“

„Er ist Chauvinist.“

Kurz und gut, es stellte sich heraus, daß dieser Kellner, genannt Charles Müller, den die Engel gleich darauf neugierig in Augenschein nahmen, tatsächlich der erste und, wie sich weiterhin zeigte, der einzige Mensch auf Erden war, der den Krieg billigte, und zwar uneingeschränkt, bis ans Ende. Er war kein böser Mensch, nicht etwa hartherzig, nur etwas beschränkt, dabei aber durchaus nicht geradezu dumm. Er hatte auch keinerlei materielles Interesse an der Fortführung des Krieges, war weder besonders



temperamentvoll noch überhitzt national gefinnt. Von böartigen Ideologien hatte er sich, das konnte er mit ruhigem Gewissen beschwören, sein Leben lang ferngehalten. Nein, Charles Müller war ein ganz harmloses gutmütiges Subjekt, das vom Krieg wirklich nur sagen konnte: es habe nichts gegen ihn, auch nicht grade viel für ihn — aber immerhin mehr für als gegen ihn. Es hatte sich nur, vielleicht ganz zufällig, in seiner unklaren, von ihm selbst wenig beachteten Seele ein kleines Uebergewicht zu Gunsten des Krieges gebildet. Da aber dieser geringe Ueberschuß grade mit dem übereinstimmte, was er für höchst pflichtgemäß und allgemein gebilligt hielt, hatte er keinen Anlaß, seiner an sich wenig intensiven Stimmung zu widerstreben. Er äußerte sich daher ganz offen und naiv und nahm im Grunde an, daß alle so dächten wie er. Im Namen dieser unbekanntenen Verbündeten duldete er in seiner Umgebung kein „flaues“ Wort. Da konnte er sogar ganz wild werden und sich zu begeisterten Schritten (zum Beispiel: Demunziationen) aufschwingen. Die um ihn geballten, wenn auch widerwillig folgenden Nächsten wirkten in seinem Sinne als kriegerische Masse, terrorisierten den Wahlkreis, der Wahlkreis seinen Abgeordneten, der (selbst der kriegsmüdeste von allen) zum Schrecken seiner Partei ward und durch sein Kommando die übrigen gesinnungsgenössischen Kantilienväter in dem allgemein mißliebigen Hurra-Mem erhielt; durch jenes Kommando, das eigentlich der ihm gänzlich unbekannt Herr Müller inspirierte. Und weiter zogen sich die Kreise, in deren Mitte der von Keinem geahnte Oberkellner sehr leise, sehr zart vibrierte. Parlament, Deffentlichkeit, Krone, ja die Regierungen der Feinde, die ganze Welt durfte hinter dem nicht zurückbleiben, was Müller, ohne daß ihm daran besonders viel gelegen gewesen wäre, empfand.

Erstaunt sahen die Engel den kosmischen Apparat von dieser neuen Seite. Also nicht der Gott der Heerscharen, sondern der Kellner einer Irrenhauskantine wirtschaftete ohne Bewußtsein seiner fundamentalen Würde und Wichtigkeit am Steuer der Weltregierung.

Wie konnte es so weit gekommen sein?

Endlich nahm einer das Wort: „Ich sehe eine riesige gutgeölte Maschinerie vor mir, alles an ihr im Gleichgewicht. Man legt auf einen ihrer Hebel ein Gewicht von einem Tausendstel Milligramm, ein Nichts, eine Flaumfeder — und sofort setzt sich das Ganze seiner Bauart gemäß in Schwung. Die Hebel gleiten. Jeder schiebt den nachfolgenden und schiebt's auf den vorhergehenden. Denn keiner will. Und doch kann keiner etwas andres tun als den Druck fortpflanzen, wie er ihn empfängt . . .“

„Da wären also die Menschen unschuldig,“ rief ein anderer sehr laut „und nur die Maschinerie, in der sie stecken, wäre falsch. Ja, dann müßte es aber doch für Gott ein Leichtes sein, die von ihm erschaffene Maschinerie umzubauen.“

„Gewiß wäre das möglich“, meinte der weiseste der Engel und wartete vorsichtig, bis der Kellner mit seinen Tellern hinausgegangen war. „Es wäre möglich, und es wäre auch sehr gut. Aber wißt ihr es denn nicht — Gott selbst hat ja Angst vor Herrn Charles Müller.“

## Teuerung von Vindex

Eine berliner Zeitung, die agrarischen und konservativen Interessen dient, hat es herausbekommen: die Teuerung, die wir seit drei Jahren erleben, die in steil aufwärts gerichteter Kurve steigenden Preise für alle Güter des Lebensbedarfs beruhen auf nichts anderem als auf den ununterbrochen sich erhöhenden Arbeitslöhnen. Bei den Munitionsarbeitern habe es angefangen, und von da habe es allmählich auf sämtliche andern Arbeiterkategorien übergreifen; und die Folgen des doppelten und dreifachen Verdienstes der Arbeiterklasse hätten nun alle übrigen Bevölkerungsschichten in Gestalt der dadurch herbeigeführten und allgemein gewordenen Teuerung zu tragen. Man hat Mühe, aus dieser ohne weiteres grotesk erscheinenden „Lehre“ den winzigen Kern Wahrheit, den sie umschließt, herauszuschälen. Für jeden, der nachdenken kann, steht hinlänglich fest, daß die Bezahlung der Lohnarbeit steigt, wenn die Preise für die Lebensbedürfnisse sich erhöhen; der Arbeiter muß seine Arbeitskraft teurer verkaufen, wenn er genötigt ist, für die Erhaltung dieser Kraft mehr Geld auszugeben. Das bedeutet: der Arbeitslohn richtet sich nach dem allgemeinen Preisniveau. Wir hätten also in Wirklichkeit eine — übrigens auch durch die Geschichte der Lohnarbeit bestätigte — Umkehrung des Satzes, den jene berliner Zeitung aufzustellen für gut fand, anzuerkennen.

Die abnormen Geld- und Bedarfsverhältnisse des Krieges, die Einschränkung des privaten Marktverkehrs und das Auftreten des Staates als weitaus größten Arbeitgebers während des Krieges haben es aber mit sich gebracht, daß die Formel von der Entwicklung der Löhne im direkten Verhältnis zu der Entwicklung des allgemeinen Preisniveaus tatsächlich eine Abschwächung — wenn auch natürlich keine Umkehrung — erfahren hat. Der Staat als Arbeitgeber hat nämlich nicht gezögert, das ökonomische Prinzip von der Bewertung der Arbeitskraft nach Maßgabe von Angebot und Nachfrage vereinzelt zu durchbrechen. Aus Gründen mancher Art hat der Staat für „kriegswichtige“ Arbeiten Löhne zu zahlen sich entschlossen, die zum Teil außer Relation zu der Steigerung der Warenpreise standen. Der Staat mußte das, weil es ihm bei der Durchführung des Krieges nicht zuerst um die Aufrechterhaltung der Wirtschaftlichkeit seiner Betriebe, sondern um die unbedingte Sicherung der ihm zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte, um deren weitgehende Zufriedenstellung, ja um die besondere Belohnung der Arbeiter für ihre dem Lande geleisteten Dienste zu tun war. Der Staat konnte auch so verfahren, weil ihm jetzt die Mittel zur Bewältigung seiner Aufgaben nicht mehr wie früher in hunderten, sondern in tausenden von Millionen zufließen; er konnte, wie man zu sagen pflegt, aus dem Vollen wirtschaften, und es kam ihm, zur Erreichung seiner Zwecke, auf eine Hand voll blauer Scheine mehr nicht an.

Gelangen wir damit zu der Quelle der hohen Löhne — die in der Tat von den Staatsarbeitern auf die gesamte Arbeiterschaft in gewissem Umfange übergreifen —, so haben wir auch schon den winzigen Kern

Wahrheit aufgedeckt, der in dem Satze von der Entstehung der Teuerung aus den hohen Arbeitslöhnen liegt: nicht aus diesen unmittelbar, sondern aus der ihnen zu Grunde liegenden Geldfülle läßt sich zu einem nicht unbedeutlichen Teil die gegenwärtige Höhe aller Preise erklären. Die Geldfülle, die in dem gegen die Friedenszeit mehr als vervierfachen Umlauf von Papierzahlungsmitteln äußerlich in Erscheinung tritt, hat, wie noch immer in der Finanzgeschichte, zu einer Verminderung der Kaufkraft des einzelnen Wertzeichens beigetragen. Es gelangt hier, wie sonst nur selten, der Warencharakter des Geldes zum klaren Ausdruck, und wir sehen, daß für das Geld daselbe gilt wie für jedes andre Gut, das im Uebermaße vorhanden ist und angeboten wird: es sinkt im Wert, und die Teuerung ist da.

Aber die Teuerung ist nicht aus diesem Grunde allein da. Noch andre sehr komplizierte Umstände haben zu ihrem Entstehen und zu ihrer Verschärfung mit beigetragen. Alle Wurzeln bis in die letzten Auszweigungen bloßzulegen, kann vielleicht überhaupt nicht gelingen. Sicher ist nur, daß die durch die Abspernung Deutschlands vom Meere hervorgerufene Knappheit an Waren aller Art, daß ferner die Einschränkung unserer Ausfuhr sowie die schwierig gewordenen Einfuhrverhältnisse ebenfalls eine stark preissteigernde Wirkung ausgeübt haben und weiterhin ausüben. Als am vierten August 1914 die Verordnung des Bundesrats über die Einführung von Höchstpreisen für die Gegenstände des täglichen Bedarfs erlassen wurde, glaubte man vielleicht an vielen Stellen gegen die Not der teuern Zeit nunmehr hinlänglich geschützt zu sein. Die Entwicklung der Dinge, die uns in diesen drei Kriegsjahren ja so manches gelehrt hat, hat uns auch in dieser Hinsicht unsern Irrtum erkennen lassen. Aber wenn auch vieles auf dem Kopf zu stehen scheint, was wir bei Kriegsbeginn als unverrückbare Tatsächlichkeit hinzunehmen gewillt waren: die Gesetze, nach denen die Wirtschaftsgeschichte fortschreitet, sind in ihren Grundzügen dieselben geblieben. Nur gilt es diese Gesetze zu kennen, will man das Recht finden.

---

## Antworten

**Berliner Musiker.** Sie finden es nötig, meine Aufmerksamkeit auf das Acht-Uhr-Abendblatt vom vierundzwanzigsten Oktober zu lenken: „Dort wird für eine Premiere, die erst am fünfundzwanzigsten Oktober stattfindet, in einer Weise Reklame gemacht, wie es ohne Beispiel in der Berliner Presse sein dürfte. Ueber die ‚Schneider von Schönau‘ erscheint nach der Generalprobe eine Kritik. Darin wird festgestellt, welch mildes Behagen die Partitur beim Zuhörer hervorrufen wird, wo immer sie so sorgfältig einstudiert und mit so gutem Humor ausgeführt wird wie im Deutschen Opernhaus“. Die Sänger werden einzeln belobt, endlich hat Direktor Hartmann für eine ganz ausgezeichnete, stimmungsvolle Fregenerierung gesorgt, und Waghalter dirigiert“. Also: „Also auf zu den Schneidern!“ Was sagen Sie dazu?“ Daß ich nicht überrascht bin. Wenn eine große Tageszeitung, die über einen der besten deutschen Musikkritiker: Sigismund Bisling verfügt, den Fehlgriß tut, Herrn August Spangnuth hinzuzuziehen, der in seinen Signalen für die musikalische Welt seit Jahren beweist, daß er vom Instrumentengeschäft mehr versteht als von der Kunst: nun, so wird der eben die Gepflogenheiten seines Reklameblättchens in die Tageszeitung herübernehmen und dieser den Schaden zufügen, daß der Leser, wo er ein ästhetisches Urteil erwartet hatte, höchst fragwürdige Zusammenhänge zu vermuten beginnt.

**Erich Schötzler.** Zu dem Aufsatz von Binder über den „Kampf um das Inserat“ in Nummer 40 bitten Sie eine kleine Anmerkung machen zu dürfen. Gern gewährt. „Binder befürchtet von einem staatlichen Eingreifen in die bisherige Organisation des Inseratenwesens — etwa durch Schaffung des von mir vorgeschlagenen *ius primae noctis* öffentlicher Anzeigenblätter auf die Inserate — eine Beeinträchtigung der Freude am Geschäftemachen, eine Einschränkung der Unternehmungslust, die auf den ganzen Apparat der nationalen Wirtschaft hemmend einwirken würde. Schon in dem frühern Aufsatz: „Inseratenmonopol“ der Nummer 36 von 1916 hat Binder diesen Gedanken ausgesprochen. In die Wage, die das Angebot mit der Nachfrage ausgleicht, käme ein Faktor der Unruhe. Ein derartiger Zwang würde als Hemmschub für die Freiheit der Entwicklung des Marktes wirken, und dieser Hemmschub würde, wenn man ihn wirklich nach dem Kriege einführt, gerade zu einer Zeit angelegt werden, wo die Atem- und Bewegungsfreiheit für den Handel und Wandel Deutschlands die oberste Forderung sein würde.“ Ich glaube zwar nicht, daß die Einführung staatlicher oder städtischer Anzeigenblätter mit einem Erstabdruckrecht für jedes Inserat den Gesamtumsatz an Inseraten stark vermindern würde. Sie würden die eigentlichen „Anzeigen“, die sich an eine sozusagen „notorische“ Nachfrage wenden (also namentlich die sogenannten „kleinen“ Anzeigen) stark ansaugen und vielleicht den privaten Zeitungen entziehen. Aber das ganze große Gebiet der Reklame, die Nachfrage nicht voraussetzt, sondern erzeugen will und dies in erster Linie durch die Wiederholung erreicht (daher „Reklame“), würde davon kaum irgendwie beeinträchtigt. Die Anzeigen, die vom Leser gesucht werden — dies ist jene erste Gattung, die ich „eigentliche Anzeigen“ genannt habe — würden nach wie vor zur Geltung kommen, ob sie in einem langweiligen reinen Anzeigenblatt oder in der Zeitung erscheinen. Die Reklame-Anzeigen aber, auf die der Leser stoßen oder gestoßen werden soll, würden nach wie vor auf ihn hereinfluten. Trotzdem: nehmen wir an, Binder habe Recht, wenn er vermutet, die Freude am Geschäftemachen durch Inflationen würde bei Ausführung meines Vorschlags gedämpft, der Schwaller der Reklame würde gemährt, der Umsatz der inserierenden Geschäftsleute verringert werden. Wäre das wirklich ein Schaden für deutsche Volkswirtschaft gerade nach dem Kriege? Ich möchte das Gegenteil behaupten. Bei der allgemeinen schweren Rohstoffnot, in der wir uns auch nach dem Kriege noch lange befinden werden, liegt es im höchsten Interesse unsrer Gesamtwirtschaft, daß möglichst wenig konsumiert, also möglichst wenig umgesetzt wird. Alle Reklame, die darauf ausgeht, Bedürfnisse zu erzeugen oder schlummernde Bedürfnisse wachzurufen, wird vom Uebel sein. Es wird geradezu gefordert werden müssen, daß solche Reklame unterdrückt wird. Sollte also ein öffentliches Inseratenmonopol oder Inseratenvermittlungsmonopol eine derartige Wirkung haben, so wäre sie zu begrüßen, auch wenn der verringerte Inseratenumsatz, rein fiskalisch betrachtet, keineswegs ermüßigt erschiene. Es ist wie bei den Luxussteuern, deren prohibitive Wirkung, steuerlich ressortmäßig angesehen, zu ihrer Verwerfung führen kann; aber mit Unrecht: denn für die Gesamtwirtschaft ist diese ja gerade der Segen, demgegenüber ein schlechter Steuerertrag weit aus das kleinere Uebel darstellt.“ Nun hat wieder Binder das Wort.

**Albin R.** Sie dürfen nicht sagen, daß es in der Welt ungerecht zugeht. Die Verleger zerbrechen sich in schlaflosen Nächten den Kopf, wie für die schönsten und wichtigsten Bücher Papier beschaffen; Fontanes, des Preußen-Dichters, Werke müssen vergriffen bleiben; die Zeitschriften haben die Wahl, ob sie Auflage oder Umfang halbieren sollen — da ist es nur in der Ordnung, daß unser Lesebedürfnis wenigstens irgend-wo gründlich befriedigt wird. Bei Heinrich Winden zu Dresden erscheint: „Theodor Loewe, Ein Widmungsblatt“. Das Blatt hat zweihun-

derfünffzig Seiten, sodas Max Bababil Ballenberg sagen würde: Ein Blättchen, ein Blättlein, ein Blättuleinchen. Darin wird der Welt zu wissen getan, das und wie Herr Theodor Loewe fünfundzwanzig Jahre Theater und Theaterdirektor gespielt hat. In Breslau. Der Stadt, von der man im großen Ganzen zu schlecht denkt, weil sie Paul Goldmann hergebracht hat. Auch Herrn Loewe darf man nicht danach beurteilen, das Geora Engel das Recht hat, zu erklären: „Von den Eltern erhielt ich das Licht der Welt, von Theodor Loewe das Licht der Bühne.“ Dasselbe kann Paul Bender, der Meistersänger, von sich bekunden; und der sei dem Entdecker gedankt. Ueberhaupt: wenn man das Blättuleinchen zu lesen beginnt, kommt man dahinter, das eine Verdichtungskraft, wie sie dem Durchschnitt nicht eigen zu sein pflegt, notwendig wäre, um Herrn Loewes Verdienste knapper zusammenzufassen. Der Gemeindevorsteher von Bernesgrün im Vogtland teilt mit, das er zu solcher Würde gelangt sei, weil er vor zweiundzwanzig Jahren einen Winter unter Loewe gewirkt habe. Eine Seite. Der Reinhardt von Saarbrücken legt nieder: „In dankbarer Erinnerung an meine dreijährige Tätigkeit in Breslau von 1901 bis 1904 unter der Direktion Doktor Theodor Loewe.“ Eine Seite. Der Caruso von Darmstadt: „Seinem ersten Operndirektor, dem hochgeschätzten Herrn Doktor Loewe, fühlt sich in aufrichtiger Dankbarkeit für immer verpflichtet...“ Eine Seite. Die Dux von Düsseldorf: „Meinem unbergeßlichen, hochverehrten Herrn Direktor Loewe in inniger Dankbarkeit.“ Eine Seite. Der Bassermann von Görlitz: „Dem sehr verehrten Jubilar spricht zum heutigen Tage seinen aufrichtigen Glückwunsch aus...“ Eine Seite. Die fabelhaft berühmte Fräulein Freund-Mott (Breslau) verzichtet auf ähnlich selbständige Prägungen, trotzdem sie Verpflichtungen gegen ihren Weltruf hätte, und gibt nur schlichtweg die alte Weise und Weisheit weiter: „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen“ — eine Seite, auf der noch reichlich Platz wäre zum Verrat des interessanten Geheimnisses, gegen wen oder was das Zitat in diesem Zusammenhange sich richtet; denn der strahlende und erhabene Loewe wird ja von der Welt nicht geschwärzt und nicht in den Staub gezogen, sondern, im Gegenteil, nach Gebühr erhöht und gekrönt, und eine Erscheinung, wie Fräulein Freund-Mott (Breslau) sollte doch sämtliche Türen und Tore dem finstern Verdacht verschließen, das sie, obendrein auf Kosten eines der Klassiker Deutschlands, Neußerungen von sich gibt, die nicht Hand und Fuß haben. Aber fahren wir fort. Sogar das neutrale Ausland beieifert sich: „Sehr geehrter Herr Doktor Loewe! Meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrer Jubelfeier und viele herzliche Grüße Ihres August Enna in Kopenhagen.“ Eine Seite. Nach Deutschland zurück. Hofrat Müller von Braunschweig: „Sehr geehrter Herr! Wegen der beabsichtigten Ehrung des Herrn Direktor Doktor Loewe gestatte ich mir die ganz ergebene Mitteilung zu machen, das der Herr Generalintendant, Freiherr von Wangenheim, Exzellenz, in Feindesland steht und daher nicht in der Lage ist, der freundlichen Anregung folgen zu können.“ Eine Seite. Das Gegenstück: „Ew. Hochwohlgeboren gestatte ich mir auf Ihr geehrtes Schreiben zu erwidern, das ich mir erlauben werde, am Tage des Jubiläums Herrn Doktor Loewe direkt meine Glückwünsche zu übermitteln. Hochachtungsvoll ergebenst Graf Seebach.“ Eine Seite. Dagegen der oekonomische Praktiker Sigmund Lautenburg! Der überschüttet den verfügbaren Raum mit fünfunddreißig Zeilen: „Es ist jedenfalls mit Freunden zu begrüßen, das sich ein so vornehmer Kreis von Schriftstellern gebildet hat, um das Fest der fünfundzwanzigjährigen Wiederkehr seitens der Direktionsführung des Herrn Doktor Loewe würdig zu feiern. Sie wissen am besten, was der Gefeierte Ihnen war, ist und evtl. noch in Zukunft sein wird“ — so fängt es an, und derart endet es auch. Muß man da nicht böse auf Geister sein, die zu maul- und schreib-

faul sind, um mehr als ihren, freilich erlauchten, Namen einzutragen! Anton Otto, Intendant des Stadttheaters zu Straßburg im Elsaß." Eine Seite. Noch lapidar: „Schaefer, Rechtsanwalt." Eine Seite. „Stollberg, Schmiederer" — eine Seite zusammen, obschon jeder der Beiden um die Verminderung des münchener Fremdenverkehrs eine Seite für sich verdient hat. Im Ernst: ein lehrreicher Zweihundertfünfzigsteiter. Immer haben wir Wien um seinen Carl Wallner beneidet: jetzt erfahren wir, daß wirs zweifach beneiden können, weil außer dem Direktor des Deutschen Volkstheaters ein Carl Wallner lebt, der am kaiserlich königlich privilegierten Carl-Theater die Oberregie führt. Solcher Aufklärungen gibt das Blättuleinchen nicht wenige, aber offenbar doch nicht genug. Denn als Ergänzung läßt Heinrich Minden zu Dresden einen Hundertundzweiunddreißigsteiter auf Kunstdruckpapier herausgehen, der die Eigenart und den Vorzug hat, daß jede seiner Seiten von oben bis unten gefüllt ist. Zum größten Teil durch dieselben Beiträger. Fürwichtig, sich zu erkundigen, warum sie es nicht bei Einem Buch haben bewenden lassen. Sehr einfach: in dem einen Buch ist ihr Name facsimiliert, in dem andern gedruckt. Entschädigung muß sein: während sich meine Phantasie in den besten deutschen Zeitschriften die Artikel ausmalt, die „wegen Papierbeschränkung" ausgefallen sind, wandert mein Auge beglückt und dankbar von dem facsimilierten zu dem gedruckten Ernst Ritter von Possart. Und mein Mund stößt begeistert den Ruf aus: Es lebe die deutsche Organisation!

---

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.  
Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

---

## Geschäftliche Mitteilungen.

### Handel.

**Disconto-Gesellschaft.** Herr Dr. jur. Freiherr von Bodenhausen-Degener, Mitglied des Direktoriums der Friedr. Krupp, A.-G. in Essen, wird, laut Köln. Volks-Ztg., mit dem Schluß des Kalenderjahres aus dieser Stellung ausscheiden, um nach Berlin überzusiedeln. Herr von Bodenhausen-Degener soll der nächsten Hauptversammlung der Disconto-Gesellschaft zur Wahl in den Aufsichtsrat vorgeschlagen, und zwar soll ihm der Aufsichtsratsvorsitz übertragen werden.

**Handbuch der Gesellschaften m. b. H.** Herausgeber C. Greulich, Archivar der Disconto-Gesellschaft; Franz Voullième (Deutsche Bank). Das „Handbuch der Gesellschaften m. b. H.“ ist das einzige Nachschlagebuch über alles Wissenswerte der Gesellschaften mit beschränkter Haftung in Deutschland, deren Geschäftsform zu einem bedeutenden Faktor des Geschäftslebens geworden ist; sind doch in neuer Zeit selbst die staatlichen Kriegsgesellschaften überwiegend als G. m. b. H. gegründet worden. Es enthält die auf bereits 25 000 angewachsenen, sämtlichen deutschen Gesellschaften und gibt dem Benutzer nie versagende Auskunft über Gründung, Geld- und Sacheinlage, Berechtigung zur Unterschrift, Zweck des Unternehmens und bei wichtigen Gesellschaften über sonstige interessierende, für die Wertberechnung der Anteile und Obligationen in Betracht kommende Momente. Soweit dies möglich ist, sind Bilanzen und Dividenden abgedruckt. Der Preis beträgt 30 M.

### Sport

**Der letzte Strausberger Renntag in Karlsdorf.** Wie uns vom Sekretariat des Strausberger Renn-Vereins mitgeteilt wird, finden die Strausberger Schlußrennen am 8. November nunmehr bestimmt in Karlsdorf statt, die zugleich den Abschluß der diesjährigen Galopprennen bilden.

---

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 15.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin  
Ruhm-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Ein entscheidender Schritt von Germanicus

Die Art, wie Graf Hertling Kanzler geworden ist — die Wünsche der Parteien hörend; sie untereinander und mit den Absichten der Regierung ausgleichend und so einen von der Mehrheit gebilligten Arbeitsplan aufstellend — bedeutet unter allen Umständen einen Schritt vorwärts, zwar nicht in der Beseitigung, wohl aber in der Umwandlung des Obrigkeitsstaates in den Staat der Volksverantwortung. Das Neue, das der Ernennung des Grafen vorangegangen ist, waren die langwierigen und nach haltbaren Diagonalen suchenden Verhandlungen, die mit allen Parteien, in Sonderheit aber mit den Parteien der Mehrheit geführt worden sind. Auch die früheren Reichskanzler sind nicht aus dem Himmel des Absolutismus herniedergelassen worden. Auch über sie und die Zweckmäßigkeit ihres Kommens wurde verhandelt; nur daß zu diesen Verhandlungen nicht die Vertreter der Parteien, sondern einzelne Persönlichkeiten und hier wiederum überwiegend solche, die den Kreisen der Regierung und des Hofes durch Geburt oder Gewöhnung nahe stehen, hinzugezogen wurden. Es ist darum eine recht amüsante Heuchelei, wenn einerseits der ‚Vorwärts‘ aus der Tatsache, daß Graf Westarp gleichfalls mit Hertling zuvor verhandelt hat, schließen zu sollen glaubt, auch die Konservativen hätten sich praktisch mit den ersten Anfängen der Parlamentarisierung bereits abgefunden, und wenn andererseits die Kreuzzeitung ein wenig entrüstet erwidert, daß die Konservativen unmöglich auf solche Unterhaltung verzichten konnten, wenn ihre Konkurrenz davon Gebrauch machte. So liegen die Dinge nicht. Dem Grafen Westarp und dessen Freunden sind die kommenden Regierungsmänner von jeher direkt oder auf gangbaren Umwegen vorgestellt worden. Aus solchem Grunde konnten ja auch die Konservativen bisher die von der Mehrheit verlangte Fühlungnahme durchaus entbehren; sie konnten die parlamentarischen Ansprüche als Anmaßung und Bedrohung der Kronrechte abwehren, da für sie selbst seit langem aufs beste gesorgt war. Mit diesem Vorrecht ist nun gebrochen worden, und wenn die Konservativen, wie sich das von selbst verstand, auch diesmal befragt wurden, geschah das nicht ihrer „Beziehungen“ noch ihres „Einflusses“ wegen, sondern nur darum, weil sie mit zum Parlament und zum deutschen Volke gehören. So haben sie zwar genau wie alle andern Auskunft erteilen und erfragen können, haben aber dennoch eine schwere Einbuße erlitten, eine Einbuße, bei der das Grundfäßliche des Vorgangs viel entscheidender ist als die Wahrscheinlichkeit, daß die Konservativen während der Regierung Hertlings einigermaßen einflußlos bleiben werden. Daß die Konservativen, wie die Deutsche Tageszeitung bemerkt,

während der nächsten Zukunft ausgeschaltet sind, zum mindesten ausgeschaltet scheinen, ist nur eine Konsequenz der grundsätzlichen Wandlung, die Deutschlands politischer Zustand erfahren hat, eine Wandlung, die wir keineswegs überschätzen, die aber kaum jemals wieder rückwärts revidiert werden kann.

Deutschland ist auch heute noch kein parlamentarisch regierter Staat; man kann nicht einmal sagen, daß diese Staatsform von irgendeiner maßgebenden und machtfähigen Seite ernsthaft angestrebt worden sei. Keine der Parteien wollte es wagen, die Verantwortung in so hohem Maße, wie der Parlamentarismus ihr das auferlegt hätte, zu übernehmen. Solche Weigerung, ein Schauspiel, das zuweilen beinahe kläglich schien, ist durchaus begreiflich. Es gehört ja eben zum Wesen der Entwicklung, die wir durchmachen, daß sie nicht in gewagten Sprüngen vor sich geht, sondern in abwägenden, bis zur Langeweile gedämpften, aber durch solche Vorsicht wahrscheinlich dem Ziele umso sicherer nahetommenden Schritten. So hat auch keiner der Beteiligten die Rechte der Krone bedrängen wollen. Sogar die Sozialdemokratie hat sich deutlich für das Entschließungsrecht des Kaisers ausgesprochen; sie mußte das schon darum tun, weil ihr selbstverständlich bekannt ist, daß ein katastrophal über Deutschland hereinbrechender Parlamentarismus nicht so sehr die Herrschaft der Arbeiterenschaft als vielmehr die des kapitalkräftigen Bürgertums absolut machen würde. Andererseits wäre es falsch, zu glauben, daß sich bei dem, was geschehen ist, um eine Information des Kanzlerkandidaten durch die Parteivertreter und umgekehrt um eine Beruhigung der demokratischen Gemüter durch diesen Kandidaten gehandelt hat. Es ist schwer verständlich, wie die B.Z. am Mittag, selbst wenn man ihr das Sensationsbedürfnis des Boulevardblattes zugute rechnet, eine derartig kurzbeinige Auslegung vortragen und sie gar dem Grafen Hertling unterschieben konnte. Man möchte beinahe meinen, daß dies nur geschehen ist, um Georg Bernhard, der gemeinsam mit Stresemann um das Ausbleiben des listentreichen und so auch mit der Psychologie des Zwerchfrühstücks vertrauten Fürsten Bülow trauert, Gelegenheit zu einem magistralen Leitartikel der Vossischen Zeitung zu geben. Was geschehen ist, ist gewiß mehr als ein zufälliger Vorgang, wie ihn brennend gern die Kreuzzeitung sich zu wünschen scheint, wenn sie die Verhandlungen des Grafen Hertling mit den Parteivertretern aus Rücksicht auf den körperlichen Zustand des Kandidaten vor sich gehen läßt. Was geschehen ist, ist schließlich auch mehr als eine taktische Maßnahme, den Burgfrieden wieder herzustellen und möglichst zu erweitern, wie dies Stresemann, wenn auch ein wenig schämig, in einem übrigens klugen und grade darum die richtigen Perspektiven aufzeigenden Artikel des Acht-Uhr-Abendblattes glauben machen möchte. Was geschehen ist, reicht unter allen Umständen aus, um den Stummer aller bisher Bevorrech-



teten, so vor allem der preußischen Konservativen, vollkommen zu begreifen, und um andrerseits das freudige Bekenntnis des 'Vorwärts', daß die politischen Fortschritte, die Deutschland seit Ostern dieses Jahres gemacht hat, nicht unterschätzt werden dürfen, gerechtfertigt zu sehen. Das führende sozialdemokratische Blatt trifft ungefähr das Richtige, wenn es feststellt, daß durch die letzten Vorgänge Deutschland gewiß kein parlamentarischer Staat geworden ist, daß sich aber doch mit Gewißheit feststellen läßt, „daß der größere Teil des Weges vom Obrigkeitsstaat zum parlamentarisch regierten Lande in Deutschland nunmehr zurückgelegt ist“. Wobei es alle Beachtung verdient, daß der 'Vorwärts' Wert darauf legt, ausdrücklich festzustellen, wie solcher politischer Fortschritt möglich war, ohne irgendwie die Verteidigungskraft des Reichs zu schädigen. Diese Feststellung ist zugleich eine Bestätigung dafür, daß es keinen stichhaltigen Einwand gegen die sachliche und ihrem Tempo nach der Notwendigkeit angepaßte Fortführung der bisherigen Entwicklung unsrer innerpolitischen Zustände gibt. Selbst wenn die Kanzlerschaft des Grafen Hertling und damit vielleicht auch die Amtszeit der von ihm der Parlamentsmehrheit entnommenen Gehilfen von nicht langer Dauer sein sollte (was aus mannigfachen Gründen recht wahrscheinlich ist), so wird solche Zeitspanne ausreichen, um den Beweis zu erbringen, daß eine produktive Regierung nur nach der Art, wie die des Grafen Hertling zustande kam, konstruierbar ist. Daß sich hierbei von Etappe zu Etappe ein immer stärkeres Hineingleiten in den Staat der Volksverantwortung ergeben wird, und daß umgekehrt die Volksvertretung und mit ihr die Ganzheit des Volks immer mehr (wie dies sehr richtig auch Stresemann feststellt) zwar nicht konservative, aber doch konservierende Instinkte und Tendenzen entfalten und wirksam machen werden: das ist selbstverständlich. In dem Maße, wie der Parlamentarismus stark und reif wird, gibt er sich selber die Hemmungen, die jedes Staatsleben braucht, um nicht durch Einseitigkeit das Balancepiel der Kräfte, in dem die Seele jenes Staatslebens wurzelt, zu zerstören. Die Entwicklung zum Parlamentarismus bedeutet die politische Erziehung des Volkes, und zwar des Volkes im umfassendsten Sinne des Begriffs. Diese Politisierung aber ist das eigentlich Entscheidende und Fördernde; wollte man paradox sein, so könnte man sagen, daß ein völlig durchpolitisiertes Volk getrost die Diktatur aufrichten darf.

\*

Herrn Doktor Michaelis unfreundliche Worte nachzusenden, verlohnt sich nicht. Wir haben ihn hier rechtzeitig als einen Blindgänger erkannt und aufgezeigt. Wenn wir heut noch einmal auf ihn zu sprechen kommen, so geschieht es nur, um einer Legendenbildung vorzubeugen. Die Tägliche Rundschau, die Herr Doktor Michaelis (nicht ohne des ihm voranerkennenden guten christlichen Gedrucktes zu gedenken) als ihren Spezialkanzler gefeiert hat,

glaubt feststellen zu sollen, daß die kurze Karriere ihres Schütlings sich vor allem daraus erkläre, daß es ihm nicht gelungen sei, sich so schnell in die Welt „der höchsten Unsachlichkeit, der persönlichen Empfindungen, Empfindeleien, Ehrgeize und Strebereien, in die Welt der Parteiinteressen und der Klügelwirtschaft, in die Welt des Unwägbaren und des Allzumenschlichen“ hineinzufinden. Sie behauptet dann weiter, daß Michaelis an seiner bis zur Starrheit gehenden gradlinigen Sachlichkeit gescheitert sei. Das alles ist ebenso kühn wie falsch; die Wahrheit festzustellen aber scheint notwendig, um von vorn herein jedem Nachfolger des Herrn Doktor Michaelis ein Mahnzeichen zu errichten. Nicht weil er gradlinig so gehandelt hat, wie die Parteien es aus den Darlegungen, die er ihnen nach dem Vollzug seiner Berufung machte, vermuten und erwarten konnten, ist Michaelis gestolpert, sondern grade umgekehrt darum, weil er von vorn herein und zunehmend gekrümmte Wege gehen wollte. Von dem ersten „Wie ich sie verstehe“, die Resolution nämlich, auf die er sich scheinbar mit den Mehrheitsparteien geeinigt hatte, bis zu dem Keinsfall, den er durch die verführte Demunzierung Capelles der Bossischen Zeitung bereitete, ist seine Politik auf kleinliche Intrigen und große Selbsttäuschungen eingestellt gewesen. Nicht zuletzt war es diese Doppelzüngigkeit, die ihm das Vertrauen des Parlaments geraubt hat. Seine hauptsächlichste Leistung besteht also in der Tat darin, daß sein Kommen, Verweilen und Gehen gezeigt hat, wie künftighin der Posten des deutschen Kanzlers nicht mehr besetzt und nicht mehr verwaltet werden kann.

\*

Die Alldeutschen sind durch die Berufung Hertlings, mehr noch als durch die des „Pseudo-Engländer“ Kühnmann, in die Raserei der Verzweiflung geworfen worden. Sie versteigen sich zu den schrecklichsten Vermutungen und überschlagen sich in Angstschreien. Hertling soll der Vertrauensmann der römischen Kurie sein, international gebunden, zu nationaler Politik unfähig, innerlich unfrei, offensichtlich durch seine ganze Vergangenheit darauf festgelegt, die staatlichen Interessen hinter die kirchlich-ultramontanen zurückzustellen und voraussichtlich dazu berufen, das Trümmertwerk des fünften Kanzlers zu vollenden, ein Bethmann-Nachfolger oder gar ein Vorläufer des Wiederkommenden. Man würde solche Krankheitsausbrüche kaum registrieren, kennzeichnen sie nicht den Anfang vom Ende des verbrecherischen Unfugs, mit dem die Alldeutschen nun lange genug Deutschland heimgesucht haben. Daß der entscheidende Schritt, der mit der Einsetzung der Regierung des Grafen Hertling vollzogen worden ist, über die Buschleppereien der Alldeutschen kalt hinweggehen mußte, ist ohne Zweifel auch ein Gewinn und von vorn herein eine Sicherung für eine gesunde, von störendem Ballast befreite Fortsetzung der neu-deutschen Entwicklung.

## Der junge Luther von Egon Friedell

Wenn man versuchen will, die Persönlichkeit Luthers einigermaßen zu begreifen — und das ist für die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts schwieriger, als sie gemeinhin annehmen —, so muß man wohl zunächst von der Tatsache ausgehen, daß er in seiner seelischen Grundstruktur noch eine durchaus mittelalterliche Erscheinung war. Seine ganze Gestalt hat etwas imponierend Einheitsliches, Hieratisches, Steinernes, Gebundenes, sie erinnert in ihrer scharfen und starren Profilierung an eine gotische Bildsäule. Mit Luther nimmt der Genius des Mittelalters gleichsam in einem letzten grandiosen Wurf Abschied von der Menschheit. Sein Wollen ist von einer genialen dogmatischen Einseitigkeit, schematisch und gradlinig, sein Denken triebhaft, affektbetont, im Gefühl verankert: er denkt gewissermaßen in fixen Ideen. Er blieb verschont von dem Fluch und der Begnadigung des modernen Menschen, die Dinge von allen Seiten, sozusagen mit Fassettaugen betrachten zu müssen. Und doch sind gerade seine Tage durch das Heraufkommen höchst differenzierter, verwickelter, polychromer Persönlichkeiten gekennzeichnet: er ist der Zeitgenosse eines luziferischen Froniers wie Rabelais, eines Allumspanners wie Lionardo, eines Cesare Borgia und Machiavelli, Michelangelo und Tizian, und nicht bloß unter den um so vieles vorausgeeilten Romanen, auch unter seinen Landsleuten fand sich ein Weltmann von der seelischen Elastizität Karls des Fünften, ein Psychologe von der Farbigkeit und Subtilität des Erasmus von Rotterdam, eine so durchaus moderne, oszillierende Mischfigur wie der Doktor Paracelsus. Luther dagegen ist ganz und gar kein gemischter Charakter, vielmehr lagen die Kontraste auf seiner Seelenpalette hart nebeneinander. Friedrich Theodor Vischer sagt in seiner Aesthetik, einem leider heute kaum mehr gelesenen Werk von außerordentlicher geistiger Spannweite und Fülle, über das Mittelalter: „Die grellsten Farben brennen neben den tiefsten Schatten; ruht im Altertum auf einer deutlichen Welt voll reiner Formen eine ruhige Sonne, so ist es hier, als beleuchteten die lodernnden Flammen eines farbigen Feuers eine Tropfsteinhöhle.“ So war auch Luthers Seele: alles in starken Tinten, jäh wechselnd, ohne Verschmelzung und Uebergang: schwärzeste Verzweiflung und hellste Zuberficht, strahlendste Güte und finsterster Zorn, mildeste Zartheit und rauheste Tatkraft. Dazu kommt noch als ein der neuen Zeit durchaus entgegengesetzter Zug das völlig Instinktmäßige, Elementare, Unreflektierte, das Luthers Handeln kennzeichnet. Die Hauptsignatur des Reformationszeitalters ist der Rationalismus: man unternahm es, Natur- und Menschentwelt rein verstandesgemäß, wissenschaftlich, bloß mit den Hilfsmitteln der Logik und Methodik zu begreifen; diese neue Betrachtungsweise ist eine Frucht der großen geographischen, historischen und astronomischen Entdeckungen des

ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts, sie verstärkt und vertieft sich im sechzehnten, kulminiert im siebzehnten und erlebt noch eine reiche Nachblüte im achtzehnten Jahrhundert in der sogenannten ‚Aufklärung‘. Von solch mathematischer Planmäßigkeit und Ueberhelle ist in Luthers Leben nichts zu finden: die treibende Kraft in ihm war das Unbewußte; ohne daß er es gewollt und gesucht hätte, war er plötzlich der Held der Zeit, der das Wort aussprach, das allen auf den Lippen lag; er ging mit nachtwandlerischer Sicherheit den Weg, auf dem schon so viele vor ihm gestürzt waren und bewahrheitete das Wort seines Geistesverwandten Cromwell: „Der Mensch ist am größten, wenn er nicht weiß, wohin er sich begibt.“ Daß er inmitten einer gärenden, tastenden, zerrissenen Zeit ein Ganzer, noch ein Stück ungebrochener mittelalterlicher Kraft und Selbstgewißheit war, daß er mit dem Antlitz in ferne neue Zukunften blickte, mit den Füßen aber fest und breit auf dem alten erseffenen Boden stand: eben dies machte ihn zum Führer und befähigte ihn, als ein zweiter Moses an der Scheide zweier Weltalter die Fluten des Alten und Neuen mit seinem Zauberstab zu teilen. Er ist, um es mit Einem Wort zu sagen, der letzte große Mönch, den Europa gesehen hat, ähnlich wie die historische Bedeutung Winkelmanns darin besteht, daß er im Zeitalter der sterbenden Renaissance der letzte große Humanist gewesen ist, und die Bismarcks darin, daß er in der Aera des siegreichen Liberalismus der letzte große Konservative war. Diese eigentümliche Begierung von Altem und Neuem ist vielleicht überhaupt der Stoff, aus dem die großen Reformatoren gemacht werden.

Denn andererseits bedeutet Luthers Auftreten auch etwas schlechthin Neues: er hat geistige Zusammenhänge gesehen, die erst in Jahrhunderten ihre volle lebendige Verwirklichung finden sollten. Das Moderne in Luthers Denken beruht im wesentlichen auf dreierlei Momenten. Zunächst auf seinem Individualismus. Dadurch, daß er die Religion zu einer Sache des innern Erlebnisses machte, hat er auf dem höchsten Gebiete menschlicher Seelenbetätigung etwas Ähnliches vollbracht wie die italienischen Künstler auf dem Gebiete der Phantasie. In der Antweijung Luthers, daß jede Seele sich ihren eigenen Gott aus dem Innersten neu erschaffen müsse, lag die letzte und tiefste Befreiung der Persönlichkeit. Hiermit verbindet sich aber zweitens ein demokratisches Moment. Indem Luther verkündete, daß jeder Gläubige wahrhaft geistlichen Standes, jedes Glied der Kirche ein Priester sei, vernichtete er das mittelalterliche Stellvertretungssystem, das der Laienwelt den Verkehr mit Christus nur durch besondere Mittelspersonen: durch Christi Statthalter und dessen Beamtenhierarchie gestattet hatte, und führte er in das kirchliche Leben dasselbe Gleichberechtigungsprinzip ein, das die französische Revolution in das politische Leben brachte. Und drittens hat er dadurch, daß er das ganze profane Leben des Tages für eine Art Gottesdienst erklärte,

ein ganz neues weltliches Element in die Religion gebracht. Mit der Feststellung, daß man überall und zu jeder Stunde, in jedem Stand und Beruf, Amt und Gewerbe Gott wohlgefällig sein könne, hat Luther eine Art Heiligssprechung der Arbeit vollzogen: eine Tat von unermesslichen Folgen.

Daß dieser große Kirchenrevolutionär aus dem Klerikerstande hervorging, war nicht sonderbar oder zufällig, sondern natürlich und notwendig; eben nur von hier aus konnte er zu seinen umwälzenden Erkenntnissen gelangen. Um etwas mit der tiefsten Leidenschaft bekriegen zu können, muß man aufs tiefste daran leiden können, und um wirklich daran leiden zu können, muß man es sein. Weltbewegende Neuerungen kommen niemals von den Draußenstehenden. Nur in Palästina konnte sich eine Weltreligion erheben, die die völlige Umkehrung des Judentums bedeutete, nur der Pastorsohn Friedrich Nietzsche konnte Antichrist und Immaterialist werden, nur der Altaristokrat Graf Mirabeau konnte die französische Revolution ins Rollen bringen, nur Männer von so durchaus bürgerlicher Abstammung und Erziehung wie Marx und Lassalle konnten den Sozialismus begründen. Nur ein Saulus konnte Paulus werden, und nur ein katholischer Priester konnte den Katholizismus in seinem innersten Kern auflösen.

Eine tiefe Heiterkeit und Daseinslust erfüllte in diesen Kampfsjahren den jungen Luther, erfüllte die ganze Epoche.

Wenn man die einzelnen kulturgeschichtlichen Zeitalter auf ihr allgemeines Weltgefühl und Lebenstempo, ihr Kolorit und „ambiente“ hin betrachtet, so wird man zumeist an irgendeine Tageszeit und Witterung erinnert werden. So hat man zum Beispiel beim ausgehenden achtzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter unsrer „Klassiker“, die Impression eines gemüthlichen, schummerigen Spätnachmittags: es ist schon zu dunkel zum Lesen, aber noch hell genug, um zum Fenster hinauszusehen und bei Kaffee und Pfeife zu plaudern. Oder das vierzehnte Jahrhundert, die Zeit des schwarzen Todes, der Geißelbrüder und der großen Mystiker: dieses wirkt wie eine sternentklare und doch gruselige Winternacht; alles ist schattenhaft, transparent, unwirklich wie die Bilder einer Zauberalaterne. Jenes anbrechende sechzehnte Jahrhundert aber war wie ein kühler, frischer Sommermorgen: die Hähne krähen, die Luft singt, die ganze Natur dampft von duftendem Leben, alle Welt ist prachtvoll ausgeschlafen und reckt sich tatenlustig dem Tageswerk und der Sonne entgegen: „O, Jahrhundert! Die Studien blühen, die Geister erwachen: es ist eine Lust zu leben.“ Ein vulkanischer Wagemut und Drang in die Weite, eine edle Neugierde und Wissbegierde, eine wundervolle Entdeckerfreude durchbrauste die Köpfe und Herzen. Man suchte das Märchenland Indien und fand etwas viel Märchenhafteres: einen ganzen Weltteil mit Dingen, wie sie bisher noch keine Phantasie geträumt hatte. Man suchte den Stein der Weisen und fand etwas viel Wertvolleres: die

Kartoffel. Man forschte nach dem perpetuum mobile und entschleierte ein viel größeres Geheimnis: den ewigen Lauf der Gestirne. Aber während man draußen so große Dinge entdeckte, machte Luther eine noch viel wichtigere Entdeckung im Innern des Menschen, die mehr wert war als Goldsand, Tabak und Kartoffeln, als Druckerpresse, Schießpulver und alle Astronomie: er zeigte seinen Brüdern, wie sie Gott wiederfinden könnten und die Freiheit eines Christenmenschen.

---

## Berliner Sezession von Willi Wolfradt

Zwei Wege nur stehen der Begabung offen: der ins Epigontum und der in den Manierismus. Die Wahl der nicht zur schöpferischen Gestaltung Berufenen ist zwischen: Wiederholung der Vorfahren und Wiederholung der kleinen Eigenheit. Schöpferium ist reiche Selbständigkeit — und je nachdem es der Begabung an Reichtum oder an Selbständigkeit gebricht, landet sie in der Manier oder im Epigontum. In beiden Fällen — und das ist ihr zutiefst Gemeinsames — wächst dem Werk sein Antlitz nicht organisch, sondern wird ihm mehr oder weniger mechanisch verliehen, wie eine vom Fremden oder der eigenen Individualität abgelöste praktikable Haut.

Epigone ist Einer, der, über das allgemeine Maß der Abhängigkeit im Schaffen von geschichtlicher Entwicklung und Nachwirkung hinausgehend, zur ohnmächtigen Variante größerer Beispiele wird. Dabei ist nicht das Entscheidende, daß er Dasselbe sagt, was Schöpferische vor ihm aussprachen, sondern daß er dazu in seiner Unfähigkeit des selbständigen Erfassens kommt, sich bewußt an Vorgänger klammert. Gewiß ist in jedem Schaffenden ein nicht geringes Stück Epigontum, das mit der Differenz von Tun und Sein in ihm wächst. Insbesondere aber zielt der Begriff des Epigonen ab auf einen solchen Wirkenden, der sich das Gesicht vorangegangener persönlich-schöpferischer Wirkung über die eigene innere Ohnmacht stülpt, bei dem fremdes „Käuspern und Spucken“ die Hauptkosten des Werks bestreiten soll.

Demgegenüber steht der Manierist als Einer, der in geistiger Blässe von seinem bißchen Eigenheit nicht loskommt, der die Neußerlichkeiten einer Form, oft auch der spezifisch eigenen, „originellen“ aufgreift und zur Privatmode macht, in schlimmsten Fällen zum bloßen Getue werden läßt. Ueber dem starren Festhalten an einem bestimmten Gepräge, geht ihm der Gehalt umso leichter verloren, als seine Ausdrucksformel eigenartige Rhetorik besitzt und scheinbar für sich selbst bestehen kann, wie etwa die Beredsamkeit am leichtesten leeres Stroh drischt. Wie die Manieren eines Menschen zu seinem Ethos, so verhält sich sein künstlerisches Gebaren zu seinem Stil; und wie die, die am manierlichsten sich haben, kleiden, essen, oft moralisch recht leicht sind, so ist künstle-

rischer Manierismus fast gleichbedeutend mit Armut an innerer Gestalt und Stilkraft.

-Das ungeniale Talent, dem nicht die Kraft innewohnt, die Gestaltung mit eigenem Gehalt zu erfüllen, das Antlitz aus dem Organismus zu entwickeln, hält sich an die Prägung der Oberfläche; je nach der ihm natürlichen Beziehung seines Ich zur Umwelt als Epigone, das heißt: als egofugales Talent, oder als Manierist, das heißt: als egopetales Talent. In der epigonischen Manier gehen die beiden Arten der Gehaltlosigkeit häufig eine mehr oder weniger offenbare Verbindung ein, denn die Fälle sind naturgemäß recht selten, wo Einer, der nichts zu sagen hat, es in sehr persönlicher Weise sagt. So tritt neben den Typus des „Manirierten“ der Typus Dessen, der sich, zum Beispiel, in Greco-Manier oder gotischer Manier gefällt.

Es ist nicht immer zu sagen, wo die Manier aufhört, und wo der Stil anfängt, wo Epigontum durch hingebende Einfühlung abgelöst wird. Sollen Erscheinungen wie der englische Praeraffaelismus, wie der heutige Primitivismus, die so ganz auf dem geistigen Boden der Zeit gewachsen scheinen, als epigonische Manier einer Generation gelten oder nicht? Und damit hängt zusammen, daß wir vor die kritische Anwendung dieser beiden Begriffe die unpharisäische Erkenntnis setzen müssen, daß in der Weltphase, in der wir uns befinden, selbst das Genie noch ein mächtiges Stück Talent zu schleppen hat, daß die Eigenart an sich die Gefahr ihrer Verformelung, die Wertgemeinschaft die des Epigontums birgt, daß unser aller Weg von Schilla und Charpdis der äußern Gebärdung umlauert ist.

\*

Solchen Betrachtungen entgeht nicht leicht, wer — obschon uneingeladen — in die Berliner Sezession tritt, die Parade der Begabungen abzunehmen. Immer wieder fährt einem doch der Schreck in die Glieder über eine Zeit, die aufs Duzend zwölf Talente gehen läßt, und in der sich der Durchschnitt aus lauter eigenartigen Erscheinungen zusammensetzt, in der aber alle, die überhaupt Art haben, sich in fremde Art begeben oder die eigene zur manierhaften Ausdrucksformel herunterreiten. Kritik ist Selbstkritik — und ich weiß, diese Ausstellung ist ein Spiegel. Eine Ausstellung sei aber Altar, nicht Spiegel!

Müßig wäre es, den einzelnen Stümper festzunageln. Es ist hier auf allen Seiten so: kommt ein Bild vom Vorbild frei, so fängt es sich unfehlbar im Fußeisen der „eigenen Note“. Die aber hilft nicht über den Mangel an Musik hinweg. Wenn nun ein Kössner seine ganz hübschen anachronistischen Scherze in ewig gleicher Typik, Palette, ja sogar stets mit irgendeiner Inschrift in Druckbuchstaben ausstattet, so tut das der beabsichtigten Amüsierlichkeit ja wenig Eintrag. Wenn etwa ein Krahn die Bahnschleiche Gehaltlosigkeit seines sozialischen Genres an die Manier

seiner leeren Ruhe und milchsaubern Delfarbe bindet, so tut's nicht weiter weh. Der mit waschledernen Handschuhen angefaßte Arbeiter ist ein Wandschmuck, gegen den nichts einzuwenden ist, als eben dieses. Ernster stimmt schon der von Mal zu Mal peinlichere Anblick der Manufaktur des Herrn Wegner, dessen öde Manier geeignet ist, zum Bad für das Kind Lehmbruck zu werden, mit dem kurzfristige Beurteiler dieses wie alles in gotischem Gepräge Aufsteigende leicht auszuschütten geneigt sind. Hinter Wegners Figuren lebt aber auch nicht ein bißchen Empfindung, darum ist ihre Prägung fade Manier. Die überdurchschnittlich reiche Begabung Waske bringt das gedankenlose Leben seiner Menschengesichter nahezu um durch die manirierte Buntheit einer Regie, die den individuell so tief differenzierten Ausdruck der Köpfe ein für alle Mal demselben knallig einbrechenden Schrägstrahlenmotiv, derselben Regenbogenpropherei, derselben Klischeemäßigen Landschaftsgardine im Hintergrund aussetzt.

Eine künstlerische Persönlichkeit aber von noch ganz anderm Rang: Bruno Krauskopf sehe ich schon gefährlich von der Manier bedroht. Die frische Kraft droht zu erlahmen, die Formel dämmert herauf, konstruktive Trockenheit beschleicht das visuell gehaltvolle Erlebnis. Kubistische und primitivistische Reminiszenzen dringen als epigonale Elemente herein in das wunderbar grabhafte, schwermütige Klingen seiner Kompositionen. Der tragische, dickflüssige Wellenschlag der Umrisse, die klagende Farbe, das stumme Seufzen der Schatten: all das findet gar keine Einheit mit diesen geometrisch-exotischen Motiven. Pechstein steht hinter einem ganz äußerlichen Stilleben, Boccioni nistet in den großen Kompositionen. Ein Partdurchblick aber gibt die keusche, vegetative Einsamkeit, in der das Licht hinter einem Schutzwall von Schatten gedeiht, fast unbehelligt von Einflüssen und Arbeitsgebrauch; und ein Frauenbildnis voll stolzer Melancholie, mit gepreßtem Mund, leidenden Händen und hoher Haltung ergreift tief. Hier kommt es einmal zur Einheit zwischen dem müden, abgespannten Fall des Kleides, das wie ein mythischer Nachtschweif ist, dem aristokratisch gelähmten Geriesel der Gobelinzeichnung auf der Stuhllehne, dem bleichen Frauenernst und der feierlich-scheuen Dreiviertelstellung. Einzig ein stechendes Gelb am Brustausschnitt und auf den feingebogenen Händen stört den Eindruck.

Und auch Hedendorfs großzügige Art wird sich hüten müssen, bequem, handlich, manierlich zu werden. Die Epit einiger Balkanlandschaften von legendärer Raumhaftigkeit beweist schöpferisches Vermögen. Prachtvoll, wie viel Landschaft in diesen Bildern steckt, wie da die überkreuzte, buchtige Erdrinde sich ausbreitet, aufstürmt, wellt und sprießt! Das Füllhorn der Unererschöpflichkeit scheint darüber ausgeschüttet, über eine reifige, strotzende, friedfertige Welt. Aber in andern Stücken schon spannt sich die Kraft nicht mehr recht an, und auf dem zuverlässigen Schiffelein der per-



jönlichen Handschrift läßt sich der Künstler fremden Gebärden in die Arme treiben, am schlimmsten in der theatralisch gespreizten ‚Strandung‘.

Talent ist ein Zeitübel, und es besteht kein Grund, Klossowski die Verniedlichung des Delacroix zu verargen, Büttner einen trübem Trübner zu nennen, Hüther einen Reflexaleidostyken und die immer liebenswürdige, Corot und Heilemann zur Synthese bringende Puzmalerei Spiros zu schelten. Zierath bringt, obwohl an Meidner erinnernd, ein eigen gesehenes Bildnis, Leo von König, Oppenheimer, Oppler, Reifferscheid, Meyer Buchwald und Treitel machen in bewährter Weise durchaus anständige Portraits. Jaedel, der in rückwärtiger, ruhesuchender Entwicklung begriffen scheint, stellt neben Mattes eine stille, durchsichtige Landschaft von reinem Klang, und Hagemeisters Wellenstücke haben entschieden elementare Großartigkeit. Bei allem Mangel an starker, freischöpferischer Persönlichkeit birgt die Ausstellung genug des Annehmbaren und immerhin vom neuen Geist Betretenen, daß das Publikum die Hände über dem Kopf zusammenschlagen kann. Wirklich, ich glaube: selbst die Simpeleien Philipp Frands finden Leute, die soviel Radikalismus entsetzt anstarren. Das bittere Satyrspiel aber zu alledem bleibt, wie Corinth's heftige und eigenwillige Persönlichkeit sich immer mehr entwertet, billige Malereieffekte aufsucht und mit kraftloser Brutalität größte Aufgaben aus dem Handgelenk zu lösen unternimmt. Das Versagen der Persönlichkeit ist die Rehrseite des Gedeihens der Begabung.

Nur zwei alles aussprechende Werke bleiben schließlich von all dem Nocheinmalgesagten und Beinabegesagten. Das jagende Sichaufbäumen ansteilender Pferdeleiber und geduckter Reiterhinetten vor zerrissenem, fleckigem Gewitterhimmel in Kuhlhoff's ‚Reiterschlacht‘, prachtvolle Konzentration aller Schemen einer gepeitschten Nachtphantasie, Zusammenprall, Aufschließen, Schäumen, Sturz und Sturm: das stellt ein Versprechen dar, dem die übrigen ungleichwertigen Bilder des Künstlers wenigstens nicht widersprechen. Und zum andern: Schwalbach's ‚Klagende Frauen‘, ein melodischer Sang von Biegung, Wendung und Verflechtung über einer zart in rosa und grün schimmernden Ferne. Zwei Akte, ein stehender als Sopran führend, schattender Alt ein kauern-der, in sich verträumter. Ein Lied voll Reigung und schmerzlichem Beben hallt vom erdhast vollfarbigen Vordergrundsgestade langhin über die schwebenden Wasser ins rinnende Dämmern der Unendlichkeit. Nur ein abgebrochener Stamm begleitet die fein klingende, aetherische Musik der Leiber, steht wie ein Symbol da alles Dessen, was Frauenschmerz beklagt, fein in jeder Biegung, in räumlicher Einfügung und in dem subtilen Beiwert von zwei, drei Nestchen, die den ersten leisen Ton des Liedes anzugeben scheinen. In ihrer Schwellung lebt all die linde, wehe Rhyth- mit des Ganzen.

Grade solches Werk wird leicht maniriert genannt. Die wundersame Uebereinstimmung aber von Gepräge und poetischem Gehalt, von Vortrag und Sinn läßt das nicht zu, so liebevoll und vielleicht präziös Schwalbach sicherlich seine Eigentümlichkeit kultivieren mag. Der Vorwurf des Epigontums wie des Manierismus meint letzten Endes: Erlebnislosigkeit. Hier aber ist sensitivstes Erlebnis mit allen Fasern, nichts daran nur Kostüm. So gewiß die schöpferische Natur noch in der wörtlichen Kopie, in der bewußten Variation nicht Epigone wird, so gewiß kann Einer immer wieder seine Sonderheit pflegen, ohne in Manier zu verfallen, sofern nur jede Schöpfung sich in stetem Befruchtungswechsel von Erlebnis und Ausdruck von Seelengrund aus in organischer Einheit aufbaut.

## Bernhard Baumeister von J. J. Davtd

Kastamer, als die verblaßte Erinnerung an dieses lange vorm leiblichen Tode erloschene Stück herrlichsten Deutschtums in der Schauspielkunst selbst zu beleben oder als einen der wiener Mitarbeiter darum zu bitten, schien es mir, einem verschollenen Sammelwerk die Charakteristik zu entnehmen, die der mährische Dichter vor zwanzig Jahren aus seinen täglich frischen Burgtheatereindrücken schöpfen konnte.

Als Naturbursche kam er zu uns. Es sind deren natürlich nicht mehr gar Viele, die sich seiner Leistungen auf diesem Gebiete erinnern können. Die aber sprechen immer noch mit innerer Bewegung davon. So sollen sein Mercurio und sein Valentin unbergänglich gewesen sein. Inmitten der deklamatorischen Art, die man damals gerne noch pflegte wie vernahm, und deren persönlich mächtigster Vertreter wohl Joseph Wagner gewesen ist, mußte Baumeisters ungemeine Natürlichkeit und Echtheit erquicklich und wiederum befremdend wirken. Man kann sich, wenn anders man den Künstler kennt, recht wohl die Art konstruieren, in der er diese ehrlichen, innerlich anhänglichen und tüchtigen Kraftnaturen gab. Um einen einzigen Genuß ist man darum doch gekommen. Man umarmt einen Schatten für die blühende Geliebte.

Das Rollensach aber, das er sich späterhin zu eigen machte, hat man mit seinem Namen geprägt. Man spricht von Baumeister-Rollen, wie von einem feststehenden Begriff. Denn ist Baumeister gut, dann ist er einfach Klasse und Maßstab für sich. Er hat das Seltenste: jene schauspielerische Intuition, die so selten ist wie eine echte künstlerische Intuition überhaupt. Er erschließt uns dann nicht etwa eine Gestalt — denn etwas erschließen setzt immer eine Art mechanischer Tätigkeit voraus —, sondern sie offerbart sich ihm in aller ihrer Heimlichkeit, in jedem Gestus, nach Lauten wie nach Tönen. Er lebt in ihr. Es ist eine Ursprünglichkeit und eine Freudigkeit in ihm, einen bestimmten, durchaus sinnlichen Eindruck weckt er, die Kulisse verschwindet, wenn er

auf die Bühne tritt, der grüne Wald rauscht heran und steht vor uns, durchleuchtet von spielenden Lichtern voll fröhlichen Jubels, und wieder mit ernstern und finstern Gründen, mit dunklen Wassern, über die die schattenden Bäume neigen, und es kispelt in den Zweigen von allerhand düstern und traurigen Dingen, die verborgen auf dem Grunde der Fluten schimmern. Er ist mannigfaltig aus innerm Reichtum. Er ist gesund und erquicklich. Er bedarf keineswegs der großen Rollen, um seiner vollen Wirkung sicher zu sein. Die Episode hat ihm mehrfach seine schönsten Erfolge gebracht. Er soll vordem den Kammerdiener in ‚Kabale und Liebe‘ ganz unübertrefflich gespielt haben. So klein die Aufgabe dieser Rolle erscheint, so unendlich wichtig ist sie. Denn durch ihren Mund erhebt der Dichter seine stärkste, seine erschütterndste Anklage gegen die Zeit überhaupt, und ein falscher Ton hier verschiebt das ganze Stück und seine Tendenz. Wir haben noch seinen ersten Schauspieler im ‚Hamlet‘ und seinen Kent im ‚Lear‘ sehr genau im Gedächtnis. Welche Tonmalerei hier in der Schilderung des Falles Trojas, welches Aufschluchzen beim Tode Hekubas! Besonders aber der Kent. Ist jemals die unbedingte Treue, die keineswegs blind gegen die Mängel des teuern Herrn ist, die ein offenes Wort ihm gegenüber durchaus nicht scheut, und die dann in der Stunde der Entscheidung wieder kein Wanken und kein Weichen kennt — ist diese höchste menschliche Tugend jemals auf der Bühne so verkörpert worden, wie es hier geschieht? Stand Kent auf den Brettern, so begriff man erst die ganze Tragik und zugleich die ganze Größe Lear's. Er mußte wohl einmal jeder Zoll ein König gewesen sein, um diese unbedingte und unwandelbare Hingebung in der Brust eines so wadern und mannhaften Mannes zu wecken. Kent war wirklich ein Illustrationsfactum. Und davon aus floß Licht über manchen dunklen Punkt der furchtbaren Tragödie — wohl die höchste Aufgabe des darstellenden Künstlers überhaupt.

Wenn Andre tasteten und suchten, so quoll es bei Baumeister unmittelbar. Er machte wirklich den Eindruck des naivsten Künstlers, der allein aus der Anschauung heraus schafft. Er kann nicht flügel'n. Keine Kritik und kein weiser Rat vermögen ihm zu nützen. Er hat die Rolle ergriffen, oder er hat sie nicht erwischt können. Es ist möglich, daß er dann später einmal hineinwächst, umlernen aber kann er nicht. Es ist bei ihm eben wie ein Naturprozeß, der sich immer langsamer vollzieht, als was sich in der Retorte der lateinischen Küche begibt. Seine Entwicklungsfähigkeit aber ist eine ungemaine. Man denke an Mercutio, der den Eingang zu seinem schauspielerischen Ruhm bildete, an die beiden ragenden Tragsäulen, auf denen nun sein Rollenruhm ruht: an Sir John Falstaff und Pedro Crespo.

Man beschwöre sich diesen Sir John! Ein Lump, eine Memme, ein Lügner. Ja, aber das muß er doch wohl sein!

Könnte er sonst seinen süßen Prinzen, seinen Zucker-Heinz so ergöhen? Dieser dicke Ritter ist die Lebenslust, ist die Lebenslaune und der Witz selber. Darin liegt seine Existenzberechtigung. Wie kann übler Laune und verstimmt sein, wie Grillen fangen, wer mit Sir John zu tun hat? Er ist kein Schmarotzer. Denn was immer man ihm gibt, das vergilt er tausendfach durch das unendliche Behagen, das von ihm ausgeht. Und er ist im innersten Grunde seines Herzens ein weiser Mann — man hört in der Erinnerung seine berühmte Standrede über die Ehre — und seinem süßen Heinz, der ja im Grunde ein Esel ist, von Herzen zugetan. Wie Seltgeschmack liegt es einem auf der Zunge in der Rückschau. Wer diesen Falstaff verstoßt, der hat wirklich alle Welt verstoßen. Und man begreift: Das fröhliche Alt-England ist nicht mehr, das es war, und eine eiserne Zeit der Pflicht und des Waffenlärms bricht an und übertönt die Schelmenlieder und die dreisten Späße im wilden Schweinskopf zu Gastcheap. Seine rote Nase war wahrhaft ein Licht, das zu aller Lustbarkeit heranleuchtete, und sein klägliches Ende bewegt uns noch im Nachhinein das Herz, wenn wir vernehmen, wie sanft und bußfertig er von hinnen ging, nicht anders als ein Kind im Westerhemdchen.

Seinen künstlerischen Gipfelpunkt aber bedeutet für mich der Richter von Zalamea. Es war wohl auch sein größter Erfolg, im Ganzen gerechnet. Daß er den Falstaff meistern könne und müsse, dies durfte man nach mancher frühern Leistung voraussetzen. Denn da und dort zeigten sich Ansätze zu dieser einzigen Gestalt. Anders war es mit dem Richter. Bis dahin hatte man eine gewisse Weichheit, die beispielsweise seinen Musikus Miller direkt schädigte, als den Grundton vor Baumeisters Wesen ansprechen müssen. Er war eben — um ein Wort, das man gerne mit einem ironischen Beigeschmack zu nennen liebt, einmal in sehr rechtschaffener und rühmlicher Bedeutung zu gebrauchen — ein Biedermann. Ehrlich, gut, nicht eben von weitem Horizont. Damit kommt man dem Pedro Crespo nicht bei, der da zu seinem Rechte steht, unbeugsam und erbarmungslos, nachdem man erst an ihm ohne Erbarmen gehandelt. Es muß etwas von innerer Naturgewalt, an die man nicht rühren darf, ohne sie zu entfesseln, in ihm stecken. In der Art nun, wie Baumeister diese Figur — eine der größten dichterischen Schöpfungen aller Weltliteratur — anpakt, durchführt und steigert, ist eine erstaunliche Folgerichtigkeit. Von Anbeginn weiß man: Dieser Mann da kann keine Unbill, nicht einmal ihren Schatten vertragen. Wie nur im Gespräch mit Don Lope die erste Möglichkeit eines solchen aufzündet, lodert er schon in ganzer Flamme. Und dann greift man ihm mit roher Gewalt an sein Bestes, an seine Ehre. Denn die seiner Tochter ist von der seinigen nicht zu trennen. Reuwillig demütigt er sich, der Richter von Zalamea kniet vor dem Schänder seiner

Tochter, bittet und bettelt. Und diese Besudelung seines besten Selbst, hingenommen, nur um die Besudelung der Tochter wegzuschaffen, ist umsonst. Und wenn dann der Richter hilflos, überwältigt, an den Baum gebunden steht und an seinen Banden reißt, die stärker sind als selbst er, so regt sich jenes große Entsetzen in jedem Busen, das zu den ursprünglichsten und geheimsten Wirkungen, zu den letzten Weihen der Kunst gehört. Der große Odem der Tragik rührt an uns, und wir spüren von einem gespenstigen Anhauch aus der tiefsten Herzenstiefe uns durchzittert. Die wir ihn in dieser Rolle gesehen, wir dürfen uns dieser Erinnerung erfreuen und sie hegen mit dem Besten, was wir jemals von der Kunst der Bühne empfangen. Die ihn nicht sahen, die sind um einen großen Eindruck und um eine schöne Freude ärmer.

An seinen Falstaff erinnert eine Statue an der Außenseite des Burgtheaters. Es kann niemals mit der Unnatur in diesem Hause so gar arg gewesen sein, wie mans gerne darstellt, wenn Bernhard Baumeister sich so ganz unbekümmert und unverbildet entwickeln konnte, er, der doch in jüngern und formbaren Jahren zu uns kam, um bleibend der Unse zu werden. Ihn ersetzen kann niemand. Was er uns übermachte, das haben wir zu verwahren: denn er hat für uns zahlreiche Rollen erst geschaffen und belebt. Das müssen wir festhalten, wenngleich in absehbarer Zeit niemand kommen wird, der seinen Maßstab füllt. Auch in der Kunst, scheint es, muß man sich mit dem Gedanken einer Herabsetzung des Metrummaßes langsam befreunden.

---

## Wiener Theater von Alfred Polgar

Das Ende vom Lied' ist ein Märchen in drei Akten mit einem Vor- und einem Nachspiel von Rudolf Holzer. Im Vorspiel läßt der Teufel — sehr böse, weil eben der Friede geschlossen wurde — die Menschen in sein Welt-Kino. Der heimgekehrte Krieger und seine Braut, die durchaus möchte, ihr Kind solle Dichter werden, folgen der Einladung. Da wird nun der Braut, auf Intervention eines als „der Weise“ im Personenverzeichnis geführten Herrn mit schwarzem Schlapphut, ein Dichter-Schicksal gezeigt. Und zwar das des verbummelten wiener Poeten Ferdinand Sauter, von dem ein paar schöne schwermütige und auch ein paar schöne leichtsinnige Verse auf uns gekommen sind. Im ersten Bild offenbart sich die Beliebtheit und Versoffenheit Sauters sowie sein Unvermögen, sich in die bürgerliche Ordnung zu schicken. Da erscheint aber, im Abenddunkel, die schöne Schauspielerin Blanche Wohlgemuth und eröffnet dem verdutzten Dichter Perspektiven... ich sage nichts als: Perspektiven! Dessenungeachtet steigt er zur Dintcherl-Kellnerin ins Fenster. So sind sie, die Poeten. Im zweiten Bild, Hausball bei Frau von Pittil, sehen wir Sauter im Frack. Er ist, dank Blanche, emporgekommen.

Aber gleich kommt er wieder herunter. Sie behandelt ihn miserabel, betrügt ihn monnigfach, seine getränkte Dichter-, Menschen- und Manneswürde empört sich, und er geht ins Wirtshaus. (Am Arm eines Herrn mit kugelrundem Gesicht und scharfen Brillengläsern, in dem wir unschwer den Helden des unsterblichen Dreimäderlhauses erkennen.) Im dritten Akt ist Ferdinand Sauter alt, müde, dem Elend preisgegeben. Er hat nicht einmal ein Nachtquartier. Sein letztes Hemd schenkt er einem unheimlichen Quartett von Leichenbestattern, trinkt, sagt noch einiges Wurzelbittere über das Leben, trinkt, hat eine Vision von Blanche und Vintcherl und hängt sich auf. Nachspiel: die Braut stürzt heulend aus dem Kino, aber an dem Entschluß, ihr Kind müsse ein Dichter werden, hält sie fest. Offenbar weiß sie, eine kundige Wienerin, daß Dichter-Karrieren auch anders verlaufen können. Die merkbare Qualität dieses Stückes ist seine kaum mehr zu überbietende Einfachheit. Der Schicksalsfaden des armen Sauter spult sich ohne jegliche dramatische Verknötung ab, der Versuch, aus dem „Lebensbild“ ein Charakterbild zu machen, scheitert nirgends, weil er nirgends unternommen wird. Herr Direktor Farno hat das Spiel mit sehr stimmungsvollen alt-wienerischen Dekorationen und mit Fräulein Lona Schmidt splendid ausgestattet. Die höhere Weihe erhielt es durch Girardi, der da nach langen Jahren wieder einmal an einer menschlichen Figur seine Meisterschaft bewähren konnte. Leider nicht auch seinen Humor, dem in der dauernd sentimentalisch-dicken Atmosphäre des Spiels nach ein paar kurzen Japsern der Atem ausgeht. In den ersten zwei Bildern steht Girardi noch neben der Rolle. (Sein Vortrag des lieben Strophen-Liedchens ‚Auf der Gassen‘ ist eine Köstlichkeit für sich.) Im dritten Akt aber, der den guten Sauter völlig entwurzelt zeigt, dem letzten Elend preisgegeben, da kommt Girardis Kunst einfacher und inniger Menschengestaltung zu ihrem mildesten, tiefsten Leuchten. Wie er da die Gloriole des Dulbers überm Haupt des zerlumpten Bettel-Dichters aufschimmern macht, wie er Melancholie und Heiterkeit des Herzens, das nichts mehr zu verlieren hat, zu rührendem Fneinander mengt, das verlohnt schon den Passionsweg durch drei Akte wienerisch-weinerlicher Poesie.

\*

Zum ersten Mal: ‚Der Thomaskantor‘, eine deutsche Komödie in drei Akten von Armin Friedmann. Wir sehen, im Deutschen Volkstheater, des Thomaskantors, Johann Sebastian Bachs, leipziger Häuslichkeit. Wilhelm Friedemann Bach, der älteste Sohn, von Herrn Danegger wild-feurig, mit einem Einschlag von Düsterei dargestellt, gibt Proben seiner kraftgenialischen Natur. Als deren strikter Gegensatz erscheint Philipp Emanuel, der „Hamburger Bach“, trocken, prezios, von lächerlicher Würde gesteiht. Herr Edthofer übertreibt das in anmutiger Weise. Aus der sonstigen Kinderchar macht sich ein übermütiger Knabe (Fräulein

Hochwald) und ein holdes Mägdlein (Fräulein Butovics) durch Zwischenreden bemerkbar. Es treten ferner auf: Altnicol, des Hamburgers Faktotum, ein spaßig gemeinter Kauz (Herrn Stein anvertraut) und Picander, der literargeschichtlich beglaubigte Dichter geistlicher Lieder und vieler scherzhafter Poeme. Aus ihm macht Herr Forest ein heiteres, spiß-vertrautes Kerlchen. Dann ist noch Bachs Wirtschasterin da, für deren altjüngferliches Wesen Fräulein Schweighofer aufkommt. Als Gast im Hause Bachs begrüßen wir Anna Magdalena Wülken, um die des Meisters beide Söhne sich bewerben. Sie aber liebt ihn, den großen Vater. Fräulein Steinsiedt spielt die gefährliche Rolle sehr fein und duftig; schwerlos sozusagen. Der Thomaskantor selbst erscheint als ein leicht salbungsvoller, mild-kräftiger Mann, einfältig, klug und Gott im Herzen. So stellt ihn auch Herr Kutschera dar, gemessen, bürgerlich, bieder-ungenial. Ja, das sind also die Figuren des Spiels. Der Autor hat sie säuberlich ausgemalt, voll des ernstigsten Behagens an solcher Beschäftigung, vergnüglich beflissen um das Schnörkel-Deutsch der Epoche (das wie um einen versteifenden Draht von Latinität zopfig geflochten ist), schwelgend in zeitkoloristischen Stricheln und Tupferchen. Bevorzugt wurden süße, niedliche Farben; die Allonperücken, auch die des Thomaskantors, scheinen mit Staubzucker gepudert. Verschlingung und Lösung des Spiels sind überaus sanft und einfach geraten. Von einer Bach-Komödie hätte man schon andre Harmonien erwartet als das bißchen Septimenakkord, aufgelöst in einen ganzen Teich von Dreiflang.

\*

Burgtheater: Annie Rosar als Rebekka West in „Rosmersholm“. Das Frauenzimmer mit dem robusten Willen und dem tragfähigen Gewissen, also eigentlich die Rebekka aus der nicht geschriebenen Vorgeschichte des Dramas, kam zur Geltung. An der iblefarbenen Rebekka, in der sich die heilige Wandlung (zum Adelsmenschen) vollzogen hat, scheiterte Fräulein Rosars etwas derbe Schauspielerei. Sie ist sehr wirksam, wo es Triebhaftes auszudrücken gilt, aber flach und leer, wo geistige Elemente vorwalten, und ganz hohl-theatralisch, wo diese Elemente in dramatische Bewegung kommen. Da verfliegt der Spiritus, und es bleibt nur das Sanguinische. Fräulein Rosar spricht den Text der Rebekka recht verständig; die seelische Resonanz fehlt. Gerade auf jene überbedeutungsvollen Stellen der Ibsenschen Diktion, deren inneres Pathos kein äußeres verträgt, setzt sich Fräulein Rosar mit dem ganzen Gewicht ihrer bühnenüblichen Leidenschaft. Unter solcher Last gibt eine ohnehin gebrechliche Phrase, wie etwa die von den „weißen Rössen“, nach, und der hohe Augenblick fällt in die Tiefe, ins Lächerliche. Auch verträgt die spirituelle Blässe einer Figur wie dieser Rebekka West nur zarte, nicht knallige Natürlichkeitsfarben. In kurzem: Fräulein Rosar ist offenbar, ihre Ibsen-Darstellung lehrte das, eine treffliche Anzengruber-Spielerin.

## Entscheidungen von Paul Hatvani

Die alte Philosophie bemühte sich, den Sinn der Welt zu ergründen; die neue beweist besten Falls ihren Unsinn.

Temperamentlose Menschen kommen überhaupt nicht in Betracht.

Pathos ohne Temperament ist eine Phrase des Gefühls.

Der Künstler ruft: „Gebt mir ein Weib, das so viel Temperament hat, wie ich Phantasie . . . und ich hebe eure Welt aus den Angeln!“

Humor ist eine ursprüngliche Naturerscheinung. Man sollte sagen können: Es lacht.

Nur Sehende kann man blenden.

Man sollte die Fremdwörter erst fragen, ob's ihnen angenehm ist, eingebedeutet zu werden.

---

## Donnersmarcksche Finanzpolitik von Vindey

Das letzte Jahrzehnt vor dem Kriege hat bei uns eine absonderliche Unternehmergruppe sich erheben und stürzen sehen: die im sogenannten „Fürstentkornern“ vereinigten Fürsten Hohenlohe und Fürstenberg, jene merkantilen Dilettanten, die im Eifer des Geschäftemachens rund hundert Millionen in Verkehrsunternehmungen (Omnibus), Warenhäuser (W. Wertheim), Hotels (Esplanade) und unzählige minder in die Augen fallende Engagements gesteckt — und verloren haben. Noch jetzt ist die Deutsche Bank, die nach dem rechtzeitigen Rücktritt des klugen Karl Fürstenberg die Bankergeschäfte dieser komplizierten Finanzgruppe übernahm (und dabei selber ein gutes Duzend Millionen Mark einbüßte) — noch jetzt ist diese Treuhänderin damit beschäftigt, die verunglückte Masse der beiden Fürsten zu liquidieren.

Als Gegenbeispiel zu der amateurhaften Betätigung jener beiden fürstlichen Herren auf dem schwierigen Gebiet moderner Finanztransaktionen wurde damals der starke und im Feuer geschäftlicher Erfahrung gefestete Erwerbswille eines andern Magnaten, nämlich des Fürsten Guido Händel von Donnersmard viel genannt. Er war es, der, oft auf denselben Gebieten wie seine Standesgenossen, in Geschäftskdingen von Erfolg zu Erfolg schritt, nachdem er, ebenso wie Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe, aus seinem ober-schlesischen Grubenbesitz die reichen Mittel zu weiterer industrieller Tätigkeit entnommen hatte. Die Donnersmardhütte bildet noch heute, nach dem unlängst erfolgten Tode des alten Fürsten, das Rückgrat des auf mehrere hundert Millionen geschätzten Donnersmardschen Familienvermögens.

Seit einigen Jahren und namentlich während des Krieges ist nun in der Finanzgebarung der Donnersmardschen Vermögensverwaltung eine Tendenz erkennbar, die im bestimmten Gegensatz zu der frühern gewerblichen Betriebsamkeit des Eigentümers dieses großen Vermögenskomplexes steht: die Tendenz zur Umwandlung der risikanten und werbenden Kapitalien in Anlagewerte, die allmähliche Fest- und Stilllegung der umlaufenden Mittel, kurz: der Rückzug dieses Grandseigneurs und nunmehr seiner Erben vom „großen Geschäft“. Man kann nicht annehmen, daß in der Formel Vestigia terrent die Erklärung zu diesem keines-



wegs langsamen Umwandlungsprozeß gefunden ist. Die Gründe dürften anderswo, sie dürften tiefer und höchstwahrscheinlich auf persönlichem Gebiete liegen.

Der Abbau aber ist unverkennbar. Mit dem Verkauf der Donner-smarschischen Beteiligungen an der 'Union Fabrik chemischer Produkte' in Stettin und der Abstoßung der Salzdiethfurter Kaliverte fing die Verflüssigung der Betriebskapitalien an, und ihre Festlegung in Form rententragender Investitionen begann vor zwei Jahren mit der großen Acht-Millionen-Beleihung des berliner Grundstückskomplexes, in dem sich grade lehtthin viel genannte Hotel- und Restaurationsbetriebe befinden: das Victoria-Café, das Restaurant Lindenhof, Krziwanek, Hotel Stadt Rom undsoweiter. Bald darauf folgte der viel besprochene Darlehnsabschluß, der durch Vermittlung der Ungarischen Bank und Handelsgesellschaft zustandekam, und der der Stadt Budapest eine Anleihe in Höhe von dreißig Millionen Mark verschaffte. An diesem Geschäft zeigte sich in besonders augenfälliger Form das all diese Transaktionen leitende Bestreben der fürstlichen Vermögensverwaltung, sich risikanter Werte zu entäußern und gesicherte Rententräger dafür einzutauschen: in Anrechnung auf den Gegentwert hatte der Darlehnsnehmer nämlich für viereinhalb Millionen Mark unbebaute Terrains (am Teltow-Kanal) mit in den Handel zu nehmen; und der Fürst war eines zu den Blütezeiten der großberliner Bodenspekulation eingegangenen, inzwischen reichlich notleidend gewordenen Engagements los und ledig. (Es verblieben ihm freilich noch Frohnau und Zehlendorf-West, über deren Aussichten die Meinungen geteilt sind.)

Dieser Tage sind neue, sehr umfangreiche berliner Grundstücksbeleihungsgeschäfte der fürstlichen Verwaltung bekannt geworden, die aus den schon angeführten und aus allgemeinen Gründen des Interesses nicht entbehren. Auf das Warenhaus Tieh in der Leipziger Straße sind freiebeneinhalb Millionen Mark, auf die Hotels Esplanade und Excelsior (des ehemaligen Fürstentonzerns!) dreizehneinhalb und sechs Millionen Mark und auf das Kaufhaus Arnold Müller in der Leipziger Straße eine Million Mark als Hypotheken vergeben worden. Es handelt sich um fällig gewordene Darlehnsposten, die durch das fürstliche Geld abgelöst worden sind, sodas zwei Interessenten damit gedient wurde: den bisherigen Hypothekengläubigern und dem Grundstückseigentümer.

Recht bemerkenswert ist der Zinsfuß, der für die Millionenbeleihungen aus der fürstlichen Schatulle vereinbart wurde. Er ist unffällig niedrig, zumal wenn man bedenkt, das es sich bei den beliehnen Grundstücken um Objekte wie Warenhäuser und Hotels handelt, für die nach dem Hypothekenbankgesetz das Geld der Realcreditinstitute nur sehr schwer und teuer zu haben ist. Der Zinsfuß bewegt sich, wie verlautet, zwischen viereinhalb und vierdreiviertel Prozent, ist also niedriger bemessen als der Zins der Reichskriegsanleihe.

Man kann aus den neuen großen Geldhingaben der fürstlichen Vermögensverwalter zurückschließen auf das Vertrauen, das diese fraglos verfierten Herren in die künftige Entwicklung Berlins, in die des Handels und Verkehrs in Berlin setzen. Offen bleibt allerdings die Frage, welche einmaligen Opfer die Grundstückseigentümer zu bringen hatten, um die neuen langfristigen Kredite zu erlangen. Der Deffentlichkeit verborgen bleiben auch die Mittel und die Wege, vermöge deren die Entleiher an die so reichlich sprudelnde Quelle des Donner-smarschischen Vermögens herangelangt sind.

# Antworten

**Junger Dramatiker.** Sie erhalten am dritten Juni von einem der Dramaturgen des Deutschen Theaters folgenden Brief: „Sehr geehrter Herr! Ich möchte Ihnen heute nur in aller Kürze mitteilen, daß mir Ihr Werk einen ausgezeichneten Eindruck gemacht und mein Interesse für Ihre dichterische Persönlichkeit und Ihre weitere Produktion im hohen Maße geweckt hat. Welches das Schicksal Ihres Wertes zunächst bei uns sein wird, kann ich Ihnen — da Herr Professor Reinhardt zur Zeit in der Schweiz weilt und erst in einigen Monaten nach Berlin zurückkommt — heute noch nicht sagen. Ich habe jedenfalls die Absicht, mich aufs wärmste dafür einzusetzen. Ich bitte Sie, mich freundlichst etwa Anfang September mit einer Zeile an das Versprechen, Ihnen dann unsere definitive Entscheidung zukommen zu lassen, zu mahnen.“ Das Deutsch dieses Deutschen Theaters könnte deutscher sein. Aber das schreckt Sie nicht ab, etwa Anfang September zu mahnen. Mit dem Erfolg, daß Sie Anfang November gezwungen sind, mir zu schreiben: „Trotz Dutzender Briefe konnte ich keine weitere Auskunft vom Deutschen Theater erhalten. Was soll ich tun? Muß es für einen Menschen, der Kultur in den Knochen hat, nicht wie ein Schlag ins Gesicht wirken, wenn er auf alle höflichen Anfragen wie Luft behandelt wird? Ich erbitte vom Deutschen Theater nichts anderes als eine Auskunft, ob das Werk angenommen ist oder nicht. Ja, ich wäre, wie ich mehrmals schrieb, gerne bereit, weiter zu warten, wenn man mir antwortete: eine Auskunft sei zur Zeit noch nicht möglich. Aber man ignoriert mich völlig. Ich ermächtige Sie, von meinen Mitteilungen jeden gewünschten Gebrauch zu machen. Bei einer öffentlichen Behandlung des Falles stehe ich selbstverständlich für meine Angaben ein. Ich setze noch hinzu, daß auch telephonisch keiner von Reinhardts Dramaturgen für mich zu erreichen ist.“ Und da soll nun ich Ihnen helfen. Ihnen und Ihren vielen Gefährten, die mir ähnliche Briefe schreiben. Aber meine Gerechtigkeitsliebe befiehlt mir, die angeklagte Partei vor Ihnen in Schutz zu nehmen. Sie verlangen Kinderstube von Deuten, die nun einmal keine gehabt haben. Ist das billig? Außerdem haben Sie offenbar eine provinziale Vorstellung von der Arbeitslast, die auf diesen wackern Beamten ruht. Die sind Grobsieb, das heißt: sie haben dafür zu sorgen, daß von den Schauspielerküken, Männlein und Weiblein, nur die weniger begabten zu Reinhardt höchstselber gelangen. Wenn das Ensemble für das Spieljahr vollzählig ist, dann liegt ihnen und die Talente auszuwählen und den Durchschnitt zu überfüttern. Sie wohnen den meisten Proben bei, um den Chef, der sein Fach versteht und deshalb oft gegen ihre Protektionen auffässig wird, mit sanfter Gewalt zu einem Opfer der Ueberzeugung zu bringen. Sie machen Reisen in Städte, wo Hofschauspielerinnen der alten Schule kontraktbrüchig werden wollen, und deichseln die Chose. Bei den Premieren ergießen sie sich in den Zuschauerraum und deuten dem Kritiker seinen Eindruck. Auch ihre Musikstunden stellen sie fröhlich in den Dienst der Aufgabe, unsrer Presse die Augen über den Wert Max Reinhardts und die Minderwertigkeit seiner Konkurrenten zu öffnen. Diesen ins Gehege zu kommen, scheuen sie keinen noch so zeitfressenden Prozeß. Sie gründen Vereine und bündeln ein Komitee zusammen, um Das junge Deutschland, nämlich den Nachwuchs der Dramatiker durch die Tat, durch die einzige, die ihm frommt: durch die Aufführung zu befördern, und erfüllen die Zeitungen monatelang mit Notizen über diese ihre verdienstliche Beschäftigung. Und da fordern Sie ahnungsloser Engel, daß so rechtlich geplagte und sich plagende Männer noch dazu gelangen, den jungen Dramatikern, die ihnen Interesse für ihre dichterische Persönlichkeit abgenommen haben, einen Brief zu beantworten oder ihr Drama

anzunehmen oder gar es zu spielen? Man darf die eigene Unreife schließlich nicht übertreiben. Werden Sie lebenslang. Und wenn Sie dazu keine Geduld haben, schicken Sie schnell Ihr zweites Drama an Bernauer oder Altman oder Darnowsky. Vielleicht haben Sie das Glück, daß der oder der es behält und ankündigt. Dann wird nicht nur Ihr erstes Drama binnen drei Wochen bei Reinhardt aufgeführt sein, sondern der unlaunere Wettbewerber wird auch binnen drei Tagen eine einstweilige Verfügung in Händen haben des Inhalts, daß ihm von Rechts und Gerichts wegen unterjagt wird, Ihren geweihten Namen auszusprechen, auf dessen Alleinbenutzung das Haus Reinhardt durch unendliche Hingebung von der ersten Stunde Ihres Autorendaseins an sich ein heiliges Privilegium erworben hat.

**Erich Schärer.** Auf die Einwände, die Sie in Nummer 44 gegen Binder gemacht haben, antwortet dieser: „Es will mir zweifelhaft vorkommen, ob die Unterscheidung zwischen — sagen wir einmal: ‚Bedarfs-Inserat‘ auf der einen Seite und ‚Reklame-Inserat‘ auf der andern bei Wiederkehr des Friedens in der Schärfe zu machen sein wird, wie es Herr Erich Schärer richtig dünkt. Gerade weil wir noch voraussichtlich lange Zeit hindurch Rohstoffmangel und Warenknappheit haben werden, wird jeder Ueberschwang in den Anpreisungen vorerst noch fehlen, und alles im öffentlichen Angebotswesen wird sich darauf beschränken, den wirklichen Bedarf nach Möglichkeit zu ermitteln und zu decken, nicht aber für gar nicht zu beschaffende Güter eine künstliche Nachfrage hervorzurufen. Ich halte die vollständige Freiheit des nach dem Kriege besonders wichtigen Anzeigenverkehrs für ebenso selbstverständlich und notwendig wie die Wiederbefreiung aller Gewerbe von den ihnen während des Krieges angelegten Fesseln.“

**Detlev von C.-G.** Nicht jeder hat so viel Kritik und Selbstkritik wie Fritz Mauthner, dessen parodistische Studien ‚Nach berühmten Mustern‘ nur darum noch nach dreißig Jahren eine Quelle reiner Freude, ein humoristischer Hauschatz des deutschen Volkes sind, weil er genau zu unterscheiden wußte, was ihm auf diesem Feld gelungen und mißlungen war. Schade, daß der weise und durbsam genordnete Mann niemals mehr nach dem satirischen Tomahawt seiner Jugend greift. Ein Wurf, ein Schnitt des Skalpiermessers, und die Kopfhaut Herbert Eulenbergs hinge an seinem Gürtel. Dessen Charakteristiken, die einst als ‚Schattenbilder‘ frisch und stark gewesen, sind leider nur noch Schattenbilder ihrer selbst. Aber der arme Autor merkt es nicht, und schon gar nicht merkens die Zeitungen, für die Einer erst mitzählt, wenn er eingeschachtelt ist, und die ihn dann mechanisch drucken, bis ein Massenaufstand der Leser erfolgt. So etwas ist ja nun im Fall Eulenberg drohend nahe gerückt. Der Dreh seiner Charakteristiken besteht darin, daß er nicht mit den direkten Mitteln des Essayisten arbeitet, sondern in einer Szene, durch ein Zwiegespräch die Eigenschaften der charakterisierten Personen und ihr Milieu zu Tage kommen läßt. Am Anfang war er höchst reizvoll erfinderisch und abwechslungsreich in der novellistischen oder sonstwie dichterischen Einleitung dieser psychologischen Versuche. Aber mit dem Erfolg häuften sich die Anforderungen der Redaktionen; und heute wendet er, bei einem Jubiläum, einem Geburtstag und sogar ohne den Zwang der Aktualität, schnellfertig seine Methode auf eine Weise an, die kaum mehr anders als stumpfsinnig zu nennen ist. Die direkteste Charakteristik kann nicht so direkt sein wie diese, die einstmals der Abneigung gegen das Geradezu entsprungen ist. ‚Die Familie Mendelssohn‘ wird in ‚Freskobildern‘ aus einem Alt-Berliner Hause dargestellt. Da heißt es denn: „Sollte man glauben“, meinte der Vater, der die Beweglichkeit seines Sohnes im Stillen fast noch mehr anstauete als seine musikalische Begabung, daß der Ratschläger dort unten derselbe ist, der mit fünfzehn Jahren eine

Ober schrieb, nach der ihn der alte Zelter im Namen Mozarts, Haydn und des seligen Sebastian Bach zum Gesellen der Musik machte, und der mit siebenzehn Jahren die Overtüre zum 'Sommertraum' setzte, und drei Jahre darauf die Gebrüder-Overtüre." Ober: "Ich bin ja nur ein Gedankenstrich zwischen zwei Geschlechtern. Erst war ich der Sohn meines berühmten Vaters, und jetzt bin ich der Vater meines berühmten Sohnes." "Nun fängst Du mir auch an, zu bescheiden zu werden!" sagte die Frau. "Ich werde, um Dich wieder stolz auf Dich zu machen, mir heute die teuersten Brillanten anlegen, die mir der Mitbegründer des Bankhauses Mendelssohn & Co., der Sohn des jahrelang hungernden Moses Mendelssohn, verehrt hat." Ober: "Sieh nur, der hat sich schon in Passitur gestellt: Gustav Peter Bejeune Dirichlet, der große Mathematicus, der außerordentliche Professor der berliner Universität und berufene Nachfolger von Gauß, der Euclid des neunzehnten Jahrhunderts." Ober: "Wer kommt heute zu Mittag?" erkundigte sich Abraham, außer unserm Alexander von Humboldt, dessen Reisebuch von den beständigen Beschreibungen seiner Fahrten, die er bei uns gemacht hat, wie mich oft denken wilk, auf unsern Felix übergesprungen ist? Hellstabs wollte erscheinen, um der gelehrte Herr, unser früherer Hauslehrer, aus dem gleichen Grunde, und Direktor Schadow, wie ich fürchte, auch aus keinem andern Grunde." Undsaweiter. Auf die Art wird eine Biographie Felix Mendelssohns aus dem Konversationslexikon oder einem Musikerkalender auf sechs Zeitungsseiten verteilt. Da ist's doch wohl von Mauthner zu viel verlangt, daß er einmal noch zu seinem alten Ziel die Sehnen spanne. Das ist kein Gegenstand für eine parodistische Studie. Das ist, weiß der Himmel, selber eine.

**Worber Heinrich Falkenberg zu Walberberg bei Brühl.** Sie machen Hans Reimann zu Nummer 40 der 'Schaubühne' die ergebendste Mittheilung, daß die Schrift: 'Wie werde ich Privatdozent?' längst geschrieben ist, und zwei ausverkaufte Auflagen erlebt hat. Sie stammt von Doktor Johannes Flach, heißt: 'Der deutsche Professor', ist 1886 bei A. Unklad in Leipzig erschienen, und ist gerade so saftig, wie Herr Reimann nur wünschen kann. Eine Neubearbeitung würde vielen Leuten Vergnügen machen." Glaub's auch. Wer unternimmt sie?

**Elliquenbruder.** Sie haben acht Tage gebraucht, um Ihre Zornespeile so zuzuschärfen, daß Sie hoffen konnten, mich damit zu verwunden. Aber entweder ist mein Fell zu dick oder Ihre Waffe zu schlecht: ich fühle mich unverwundet. Es ist nämlich einfach nicht wahr, daß ich den 'Respekt, der Gerhart Hauptmann von jedem Menschen der Kunst gebührt', verletzt habe. Drollig, daß gerade mir solcher Vorwurf gemacht wird, der ich das ganze Jahr im Droh- und Schimpftou geirrt werde, weshalb ich diesen Dichter so lächerlich überschätze. Er ist nicht zu überschätzen. Er ist eine europäische Einzigartigkeit. Er wird noch leben, wenn alle Kritiker, Epötter und Dramatiker dieser Lage vergessen sind. Aber sowenig den Respekt vor Goethe jemand verletzt, der aus seinem Werk den 'Bürgergeneral' zu streichen bereit ist, sowenig wird Ihresgleichen mich hindern, aus dem Werk des verehrten und geliebten Hauptmann die 'Winterballade' zu streichen, die Sie freilich "eine gewaltige Dichtung" nennen müssen, weil Sie sie mitverschuldet haben. Will sagen: weil Sie, auch Sie verschuldet haben, daß sie überhaupt in die Öffentlichkeit gelangt ist. Ein Mann, der auf anderm Gebiet ungefähr den Rang Gerhart Hauptmanns einnimmt, hat einmal geschrieben, wie er diesen lehren gelernt habe. Fassungslos habe er immer nur von dem König auf die Solaten und von ihnen wieder auf den König geblickt. Sein Wort sei an diesen gerichtet worden, das ein geübter und aufrechter Mensch von den Thronen bedommen hätte. Wenn Elter vom Hof-

haat für irgendeine Regung oder Aeußerung oder Leistung des hohen Gebieters nicht den allerstärksten Ueberschwang aufgebracht habe, so sei in der ganzen Runde ein heftiges Kopfgewidel der tiefsten Mißbilligung erfolgt. Den fremden Zuschauer habe Mitleid mit diesem armen Opfer würdelosester Schmeichelei erfaßt, von dem nicht zu verlangen war, daß ihm vor seiner Gottähnlichkeit bange wurde, solange die Priester geschäftig Sorge trugen, daß in der Weihrauchpfanne die Glut nicht erlosch. Es war ein Mitleid auf Wunsch: für die Zeit, wo die göttlichen Kräfte abnehmen und das Volk der Priesterschaft den Kredit kündigen würde. Ich ersuchte den Poir Gerhart Hauptmanns um eine Erklärung für die Geistesverfassung eines Künstlers, der Geschmeiß ertrüge und sich von diesem willig verblenden ließe, und war geneigt, der psychologischen Analyse Glauben zu schenken, bis — ja, bis ich zu meinem Vergnügen entdeckte, daß der Poir sich im Kreise seines Geschmeißes genau so willig verblenden ließ. Schweißwelder und Speichelbeder ringsum. Wen sie vor andern Tronen ärgern, der begrüßt sie doch vor dem seinen. Und da wollen Sie — einer der ärgsten, weil Ihr Verstand Sie verpflichtet, Kritik zu üben, und einzig Ihrer Bequemlichkeit die Rolle des stets willkommenen Satelliten erstrebenswerter erscheint — da wollen Sie sich erdreisten; mich zu räffeln, daß ich diesen verdammten Schwindel nicht mitmache! Daß ich vor dem Dramatiker Hauptmann zubiel Respekt habe, um vor dem trostlosen einzelnen Drama Respekt zu heucheln! Was nützen denn Sie Ihrem Abgott? Hätten Sie und Ihre Tafelgesellen die wahre Meinung über die Winterballade mit äußerstem Nachdruck kundgegeben, so hätte ihr Schöpfer, nach der jahrelangen Verhättschelung gekränkt, euch möglicherweise ein Weilchen ausgeschlossen. Aber euer Urtheil wäre ihm nahe- und nachgegangen. Er hätte sich schließlich gefragt, was für Interesse ergebene Anhänger haben können, ihm Unfreundlichkeiten zu sagen, wenn nicht das Interesse seiner Sache und seiner Person. Er hätte plötzlich mit andern Augen auf seine Arbeit geschaut, hätte die Freude daran verloren und hätte sie weiter in der Schreibtschublade gelassen, worin sie, höre ich, sieben Jahre gelegen hatte. Noch einmal: wozu hat eure feige und feile Freundschaft dem Freunde verholten? Zu einem frenetischen Durchfall in Berlin und im Reich; zu hunderten von „vernichtenden“ Kritiken; zu einer Vermögensminderung (weil in derselben Zeit nicht allein Reinhardt eins seiner ältern Dramen hätte einüben können, das vielleicht ebenso viele Monate aufgeführt worden wäre wie Winterballade Male); kurzum: zu einer Enttäuschung mehrfältiger und schmerzlicher Art. Und nun wägen Sie ab, in welchem Verhältnis dieses beweishare Resultat eures Mannesmutes vor Dichteralären zu dem Schaden steht, den meine ruhige Ablehnung eines unrettbar verfehlten Theaterstücks angerichtet hat. Und wiederholen Sie Ihnen widertwärtig läppischen Vorwurf.

**Mitarbeiter.** Sie sind schwer gekränkt. Ich habe gelegentlich verkündet, daß ich nicht Briefe beantworten kann, deren Adresse nur auf dem Umschlag steht; weil der zunächst einmal in den Papierkorb fliegt. Sie haben nun folgjam auf den Briefbogen selber gemalt, wo Sie zur Zeit haufen, und kriegen trotzdem keine Antwort von mir, der „sich von allen deutschen Redakteuren unter anderm dadurch abhebt, daß er jede Sendung umgehend erledigt“. Jawohl; aber eine Adresse muß vorhanden sein. Für Sie tuts der Kriegserlaß einer „Anschrift“. Für mich ist Anschrift, was ich einem fertigen Brief hinzufüge, wenn ich nicht grob genug gegen einen Menschen gewesen bin, dem der Krieg so wenig Scheußlichkeiten bietet, daß er ihn gar noch dazu benutzt, seine Muttersprache verlassen zu helfen.

**Setzungsmanu.** Ich bewundere Ihren quiden Mut, aus einem so wackligen Glashaus mit Steinen zu schmeißen, und antäufere mich über Ihre tapfere Abneigung, die Steine eigenhändig zu packen. Sie be-

fürchten die schiefe Deutung, die es erfahren könnte, wenn Sie gegen einen Konkurrenten wie Mosse vorgingen; aber Sie möchten das schöne Material nicht unbenutzt lassen und legen es eindringlich mir an mein schwarzes Herz. Mitte Oktober raunzt im Berliner Tageblatt ein Kreis über einem Kreuz um sich herum, daß man dieses Aneignungsangebot von Geburtstagen und Jubiläen erdlich satt habe. Bei was für Terminen würde jetzt den Zeitgenossen bereits gebuhlet! „So viel Glück, wie man da wünschen muß, gibt es ja garnicht! Wir schlagen also vor, wieder Ordnung in die Arithmetik der gedruckten Feiertage zu bringen, und wollen selbst den Anfang dabei machen, indem wir von jetzt an auch bei den berühmtesten Leuten nur der siebenzigsten Geburtstage, der fünfundsiebenzigsten und der fünfzigsten Arbeitsjubiläen gedenken.“ Ein gutes Wort, ein vernünftiges Wort. Und nun jedelt Sie mächtig, daß vierzehn Tage darauf an derselben Stelle ein Artikel erscheint: „Felix Hollaender. Zum fünfzigsten Geburtstag.“ Und eine solche Inkonsequenz sei eine Lächerlichkeit und schlimmer als das, und wo solle die Achtung des Publikums vor Zeitungen bleiben, die heute einen Schwur leisteten und ihn morgen brächen, und, wie gesagt, Sie rechnen fest darauf, daß ich das gebührend „geißeln“ werde. Nach Ihnen, mein Herr; nachdem ich gebührend Sie „geißelt“ habe. Denn wenn das Berliner Tageblatt nächstens in rühmlicher Kollegialität Ihr fünfundsiebenzigjähriges Arbeitsjubiläum begehen wird, dann wird sich hauptsächlich darum so kurz fassen, weil es schonend verschweigen will, mit welcher Beharrlichkeit Sie durch ein Menschenalter die Presse um die Achtung des Publikums zu bringen beflissen waren. Auch diesmal toben Sie nur aus Neid, daß im Nachbargebäude zur Gratulation Gerhart Hauptmann angetreten ist, der freilich Ihre Schwelle kaum überschreiten würde. Bei Ihnen hat ein Anonymus aus der Redaktion (am schlechten Stil vermess ich mich Sie zu erkennen) den braven mittelmäßigen Hollaender, der seinem Reihardt in den ersten Jahren weniger genügt hat, als er ihm seit zehn Jahren schadet, und für den bezeichnend ist, daß er sein einziges anständiges Buch: „Unser Haus“ durch üble Romanhaftigkeiten selber verdorben hat — also diesen anhänglichen und ritustreuen Kultusbeamten, dessen Stärke die Unabnutzbarkeit seiner Fußsohlen ist, den haben Sie ebenso unsinnig überschätzt wie der dankbare Dichter der „Weber“, der es eher durfte. Aber gesetzt den unwahrscheinlichen, den unmöglichen Fall, daß Hauptmann bei Ihnen vorprüche: wem wollen Sie einreden, daß Sie nicht ihm, nicht einem Satz von ihm zuliebe sämtliche Grundsätze Ihres Lebens, und hätten Sie sie zwölf Stunden früher neu und flammend bekräftigt, umstoßen würden! Nein: nicht die Tatsache eines unschuldigen Meineids ist dem Berliner Tageblatt vorzutwerfen, sondern die Verken- nung des Wesens der Tageszeitung, die sich eben nicht leisten kann, heute Versprechungen für den nächsten Tag herauszutrompeten, weil sie gar keine Zukunft, sondern nur eine Gegenwart hat. Mich liebt das Berliner Tageblatt wirklich nicht, und bei meinem fünfzigsten Wiegenfeste wird es ausnahmsweise bestimmt versuchen, an die feierliche Proklama- tion vom Oktober 1917 zu denken. Wenn ihm aber zu diesem Jubel- tage des deutschen Volkes diejenige Schauspielerin, die dann den Ber- linern so teuer sein wird wie den Kriegslieferanten Maria Orska, einen Artikel über mich anbietet: wetten, daß er erscheint?

**Viele Leser.** Keine Bange: das sechste Jahr der Bühne<sup>4</sup> ist in Arbeit und wird zur gewohnten Zeit auf dem Markt sein; schlimmstenfalls, weil immerhin viertes Jahr des Krieges ist, eine winzige Spanne später.

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.  
Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 22.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Schaubühne  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg, Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin  
Ripon-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Wer arbeitet — regiert von Germanicus

Tag um Tag lehrt uns der Verlauf des Krieges und der von ihm bedingten Vorgänge die Relativität der sogenannten geschichtlichen Wahrheit erkennen. Es bleibt ein letztes Dunkel über allem, was da vor sich geht. Selbst für das Nächstliegende kann kaum bei zwei Zuschauern eine einheitliche Auffassung über das, was gewesen ist, abläuft oder gar sein wird, festgestellt werden. Es gibt keinen Eingeweihten, dem nicht vieles, was einem andern bewußt ist, verborgen bliebe. Den eigentlichen Sinn der Geschehnisse erfährt schließlich doch nur die Kombination. Politik ist keine Geometrie; die exakte Kenntnis von den Einzelheiten kann nicht helfen, dem Wesen der Vorgänge nahezu kommen, wenn der Instinkt für die große Linie der Entwicklung, die wohl unterbrochen und aufgehalten, aber durch nichts zerstört werden kann, mangelt. Wie ist nun eigentlich die Krise, die der jungen Kanzlerschaft Hertlings scheinbar gefährlich wurde, verlaufen? Was war es mit dem Amtsverzicht Helfferichs und was mit der Weigerung Friedbergs? Woher kamen die Hemmungen, und wer brachte schließlich die Lösung? Wollte man die verschiedenen Vorgänge nebeneinanderreihen: es gäbe ein Chaos. Hat man sich aber darauf eingestellt, daß es beinahe gleichgültig ist, was die Stunde bringt, und was die Einzelnen anstreben oder verhindern wollen, daß sich aber unter allen Umständen und gegen allen Widerdruck die Idee der sich abwickelnden Zeitspanne durchsetzt: so wird man selten überrascht sein und niemals verzweifeln. Auch im Politischen baut sich der Gedanke seine Welt; Gedanke in solchem produktiven Sinne aber ist immer nur das, was, wenn auch in tausend Varianten und Ablassungen, gedacht werden muß. Dieser Muß-Gedanke heißt heute: Demokratie. Er ist das Leitmotiv der über die Kontinente greifenden Weltrevolution. Dem Kommen dieser Demokratie, dieser Erweiterung der politischen Aktivität, dieser Verallgemeinerung der Verantwortlichkeit und der staatlichen Arbeitsverpflichtung konnten wohl tote Geleise und falsche Weichen gelegt werden: der Weltverdingung einer selbstverantwortlichen Volksregierung war durch nichts die Bahn zu versperren. Insofern sind wir Glaubende; insofern können wir einer folgerichtigen Entwicklung gewiß sein, ohne zu übersehen, daß der begonnene Weg nur Schritt vor Schritt zurückzulegen sein wird, und daß noch mancher Aufenthalt, vielleicht sogar manch Zurück unser wartet. Die Regierung Hertling ist nicht vollkommen und kann es nicht sein. Schon darum nicht, weil ihr die Sozialdemokratie fern geblieben ist; aber sie ist, unbekümmert um die in ihr latenten Konflikte ein unwiderleglicher Beweis, einer von vielen, für die völlige Erneuerung und Umschichtung der politischen Atmosphäre. Der Rhythmus des poli-

tischen Atems ist unter dem Druck des Krieges ein anderer geworden. Wer das nicht erfasst und sich nicht entsprechend einstellt, muß an solchem Irrtum oder solcher Unfähigkeit ersticken. Die Beklemmungen, von denen die Konservativen und deren publizistische Organe durch das Zustandekommen einer parlamentarisierten Regierung befallen worden sind, kennzeichnen tragikomisch solche Abbinde bisher wollüstig schlagender Adern. Der Sinn des großen Mordens klärt sich; grausam wie immer sprengt die geschichtliche Entwicklung Perspektiven in die Zukunft.

Neue Macht kann nur auf Kosten alter wachsen. Es ist selbstverständlich, daß durch die Verbreiterung der politischen Basis erste der bisher funktionierenden Pfeiler um einiges ihrer Tragfähigkeit gebracht worden sind. Man braucht sie nicht mehr, und sie müssen in folgedessen verkümmern. Solch Schicksal stamm hinzunehmen, kann man keinem zumuten; es zu berücksichtigen, ist für die Pioniere der ablösenden Kräfte ein unbilliges Verlangen. Taktische Gründe lassen es praktisch erscheinen, ausdrücklich zu betonen, daß die Parlamentarisierung nicht auf Kosten der Kronrechte vor sich gegangen sei; faktisch ist das Gegenteil richtig, nur bleibt zu bedenken, daß die sittliche und die geschichtliche Größe des Johannes durch den Verzicht, den er dem Nahen des Verheißenen entgegenbringt, bedingt wird. Aber: was heißt Macht? Macht ist das Ergebnis von Leistung. Es ist kein Zufall, es ist vielmehr eine in das Ergebnis verzahnte Voraussetzung, daß, ehe die Volksregierung sich festigen konnte, dieses Volk die größten Opfer, die je von Menschenkindern gefordert worden sind, leisten mußte. Wenn Leistungen in das Bewußtsein dringen, werden sie Forderungen und so Macht. Nur wer arbeitet, regiert. Es ist darum frevelnde Kurzsichtigkeit, zu deklamieren, daß es eitle Machtsucht sei, was die Volksvertretung so operieren hieß, wie sie es getan hat. Die politische Mobilisation des Volks in seiner Gesamtheit ist nur die Parallele zu der restlos aufgebrauchten allgemeinen Wehrpflicht. Es ist darum auch nicht richtig, zu prophezeien, daß der Parlamentarismus zu einer Versumpfung des politischen Lebens führen wird. Er wird nur sein, wenn die, die ihn darstellen, dem Lande mit der gleichen Pflichterfüllung dienen, wie dies die Könige taten, soweit sie wirklich königlichen Sinns und Mehrer des Reichs waren. Ohne Ekstase tritt das deutsche Volk in die politische Werkstatt ein. Es weiß, daß schwierige, zu einem Teil scheinbar unlösbare Aufgaben zu überwinden sein werden. Mehr als je zuvor wird der Ertrag der politischen Geschäfte davon abhängen, daß die Diagonalen des Möglichen gefunden werden. Es ist keine unkomplizierte Sachlage, eine Mehrheit regieren zu lassen, die von der annektionistischen Schwerindustrie bis zum demokratischen Sozialismus hinüberreicht. Da werden die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und in jeder Stunde werden Opfer des Verzichts zu bringen sein. Die praktische Arbeit des Tages tötet die Illu-



sionen, und nur dann darf das Volk die Führung der politischen Geschäfte übernehmen, wenn es sich stark genug weiß, in den Manövern des täglichen Ausgleichs, auch auf Umwegen das Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Die Gefahren, die der wertmäßig gewordenen Demokratie warten, sind nicht wenige. Dennoch mußte das Wagnis gewagt werden, denn die Zeit, da revolutionär schweifende Sehnsucht zur praktischen Arbeit reif wurde, war gekommen. Es ist darum ungerechtfertigtes Zurückweichen gewesen, als Theodor Wolff, durch die Unentschlossenheit der ersten Tage Dertlings begreiflich verärgert, den Freisinnigen in einer moralisch durchputzten Ansprache den Rat gab, den Karren des Reichs sich selbst zu überlassen und abseits zu stehen. Solche Abstinenz wäre ein Vergehen gegen die Forderung der Stunde gewesen. Das deutsche Volk konnte das Geschick des Reiches weder dem Zufall noch der alten Herrschaft überlassen, denn das, worum es da ging, war restlos seine Sache. Hier gab es kein Zusehen, sondern nur ein Mitkun. Der Erfolg hat für die Richtigkeit solcher Auffassung den Beweis erbracht.

Aber noch ein Beweis ist geliefert worden. Die bisherigen Träger der Macht hatten laut genug verkündet, daß der Zusammenbruch kommen müsse, wenn sie, durch wen auch immer, abgelöst werden würden. Nun ist die Ablösung geschehen, aber die Katastrophe ist ausgeblieben. Es hat sich alles ganz glatt vollzogen, und nichts spricht dafür, daß es jemals, Erübungen, Mißverständnisse und Rückschläge aller Art als selbstverständlich zugegeben, notwendig sein wird, die Entwicklung zurückzudrehen. Das Versagen jener warnenden Beschwörung aber läßt es gerechtfertigt sein, auch die andre zu mißachten, die von einer Vernichtung des Reiches spricht, wenn nicht ein Friede, wie ihn sich die Verständigungsscheuen vorstellen, erreicht wird.

Die erledigten Machtträger können unbesorgt sein. Die Geschäfte des Reichs werden auch unter der neuen Regierung nicht leiden, und dies umso weniger, je mehr die Zurückgestellten sich davor hüten, den Vollzug der gesetzmäßig einsetzenden Entwicklung zu stören. Die Aufgaben, deren Erledigung drängt, liegen klar zutage: Ausbau der innern Freiheit und Festigung des sozialen Aufbaus, Sicherstellung einer qualitativen Produktion auf allen Gebieten der deutschen Begabung und als Voraussetzung für solche Notwendigkeit die Herbeiführung eines dauerhaften, nationalen Entfaltung und internationale Befruchtung sichernden Friedens.

Wie solch Frieden zu erreichen sein wird, läßt sich auch heute, trotz den russischen Willensäußerungen und dem italienischen Zusammenbruch, im einzelnen nicht voraussagen; aber darüber dürfte Klarheit herrschen, daß, so sehr auch immer die Politik der neuen Regierung friedensfreundlich bleiben wird, ihre Taktik weniger ein Anbieten als ein Abwarten sein muß. Wir haben, um das

Kommen des Friedens zu erleichtern, getan, was wir nun konnten. Es ist weder frivol noch hart, die Initiative nunmehr Denen zuzuschicken, die bis heute nur Hohn und Haß als Antwort auf unsere Angebote hervorzubringen wußten. Wir scheuen uns nicht, zuzugestehen, daß wir, nachdem sich nunmehr gezeigt hat, wie jeder Kriegsmonat die Kriegskarte der Mittelmächte verbessert, beinahe so etwas wie Genugtuung darüber empfinden, daß unsere Gegner sowohl den Dezember 1916 wie den Juli 1917 wie unsere Antwort auf die Papstnote ungenutzt gelassen haben. Auch hierin erblicken wir ein Gezeß der Weltzeit, Deutschland durch die Verblendung seiner Gegner zu der Macht zu verhelfen, die ihm aus Gründen der Moral und der Leistungsfähigkeit zukommt. Auch für die Beteiligung am Regiment der Welt gilt der Maßstab der vollzogenen und der zur Vollziehung bereiten Arbeit. Daß wir nach wie vor friedenswillig sind, braucht nicht gesagt zu werden, nachdem die Demokratie sich ihren bestimmenden Einfluß auf die Lenkung der deutschen Geschichte gesichert hat. Daß aber andererseits diese zur Regierung gekommene Demokratie, weil sie sich nunmehr in besonderer Maße verantwortlich fühlt, schwärmerischen Unbestimmtheiten weniger zugänglich ist, vielmehr in der Erkenntnis des Notwendigen klarer und in der Durchsetzung eines für richtig befundenen Wollens fester geworden ist, mag unsern Gegnern darüber Aufklärung geben, daß auch eine der letzten ihrer Hoffnungen: durch das Erwachen des Volkswillens die Kraft Deutschlands geschwächt zu sehen, zunichte geworden ist. Das Volk, das in werktätiger Freiheit am Kommen und an der Gestaltung des Friedens mitarbeitet, begreift schnell die Unzweckmäßigkeit theoretisierender Sentimentalitäten und weiß, ohne daß es in die Phrasen der Berufsannexionisten verfällt, das zu erkennen, was ihm notwendig ist, um seine Regierung auf lange Zeit hinaus zu sichern und ertragreich werden zu lassen.

---

## Heldenberehrung und Dauerfriede

von Hans Wantoch

Es ist zu fürchten, daß der Krieg mit einer Stärkung der Heldenberehrung, mit einer Vermehrung der Militärarbeit und mit der Aussicht auf einen neuen Krieg endet. Die von klein auf jedem ins Blut erzogene Heldenberehrung und Verhimmelung kriegerischer Taten war unzweifelhaft die psychologische Voraussetzung dieses Weltelends. Nur Dummheit kann heute noch glauben, daß der Krieg das Werk einiger Ehrgeizlinge in einigen Hauptstädten Europas war. Für Italien hat man sich längst auf die Formel geeinigt, die Piazza habe den Krieg gemacht. Eine Piazza aber hat jedes Land, jedes Land eine kritiklos blöde Hurra-Masse, die beim Klang der alten Soldatenlieder automatisch zu marschieren anfängt; und der Siegespreis, mit dem die Staats-

männer diese Masse in die Hölle der Schützengräben lockten, war die Neuausgabe solcher Soldatenlieder, waren Monumente auf den Straßen, heroische Lieder im Volk und vaterländische Lobeshymnen in den Lehrbüchern der Geschichte, die Kind und Kindeskind in die Hand bekamen als vorbildliche Aneiferung, es den Ahnen gleich zu tun und (was anderes als dies konnte letzten Endes daraus folgen?) bei gegebener Gelegenheit in dreißig oder fünfzig Jahren, zur Vermehrung der vaterländischen Glorie, abermals die Hölle eines Krieges über die Erde zu jagen.

• Unsere ganze historisch-vaterländische, humanistisch-antiquarische Erziehung sieht einzig und allein in Kriegshelden und Staatsmännern die Mehrer des heimischen Ruhms, die Träger der nationalen Größe, die Herren und Promethiden des Menschengeschlechts. Mögen die Namen dieser Männer Garibaldi und Vittorio Emanuele oder Radetzky und Prinz Eugen sein: einzig ihnen werden Lieder gesungen, einzig beim Klang dieser Lieder schlägt uns das Herz höher und die Träne ins Aug. Goethes Ruhm und Bismarcks Ruhm, Goethes und Bismarcks Bedeutung für den Genius des deutschen Volkes sind gewiß, um mit Goethe zu reden, inkommeasurable Größen. Allein bei der Neuorientierung unsrer Jugenderziehung, die wir hier anregen wollen, handelt sich garnicht um ein Größer oder Kleiner, nicht um ein Mehr oder Weniger, sondern ausschließlich darum, ob nicht auch an andern als strategischen und staatsmännischen Beispielen der Geschichte sich in der vaterländischen Jugend jener Sinn für Heimatliebe, Heimatstolz und patriotische Hingopferung des eigenen Lebens erwecken ließe wie durch die Memorierung der sogenannten pragmatischen Geschichte. Die Geschichte der Menschheit kennt, Gottseidant, auch andre Kämpfe als solche mit Gasmasken und schwerer Artillerie; auch die Bekämpfung der Tuberkulose ist ein Feldzug im Namen der Menschheit; die Bezwingung der Blattern-Epidemie ist eine gewonnene Schlacht; jeder Fortschritt im Laboratorium des Chemikers, des Ingenieurs, des Bakteriologen ist ein Sieg, der vielfach nicht anders als unter hungernden Entbehrungen, unter Nachtwachen, unter deprimierenden Rückschlägen des Irregehens, ja selbst unter heroischen Todesgefahren einer Infektion errungen wird, wie eine Durchbruchschlacht im Sperrfeuer der feindlichen Artillerie. August Bebel hat es in seinem Buch: 'Die Frau und der Sozialismus' vorgerechnet, daß diese Pionierarbeit der Kultur den europäischen Staaten im neunzehnten Jahrhundert mehr an Blutopfern gekostet hat als sämtliche Kriege von Napoleon bis Moltke. Und wenn eine Nation ihre Taten für den Genius der Menschheit aufzählt, nennt sie nicht die kriegerischen allein: der Erfinder des Diphtherie-Serums, der antiseptischen Wundbehandlung, der Buchdruckerkunst und der Dampfschiffahrt ist am Ende ebenso ein Mehrer des Vaterlandes und des vaterländischen Ruhms, er ist ebenso ein erziehliches Vorbild für die Jugend wie der

Schlachtenlenker und der Diplomat. Nur unsere falsche und beschränkte Schul- und Herzensbildung, die immer noch auf Plutarch und Titus Livius fußt, hat verschuldet, daß wir von den Einen jedes biographische Detail, von den Andern aber nicht einmal den Namen wissen, daß die Einen für uns lebendige und geliebte Vorstellung sind, die Andern aber ein nebelhaft verschwommener und toter Begriff.

Der Tag wird kommen, wo selbst dieser Krieg mit dem Frieden endet; aber ob wir den Frieden auch bewahren und für absehbare Zukunft behaupten werden, das hängt vielleicht am meisten davon ab, ob die Menschheit lernen wird, in andrer als kriegerischer Tat die wahre Offenbarung menschlicher Größe zu sehen. Wenn das speidig abgegriffene Wort vom Umlernen irgendeinen Sinn und irgendeine wahrhaft umwandelnde Bedeutung haben soll, dann kann es ihn nur dort haben, wo man lernt, in der Schule und der Kinderstube, dort, wo Charakter, Gesinnung und Gefühl des Menschen ihre erste und dauernde Prägung bekommen. Das Wort vom „dauernden Frieden“ kann sich so lange nicht erfüllen, wie der Krieg als die höchste Daseinsform des Menschengeschlechtes gelehrt und gepredigt wird; denn sonst werden es die Kriegsparteien in Frankreich und England oder sonstwo auf der Welt verteuftelt leicht haben, mit dem Druck auf den elektrischen Knopf einer vaterländischen Phrase oder eines patriotischen Liedes wieder und immer wieder die Millionen auf die Beine zu bringen!

---

## Menschliche Einheit von Rudolf Steindorff

**U**s jedem Antlitz gehst du dir entgegen,  
 Unzählbar ausgeteilt,  
 Als wärst du Stern von einem Sternenregen.  
 Der Blick des Andern ist dein eignes Schauen,  
 Dir seltsam zugetwandt  
 Mit deiner Müdigkeit und deinem Grauen.  
 Mensch treibt an Mensch, in Nichts geschieden,  
 Den gleichen Weg entlang,  
 Vom Lärm der Frühe in den späten Frieden.  
 Viel tausendfaches Ich, sei hingegeben  
 Und reich' auf deinem Gang  
 Dich unerschöpflich hin an jedes Leben.  
 Denn wir sind Sterne vor dem Schwarz der Tage,  
 Einander zugeandt,  
 Ungleich von Angesicht durch gleiche Klage.  
 Im Blick des Andern ist der Haß gemichen.  
 Unendlich ausgeteilt,  
 Bist du in mich und ich in dich verblichen.

# Die jungen Dichter von Franz Blei

Einleitende Worte zu einer Rezitation aus den Gedichten von Borchardt, Waller, Werfel, Däubler, Trakl, Ehrenstein

Ich hoffe, Sie sind mit einer weit geringern Erwartung hierher gekommen als dieser, daß Sie von mir oder den nachfolgenden Rezitationen erfahren, was und welches eigentlich der besondere neue Geist sei, der den Geist der heutigen Dichter von dem der frühern Dichter unterscheidet. Erwarten Sie darüber eine Wissenschaft, so müßte ich Sie enttäuschen, denn auf der Entdeckungsfahrt nach dem Lande der neuen Dichtung unsrer Tage stieß ich auf eine Insel, die weder neu noch neuartig, sondern längst beschrieben und benannt ist seit, ja seit den homerischen Zeiten. Hölderlin ging hier mit Borchardt, Novalis mit Werfel, Lenz mit Ehrenstein, und sie stritten nicht über Altes und Neues, denn sie sprachen leuchtenden Auges von der Dichtung, sagten ihre Gedichte, und eine sphärische Musik begleitete die Verse des Einen wie des Andern sehr gleichmäßig in kaum wechselndem Rhythmus.

Seien Sie nicht enttäuscht, daß wir auf dieser Ausfahrt nach dem Neuen, nur dieser und keiner Zeit sonst angeblich Gehörigen, das Ewige fanden, das immer war, ist und sein wird. Freuen Sie sich vielmehr darüber, daß wir wenigstens mit der Dichtung unsrer sonst so sehr irdisch gerichteten Zeit in die Ewigkeit begeschlossen sind, rückwärts und vorwärts, also verbunden leben und nicht nur dem Tage verflavt, der auch immer gleich verschlingt, was er sich gebar.

Wie kam es aber, daß man zu entdecken meinte, was nur ein Wiederfinden höchstens war? Wie kam es, daß man Bekanntes, Vertrautes nicht sofort wiedererkennen konnte, Geist nicht den Geist begrüßte? Man hätte ja leicht ein äußeres Zeichen finden und sich daran orientieren können, wenn dieses Zeichen auch nichts sonst gewesen wäre als die Tatsache, daß man in diesem letzten Jahrzehnt unsre großen Dichter aufs neue in vielen Ausgaben veröffentlichte, was ja nicht einer Mode, einer Laune oder einer Spekulation von Verlegern zuzuschreiben ist. An diesem äußern Zeichen schon hätte man erkennen können, daß die Dichtung wieder in das gestaltende Bewußtsein der Zeit getreten ist und nicht soeben erst von den Achtzehnjährigen funkelnagelneu erfunden als eine Angelegenheit der allerneuesten Literatur. Wie konnte es möglich werden, daß man in dem sogenannten Neuen das alte heilige Gut nicht sofort erkannte und verehrte, nicht weil es wie das Alte ist, sondern weil es gleich dem Alten ist, nicht weil es modernste Literatur, sondern weil es Dichtung ist, Gemeinschaft der Heiligen —?

Die Antwort auf diese Frage kann nicht höflich sein und lautet: weil man das alte Gut vergessen oder arg mißverstanden hat, indem man es als einen trägen Besitz ansah, den zu erwerben

nicht mehr nötig schien, und weil man dieses Alte längst verstanden glaubte, was eben heißt: es mißverstehn. Denn die Dichtung ist nicht zu verstehn, sondern ist Zeichen gleich oder Geheimnissen gleich zu deuten nur.

Worüber und warum konnten Sie so vergessen und mißverstehn? In den vielbeschäftigten, von nichts geheiligten Tagen heutiger Lebensführung ist der sehr einfache Weg zur Dichtung ein oft lächerlicher, oft seltsam verquerter Irrweg geworden. Die mehreren Menschen heutiger Bildung besitzen die Klassikerbibliothek und erfreuen sich, fällt der Blick nach dem Mittagessen zufällig darauf, an dem dekorativen Aussehen der Einbände. Die Mehreren besuchen etwa das Burgtheater nicht wegen des Egmont, sondern wegen des Schauspielers, der ihn spielt. Dieses aber ist keine Beziehung zur Dichtkunst, sondern eine gesellschaftliche und gar keine dichterische Angelegenheit. Mit der Dichtkunst aber glaubten sich die mehreren heutigen Menschen dann zu beschäftigen, wenn sie in die Premiere des neuesten Stückes gingen und den letzten Roman lasen, um dann — was das Wichtigste ist — in ihrer täglichen Zeitung die respektiven Besprechungen zu lesen, die ihnen bewiesen, daß sie sich in ihrer Aufmerksamkeit auf jenes Stück, jenen Roman mit der Kunst abgegeben hätten, die modern zu besitzen wir uns gratulieren müßten, denn ihr Dasein bewiese uns die herrliche, interessante Zeit, die wir lebten. Jener moderne Verfasser von Stück und Roman schmeichelte seinen Hörern und Lesern, indem er die kleinen Leiden und Freuden eben dieser Leser, die Problematik ihres „Soll ich die Ehe brechen oder soll ich nicht?“ und was derlei Wichtigkeiten sind, zum Stoffe seiner Bücher und Stücke nahm, mit aller Reverenz vor der Interessantheit dieses heutigen sorgengeplagten Menschen; und der von seinem Autor geschmeichelte Stofflieferant quittierte dankend, indem er seine aus seinem Stoffe schöpfenden Verfasser zu Dichtern ernannte, zu seinen Dichtern, zu den Dichtern dieser Zeit der Eleganz, der Mondanität, der Klassengegensätze, der Maschinen und weiter.

Dertweil also der heutige Mensch sich im Dienste seiner modernen Literatur beschäftigte, indem er seinerseits den Stoff für sie lebte, andrerseits den in Stücken und Romanen verarbeiteten Stoff sich selber genießend genoß, dertweil gingen die Dichter dieser Zeit ungefannt und einsam, wie es tragisch ihr Genius verlangt und wie es ihnen traurig noch einmal eine Zeit auferlegt, die im Dichter nicht mehr den großen öffentlichen Menschen sehn kann, der er in der Antike und im Mittelalter war, wo man mit dem Dichter lebte und der Dichter mit der Gemeinschaft, deren Ideale kündend und preisend, sondern den abnormen nichts als höchstens unheimlich talentierten Menschen aus einer andern, wenig geschätzten Welt, die nicht einmal den Scheidverkehr kennt, vom Bankkonto nicht zu reden.

Ja, es gab nämlich die Dichter auch in der Zeit, da man nichts sonst hörte als moderne Literatur. Es gab Dichter, für die Sie sich heute zu interessieren vermeinen, auch in der Zeit, wo Sie glaubten, es sei seit dem ‚Faust‘ kein bedeutenderes Dichtwerk in deutscher Sprache geschaffen worden als die ‚Versunkene Glocke‘. Es gab George, lange bevor sein Name in den Feuilletons Ihrer Zeitungen auftaucht. Es gab Hofmannsthal, den Sie ja eigentlich erst hören, seit er sich von Strauß instrumentieren läßt. Und es gab Borchardt, als Sie meinten, Kling Klang Gloribuch sei der Höhepunkt lyrischer Ekstase. Denn wir hätten keine Dichtung mehr, wenn das Band jemals gerissen wäre. Gätten keine Dichtung mehr, wenn nicht in jeder Generation sich jene fänden, die zumindest die Schale, die goldene, weiterreichen, ohne daß — dies zumindest — ein Tropfen des kostbaren Inhaltes, deutscher Sprache höchster Ausdruck, sich verschütte.

Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob diese genannten Dichter Besitztum und Verehrung des heutigen, von seiner Literatur gestern noch überzeugten, heute ihrer unsicher gewordenen modernen Menschen geworden sind. Ich kann auch keine Vermutungen darüber anstellen, ob dieser heutige Literatur-Mensch den wahren innern Weg, den der Seele, zur Dichtung gefunden oder beschritten hat, oder ob es nicht vielmehr so ist, daß er, der im Grunde ein Zahlenmensch ist, dem die Masse imponiert, von der lauten und großen, auffallend großen Masse aller Derer, die heute dichten, auf einmal dichten, überredet ist, daß doch etwas dran sein müsse. Ich bin nicht sicher, ob diese heutigen sich vermeintlich für die Dichtung interessierenden Menschen nicht bloß das Phaenomen eines so massenhaften Dichtens interessiert, also die Massenerscheinung mit all ihren Schlagworten weit mehr als die Dichtung selber. Aus dem Ganzen dieser Zeit und ihrer Menschen glaube ich eher an ein auffchnellendes und wieder abschwellendes Interesse als an eine resurrectio animae, die sich, da der Glaube an Gott als Inbrunst fehlt, in einem Glauben an die läuternde Kraft der Dichtung äußert. Und ich neige zu solcher Annahme auch aus der Ansehung dieser gedichteten Masse, in der sich zum meist nur das Gestrige der Modernität frisch aufschminkt, um Jugend, die heute Konjunktur ist, zu markieren, da die Kalendernoten des Geburtsjahres ausschließlich nichts beweisen. Es gibt, wie sonst, so auch hier, jugendliche Greise. Und mancherlei Geschicklichkeit versucht es eben heute anders, mit andern Mitteln, als jene sind, die gestern das Geschäft machten. Der harmloseste Notizenschreiber einer Zeitung kann bei nur einiger Unkenntnis, die ja nicht fehlt, und bei einiger Würdelosigkeit, die ja auch nicht fehlt, den billigen Effekt eines sogenannten modernen Gedichtes hervorrufen, wenn er nur recht versteht, den wilden Mann zu spielen, den Deliranten in Gefühlen und den Anagrammatiker in Worten. Die Tatsache, daß das Gedicht als ein Zeichen und ein

Geheimnis dunkel ist, diese Einsicht ist auch zu jenen flinken Sängern gekommen, und sie begeben sich ins Dunkle, wie die Diebe. Aber dieser breiteste äußere Ring der kleinen Taugenichte, die ihren Unfug treiben, heute dichtend, morgen anders, schließt einen kleinern Ring ein, in dem sich eine mit ihrem Schicksal mehr als unzufriedene und mehr als zweifelnde Jugend, daß in den alten Bahnen verharrendes Leben dieser Gesellschaft und ihrer Organe ihnen die Freiheit der Person und die Würde des Menschen gewährte — eine Jugend, sage ich, sich monologisch äußert, mit allem der Jugend eigenen Uberschwang in Uberschätzung der Wirkung eines ausgestoßenen Schreies. Weil diese hoffnungslos hoffnungsvolle Jugend sich der sekundär dichterischen Formen bedient, ist diese Neuerung noch nicht dichterisch, nicht Dichtung. Es sind einsame Selbstgespräche, die der junge Mensch hält und immer hielt, nicht mehr heute wie damals, als er die Geste Heines nachahmend mit Verzweiflung an der Welt oder mit mondäner Stephis seine Liebesaffären sozusagen dichterisch begleitete oder vorwegnahm, sondern: der Ton hat sich geändert. Aber nur der Ton, nur die Geste, nicht die Sache. Nicht mehr die bürgerliche Frage: „Ich und mein Liebeserlebnis“ beschäftigt ihn, sondern die revolutionäre Frage: „Ich und meine Zeit“ durchwühlt etwa diesen Studenten des Rechts, den vor seiner Zukunft als Anwalt wie als Richter in dieser kapitalistischen Welt das Grausen erfüllt, das er als der junge noch keinem Tun verpflichtete Mensch mit allem Pathos seiner wilden Wut von sich gibt. Diese Unzufriedenen bilden den zweiten Kreis, in dem ein Kommen und Gehen ist, denn an den Unzufriedenen stellt die Welt immer einmal die kritische Frage: Was willst du tun? Und die Antwort ist dann nicht aufschiebbar und heißt: Kapitulation vor dem Beruf; oder sie heißt: Scherl-Mosse-Ullstein; oder sie heißt: ohnmächtige Revolte der Bohème.

Der kleinere Kreis der Monologen mit ihrem Schicksal schließt die sechs Dichter ein — mit welcher Zahl ich nur bemerken will, daß es wenige sind und wenige immer nur sein können.

Ob diese Dichter Expressionisten, Kubisten oder sonst so etwas sind, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich glaube aber, daß jene Sängern des äußern Ringes solche Expressionisten und Kubisten sind, denn dort hört man diese Schlagworte am häufigsten, dieweil man hier Etiketten für Flaschen zweifelhaften Inhalts braucht; denn diese Geschickten wissen, daß die gesuchten „Kenner“ weit leichter von der Etikette berauscht sind als vom Inhalt. Mit den Schlagworten befinden wir uns, hier wie sonst auch, immer unter den Spekulantem, ob das Geschäft nun in neuartigen Nährmitteln oder neuartigen Gedichten geht. Daß solche Programmisten früher erklärten, man habe das Gestottere der Umwelt wiederzugeben, um ein Impressionist und so ein wahrer Dichter zu sein, und daß heutige Programmisten erklären, man habe nur sein eigenes Ge-



stottere auszudrücken und sei dadurch das einzig Richtige, nämlich ein Expressionist — das macht im Stottern gar keinen Unterschied. Alle Dichtung aller Zeit drückte ihre eigene Welt aus. Hat sie das nicht, so war sie nicht schlechte oder falsche Dichtung, sondern überhaupt keine. Mit welchen Mitteln aber die Dichter ihre Welt ausdrücken, das ist eine Sache, die bloß den Künstler angeht, denn ihm allein und keinem sonst gehört das Sprachgut, und dies hat nichts zu tun mit Ausdruck, Eindruck, Stil und wie alle diese Variationen einer Nichts-als-modernen-Literatur heißen, die unverpflichtet eigenem Gesetz auch die Welt zu keinem Gesetz verpflichten kann.

Auf die Frage aber nach dem Geiste der heutigen Dichter hat Hölderlin die Antwort gegeben. Es liegt bei Ihnen, ihren Sinn zu erfassen:

Denn uns gebührt es, unter Gottes Gewittern,  
Ihr Dichter, mit entblößtem Haupte zu stehen,  
Des Vaters Strahl, ihn selbst mit eigener Hand  
Zu fassen und dem Volk ins Lied  
Gehüllt die himmlische Gabe zu reichen.

---

## Königin Elisabeth von El Ha

Sie wird als rauschende Heroine gespielt, oft auch als pompöse Heldenmutter. Ich sehe sie so:

Schmal und kränklich, von verkümmertem Wuchs, sehr blaß, die Haare über der hohen Stirn streng zurückgestrichen, die Augen unter nervös gespannten Brauen fast immer halbgeschlossen, und jeder Aufblick trifft ganz jäh und unerwartet. Die Nase nobel und scharf gebildet. Schmale, sehr rote Lippen. Der gebrechliche Körper verchwandelt im königlichen Prunk. Die Hände sind sehr schön. Tyrannische Knabenhände! Der Gang ist zögernd, wie gefesselt. Im Affekt beinahe directionslos, große, wilde Schritte, ans Groteske streifend. Die Stimme ist leise! Gewohnt, daß Totenstille ist, wenn sie redet. Und ihre Sprache hat einen kindlichen Klang. Ohne jedes Pathos. In der Erregung abgerissen, stoßweise hervorbrechend, von Naturlauten durchdrungen. Niemals volltönend.

Ihr Wesen ist wechselnd von undurchdringlicher Ruhe und von äußerster Unbändigkeit bis zur Raserei!

Alle andern Personen im Stück, wenn noch so verschieden in Sinn und Auftreten, können doch durch eine Art Prägungseinheit untereinander ausgeglichen sein. Elisabeth muß von den Uebrigen scharf abstecken! Sie ist ganz allein.

Sie ist ein König und ein Genie, geistreich, kindisch, neidisch, herrschgierig, ausschweifend, grausam, ein kranker Caesar, ein großer Staatsmann, ein Kind, das niemals spielen durfte. Sie mordet. Aber man soll nicht vergessen, daß sie lachen kann.

Könige lachen gern.

Könige sind Kinder.

## Ibsen und Soyka

Die Wildente hält sich; und wird sich noch lange halten. (Weßwegen, steht im zweiten Jahr der Bühne.) Aber sie hat eine Stelle, wo sie sterblich ist. Die Symbolik ist doch wohl zu mühsam, zu deutlich, zu billig. Vielleicht sieht schon die nächste Generation in ihr nicht mehr als den Wunsch eines Rationalisten, für keinen zu gelten. Dann ist Gefahr, daß von der sterblichen Stelle auch die gesunden Teile angesteckt werden. Und dann wird einem geschickten Literaturchirurgen obliegen, jene zu exstirpieren, um diese zu retten. Es lohnt. Das Bild der Durchschnittsmenschheit verliert nicht von seiner Allgemeingültigkeit, wenn man den Flor erhebt, hinter dem die Konturen verschwimmen. Feste Konturen können nämlich genau so reizvoll sein. *Cura posterior!* Inzwischen versucht ein Regisseur, den Ibsen zu entgeheimnissen. Ohne übermäßigen Erfolg. Für die Wildente ist das heute zu früh; und aussichtslos überhaupt, solange der Text unversehrt ist und immer wieder tiefe Schatten auf eine Darstellung wirft, die von der Beleuchtung des prallen Mittags sich alles verspricht. Problem: Wie spielt man also den Ibsen nach Brahms? Um in dessen Stapsen zu treten, brauchte man seine Persönlichkeit und seine Persönlichkeiten dazu. Freilich: hat man beides, so wird man, obendrein zehn bis fünfzehn Jahre nach ihm, unbedingt eigene Stapsen treten. Carl Meinhard gibt sich redliche Mühe. Er hat zwar soeben behauptet, daß der Zuschauer (zwischen den Zeilen: und gar der Kritiker) keinen Begriff habe, was der Regisseur „wirklich leistet“. Aber da wir bei Ibsen sind: es läßt sich doch dies und das darüber vermuten. So undurchdringlich sind schließlich Meinhard's Absichten kaum. Bei Ibsen: „Gina: Ja, gewiß doch; aber erst wollen wir sehen, wie wir ihn (den Großvater) in die Klappe kriegen. Hjalmar: Ja, das wollen wir.“ Vorhang fällt. Wenn nun bei Meinhard Hjalmar der Gina erwidert: „Na jemiß doch — das wollen wir tun“, so ist damit allerlei erreicht. Das Niveau ist gedrückt, der starre Autor entfrierlicht, die Linienführung vergrößert, der Aktluß Bühnenvirksam gerundet und das Publikum des legendarischen Ibsen-Ernstes enthoben. Nicht gradezu: Du sollst und mußt lachen; aber immerhin: Du darfst lachen. In dieser Sphäre der Rätsellosigkeit wird die Tragikomödie um die Tragik verkürzt. Am Friedrich-Karl-Ufer schmürte es einem manchmal die Kehle zu; in der Königgräper Straße haben das Freunde einer harmonischen Abendunterhaltung nicht zu befürchten. Sie ist auf Sauberkeit und Exaktheit gestellt. Nicht zu langsam und nicht zu schnell gehts vom Gastmahl des alten Werle, das ein paar Einfälle, ein paar Farben verträge, bis zum Tode der Kleinen Wildentemutter, von dem man nach der Stimmung der ganzen fünf Akte hoffen möchte, daß er nur spaßeshalber erfolgt sei. Tatsächlich brachte der Lärm der Claque Fräulein Orska sofort wieder auf die Beine.

Bei der Besetzung hätte der Regisseur getrost verschwenderischer verfahren können. Statt die Triesch in einer ihrer besten Rollen zu zeigen, hat Meinhard Frau Sörby aus dem Komödienhause geholt und Herrn Bog leider dort gelassen, der als Kaufherr Werle seinem Diner gleich

die rechte Frostigkeit mitgeteilt hätte. Auch Kelling erfordert mehr Nuancen, als Herr Paul Kestopf hat, um seine Auffassung dieses Szeptikers als einer Bulldogge durchzusetzen. Mit dem alten Ekdal sind wir jahrelang so verwöhnt worden, daß Herr Schünzel höchstens das Lob verdient, für seine Jugend das Phantasieleben dieser Menschenruine wenigstens äußerlich leidlich getroffen zu haben. Es wird immer Robeit genannt, daß man außerstande ist, sich Erinnerungen aus dem Schädel zu reißen; aber was soll man denn tun, wenn große Gestalter bestimmten Dichtersfiguren eine Prägung gegeben haben, gegen die jede spätere Unrecht behalten muß! Wahrscheinlich ist für den Keuling die Gina der Fehdmer ein Vabfal: bei einem Professionisten hat sie das Schicksal, daß er minder spürt, was sie ist, als was ihr zur Lehmann fehlt. Ginas Tochter hat gegen keine unvergeßliche Vorgängerin zu kämpfen. Diese Hedwig Ekdal ist eine der dankbarsten Rollen der Welt dramatik. Trotzdem war keine Darstellerin bisher überwältigend. Aber ebenso wenig war je eine schlecht. Fräulein Orska ist mühelos. Sie kündigt durch Bausen und Blide, daß sie wohl weiß, wen sie spielt: einen alten Mystifizinski. Während des Katerfrühstücks heißt es von Gina und Hedwig, daß sie kommen und gehn und bedienen. Da steht Fräulein Orska ahnungslos an der Wand und glockt mit glühenden Augen Kommentare über die Rampe. Zwischendurch wird ihr Regisseur gewahr, daß sie damit ja seinen Stil der Heiligkeit trübt. Da wird sie denn, auf Kommando. Kind. Unterstreicht die Kindhaftigkeit, um zu zeigen, daß Lulu das auch kann. Schlägt mit den Haxen aus, dreht die Ellbogen spit nach außen, fährt mit gespreizten Fingern die Schürze herunter, trippelt, mit Schlichtheit kokettierend, umher und mißbraucht, am Ende des vierten Aktes, den Schmerz dieses reinen Seelchens zu einer hysterisch grellen Kulissenreißerei, die sich selber verrät, da sie fähig ist, aus wildem Getreisch ohne Uebergang in die Ruhe zurückzufallen. Diese Stiefschwester klärt zur Hälfte auf, warum Rahplers Gregers nicht die Erwartung erfüllte. Man sah förmlich, wie ihm solche Sorte von Schauspielkunst immer dann die Rede verschlug, wenn die Stimme des Blutes sprechen sollte. Zur andern Hälfte litt er offenkundig an dem Bewußtsein, daß es aussichtslos ist, mit Sauers Gregers zu wetzeln. Man müßte schon einmal in dieser Mischung von Idealist und Idiot, für die Polgar die Bezeichnung Idealot passend fände, entschlossen den Tototen betonen. Am sichersten traf die Absichten der Regie Herr Hartau. Sein Hjalmar lag klar zu Tage. Sang manchmal wie Bassermann. Rollte prächtig die Stimme. Uebertrieb nicht durchaus, wenn er die Feurigkeit seines Gemütes hervorhob. Aber gelockten Haares und flatternder Halsbinde, wiegenden Ganges und lachenden Mundes blieb er das bischen Tragikomik des armseligen Selbstbeschwändlers schuldig. Sein Autor hieß weniger Jbsen als Daudet. Nun, auch dieses ist ja ein Autor von vielen Graden.

\*

Um ‚Geldzauber‘ ist es schade. Diese Komödie hätte entweder, wie in Wien, drei Akte oder für viere Spiritus haben müssen. Sie läßt sich an wie ein Hymnus auf die Allmacht des Geldes. Der Millionär Harry Slann erträumt sich jenseits der trüben, wilden und heißen Erbe eine

durchsichtig schöne Welt, die zu kaufen, die für Geld zusammenzusetzen und zweckmäßig einzurichten, die von Aßbest und deshalb unbedingt reinlich wäre, und in der man nicht nötig hätte, das abgenutzte Wort: Ich liebe dich! zu gebrauchen. Er liebt ein armes Mädchen und will sie für seine Weltanschauung gewinnen. Sie ist zu altnodisch, um auf jene drei Wörter zu verzichten. Und es beginnt zwischen alter und neuer Schule ein Kampf, dems geringen Abbruch tut, daß der Ausgang ungewiss ist. Sie kriegen sich — was denn sonst! Aber wer kriegt wen, wer gibt Klein bei: das ist die Frage. Slann entfaltet zunächst seine Künste. Einem Millionär, noch dazu in Amerika, wirds nicht schwer, einem Mädchen vorzutauschen, daß sie „aus eigener Kraft“ zu Ehren und Einnahmen kommt, wenn ein Institut das gesamte Zubehör liefert: einen Maecen, der ihrem abgetakelten Virtuosen von Vater wieder Konzerte veranstaltet; einen Baron, der ihre Gemälde kauft; uneigennütige Enthusiasten in einem Lokal, wo ihr ein Festmahl veranstaltet wird, und wo sogar die Hausierer sie und den Greis im Silberhaar bei den berühmten Namen kennen; und was außerdem etwa nötig ist. Man sieht: eine uralte Uebertreibung menschlicher Dimensionen. Die Spannung, ob Mann oder Mädchen unterliegen wird, verflüchtigt sich langsam zugunsten der feimern: wie Otto Sohla seine fabulösen Praktiken durchführen wird. Er quält sich nicht, ein lärgliches Kapital von komischen Carambolagen zusammenzukrahen: er ist flott, fröhlich und frech genug, seine „Idee“ nach eigenen Gesetzen sich entfalten zu lassen. Solange sie aufblüht, leiden wir keinen Mangel: es gibt kleine Sprühfeuer guter Laune, dialektische Kunststücke, blendende Assoziationen, halbsprecherische Voltigen, verblüffende Paraphrasen, ironisch gewendete Analogieschlüsse. Das Geld hat aufgehört, Mittel zum Zweck zu sein. Es schwillt mächtig an, wird Selbstzweck und scheint mit konkreter Brutalität alle die lieblich zarten Abstrakta des Lebens niedertrampeln zu können. Wer Sohla schmeicheln will, mag ihn einen deutschen Ableger jenes irischen Bernard Shato nennen, der in ‚Major Barbara‘ dem Reichtum ein mächtiges Loblied angestimmt hat. Richtiger wird sein, ihn die cisleithanische Ausgabe jenes dänischen Gustav Wied zu nennen, für den zweimal zwei gleich vier oder fünf ist, wie's eben trifft. Der Plan Harry Slanns geht in die Brüche, sein Mädchen kommt hinter die Schliche, und Otto Sohla weiß plötzlich nicht weiter. Soll er nun noch um Grabe die Hoffnung aufpflanzen, daß das Geld die Gegenwart und die Zukunft für sich haben wird? Oder soll er seinen Behrsatz preisgeben, soll er die Liebe triumphieren lassen und stürmisch das Herz des Parketts gegen sein Dichterherz schlagen fühlen, das dann eben keines mehr ist (und freilich niemals eins war)? Er entscheidet sich für das Parkett. Und diese Fahnenflucht rächt sich im vierten Akt. Der schleppt sich lendenlahm bis zu dem Augenblick, wo dem Millionär jene abgenutzte Wendung nicht Ein Mal, sondern immerzu von den Lippen fällt, und wo sich die Beiden nach der ältesten Schule glücklich in den Arnen liegen. Schade um ‚Geldzauber‘. Er fängt zu vorurteilslos und schlagsfertig an, um so hergebracht verstanden zu dürfen. Das haben ja eben alle andern Dramatiker festgestellt, daß Liebe der einzige Gegenstand ist, der keinen Geldwert hat. Ein neues

Stück war nur nötig, um Das festzustellen, was — also, was Soyha ursprünglich feststellen wollte. Trotzdem hat das Kleine Theater sich Dank verdient. Ein unbekannter Autor mit zweieinhalb Akten von vierein: das ist in unsrer Dürre schon etwas. Leider geht es in diesem Hause meistens um einige oder mehrere Grade zu subaltern zu. Die Aufgabe war: Soyhas Scherz, Satire und Ironie nicht tropfenweis zuzumessen, sondern damit, wie aus einem erfrischenden Berstäuber, die Bühne von oben bis unten anzufüllen. Nicht wandelnde Witzspracher: wandelnde Witze waren herauszustellen; umsomehr, als Soyha ja garnicht versucht hat, menschenähnliche Wesen zu formen. Dergleichen ist nun ohne konsequente Stilifizierung des Tons, der Gebärde, des Tempos unmöglich. Das Kleine Theater war sich dessen bewußt gewesen. Aber es blieb bei Ansätzen. Man wünschte sich alles lockerer, geschmeidiger, sprudelnder. Das Mädchen war ein Bild ohne Gnade. Und wenn von den Männern auch keiner ganz unzulänglich war, so hätte man sich den vortrefflichen Bildt als Glanz doch um einen Schuß jowertäner gewünscht. Die persönlichste Note hatte Pic in der Fregoli-Rolle des smarten Paprestos, der für Geld beinah alles herbeizaubert. Solch ein homme machine ist das Ideal des Unromantikers Otto Soyha. Hätte ers nicht auf halbem Wege verraten, um Gassern und Zahlern beifällig zu werden: er wäre von diesen nicht im Stiche gelassen worden und hätte anderthalb Jahre lang Geldzauber am eigenen Leibe gespürt.

## Ergebnisse von Alfred Grünewald

Das seelische Gleichgewicht des Künstlers ist schwingend.

Gesuchter Stil — aus jeder Zeile ruft es: Gefunden!

Es gibt auch unglücklichen Haß, der sich nach Erwiderung sehnt.

Der unproduktive Kopf grübelt dem Gedanken ein Grab.

Ein Langes und Breites — kurz gesagt: Ein Flaches.

Er sieht aus wie einer von den Lachern, die Dieser und Jener auf seiner Seite hat.

Wie töricht, den Kindern irgendwelche Freuden zu entziehen, in der Meinung, sie dadurch für die Härten des Lebens zu festigen! Als ob uns ein schlechtes Mittagbrot leidlicher schmeckte, weil auch das Frühstück verdorben war!

Nachdem der Eine die Türe eingerannt hat, behaupten die Andern keck, sie sei ohnedies offen gewesen.

Du sollst Keinem mit voreiliger Rede ins Schweigen fallen.

Wenn ein Mann mit seiner Auserwählten spazieren geht, und man sieht ihm die Verliebtheit an, so ist das noch verzeihlicher, als wenn das Geliebtwerden an ihm bemerkbar wird.

## Korngold von Kurt Singer

Als der Knabe Korngold zum ersten Mal die musikalische Welt aufhorchen ließ, war er eine Verheißung. Nach einem unerhört raschen Aufstieg ist der Jüngling in wenigen Jahren eine Erfüllung geworden, eine fast geschlossene, der innern Vollendung nahe Musiker-Persönlichkeit. Der Geist eines Auserwählten, der Atem eines zur letzten Auswirkung seines Wesens und seiner Natur Verpflichteten weht uns an. Die erste Gefahr für den Jugendlichen ist überwunden. Seine Musikalität hat sich nicht verleiten lassen, mit französischer oder neuviener Dekadenz zu liebäugeln. Als Moderner nervös bis in die Fingerspitzen, empfindsam für die feinsten musikalischen Emanationen alles menschlichen und weltlichen Geschehens, instinktstark für den adäquaten Ausdruck seiner Zeit, schaut er zu Richard Strauß empor und lernt an ihm. Vergißt dabei nicht, was Klassiker und Romantiker als ewigen Besitz an Technik, Gestaltung, melodischer Wirkung hinterlassen haben. Lernt und hebt und schöpft aus allen erreichbaren Quellen und findet, heute noch schüchtern, im nächsten und übernächsten Werk aber ganz gewiß nachdrücklicher, wo der eigentlich Korngoldsche Ton am nachhaltigsten und besten klingt. Der Komponist, einst zu bewußt von dem Tempo und der Frische der Jungenhaftigkeit abbiegend, hat gelernt, aus der Fülle der zufließenden Gedanken die ihm organisch notwendigen zu packen und zu gestalten; er hat Straußens Instrumentalkörper entnommen, was dem Resonanzboden seiner Vorwürfe frommte; er hat die Freude an der Melodie und an der Singbarkeit seiner Rollen gefunden. So wurde Korngold, schwelgend in Ueppigkeit, auch ein Meister der weisen Beschränkung. Da ist ein Wunder, glaubet nur. Und ein Problem. Ein Jünglicher spottet in seinem Werk der falschen Bewunderung, daß nur ein Lebensreifer so dichten, so singen, so gestalten könne. Im bangen Zweifel um die Haltbarkeit einer Früh-Vollendung tröstet uns das noch nicht Ausgegorene, noch nicht überschäumend Schwellende des deklamatorischen Pathos. Die Lyrik, das Rebellenische, der Trotz und die Kraft blühen in bunten Farben auf. Und hinter ihrer Satttheit verbirgt sich noch die abgeklärteste Schwingung des Liebeslebens. Gut so, daß der körperlichen und seelischen Entwicklung Korngolds kein entlehntes, gefälschtes Empfinden vorgegriffen hat, daß ein Eigener hier nicht den so bequemen Ausweg zur Anleihe fand. Danken wir, freuen wir uns einer Tat und schwärmen wir auch wieder einmal mitten im kritischen Bekenntnis.

„Violanta“. Das züchtige Weib des venetianischen Hauptmanns Simone Trovai hat Vendetta geschworen dem Verführer ihrer Schwester, die eine Stunde der Lust mit dem Tode büßte. Auf einem Karnevalsball umschleicht und umgaukelt sie den fürstlichen Wüstling und lockt ihn mit teuflischem Lied in ihr Haus.

Ihren Gatten aber bringt sie durch Stachelung seiner Eifersucht zu dem Gelöbniß, Alfonso niederzustechen, sobald das lockende Lied ertöne. Im Gespräch mit dem Jüngling verräucht der Haß, Erkenntniß seines adligen Wesens wandelt Rachelust in Liebe. Sie fängt den Stahl des betrogenen Gatten in der eigenen Brust und findet sterbend Erlösung von ihrer unreinen Luft.

Hans Müller hat dieses unwahre Nocturno in Verse gebracht, die jeden Musiker reizen mußten. Korngold läßt in seiner Musik den Mummenschanz der Fastnacht, die Reckheit sinnlicher Lieder und die Melancholie eines einsam Liebenden genau so echt nachzittern, wie er wundervoll melodische Bogen zu den Hymnen an Schönheit und Leben schwelgerisch spannt. Motivisch bindet das Lied: „Aus den Gräbern die Toten“ alle Teilszenen, es klingt uns in düsteren und klingt uns in strahlenden Tönen nach. Blendende Lichter flackern in diesem Orchester hoch, es rauscht und strahlt, und aus Hemmungen, die ein sicherer Bühnensinn in das aufgepeitschte Tongewoge einsenkte, erheben sich Steigerungen von gradezu ekstatischem Glanz. Die Melodie lebt sich im Einzelsang, in der Barcarole und der Beichte Alfonso's, im Liebesbekenntniß Violantas nicht nur berauschend, sondern auch bedeutungsvoll aus, sie eint sich mit Gegenstimmen zu packenden Folgen, um in dem S-dur-Duett bacchanalisch aufzubegehren. Die Zwiesprach hat etwas von dem heißen Blut des italienischen Verismo, doch drängt auch durch eine allzu reiche Gefühlssprache immer wieder der wahre Ton der Leidenschaft durch. Es ist hier nichts von Stimmungsmache, nicht im Fest der Lebendigen und nicht im Hymnus der Todgeweihten; sondern ein Stück Leben, wie es sein könnte, übermittelt sich uns fühlbar bis in die letzten Ausstrahlungen, südländisch echt. Seinem Bann sind wir verfallen.

Dann: „Der Ring des Polykrates“, nach dem Lustspiel von Heinrich Leweles. Ein ungetrübtes Glück im Haus des Musikers Wilhelm Arndt kann auch durch die „Schicksalsfrage“, durch ein Opfer, das mit der Götter Rache versöhnen muß, nicht untergraben werden. Als Opfer fällt nicht das Liebste, nicht das Weib, nicht das Glück und die Zufriedenheit, sondern der Warner selbst, der Gassfreund. Diese Harmlosigkeit wird teils in ernster, teils in burlesker Manier abgewandelt. Des Maestro Faktotum, Kopist von Beruf, kopiert auch die „Schicksalsfrage“, und sein Lieserl beneißt, wie einfache Lösungen es in Lebensdingen für Naturmenschen gibt. Die Musik zeigt Korngold zur Abwechslung als Causeur, als schalkhaften, mit Wit begabten Unterhalter, der nur ein Kammerorchester braucht, um das Spiel in Laune hin- und herhüpfen zu lassen. Und wie leicht, wie freudig schwirrt, rast, poltert, springt und tanzt hier der Rhythmus, wie sprudelt es von motivischen Pointen! Wen soll man anrufen als Vater dieses Bühnen-Capriccios? Vater Haydn, dessen Paukenschymphonie so lustig in die Szene einkontrapunktiert und sogar zu einem

kleinen Couplet = Spaß ausgemünzt wurde; Schubert und den reichen Schwung seiner Orchester-Poeme; Verdi, den im Falstaff-Humor Höchstgereiften: all dies schwingt mit, aber nicht in Tönen und Rhythmen, nicht allein in der Grazie des Tempos, sondern mehr noch in der rokofo-dustenden Stimmung, die wie ein frauenhaftes Lächeln, ein jungfrohes Aufatmen ist.

Reinhard Brucks Regie war nur in der ‚Violanta‘ beschwingt. Aus den Aufführungen retten sich in unsre Erinnerung: die Violanta der Pasgren-Waag, zu Beginn sehr herb, später an ihrer eigenen Ekstase sieghaft emporwachsend; ihr Partner Gutt, weich und amourös, aber im Schauspiel teilnahmslos und blaß (Jadlowker hätte für diese Rolle nicht zu schade sein sollen). Temperamentvoll und im Timbre der Stimme zu dem Liebespaar gut kontrastierend: der schöne Baß Armsters. Im ‚Ring des Polykrates‘ Bergman steif und unfrei in den Bewegungen, die Dux bezaubernd in der Süße ihres Gesangs wie in den Ausbrüchen ihres Scheintemperaments. Henke, als Pautist und Kopist sehr drollig und gewitzt, zieht auch das Pieserl der Frau Engell in die Gefilde einer nicht zu derben Komik. Keine Muster-Aufführungen. Aber ein Meister führte den Stab. Und der Genius der Kunst hob frei lächelnd sein Haupt.

---

## Für meinen Sohn von Alfred Polgar

Ohne Grund“ ist der trüftigste Grund für das Aufhören einer Liebe.

\*

Meine Eltern führten eine glückliche Ehe. Das heißt: sie hatten so viel Sorgen, daß ihnen zum Unglücklich-Werden gar keine Zeit blieb. Haupt-Schema der „glücklichen Ehen“.

\*

Mißtraue der Begeisterung des immer Begeisterten. Er braucht sie als Korrektiv seiner Gleichgewichtsstörungen. Der Kreislauf muß sich drehen, wenn er nicht umfallen will.

\*

Trost im Unglück: Ich leide, also bin ich! Selbst der eigene Tod wäre nichts so Schreckliches, wenn man ihn erleben könnte.

\*

Die Tatsache der eigenen Existenz ist ein weißer Fleck im Bewußtsein, dessen Weiße durch alles Dunkle und Leidvolle und Häßliche, das in dieses Bewußtsein tritt, nur noch kräftiger betont wird.

\*

Nacktheit ist das aesthetisch Höchste. Andererseits sagt man wohl: „ihre Haut ist schön wie Seide“, aber niemals von Seide, sie sei „schön wie Haut“.

■



Sin ist hin. Bemühungen, erkaltete Liebe aufzuwärmen, sind so was grotesk Trauriges wie Medizinfläschchen an einem Totenbett. Oder wie ein Ehepaar im chambre particulière.

\*

Gottes Mühlen mahlen langsam. So langsam, daß ihre Räder nicht nur stille zu stehen, sondern rückwärts zu laufen scheinen.

\*

Seit zehn Jahren sitzen die Zwei, jeden Tag stundenlang, ganz allein miteinander im Kaffeehause. Das ist eine gute Ehe... Nein, das ist ein gutes Kaffeehaus.

\*

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die Feigheit im Preis gestiegen, weil die Tapferkeit billig geworden ist.

\*

Wenn du überfahren wirst, bleibe ruhig liegen. Es kommt immer einer, der dich aufhebt.

\*

Du bist nie so kompliziert, für wie einfach du die andern hältst.

\*

Laß dich nicht vom Innern des Nebenmenschen verführen, an seiner Oberfläche zu zweifeln.

\*

Ein wahrer Cretin sieht immer nur sein Spiegelbild. Stell dich zwischen ihn und seinen Spiegel, und er wird sagen, daß er dich „durchschaue“.

\*

Es gibt Verse, die sind „geborene Verse“, und Verse, die sind frisch geadelte Prosa. Laß dich nicht ein mit Parvenus!

\*

„Wir erschrafen furchtbar. Ich wurde totenblaß, er wurde käseweiß.“ Das „Ich“ muß immer was Feineres haben.

\*

Erfahrungen stehen wie Kreuze über Begrabenem. Je mehr deine Lebenslandschaft verkirchhoft, desto klüger wirst du. Weisheit ist die höchste Prämie für Totengräberfleiß.

\*

Leere Reden sind noch kein Beweis für leeres Herz. Viele Menschen sind nur oberflächlich aus unglücklicher Liebe zur Tiefe.

\*

Wenn dich alles verlassen hat, kommt das Alleinsein. Wenn du alles verlassen hast, kommt die Einsamkeit.

\*

Es dauert lange, bis man wahrhaft reif zur Lebensfreude. Man wird es etwa an jenem Tag, an dem die Todesangst beginnt.

## Erhöhungen von Lorarius

Im Februar 1917 kündigte die Deutsche Bank die Uebernahme des Schlesiſchen Bankvereins und der Norddeutschen Creditanstalt an. Diese Transaktion erforderte eine Kapitalserhöhung um 25 Millionen

auf 275 Millionen Mark. Damals wurde viel über den Bankendrang nach Osten geschrieben. Man rühmte die Wirtschaftspolitik der Großbankleitungen, nannte sie Finanzstrategen der innern Linie und so weiter. An sozialpolitische Fusionsfolgen, Anlagegefahren der Zentralisation, Bedrohung der Kleinen und Mittleren dachte man kaum. Nur jagten die Theoretiker der Entwicklungsnotwendigkeiten bald kommende Konkurrenztransaktionen voraus. Dazu gehörte keine Prophetengabe. Zwar handelt es sich hier nicht um einen Naturprozeß, wie jene, hypnotisiert von klassischen Sätzen, glauben, sondern eine Bankleitung hält eben das stille Sitzen nicht mehr aus, wenn die andre läuft. Im Herbst 1917 schluckte denn auch die Dresdner Bank die Rheinisch-Westfälische Disconto-Gesellschaft und die Märkische Bank. Also keine platte Nachahmung, sondern ein Zug in die engengesetzte Richtung, nach Westen. Das Aktienkapital der Dresdnerin mußte um 60 Millionen Mark auf 260 Millionen Mark erhöht werden. Fehlte von den drei Hauptriejen noch die Disconto-Gesellschaft. Sie hatte allerdings im Frühjahr 1914 den von der Dresdner Bank ohne Bedauern aus der Ehe entlassenen Schwaiffhausenschen Bankverein, dem die Selbständigkeit nicht gut bekommen war, übernommen. Aber das ist nun schon über drei Jahre her, und ein Großbankmagen wird in so langer Zeit wieder hungrig. Kleine Filialgründungen, Verschleiß mittlerer Selbständigkeiten: das zählt kaum mit. Neuerdings werden ganze Konzerne eingesackt und Fischzüge über große Industriegebiete gemacht. So schreitet denn die Disconto-Gesellschaft zu einer Massentransaktion. Es gehen auf in ihr: der Magdeburger Bankverein, die Westfälisch-Lippische Vereinsbank, die Westdeutsche Vereinsbank, der Gronauer Bankverein und der Rheiner Bankverein mit allen Interessen, Filialen, mit Haut und Haaren. Diese Vielverschmelzung geht mit Hilfe des üblichen Umtauschs und einer Kapitalserhöhung um 10 Millionen Mark auf 310 Millionen Mark vor sich. Damit haben die drei größten D-Banken ein Gesamtgrundkapital von 835 Millionen Mark erreicht. Nimmt man die Reserven hinzu, so sind einviertel Milliarden Mark erheblich überschritten.

Da die Disconto-Gesellschaft schon einen wesentlichen Einfluß auf die Montan-Industrie der Rheinlande und Westfalens hat, dehnt sie diesmal ihre Herrschaft auf andre Industrien aus. Magdeburg ist Zentrum der Rübenzucker-Industrie und ein Hauptort der Kali-Industrie. In Bielefeld und Umgegend wird viel gutes deutsches Seinen fabriziert. Auch gibt es dort bedeutende Maschinen- und Automobilfabriken. Die Westdeutsche Vereinsbank sitzt in Münster, nahe an der holländischen Grenze, umgeben von einer geschäftstüchtigen Landwirtschaft und von zahlreichen Brauereien. Gronau, im Regierungsbezirk Münster, hat wertvolle Baumwollspinnereien und Webereien sowie vor den Toren eine zahlungskräftige Landbevölkerung. Rheine holt Nutzen aus der Maschinen-Fabrikation, der Binnenschifffahrt und einem weit-ausgreifenden Kolonialwarengroßhandel. Die Disconto-Gesellschaft erwirbt also mit einem Schlage ein umfangreiches Netz, mit dem sich lohnende Fänge machen lassen. Die Unternehmung geht selbstverständlich unter der neuen Parole vor sich: Bewahrung des Eigenlebens der Abhängigen. Mit dieser Parole will man sozusagen die Konzentration verfitlichen. Es ist aber völlig gleichgültig, ob eine Umtausch stattfindet, oder ob man den Geschluckten die Firmenschilder beläßt. Sie sind so und so geschluckt. Daran ist nichts zu ändern. Die von der Disconto-Gesellschaft übernommenen Firmen sind nicht die letzten, die ihre Selbst-

ständigkeit einbüßen. Diese Züge der Großbanken nach Osten und Westen sind erst der Anfang. Die Entwicklungstheoretiker werden noch hohe Feierstunden erleben. Wenn schon die ältesten Provinzbanken nicht mehr standhalten: wie sollen sich die kleinen Banken und Bankiers wirksam wehren? Sie stehen fast alle auf der Proskriptionsliste. Viele von ihnen sehen sich gern darauf und warten mit Jubel auf das Eingekerkertwerden. Denn sie werden „Repräsentanten“ einer Berliner Großbank. Sie tragen dann einen Direktortitel, zwar ohne Bedeutung, aber mit dem Abglanz Berlins. Auch andre Motive, nicht gerade kerniger Art, spielen mit. Es wäre eine hübsche Aufgabe, die Genesis der Bankverschmelzungen aus diesem Punkte zu studieren. Am neunten Juni 1917 wurde der Magdeburger Bankverein fünfzig Jahre alt. Eine gute deutsche Provinzbankentwicklung. Aber was nützt heute die würdige Geschichte? Von Berlin kommen Fangarme und drücken kurz nach dem goldenen Jubiläum den Gefeierten aus depositenkaltē Herz.

\*

Eine andre Feier: Paul Mantjowit, der Vörsenköning der Deutschen Bank, ist sechzig Jahre alt geworden. Große Begeisterung in der Handelspresse. Wir erfahren aus ihr, daß dieser Kursdiktator bei einer Rheinischen Bankfirma begann, dann nach Mühlhausen in Thüringen, später nach Hamburg und schließlich nach Berlin in die Deutsche Bank ging. Sie verfolgen ihn lorbeerstreuend über den Posten des stellvertretenden Direktors zu dem des Vörsdirektors, schildern seine Effektenbeherrschung, seinen Burgstrahlenwitz, seine Kriegslagerungsstätigkeit, seine Aufsichtsrats-Abiquität und bedauern, ihn nicht mehr in der Vörsenbox zu sehen. Das ist allerdings bedauerlich. Denn hier ist er entschieden am Platze. Eine kleine Behändigkeit, nicht ohne geschwinde Wendungen: die Prille auf der kursbewegenden Stirn, die Hände . . . Gefürchtet von den Maklern, ein schlauer Pressebehandler, konziliant, wenn es not tut, grob, wo es möglich ist. Entschieden ein Angekommener mit Qualitäten, für seinen Bezirk. Aber kein Weitblicker, kein Finanzgedankenschöpfer, kein Mann mit dem großen Rundblick nach neuen Anlagemöglichkeiten für die Volksmilliarden. Ein tüchtiger Handwerker des Vörsengeschäfts. Die Bankmänner großdeutscher Formates sehen anders aus. Unter Gwinner steht er wie ein Zwerg. Immerhin mag man ihn feiern. Weshalb, würde er fragen, soll man mich nicht feiern? Es wird jetzt so Vieles gefeiert. Finanzleuten werden nur selten öffentlich Geburtstagsreden gehalten. Wir haben also diesmal eine brauchbare Abwechslung. Aber das Feiern enthebt den Kritiker nicht der Pflicht, zu bemängeln, wo es sein muß. Hat die Presse vergessen, was Herr Mantjowit ihr getan? Denkt sie nicht mehr an jenen Versuch der Anebelung? An das Ausstrumpfen der Bankmacht und das Nachgeben der Verlegerchwäche? Der deutsche Handelsredakteur hat wenig Ursache, diesem Vörsendirektor nur mit Honig zu kommen. Hier war Gelegenheit, ein eigenkräftiges Wort zu sagen, abzuwinken und eine freie Brust zu zeigen. Man stürzt Minister, macht Gasangriffe auf Diplomaten, aber der Bankdirektor ist Tabu. Man entrüstet sich über Büchers Angriffe, und irgend ein Schlängelcher behauptet von diesem Fechter, er sei gewissenlos. Die Faust des Handelskritikers ist der Prüfstein. Immer feste druff, meine Herren, wo es not tut. Man erlobt sich nicht das Ansehen: man erstämpft es sich. Nehmt euch die Bankbeamten zum Muster. Auch ihrer war in den Feierartikeln zu gedenken. Sie müssen wieder gegen das noch keineswegs entschlafene D-Bankenkartell antreten, dem Herr Mantjowit seit der Gründung eine besonders feste Stütze war.

# Antworten

**Theaternarr.** Ein Irrtum, daß ich über den Verband zur Förderung der deutschen Theaterkultur nur fremde Meinungen drucke, nicht meine eigene. Lange vor Großmann und Breuer habe ich selbst mich geäußert; blättern Sie nach. Aber ich gebe zu, daß es schwer ist, der Entwicklung des Verbandes, die ich nicht tadle, auf den Fersen zu bleiben. Wie die Dinge heute stehen, will es mir scheinen, als ob Großmann den Nutzen, Breuer den Schaden, den zu stiften diesen Bestrebungen bestimmt ist, einigermaßen überschätzte. Hier liegt die Wahrheit vermutlich da, wo sie selten liegt: in der Mitte. Dies ist die Gegend, deren Temperatur nicht geeignet ist, das Geblüt zu erhitzen. Fahren wir fort, sine ira et studio abzuwarten, was in der Zeiten Hintergrunde, wenns lange genug geschlummert hat — denn trotz Kongressen und Generalversammlungen schlummert es noch — eines schönen Tages aufwachen wird.

**Bruno Birnbaum.** Sie schreiben mir, Herr Doktor: „Ich vertrete wirklich weder agrarische noch konservative Interessen und muß doch dem Vorwurf des Herrn Binder, den er in Nummer 44 der ‚Schaubühne‘ einer berliner Zeitung macht, entgegentreten. Da wird behauptet, die Teuerung, die wir seit drei Jahren erleben, beruhe auf nichts anderm als auf den sich ununterbrochen erhöhenden Arbeitslöhnen. Bei den Munitionsarbeitern hat es angefangen, und von da aus hat es allmählich auf sämtliche andern Arbeiterkategorien übergegriffen, und die Folgen des doppelten und dreifachen Verdienstes der Arbeiterkreise haben alle übrigen Bevölkerungsschichten in Gestalt der dadurch herbeigeführten und allgemein gemordenen Teuerung zu tragen. In diesen Sätzen ist nicht nur, wie Binder meint, ein winziger Kern Wahrheit, und es bedarf keiner Mühe, aus dieser ohne weiteres grotesk erscheinenden Lehre‘ den winzigen Kern herauszuschälen. Allerdings macht es Mühe, sich von der Wahrheit des oben aufgestellten Satzes zu überzeugen, und als nicht zunftmäßiger Tagesschriftsteller habe ich mir schon vor Jahr und Tag Zeit genommen, dieser Erscheinung nachzugehen. Zu diesem Zweck bin ich häufig nach Spandau, der Zentrale der Kriegswirtschafts-Industrie in der Nähe Berlins, gefahren, und da hat sich herausgestellt, daß in der Tat der von Binder nach dem Schulbeispiel berühmter Nationalökonomien aufgestellte Satz, daß die Bezahlung der Lohnarbeit steigt, wenn die Preise für die Lebensbedürfnisse sich erhöhen, und daß der Arbeitslohn sich nach dem allgemeinen Preisniveau richtet, eine Umkehrung erfahren hat, das heißt: nicht der Lohn hat sich nach dem Preise gerichtet, die Preise haben sich in gewissen Grenzen und insbesondere in diesen Bezirken nach dem Lohn gerichtet. Die Gemüse- und Bäckerfrauen, die nichts von den ehernen Wirtschaftsgesetzen kennen, haben mir in meinen unbefangenen zwanglosen Unterhaltungen immer wieder dasselbe bestätigt: ‚Meine Kunden (Kriegsarbeiter) verdienen jetzt soviel, daß sie für meine Verkaufsgegenstände auch mehr bezahlen können. Auf irgendeine Art bringen sie das Geld doch um die Ecke, und warum soll ich davon nicht auch einen Vorteil haben.‘ Das ist die Wirtschaftspolitik der Gemüse- und Bäckerfrauen, und es klingt fast absurd, wenn man sie zur Grundlage der Teuerung machen muß; aber es ist wirklich hierin mehr als ein winziger Kern Wahrheit enthalten. Im übrigen hat sich auch das Dogma von dem Existenzminimum des Arbeiters als undogmatisch erwiesen. Es ist eine Tatsache — ob eine beklagenswerte oder begrüßenswerte, mag dahin gestellt sein — doch immerhin eine in Rechnung zu stellende Tatsache, daß heute der Arbeiter über sein Existenzminimum hinaus entlohnt wird. Darauf weist trotz der großen Teuerung ihre gehobene Lebenshaltung hin, die sich insbesondere auch in der Kleidung und im Besuch von Vergnügungen dokumentiert. Es ist eine Verschiebung der Ursachenkette, wenn Binder annimmt, daß sich nicht aus dem ‚win-

zigen Kern' der hohen Arbeiterlöhne, sondern aus der ihm zu Grunde liegenden Geldfülle die gegenwärtigen hohen Preise erklären. Naturgemäß spielt die damit zusammenhängende Entwertung des Geldes eine große Rolle; aber in der Kette der Ursachen ist dies doch nur ein sekundäres Glied. Man muß sich eben nicht scheuen, auch einmal gegen die zurftmächtige Auffassung seine Erfahrungen zu bekennen. Die Wirtschaftstheorien aus der Friedenszeit haben für den Krieg nicht überall standgehalten." Wie ich Bieder kenne und verstehe, ist er in der Hauptsache garnicht anderer Meinung als Sie. Vielleicht hat er Lust, das selber zu sagen.

**Max C.** Mich freut, daß mein Mitarbeiter Eugen Kilian zu seinem fünfundsanzigjährigen Bühnenjubiläum zwar nicht von der Tagespresse, die den geräuschvollen Hollaender vorzieht, wohl aber von den feinern Köpfen des deutschen Theaters geehrt wird. Zweieunddreißig von ihnen bekunden in einem Buch (das bei Georg Müller in München erschienen ist) ihre Schätzung für Eugen Kilian als künstlerische Persönlichkeit, Regisseur, Schriftsteller und Dramaturg'. Nach Kayfllers Meinung schmückt ihn „ein Maß von Arglosigkeit, wie es unter den rauhen Sitten der Theaterwelt selten zu finden ist. Männer von solcher Gesinnung sind dazu bestimmt, an leitender Stelle zu stehen, sie sind die geborenen Träger des lebenswarmen Verantwortungsgefühls für andre Existenzen, das im Leben so selten ist und darum so wohlthut, wo es uns begegnet. Aber Arglosigkeit ist eng verschwistert mit wahrer Bescheidenheit, und solche Eigenschaften sind schlechte Trommeln im Lärm des Theaterwetbewerbs." Begreiflich also, daß Kilian nicht an „leitender Stelle" steht. Aber sage mir, wer für dich eintritt, und ich will dir sagen, wer du bist. Und auch wenn ich, der ich Kilian nie in der praktischen Arbeit gesehen habe, mich das nicht zu sagen getraue: er wird sich allein durch seine Bildung vorteilhaft von den berlinischen Epigonen abheben, die ihren Mangel Kaditität der echten Künstlerschaft nennen, und zwar kein Drama, aber sich selbst pompös in Szene zu setzen wissen.

**Eveline B.** Sie danken mir ziemlich stürmisch, daß ich Sie durch meinen Hymnus auf die Massary ins Metropol-Theater getrieben habe. Danken Sie lieber ihr. Ich wenigstens, der Ihnen Dank schuldig wäre, daß Sie durch Ihren Dank mich veranlaßt haben, zum zweiten Mal einen Kunstgenuß höchsten Ranges zu suchen — ich werde statt der Vermittlerin der Künstlerin meinen Dank schalmweien. Unbekümmert um die Bananen, die schon beim ersten Mal nicht begriffen haben, wie man von einer Operettenleistung soviel Aufhebens machen könne. Wir bewerteten nämlich eine Bühnengestaltung nach Schweiß und Schmerz: wir stellen eine panzerrasselnde, schrittwachtende, stimmröhrendröhnende Jungfrau von Orleans unter allen Umständen höher als eine Rose von Stambul, der es genügt, zu blühen. Was denn bewerteten wir richtig! Nietzsche hatte bei seinen Lebzeiten nicht die Auflagen Walthers Rathenaus. Selbstverständlich nicht; weil er Carmen Brünnhilden vorzog und so schrieb, wie Carmen singt, nicht wie Brünnhilde stabreimt. Er hätte in der Massary Geist von Biget gespürt und nicht gezögert, für Beider Musik dasselbe Lob anzustimmen: „Sie kommt leicht, biegsam, mit Höflichkeit daher. (Das Gute ist leicht, alles Göttliche läuft auf zarten Füßen: erster Satz meiner Aesthetik.) Sie ist liebenswürdig. Sie ist reich. Sie ist präzis. Ohne Grimasse! Ohne Falschmünzerei! Ohne die Lüge des großen Stils!" Man mag hinzufügen — und wird damit die Massary doch nicht zu Ende erklärt haben —: sie ist ganz in der Sache drin, in jedem Teilchen, in jedem Ton. Es gibt für sie keine leere Sekunde. Sie hat diese unheimliche Intensität, diese Konzentration auf die paar Viertelstunden eines Theaterabends, die für sie nicht Schein, sondern Lebensinhalt sind und zugleich die gottgewollte Möglichkeit, ihn zum Ausdruck zu bringen. Sie weiß um den Wert dieser wenigen, unwiederbringlichen Viertelstunden, um die Wichtigkeit jeder Winzigkeit: eines Schleiters, einer Schnalle, einer Schleppe, eines Stödelchuhs, eines Schirmgriffs. Nicht etwa, daß

Die Details überflüssig: sie verteidigt die Agente mit unfehlbar sicherem Geschmac. Raffinement? Was wäre das für ein Raffinement, das sich als solches enttappen ließe? Dieser mondänen Grazie ist kein Bewußtsein mehr anzumerken. Sie braucht sich nicht einmal mehr von Effekt zu Effekt zu schleudern: sie gleitet; ohne daß ihr Glanz auch nur einen Bruchteil seiner Schwingungen eingebüßt hätte. Da ist im dritten Akt ein Couplet . . . Zwei Welten: Alexander Girardi und Fritzi Massary. Gewagt, bei Dieser an Jenen zu denken; und ein Unrecht gegen die Frau. Zwei Geschlechter, zwei Rassen, zwei Generationen, zwei Kulturen und zwei Kaliber. Aber wie Kondja Gül an den Caffern des europäischen Luxushotels als falsche Chantseuse vorübereschwebt, und wie aus einem nichtigen Lied ein flimmerndes Wunder an Schönheit, Anmut und Heiterkeit wird: dergleichen erlebt man bei sonst niemand als bei Girardi. Wie bei einem Hochzeitsmahl unter vier Augen in die vorgefaßte Sprödigkeit Funken fallen und wie „Eva-Schlaueheit“ die Feuersbrunst doch noch löscht: dergleichen habe ich seit der Cyprienne Agnes Sornas auf keiner Bühne gesehen. Und wie sie mit kleinen Mädchen einen Ringel- und Ringreihen tanzt: dergleichen entlarvt ohne Mühe eine programmatisch gesteuerte Tanzkunst, deren Vertreterinnen sich diese Bewegungsoriginalität in den Gelenken, diesen Vokabellischkeit in ihrem Gebärdenlexikon wünschen könnten. Auch nach zehn Wochen eines berliner Spieljahrs ist dies der einzige Theaterabend, den verfaßmt zu haben man als Verlust empfindet. Ich freue mich schon auf das dritte Mal.

H. J. K. Gut, daß uns diesmal die „Fackel“ nicht erst nach fast einem halben Jahr, sondern schon nach zwei Wochen wieder leuchtet. Nummer 472/473 vom fünfundzwanzigsten Oktober (zu beziehen durch den Verlag: Wien III/2, Hintere Postamts-Straße 3). Zweihunddreißig Seiten. „Epigramme und andre Gedichte.“ Von der Schulfrage, „wer diesen Krieg hat angefangen“, die dem Dichter den Schlaf verfürst, und die, damit er zur Ruhe gelange, endlich verdrängt werden muß durch die Gegenfrage: „Wer hat damit aufgehört?“ — aus dieser Stimmung geht es durch Haß und Hölle der Bomben und U-Boote, durch das Fegfeuer der Schalek Schalek, durch die Welt des Grafen Czernin und das Paradies Girardis hinauf in den Himmel des „Bonnewortes“ Ballorbe. „Du Thal der Thäler du, traumtiefes Thal der Urbe! . . . Du Sonntag der Natur, hier seitab war die Ruh . . . Du Gnade, die verwehrt den Niederbesiegten Wahn . . . Wie blau ist doch die Welt vom Schöpfer aufgethan!“ O glücklich, wer noch hoffen kann, aus diesem Meer des Jammers aufzutauchen! Karl Kraus ist so glücklich. Der unverwundliche Pamphletist hat den unverwundlichen Optimismus des reinen Lyrikers. Ein Sonntagspiel der Natur, das ihren Reichtum bezeugt. Und freilich erklärt, weshalb im Vertrauen auf sie der Mann nicht erschüttert wird, der sich ja grade als dieses wunderbaren Spieles wunderbares Gebilde empfindet.

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

U unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

## Reichersche Hochschule für dramatische Kunst

Berlin W 15

Direktor Friedrich Moest

Fasanenstr. 38

### Neunzehnter Jahrgang

Ausbildung bis zur Bühnenreise. Zahlreiche Engagements an berliner und auswärtigen ersten Bühnen. Vortrags- und Szenenabende vor geladenem Publikum. Abendkurse. Regie. Rezitation. — Eintritt jederzeit.

Jahresbericht mit Beziehung auf diese Anzeige kostenl. durch das Sekretariat.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Bernburgstraße 11.  
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhardt, Charlottenburg, Verlag der Schaubühne  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg, Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin.  
Königsplatz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Belgien von Germanicus

Zu den beliebtesten Verhöhnungen, mit denen die bekann-  
ten starken Männer die Politiker der Verständigung zu bedenten  
pflegen, gehört die böshafte Erinnerung an die angeblich des öfters  
bestätigte Erfahrung, daß die diplomatische Feder weicherzig ver-  
dirbt, was das Schwert der rauhen Krieger erworben hat. Solche  
Auffassung ist gewiß für alldeutsche Versammlungen von vortref-  
flicher demagogischer Wirkung; sie ist dennoch, sie ist grade darum  
grundfalsch. Sie setzt voraus, daß das politische Ergebnis eines  
Krieges sich mit dem militärischen ziffernmäßig decken müsse. Wäre  
dies zutreffend, dann würde allerdings der Politiker, der im Frie-  
densdiktat nicht alle von den Waffen gewonnenen Länderteile fest-  
zuhalten weiß, ein Verderber des militärischen Erfolges sein. Einst,  
in jenen primitiven Zeiten, da die Völker noch völlig isoliert neben  
einander wohnten, jedes nur seine Welt kannte und seinen eigenen  
besondern Gott hatte, war es wohl so, daß der Sieger all das Land  
für sich behielt, das unter die Hufe seiner Rosse gekommen war;  
die feindliche Einwohnerschaft wurde verflabt, verschickt oder ge-  
köpft. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß wir, die wir grundsätz-  
lich nicht an die Möglichkeit eines Diktatfriedens glauben, vielmehr  
die internationale Verständigung als ein Metaphysikum der heu-  
tigen Welt erkannt haben, vor der Eroberungstechnik jener frühen  
Zeiten zurückschrecken würden, wenn wir nicht eben wüßten, daß  
sie so überlebt ist, wie es etwa das Kaufrecht, die Hexenverfolgung  
und der Scheiterhaufen sind. Nicht schwacherzige Sentimentalität,  
sondern geschichtliche Einsicht veranlaßt uns, so zu denken und zu  
handeln, wie wir es tun. Wohl gibt es auch heute noch Völker-  
splitter, von denen man voraussagen kann, daß sie in absehbarer  
Zeit unter dem Druck der großen Staatskörper zerrieben sein wer-  
den. Von diesen großen Körpern selbst aber wissen wir mit Be-  
stimmtheit, daß sie bleiben, sich entwickeln und verwandeln wer-  
den, bis die Zeit des internationalen politischen Weltgleichgewichts  
gekommen ist. Wir wissen darum auch, daß jede Operation, die  
willkürlich, und ohne den Sinn der Gesamtentwicklung zu erfassen,  
das Werden jenes Gleichgewichts stört, sich früher oder später,  
wahrscheinlich aber sehr schnell rächen muß, und daß jeder Versuch,  
neue Hegemonien aufzurichten, mit einer Enttäuschung enden wird.  
Der Sinn des Weltkriegs ist: die Elastizität des kommenden einigen  
Weltreichs zu fördern. Ein Friedensschluß, der dagegen verstößt,  
würde vielleicht scheinbar und für kurze Zeit einen äußerlichen Er-  
folg bedeuten, er würde aber zugleich den für ihn Verantwortlichen  
eine so ungeheure Last an sittlicher Feindschaft und an Nötigung  
zu einseitiger militärischer Vergewandung auferlegen, daß sehr bald

die einsichtigen Staatsmänner des angeblichen Siegers, nur um einer neuen, immer aussichtsloser werdenden Blutprobe zu entgehen, die in falscher Nutzung des Augenblicks erworbenen Vorteile abzubauen bestrebt sein müßten. Die Eroberungspolitik, die mit der Psychologie des dauernden Völkerverhasses rechnet, ist blind und kurzbeinig; sie begreift nicht, daß schon allein die Tatsache eines Krieges, der aus einem Winkel Europas heraus auf die Welt übergrieff und alle latenten Konflikte zur Explosion brachte, den besten Beweis dafür liefert, daß die Stunde des dialektischen Umschlags, da der Kampf Aller gegen Alle in das verstehende und verständige Miteinander Aller hinübergleitet, durch das Brüllen eines mordschwangern Maximums eingeläutet wird. Daß trotz solcher Erkenntnis die sie verwirklichende Entwicklung nur schrittweise vor sich gehen kann, ist selbstverständlich. Daß es aber eine Gefährdung des nationalen Bestandes wäre, wenn die Erkennenden sich durch zurückgebliebene Exemplare von der Bauhilfe an dem schon heute deutlich zu erkennenden Weltplan abhalten lassen sollten, ist gewiß. Es gibt keine Möglichkeit, um die große Entwicklungslinie der Einwirkung der mannigfachen internationalisierenden Instrumente zu entrücken. In dem Maße, wie die Götter sich ausgleichen und Christus und Buddha ineinanderwachsen, in dem Maße, wie die Mode von Paris zugleich die von Berlin, Buenos Aires und Tokio sein will, in dem Maße, wie Telephon, Schreibmaschine und W.C. selbstverständliche Voraussetzung der durch Eisenbahn, Dampfschiff und Flugzeug eng aneinandergebrachten Weltteile sind — in demselben Maße erzwingt sich die Politik eines über die Ozeane greifenden Ausgleichs die Diktatur. Und in dem Maße, wie die Völker die letzten Reste der Sklaverei abstreifen und der Selbstbestimmung zur Regierung verhelfen, schwindet die Voraussetzung für jede noch so verbrämte Hauspolitik der Kronen, für jede Annäherung der Rassenlyrik, für jede Firmenpolitik des Kapitalismus. Schon heute aber muß in jeder politischen Maßnahme, die zur Liquidation des Weltkrieges beitragen will, ein Hauch von solcher durch nichts zu trübenden Wahrheit zu spüren sein. Dies gilt im Besondern für die vielumstrittene belgische Frage.

Als Bismarck darauf bestand, daß im Nikolburger Frieden Oesterreich keine überflüssige Vergewaltigung erfahre, und Preußen sich mit scheinbar geringen Kriegserträgen begnüge, schrieb Wilhelm der Erste: „Nachdem mich mein Ministerpräsident vor dem Feinde im Stich läßt und ich hier außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung meines Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in den sauern Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen.“ Es hat sich bald gezeigt, wie solche empfindsame Schmach in Wirklichkeit weitblickende politische



Klugheit war. Auch heute fehlt es nicht an Eiferern, die davor warnen, einen Schmachfrieden oder, wie sie auch sagen, einen Hungerfrieden zu schließen. Als das besondere Kennzeichen solcher schmachvollen Nachgiebigkeit nennen diese Vorstadtathleten die geplante Wiederherstellung Belgiens. Sie wollen das eroberte Königreich möglichst ganz, zum mindesten aber die flandrische Küste behalten wissen. Mit monomanem, von der Bierlust des Stammtischs durchschlagenem Eifer versuchen sie, zu beweisen, wie das Schicksal des Reichs geradezu besiegelt und zum Niederbruch verurteilt sein würde, wenn Deutschland sich nicht in irgendwelcher Form Belgien einverleibt oder nicht wenigstens dessen Küste mit Beschlag belegte. Sie schildern, wie England ein freies Belgien zu einem militärischen Einfallstor gegen Deutschland ausgestalten könnte, wie heimlich über Nacht eine gewaltige englische Flotte Millionen-Armeen an der flandrischen Küste zu landen vermöchte, und wie von Flanderns Boden aus Heuschreckenschwärme von Flugzeugen aufsteigen würden, das rheinische Industrierevier und damit Deutschlands Rückgrat zu zermalmen. Wenn mans so liest, möchte mans beinahe glauben. Indessen, schon geringe Ueberlegung zeigt die unzulängliche Voraussetzung all dieser Schreckensmalerei. Zunächst: es gibt überhaupt keine militärische Sicherung, die angesichts der wahnsinnig sich entwickelnden Zerstörungstechnik als absolut gelten könnte. Sehr richtig weist, um dies Detail zu kennzeichnen, Professor Hans Delbrück darauf hin, wie gleichgültig es, zum Beispiel, in wenigen Jahren für den Luftangriff sein wird, ob die Fahrzeuge von Flandern oder von England selbst aus ihren Flug nehmen. Aber das Andre, worüber gleichfalls Delbrück in den Preussischen Jahrbüchern ebenso einfache wie fluge Gedanken vorträgt, ist viel wichtiger. Gewiß: zunächst und scheinbar würde die Armierung der flandrischen Küste unter deutscher Flagge den Engländern und ihren etwa gegen Deutschland gerichteten Angriffsgelüsten einen metallenen Wall entgegenstellen; zugleich aber müßte solche militärische Sicherung eine politische Gefahr von kaum übersehbarer Ausmessung auf Deutschland heraufbeschwören. Unter der durch nichts zu paralysierenden Bedrohung Hollands durch ein deutsches Belgien würde dieses Land notgedrungen in Englands Arme getrieben werden und England in Holland ein Deutschland weit gefährlicheres Aufmarschgelände, in Hollands Häfen weit vorteilhaftere Landungsmöglichkeiten bekommen. Darüber hinaus aber müßte ein deutsches Belgien die heute gegen uns gerichtete Weltkoalition wenn schon nicht in der sich zur Zeit auswirkenden Zusammensetzung, so ganz gewiß in einer nicht weniger bedrohlichen aneinanderschweißen und in Permanenz erklären. Wobei noch nicht einmal, worauf Delbrück gleichfalls hinweist, die fürchterliche Belastungsprobe des durch die Millionen vergewaltigter Belgier notwendig unterhaltenen Daueraufstandes in Rechnung gestellt ist.

Die Bergewaltigung dieser Bevölkerung aber wäre nicht zu umgehen, da eine Beherrschung der flandrischen Küste ohne Besetzung des Hinterlandes schon allein technisch eine Unmöglichkeit ist; Gibraltar läßt sich hier nicht wiederholen.

Kein Zweifel: der Schmerz des militärischen Siegers, eine Beute wieder fahren zu lassen, ist begreiflich; verhängnisvoll aber, ja, geradezu vernichtend wäre es, wollte die Politik ihren Blick, der das Spezifikum des Weltzustands erfafßt, durch derbe Handgreiflichkeiten ablenken lassen. Die Okkupation eines Volkes, wie sie auch immer verbräunt sein mag, durchbricht den Entwicklungszug, unter dem die Welt steht, und unter den sie erst recht durch diesen Krieg gestellt worden ist. Die Inanspruchnahme Belgiens würde diesen Krieg nicht beendigen, sondern verewigen; erst wenn sie wieder rückgängig gemacht wäre, könnte der Etappenablauf der Weltentwicklung seinen Fortgang nehmen. Wozu also ein Hindernis einschalten, dessen Beseitigung notwendig die treffen muß, die es aufrichteten! Wie vielleicht wird Selbstüberwindung dem Sieger größern Nutzen bringen, als der kluge Austausch des belgischen Pfandes einer auf Verständigung eingestellten deutschen Politik bringen muß. Der militärische Sieg Deutschlands, dessen Ausmessung wir in ihrem ganzen gigantischen Umfang voll erfassen, würde in Nichts zusammenschrumpfen, wenn er in Zurückdrängung der Weltentwicklung zu einem Augenblickserfolg ausgebeutet werden würde. Er wird aber Deutschlands Bestand, Aufstieg und Führerschaft für alle Zeiten sichern, wenn er zum starken unüberwindbaren Hintergrund wird für eine Politik, die ihrer kardinalen Aufgabe genügt: Brücken — politische, wirtschaftliche, kulturelle — aus dem Chaos in eine fest sich formende Zukunft zu bauen.

---

## Zu diesem Krieg

Rabel

**N**ich beugt übrigens der Krieg sehr. Hab ich innen alle Zerstörung erleben müssen, und hat mir mein Herz die Einsicht in allen Jammer und auch die Kinderfähigkeit für alles Liebliche, Freudige und Lebenswerte gelassen, so hatte ich nur noch äußere Zerstörung zu befürchten. Ich erlebe sie und fühle es herb, ganz herb: nicht aber was mich persönlich betrifft, beugt mich ganz, sondern der Beweis, daß wir noch inmitten des Rohesten Leben, daß verwundender Krieg und tolles Nehmen und Wehren zu unsern Schwellen kommen kann, daß wir vor den Wilden nichts voraus haben, Bücher, gebildete Reden, wohlthätiges Sein aparte daliegt und nicht in unsern großen Verfassungen mit inbegriffen steht, daß wir allem ausgesetzt sind nur prahlend uns aufzumuntern, wenn wir unsre Meinungen und Religionen über alle andre setzen: das macht mich ganz perplex und beugt mich.

## Eine Männerfrage von Anton Kuh

Immer, wenn die Frauenfrage aufs Tapet kommt, verwandeln sich die Männer teils in politische Küchenweiber, die Gesetz und Recht als Gewürzbüchse und Salzfaß des staatlichen Lebens betrachten, teils finden sie sich als den kleinen Moritz wieder, dem das Wort Frau von je einen humoristisch-lüsterne Riß gab wie anno Schulbank und pikante Bibelfunde. Tappische Verlegenheit kräufelt sich zu galanter Schelmerei. Schwüle Irritiertheit befreit sich im Fliegenden-Blätter-Witz: von der Ärztin, die in den Armen des Patienten liegt, der Staatsanwältin, die mit dem Angeklagten kokettiert und der Frau Geschworenen, die sich vom Schnurrbartchen des Raubmörders fasziniert fühlt. Hier endigt das Problem. Der kleine Moritz hat es noch nicht nackt gesehen und rettet seine Befangenheit in jenen Tonfall lippenverzogener, kratzfüßiger und geblümter Artigkeit, die den Frauen den Kranz der — Verachtung reicht. Dieses Troubadourtum, mit dem der Bürger die Frauen in einen Stall sperrt und sich die eigenen Wände dekoriert, ist nichts als Schweinerei. Ein Sittlichkeitsvergehen der Kultur an ihrem eigenen Leib. Und hier, in der Auffassung, liegt mehr Frauenfrage als beispielsweise in der jetzt vom oesterreichischen Parlament aufgeworfenen Frage, ob Frauen Geschworene werden sollen oder nicht. Der sie, zustimmend oder verneinend, beantwortet, tut es ja doch nur als Mann, für männliche Interessen, im männlichen Geist. Aber, wie er es tut, wie er mit der Angst um seinen gewalttätigen Besitz die sprudelndste Galanterie an den Tag legt und dabei hinter dem revolutionärsten Geist die Quelle des Spießertums aufdeckt: das ist die Frauenfrage.

Selange die nicht klar wird, ist es ganz unwichtig, ob Frauen Geschworene werden können oder nicht; ob es der Justizauschuß mit acht gegen sieben Stimmen annimmt; und ob der Beschluß mit elf gegen acht Stimmen reassumiert wird. (Wie es geschah.) Es ist unerheblich, solange die Kultur selber den Typus der emanzipierten Frau großzieht, indem sie den Frauen äußerstenfalls gestattet, den Mann für seine Zwecke zu ersetzen, nie aber für die, ihnen Weib zu sein; solange die Frauen Gattinnen ihrer Gatten, Bräute ihrer Verlobten, Töchter ihrer Väter und zugleich Stiefkinder und Mütter der Kultur sind, starrer und strenger noch als der Mann, aus einem Haß gegen die Freiheit, die sie nie erreichen. Die Chinesin ist und bleibt darin das Symbol der mitteleuropäischen Frau. Ihre zu höherer Reizung verkrüppelt gehaltenen Füße sind deren verkrüppelte Seelen, ihre Begriffe von Treue und Untreue, von Macht und Besitz in Liebesdingen, ihre runzlig-versteinerte, ammengehäßige Moral- und Zeitbehütung — man erinnere sich hier aus Johannes B. Jensen, Lafcadio Hearn und Andern, mit welcher unerbittlichen tollwütigen Grausamkeit die Chinesenmutter darauf achtet, daß ihre Tochter ein Gleiches leide, wie sie selbst gelitten — und ihre Verwendbarkeit in Männer-

diensten. Nein, es ist ganz unwichtig, solange die Frauen nicht mehr sind als die Männer. Ob sie auch so viel sind? Keine Sorge! Der Unterschied der Geschlechter ist für den Hausgebrauch nicht so groß, wie die aufgeschreckte Männlichkeit glauben macht. Die freiwilligen Legionärinnen sprechen für alles. Weniger dafür allerdings, daß sie auch das Neueste in der Mode sind, was sich die Manneswürde vorbehält, als dafür, daß die Männer nichts Besseres tun, als Weiber können. Welcher windige Hinweis also auf das „weibliche Gefühl“, auf die „typische Oberflächlichkeit“, den „Mangel an Logik“ und alle diese Begriffe einer galanten Zoologie, eines Pschütt-Karikaturen-Darwinismus! Wollte Gott, die Frau wäre noch so wenig vermännlicht. Aber Lulu und Cleopatra findet man nur noch in Freudenhäusern und Geschichtsbüchern. Statt dessen steht links Frau Grete Weisel-Hef, rechts die Vorstandsdame des Vereins zur Verbreitung von Englandhaß und Heldenstrümpfen und zwischen beiden die Straßenbahnkondukteurin.

Die Frage nach dem weiblichen Geschworenennamen ist keine Frauen-: sie ist eine Männerfrage. Wie ganz anders aber und um wieviel grübler und flammender ist jene vom Kriege angefacht worden! Das erste Mal in der Meldung, wonach ein Bauernmädchen wegen geschlechtlichen Verkehrs mit einem Kriegsgefangenen dreivierteil Jahre erhielt; das zweite Mal in der Notiz, daß in München eine Dame wegen auffälliger Kleidung zur Polizeistube abgeführt wurde; das dritte Mal in einem statistischen Nachweis für die Zuträglichkeit der sexuellen Abstinenz im Felde; das vierte Mal durch die Schreckensziffern über die Lues, diese Rache des Krieges an seinen Ursachen! Ferner in der hübschen Episode von dem Berliner Rahon-Muffeher, der den Schaffnerinnen zuruft: „Wenn ich vorbeigehe, heißt es: Pöte an den Rappenrand!“ Dann in der Unterbringung von Weibern in Munitionsfabriken, in ihrer Fähigkeit zum Rationalgefühl, in den Photographien von Heldengattinnen — oh, in einer Unmenge von Dingen, denen nichts als triumphierende Häßlichkeit und erdrückte Natur gemein ist. Es fragt sich: ob die Frau, die an der Kette der männlichen Kultur liegt, ein froheres Geschlecht hervorbringen kann; ob Mars nicht ein flügelgestützter, getriebelter, in Staatshaft schmachtender Gros ist; und ob mit dem Ende jenes Herrenrechts — das umso fester hält, als es kein soziales mehr ist und die Frau nun mitunterschreibt, was Männer gegen sie zu Brauch und Gesetz erhoben haben — nicht die Emanzipation der Männer läme. Diese Frage geht weder der Beschluß im Justizauschuß noch seine Reassumierung etwas an: jene aus männlicher Not und Küchenvernunft, diese aus männlicher Angst vor dem Autoritätsverlust geboren.

Ein Geschworenennamenrecht, das die Frau aus Männerhand und als Männerpflicht empfängt, kann weder ihr noch dem Staat etwas bringen. Es ist damit etwa wie mit dem demokratischen Geist, der als Geschenk für den braven Bürger vom Himmel fällt. Es nützt nichts: er muß von unten kommen.

## München 1917 von Harry Kahn

Spät erklingt, was früh erklang. Im Jahre 1907 schrieb ich zum ersten Mal in diesen Blättern über München, sein fragwürdiges Vollbringen und sein fragwürdigeres Gebahren. In der am meisten nach außen gewandten, am innigsten allem Volk- und Gesellschaftlichen verknüpften Kunstübung, der Bühne, schienen mir die Käste und Salze zum beispielkräftigsten Kristall zusammenzuschließen. Nach einem Dutzendjahr scheint es noch immer so, dünkt diese Stadt dem rückschauenden Blick kaum gewandelt. Ein Lustrum voll Arbeit und Gelächter, ein andres voll Tränen und Tod, haben ihr Wesen nicht vertauscht. Noch immer ist München, mit veränderten Farben, nicht gewechselten Motiven, der Markt, wo Wille und Geschrei in umgekehrtem Aufwandsverhältnis steht, wo immer noch als „ersten Hub aus unerhöhten Frachten“ ausgepriesen wird, was anderswo kaum mehr auf dem Kurzzettel steht. Noch immer ist es das vor blauende Gebirge und über-sonnene Wiesen hingebreitete Welsdorf mit den lebenswürdigen Zügen der „kleinen Residenz“ und den aggressiv zur Schau getragenen Mäuren des „Kunstzentrums“. Es mag einer schönen Frau die „Stadt ihrer Seele“ bedeuten — einem erwachsenen Mann darf es nicht die Stadt seines Verstandes und seines Willens, nicht die Stätte sein, an der sein Kunstgewissen auch nur eine Minute lang von argwöhnischem Wachen absteht. Ein Andres ist Schwärmen, ein Andres Scheiden.

Laßt uns, wie einst im Mai, wieder vom Theater reden. Es gab da leztlich zwei Shakespeare-Neueinstudierungen: 'Wintermärchen' in den Kammerspielen, 'König Lear' im Hoftheater. Shakespeare ist ein Prüfstein; ein feiner Seismograph für die Beseeltheit, die in einem Regisseur, die Beseelungsmaacht, die von ihm aus schwingt. Tiefer drum denn anderswo schmerzt es einen, wenn grade hier die Nadel, statt kräftig auszuschnellen, nur so ein bißchen auf dem Zifferblatt herumstammelt, wenn grade Shakespeare anzeigt, daß da gar kein Fernbeben stattfindet, sondern nur ein paar Möbel gerückt werden. Die beiden hier vom Zufall der Spielpläne zusammengeworfenen Stücke haben ein Gemeinsames, Gemeinsameres als sonst zwei beliebige Stücke des Briten. Deutlich weisen beide auf, wie erstaunlich abhängig und wie herrlich unabhängig Shakespeare von der Antike ist: Hybris ist die Gewalt, die die Lebensgraden von Leontes und Lear zur tragischen Kurve krümmt. Aber nicht jene oedipodeisch allgemeine Vermessenheit des Menschengeschlechts, die sich in die Wolken erhebt und auf die der eifersüchtig in den Wolken thronende Gott seine Blitze schleudert, sondern die renaissance-spezifizierte Ueberhebung eines Lebensalters, eines Standes, einer Leidenschaft oder, wie meist, einer aus mehreren solcher Komponenten resultierenden seelischen Beschaffenheit. An und in sich selbst verbrennt die Menschenmaß überflammende Seele: ein Auto-Autodase, das die Horizonte erstickern macht. Schon sind nur in der Heldenbrust ihres Schicksals Sterne. Dieser Hybris hab' ich bei Robin Robert keinen Hauch verspürt, dieser Sterne Brand bei Otto Falkenberg kaum mehr als schwaches Leuchten gefühlt.

Auf diesen beiden Namen: Falkenberg und Robert, steht Das, was sich zur Zeit in München als Bühnenkunst mit dem Tongewicht auf der letzten Silbe aussprechen läßt. (Alles Andre ist undiskutierbar.) Beide zehren, vielleicht, ohne daß sie dessen inne sind, auf jeden Fall, ohne daß es ihre, als mehr oder minder geschlossener Kriemling auftretende, Anhänger zugeben, von ... nun, von Nebengerichten der reichen Tafel Max Reinhardts. Falkenberg in der Hauptsache etwa von jener idyllischen Festlichkeit, deren erster und größter Sieg der ‚Sommer-nachtstraum‘ war; Robert allein fast von der schon durch Reinhardt und seine Hollaender oft zu weit getriebenen banal-naturalistischen Ueberswertung von Einzeleinfällen.

\*

Falkenbergs Anteil an der provinziellen Diadochie Reinhardts liegt zweifellos auf der tiefern, geistigen Ebene. Immerhin hat er eine ganze, meist geschmackvoll durchgehaltene, selten in Geschmäckerliches abirrende Grundstimmung herübergenommen, und so kann, wenn die Umstände günstig, das heißt: die Anforderungen, die ein Stück stellt, diesem Regisseur und seinem lebendigen und toten Material gemäß sind, eine Vorstellung von erfreulicher Rundung und relativer Frische zustandekommen, wie das im vorigen Jahr mit dem so vielbesuchten ‚Wie es Euch gefällt‘ der Fall war. Aber man darf beileibe nicht an die Saftfülle Reinhardtischer Kuppelspiele (Was ihr wollt), an die tiefe Kunst mächtig-chaotischen Hintergrunds (Kaufmann von Venedig), überhaupt nicht an den unübertrefflichen Einklang von Darstellungs-, Ausstattungs- und Leitungskunst, an den Schmutz und Riß der meisten Shakespeare-Ingenieurungen in der Schumannstraße zu Berlin denken, sondern eher an ein etwas bleichsüchtig aesthetelnden Ausprüchen gerechtes Schwabinger Atelierfest.

Für solche Charakterisierung ein Beweis e contrario ist es, wenn jene schöne Frau vom „Theater ihrer Seele“ rühmt, daß die Zuschauer ebenjogut auf die Bretter springen und die Schauspieler sich vor den Souffleurkasten setzen könnten. Schade nur, schade für Frau Luch von Jacobi und schade für Herrn Otto Falkenberg, daß man bisher unter Theater doch etwas andres verstanden hat, wohl auch fernerhin verstehen wird, und — daß Schwabing heute weniger denn je die Welt ist. Theater ist immer noch Kunst, und Kunst ist immer noch dazu da, um Menschen, mittels Weinen oder Lachen, über sich selbst zu heben, im Sterblichen das Unsterbliche zu wirken, den Tag zur Ewigkeit zu machen; nicht aber den noch so reizbaren Appetiten noch so romantisch-ironischer Planeure des Geistes genug zu tun. Und jene harte und hohe Aufgabe der Kunst wird nicht erfüllt und die nach erdüberfliegenden Erschütterungen hungernde Seele wird nicht gestillt, wenn etwa der schneidende Menschheitsjammer des Gerichtsakts (im Wintermärchen) statt auf hellem Markt und vor Mob und Masse im noch so malerischen clair-obscur einer modernst belampten Manjarde (jenseits des Siegestors) vor sich geht. Was tragischer Areopag sein soll, wird tragikomische Kabinettsgerechtigkeit und aus einem blutenden Stück

Schicksal ein Kabinettstück für Feinschmecker. Was hier unterscheidet und entscheidet, ist nur eines: Format! Und daran eben fehlt es Falkenberg, der ohne Zweifel ein musikalisch gestufter Mensch von vielen Graden ist; dem nur das letzte Erfordernis jedes Schöpfers abgeht: Leidenschaft. Zuzugeben ist, daß Falkenbergs Arbeit von den äußern Umständen eines scheunenartigen Zuschauerraums und eines schachbrettgroßen Bühnenraums, eines zu kleinen Stats und einer zu „großen Zeit“ nicht eben erleichtert wird. Aber Mollke meinte, Strategie sei ein System von Aushilfen, und sein größter Schüler schlug seine genialste Schlacht im Schlanum und mit Landsturmtruppen. Regie aber reimt sich nicht nur klanglich auf Strategie.

\*

Herrn Robin Robert stehen ein überschwänglich ausladendes und ein überschwänglich annuitiges Haus, der Stat eines kleinen Bundesstaates sowie Schauspieler zur Verfügung, deren teils traditionäre Routine, teils eingeborene Gefühlswucht ihn befähigen müßten, einfach das Unmögliche möglich zu machen. Aber Herrn Roberts Formatlosigkeit werden grade diese vollen Mittel zu schärfster Gefahr, denn zwischen ihren weiträumigen Dimensionen zerfällt und zerfajert alles, was sein unsicher-betülicher Geist aus sich herausstellt. Einmal, ein einziges Mal in sieben Monaten habe ich etwas Ganzes von ihm gesehen: den ‚Volkseind‘. Da alles Wesentliche auf der handfest verbohrten, hemmungslos bis zur Sündlichkeit von sich überzeugten Stockmanngestalt Albert Steinrücks stand, „die Gewänder der Entstehungszeit“ einen glaubhaften und spielerischen Schlag Schatten schufen, war es beinahe ein Fest. Aber Schiller oder Shakespeare! ‚Don Carlos‘ war auch ein Fest, ein sehr reiches sogar. Nur nicht für das Parkett, sondern auf der Bühne. Ein pampiger Maskenball bei einem schwerreichen Großheder, in den sich merkwürdigerweise hie und da herbe Töne wie von Familienmishelligkeiten mischten, die kein Mensch verstanden hätte, wäre das Stück nicht ein Aufsakthema der Deutschen von Quartanerbeinen an. Und da war nun ein ‚Bear‘! Mit einem König von (immerhin) Louis Coriuth, einem Goster von Piloty und gar keinem Kent. Da wurde eine Szene von einer Weltweiteit der Gebärde, wie sie alle Jahrtausend einmal einer schreibt, vor eine gleich an der Ranpe in die Soffitte steilende Quadermauer gedrückt, an der sich der seine Töchter verfluchende Bear unbedingt die Ellenbogen mundstieße, stärkte nicht Pappe und Kleister penetrantest zum Fortuny-Himmel. Einem Fortuny-Himmel, der Sturmestwolken in sinnberauschender Eile über eine nach ältesten Schablonen gepauste Heide hintäuschte, die bebauten Felder und sympathische Waldländer zeigte, obchon doch „vier Meilen in der Runde kein Busch“ fortkommen soll. Was nützen fünfunddreißig Bagen vor jedem Sechzehntelbogenfürsten, wenn der erschütternde erste Kniefall Bears vor seinem entmenschten Samen an dem Narren (der doch nach dem Willen des Dichters dem Sohneslosen die Kindesliebe eines männlichen Erben — Parallelfigur: Edgar — ersetzen soll), wenn dieser Urthieb in eine ge-

liebe Seele an einem Liebenden so spurlos vorübergeht wie an dem recht äußerlich begabten Herrn Janssen?! Daß des Narren schier beständendes Herz und in Schluchzen verbissener Mund als Mittelglieder zwischen dem Jammer der gequälten Kreatur droben und dem Jammer des zu quälenden Gründlings drunten herausgearbeitet werden, ist doch weit wichtiger als der „feine Zug“, daß Cordelia während ihrer Abschiedsworte an die Schwestern zweimal halbohnmächtig in die offenen Arme eines schwachbegabten Theaterchülers fällt, der, wichtig genug, „Frankreich“ darstellt! Schildkrauts Lear war gewiß, nicht anders als Steinrücks, von nicht mehr als familienväterlichem Ausmaß: aber wo ist der wuchtende Rhythmus, mittels dessen Reinhardt diese unplausibelste aller Shakespeare-Tragödien in eine mythisch-isthmische Vornwelt rückte, die ihr den Schein von wenigstens historisch-charakterologischer Wahrheit wahrte? Wo ist die amot-rasende Blutgier Cornwalls? Wo die schmerzlich rührende Süße der Szenen zwischen Edgar und Gloster? Wo die härtebeißige Humor-Valour, mit der sich Kent in den Bloß sperren ließ? Liegt es wirklich bloß daran, daß Herr Heinrich Edgar und Herr Basil all in seiner Robustizität nicht der dürrste Schatten Wintersteins ist? Oder liegt das doch vielleicht an dem Unterschied zwischen Robert und Reinhardt? Ein noch jüngerer Narr als der, den Herr Janssen auf seine zwei Backfischdole stellte, möge auf diese und ein Dutzend anderer Antworten warten.

\*

Ich habe keineswegs die Absicht, irgendjemand mit Max Reinhardt totzuschlagen. Es wäre ja eher angebracht, so unnötig es ist, Reinhardt vor den Totschlagsversuchen seiner Epigonen und ihrer freiwilligen Keulenträger zu schützen. Denn es ist ja im deutschen Sprachgebiet neuerdings Mode, nein, schier Manie geworden: wer irgendwo ein bißchen modernes Theater macht, wird gleich von einer an gegenseitiger Beweihräucherung interessierten Jüngerschaft als Ueberwinder Reinhardts zu den Sternen gehoben. Der jüngst vom Herausgeber behandelte Fall von Karlheinz Martin, dessen sehr tüchtigem Talent man wieder einmal gar keinen Dienst erwiesen hat, ist so bezeichnend wie möglich, daß dem nicht nur in München so ist. Aber München plattiert seine wenig berechtigten Ansprüche am lautesten, vermutlich grade deshalb, weil es von der Niederlage von 1908 her das schlechteste Gewissen hat. Selbstverständlich gilt es von Max Reinhardt weg, weiterzukommen. Aber weder sehe ich Falkenberg, geschweige Robert, auf dem Wege zielsicherer und zukunftsbedeutender Entwicklung dazu, noch erwarte ich es überhaupt je von einem in München amtierenden Theatermann. Dazu ist der Boden zu weich, sind die Sinne zu leicht zufrieden. Zubiel Leute finden sich hier jederzeit, die ein Interesse daran haben, einem Künstler, bevor er noch das subjektiv Letzte aus sich heraus geholt hat, zu sagen, er habe schon das objektiv Allerletzte erreicht.

Worauf es, jenseits von Reinhardt ankommt, das ist: der Visualität, deren Ueberwertung eine Störung des Gleichgewichts geschaffen hat, wieder ihre gehörige Stelle als, wenn nicht sekundäres, so doch rein



synthetisches Element jener janusköpfigen Kunstform, deren Namen nur einseitig-zufällige Etymologie von theastai=schauen entspringen ließ, anzuweisen. Das Medium des Geistes ist der Begriff und dessen greifbares Symbol das Wort. Das Wort aber, soweit es nicht wieder durch Schriftbilder symbolisiert wird, bedarf des Ohres zur Weiterleitung. Das Ohr ist recht eigentlich die Sinnesfunktion des Geistes. Das sind Binsenweisheiten. Aber niemand wendet sie zu der Schlussfolgerung an, daß unser heutiges Theater (mehr oder weniger) ein Theater der Taubstummen ist. Es spricht nicht zum Geist, sondern streichelt die Sinne. Es gilt somit ein Theater des Geistes, des geistentsprossenen und geist-ergriffenen Schicksals zu schaffen.

Hermann Einsheimer schien, eine Winterwoche lang, eine Hoffnung. Wenigstens bekannte er sich in dem Vortrag: 'Das neue Pathos auf der Bühne', mit dem er theoretisierend sein Direktionsjahr begann, zu verwandten, wenn auch nicht sehr klar ausgedrückten Zielen, und sein erster praktischer Versuch war eine (trotz überwiegend farbloser Spieler, die Mary Dietrichs adliges Magdthum umgaben) erstaunlich stil-sichere und vergeistigte 'Antigone' des Sophokles. Und sein letzter bildete die (allerdings durch Fehlbesetzung und Phantasieschwäche verdünnte) Aufführung des geistig so groß gewollten 'Ecce homo' von Schmid-Noerr. Zwischen diesen beiden Säulen annähernder erster Erfüllung erdehte sich ein Trümmersfeld von Enttäuschungen und Mißgriffen. Der Spielplan irrlichterte von Tagore bis Kalidasa, von Lenz bis Nestroy und stützte sich zuletzt neben Wedekinds selbstbesessenen Fanfaronaden, unter denen auch die jäuerlichste: 'Daha' nicht fehlen durfte, auf Falckenbergs Strindberg- und Shakespeare-Inszenierungen. Dazu hätte kein so gegenwartsträchtiger und zukunftsahnender Geist vom Massengrab mannheimer Intendanten und Komödianten herzukommen brauchen. Ob er nun das, was er gab, so zu geben, wie er es in seinen Prolegomena versprochen, nicht den Mut oder nicht das Talent besaß, mag unentschieden bleiben. Tatsache ist, daß er sich im Großen und Ganzen als ein nicht einmal sehr geschickter Profiteur des Dagewesenen erwies. Dann hätte es aber mindestens der Arbeit einer blind dreinschreitenden Energie oder der Arme einer zielbewußt gezüchteten Clique bedurft, um sich auf dem breiig zähen Boden, auf den er sich nun einmal gestellt hatte, länger als ein Kontraktjahr zu halten. An der einen war Einsheimer offenbar zu arm und zu dem andern zu reich. Und so ging er, wie er gekommen war, mit einem Vortrag über das 'Wesen der Theaterkritik', in dem er, teils hoshaft, teils banal, mit Kanonen auf die laublütigen Spazien schoß, die in dieser Stadt nach den ältesten Melodien von den Holzpapierdächern pfeifen, daß alles schön und grün und ihr Theater eine nicht zu übertreffende Angelegenheit sei. Der Kritiker jedoch, dem ohnehin seit vierzig Monaten Soldatentum nüchterne Gewohnheit ist, muß weiter Schildwache stehen, auf daß den Hedern der Kunst kein Flurschabe geschehe und die Taschenspieler des Göttlichen nicht alle Werte vertauschen.

# Menschenfreunde

Christian Wach hat seine Tante gemordet. Er bekennet es nicht geradezu; und Richard Dehmel setzt sich nicht blinzelnd mit uns ins Einvernehmen, daß wir ruhig den Mord als vollbracht unterstellen können. Der Schöpfer gleicht dem Geschöpf: wie dieses die Wollust genießt, mit der Entdeckungsgefahr zu jonglieren, so lockt jenen, den Dichter, ein künstlerischer, ein echt dramatischer Spieltrieb, ein Zipselchen von dem Rätsel zu heben und immer wieder fallen zu lassen. Unbewußt mag für Einen, der, vierundfünfzigjährig, nach Mißerfolgen auf dem Theater und langer Pause von neuem vorstößt und einem Erfolg auch beim Publikum nicht unbedingt abgeneigt wäre — unbewußt mag für Den der Wunsch mitgesprochen haben, das einzige Mittel, wodurch man die dumme tausendköpfige Bestie bezwingt, dieses Mal gründlich auszunutzen. Das Mittel heißt: Spannung. Der aesthetische Anteil der Menge an einem Kunstwerk würde entweder nie geweckt werden oder zu schnell erlahmen. Aber drei Akte durch bleibt sie schrecklich begierig, in die volle Klarheit über den Kriminalfall geführt zu werden. Daß das dann doch nicht geschieht, ist kein Unglück, weil die angenehme Emotion dieses Abends schwerlich zurückzunehmen und der Tod des erst fünfzigjährigen Christian Wach ja wohl ein indirekter Beweis seiner Schuld ist. Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Also er hat die Tante gemordet; und ihre zwanzig Millionen geerbt. Better Justus hat davon nicht einmal seine Gläubiger befriedigen dürfen und deshalb das Leutnantschwert mit der Blechmarke des Polizeikommissars vertauschen müssen. Kraft dieser und zweier belastender Briefe schreitet er, nach neun Jahren, gegen den Mörder ein. Der nicht verurteilt wird. Die Richter sind überrascht und gerührt von seinem Geständnis, daß er zwar den Gedanken an Mord gewälzt habe, daß ihm aber die Tante mit einem tödlichen Schlaganfall gnädig zuvorgekommen sei. Staat und Stadt entschädigen für Verdacht und Verhör, für Schreck und Schande den Philanthropen, der sich für sein Teil an dem Better entschädigt. Er wirft ihm das Hölzel. Er verspricht ihm nachträglich mehrere von den Millionen und nimmt wieder halb zurück, quält ihn mit dunkeln Andeutungen, daß er am Ende möglichenfalls vielleicht doch die Tante . . . , stachelt ihn unaufhörlich zu neuen Anstrengungen, ihm sein Geheimnis zu entreißen, und kostet dabei bis auf den Grund teils seine Rache, teils die Wonne der Selbstbeherrschung, der Mittwelt nicht den Gefallen zu tun. Haß, Wut, Erregung und Raserei, fremde und eigene, mühen ihn schließlich ab. Aber bis zuletzt bleibt er aufrecht. Der kalten Gemeinheit des Betters wie der frommen Güte der Haushälterin, die von einer Beichte Erleichterung für ihn und Versöhnung des Himmels erwartet, bietet er tapfer Trost. Er gesteht nicht. Er stirbt unbesiegt.

Ein symmetrisch übersichtlicher Bau. Jahreszeit: Sommer, Herbst, Winter. Die drei Akte spielen alle vormittags und alle im selben Zimmer, in das die gute Anne das erste Mal Rosen, das zweite Mal Astern, das dritte Mal einen kleinen Weihnachtsbaum setzt; und immer unter das Bild der gemordeten Tante setzen muß. In jedem Akt meldet der Haus-

arzt sich; in jedem tritt Justus zum Zweikampf an; in jedem bringen die Honoratioren Ernennung und Glückwunsch — der Reihe der Akte nach Oberregierungsrat, Regierungspräsident und Minister, begleitet jeweils vom Oberbürgermeister. Im ersten Akt gibts einen Orden, im zweiten den Titel Geheimer Kommerzienrat, im dritten den Adel. Der erste Akt schließt mit Verhaftung, der zweite mit Schlaganfall, der dritte mit Tod. Alles ist abgewogen und wohlbedacht. Der pharisäische Better heißt keineswegs zufällig: der Gerechte. Die fünf Vertreter der hohen Obrigkeit und der hilflosen Heilkunde sind geistlich ohne Namen gelassen — geschichtslose Funktionäre; kaum Prinzipien, geschweige denn Personen. Die sieben Männer schreiten sämtlich im schwarzen Gehrock, die Wirtschaftlerin in schwarz-weißer Schwestertracht durch das graue, kahle Empfangszimmer dieses melierten Menschenfreundes. Das Wort ‚Betätigung‘ — in Christianians absichtlich ironischem Gestotter: Be-täterä-tätigung — gellt durch das Drama wie ein Leitmotiv, wie ein höhnischer Schlachtruf wider die Wolltätigkeitskajituber und als Gegenparole zu der ‚Tat‘ des Mörders, der mit dem Geld einer Drohne nützlichen Menschen nützen wollte und selbst wie ein Mönch in der Wüste gelebt hat.

Selbstverständlich, daß seine Unbeugsamkeit, seine Kraft, sich gegen die ganze Welt zu behaupten, noch stärker als in der Architektur der drei Akte in ihrer Sprache zum Ausdruck kommt. Eine gemeißelte Prosa. Die gar keine Prosa ist. Denn wer ihrer wuchtigen Wirkung nachspürt, der entdeckt nicht bloß, daß ein Lyriker fähig ist, ein Drama zu dichten, ohne jemals lyrisch zu werden, daß er, um uns ans Herz zu greifen, nirgendwo nötig hat, das Elend der Kreatur in poetischen Bildern auszustöhnen — sondern vor allem stellt sich heraus, daß die Gespräche zwar wie Prosa gedruckt, doch in Versen gehört sind. Der volle eberne Klang stammt von dieser Gebundenheit. Christian stottert sogar um des Verses willen: er sagt „Mammama-Massenmörder“, weil bei „Massenmörder“ dem Verse anderthalb Füße fehlen würden. Wo immer du den Dialog anrührst, gibt er seinen metrischen Charakter dir preis. Ich versuch‘ es an einer einzigen Stelle: „Und wenn dich nun ein solcher Verbrecher, — dem die Reue aus jeder Grimasse stiert, — den sie tausendfältig härter gestraft hat, — als irgend ein Richter strafen kann, — wenn dich der nun unter vier Augen bäte: — hier ist mein Geständnis, vernichte es! — du hältst meine Seele in der Hand! — du kannst sie aus der Verzweiflung retten! — du siehst, es foltert mich stückweis zu Tode, — daß ich ein einzig Mal un-menschlich war! — du gibst mir den Glauben ans Leben zurück, — ans Ewige Leben, an Gott und die Menschheit, — wenn du menschlicher handelst als ich —“. Ich habe da freilich keine beliebige Stelle gegriffen. Sie verrät zwar, gleich jeder andern, wie das Drama gedichtet ist; aber sie allein verrät, weshalb es gedichtet ist. Hier schlägt sein Herz.

Denn nicht darauf ist Dehmel angekommen, ein Gegenstück zu Johannes Schlags Meister Delze zu schaffen. Der hat seinem Stiefvater ein Testament abgeschwindelt, worin seine Stiefschwester um ihr Erbe geprellt wird, hat ihn dann vergiftet und wehrt sich nun aus Leibes und Geistes Kräften bis in die Grube hinein gegen ihre ebenbürtigen Sisten.

Ihm ähnlich ragt Christian Wach wie ein Fels: umbrandet, angenagt, unterwühlt — und unverrückbar. Aber für den Naturalisten Schlaf ist diese Geschichte Selbstzweck oder hat höchstens den Zweck, einen Menschen zu zeigen, der dem Schicksal, seinem schätzbaren Schicksal gewachsen ist, einen Verbrecher, der sich nicht klein kriegen läßt, eine Viehsnatur, keine irgendwie tragische Erscheinung. Dehmels Christian Wach, mit seinem schauderhaft wachen Verstand, gelangt zu der tragischen Einsicht, daß die Zeitgenossen, zu deren Heil er die alte Tante geschlachtet hat, sein Opfer und ihre Opferung garnicht verdienen. Und will nicht zu dieser Einsicht gelangen. Und ringt, nachdem er den Schwindel der titel- und ordenssüchtigen Wohlthäterei, die Wertlosigkeit sowohl ihrer Objekte wie ihrer Subjekte durchschaut hat, hartnäckig um die Seele des Betters Justus. Was der Mensch auch tun mag aus Mitleid — es ist nie genug und immer zuviel. Ein bißchen Güte von Mensch zu Mensch ist besser als alle Liebe zur Menschheit. Dies bißchen Güte erfleht er von ihm. Es würde ihn am Leben erhalten. Dies ist die letzte, die entscheidende Probe. An dem grauenhaften Schmerz der Enttäuschung stirbt er.

Nachdem er neun Jahre damit verbracht hat, sich das Hirn zu zermartern, wo die Grenze von Held und Verbrecher ist; damit, sich aus dem Konflikt von Gerichtsbarkeiten zu retten: der Gerichtsbarkeit Gottes, der Welt und seines Gewissens. Er verstrickt sich immer fester in ihnen. Jede hat ihre Gesezestafeln, ihre eigenen Unerbittlichkeiten, ihre besondere Logik und ihr spezifisches Ethos. Warum feiert man Massenmorde fürs Vaterland, für Thron und Altar und Kapital, für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit? Was berechtigt uns, Andre zu opfern? Ein simpler Minister gibt die Antwort: Wohl was uns verpflichtet, uns selbst zu opfern. Wem es die innere Stimme befiehlt, der fragt wohl nicht nach dem Urteil der Welt. Christian Wach ist seiner innern Stimme gefolgt — und neun Jahre später erleben wir, wie er mit ihr hadert, werden wir seiner Impulse, Motive, Empfindungen, Wünsche, Begierden, Aengste, Räte, Sehnsüchte schaudernde Zeugen. Sein Lemurenkampf mit der Feigheit, die in unsern sittlichen Grundfäsen nistet, wird nachträglich fieberhaft transparent. Wach ist im ersten Ansprung zu bestimmten Ergebnissen gekommen: daß niemand die Wahrheit über sich sagen kann — daß wahr stets nur Das ist, was man tut. Aber jetzt grinst ihm seine Tat aus der Pfütze des Alltags, der Phrasenspießer und ihrer Lügenmoral entgegen: entweist, beschmutzt, verzerrt zur Ver-täter-tätigung, die so hoch geehrt, wie die Tat verdammt wird.

Dies ist die geistige Lust, die Dehmels Werk so zuträglich macht wie Gebirgssozon: seine souveräne Paradoxie. Der ehrliche Mörder spricht zum schurkischen Richter: „Wir haben beide unsern Beruf verfehlt — du als Mitmensch und ich als Unmensch.“ Aber die Antithese wäre zu billig, hätte der Dichter sie nicht gestaltet. Die Wiederholung der Situationen und Gruppierungen in jedem Akt ist weder Armutszeugnis noch undramatisch: sie ist, im Gogenheil, eine Eingebung. Serpentinartig gehts mit der scheinbar gleichen Aussicht doch immer tiefer in die unterirdischen Schwärze einer beladenen Seele hinunter, bis die feinsten Ausläufer ihres Geflechts vor uns bloßliegen. Aber endlich Güter, der sich

nicht in Psychologie als Ding an sich verzettelt, dem seine Nuancen dienen, nicht über den Kopf wachsen, der den Funtzen hat und sich nicht damit begnügt, ihn im Raum herumzitzzacken zu lassen. Welche Wohltat, wieder einmal ein gearbeitetes, mit harten Fäusten bewältigtes Drama zu sehen, dem man die Arbeit nur so weit anmerkt, daß man sich gezwungen fühlt, ihr Reberenz zu erweisen! Mag sein, daß Dehmel nicht allen Paragraphen von Freytags 'Technik des Dramas' genügt. Dann wird die Technik umlernen müssen. Denn mehr hat von jeher kein Drama zu leisten brauchen, als von Anfang bis Schluß in Bann zu halten.

Es wäre lehrreich, auszuprobieren, ob das bei 'Menschenfreunden' noch anderswo als im Lessing-Theater der Fall ist. Die Inszenierung Barnowskys, der eine Ehrung für die Annahme dieses Dramas hoffentlich ablehnt, ist untadelig, aber wahrscheinlich nicht unerreichbar. Wie Dehmel das Empfangszimmer Christian Wachs beschreibt, ist es nicht zu verfehlen. Für die fünf Herren mit vollen Titeln und leeren Gesichtern ist das beste Lob, daß jeder mit jedem die Rolle hätte austauschen können, so vollendet war jeder Puppe und nicht Profil. Die Grüning ist reicher als die Gelegenheit, die diese Wirtschaftlerin ihrer Schauspielkunst bietet. Kurt Göb als Vetter deckt bis zur Vollkommenheit das Bedürfnis. Immerhin: das alles liefert Berlin, vielleicht auch das Reich ein zweites Mal. Aber kein zweites Theater deutscher Zunge hat einen Bassermann zu versenden. Dehmel tat recht, daß er an den Aktzschlüssen überzwänglich den Dank des Hauses mit dem ebenbürtigen Interpreten teilte.

Seine Rolle ist wohl ein Unikum in der Theatergeschichte: eine Dramenfigur, die vom ersten bis zum letzten Augenblick nicht die Bühne verläßt. Also auch physisch eine Riesenaufgabe. Bassermann nun ist überwältigend. Er wagt alles, darf alles wagen und gewinnt. John Gabriel Borkman müßte so aussehen, mit diesem züngelnden Wald von Haaren auf dem mächtigen Schädel. Aus dem durchwühlten Gesicht leuchten harte Augen, die stets auf der Hut sind. Die Stimme gibt jede Schattierung der seelischen Vorgänge her: vom heisern Raubtierschrei bis zum leisen Gewimmer der Müdigkeit in den Armen der alten Anne. Der gelähmte Christian ist ein erschütterndes Bild. Ein todkranker Tiger, über ein Tiger. Es ist ein Wunder der Kunstweisheit, wie Bassermann die drei Akte austuscht und abwandelt; ein größeres Wunder, mit welcher Gewalt er sie steigert. Man vertraue ihm hiernach Shakespeares Timon.

## Verloren von Eduard Saenger

Du steigst von jenen Hügeln, deren Schnee  
Wie Rosen blüht und klar wie Sprühlicht stäubt,  
Mit schwerem Fuß durch Spuren tief und zäh,  
Wo Frost und Fremde dich betäubt.

Du steigst zum Wald, der breit ins Tal gestellt.  
Da zeigen weiße Arme zielbestimmt  
Und unerbittlich auf das weiße Feld,  
Das wie zertretne Sterne glimmt.

## Der Pianist von Dora Wentscher

Starren Angesichts, einem Toten gleich, verbeugt sich der Pianist vor dem fast vollen Saal. Man applaudiert, obgleich er noch nicht gespielt hat. Er ist in der Hauptstadt bekannt, er darf es wagen, jedes Jahr sein großes Konzert zu geben. Aber noch ist er nicht berühmt.

Jetzt horcht sein lauges bleiches Gesicht mit dem stark gewölbten Schädel über den Flügel. Vorsichtig greifen seine Hände einen kaum hörbaren Akkord. Wie wenn ein Duellant die Schneide seines Schwertes prüfte. Im Saal ist noch Unruhe, Spätkommende schieben sich hastig herein. Als ob sie den Pianisten garnicht bemerken, begrüßen sich Damen und Herren geräuschvoll.

In einer peinvoll gereizten Fassung sitzt der Pianist vor dem blanken schwarzen Vogel, von dem seine Seele aufsteigen will. Er kann nicht länger warten (bis etwa Herr und Frau Müller geruhen den Mund zu halten): das Orgelkonzert, zu einem überwältigenden Gefühl in seinem Willen zusammengeballt, bricht aus ihm hervor. Die ersten Töne quellen auf: klar, rund, klagend, einzelne, losgerissene Töne, abgebrockelt aus dem Weltall, irgendwoher, aus dem Unbekannten rufend, mahnend — und nun schwillt ein dumpfes Brausen an, unterdrücktes Murren, fern, dunkel, chaotisch, und klar springen reine Tonfolgen hervor, wie Bergwasser aus einem Felsen. Das Orgelkonzert braust und klingt daher, und mit dem stauenden Grollen, das das Unerwartete mit sich bringt, geht das Gefühl von Bank zu Bank, daß hier ein neuer Meister die Luft erklingen macht. Ist Einer, von dem wir gestern nur wußten, daß er ein ungewöhnlich reiner und verständnisstarker Bach-Spieler ist, über Nacht auf den Gipfel gelangt? Sind da gefesselte Kräfte plötzlich freigeworden? Sollte dieser blasse Mann mit dem etwas indianischen Gesichtstyp da oben ein ganz Großer sein? Und sollten wir dabei sein, wie er zum ersten Mal völlig untertaucht in die Tiefe einer Seelenkraft, aus der er schenken wird, verschwinden über die Menge, die zu seinen Füßen sitzen und ihn verehren wird?

Gemach, gemach — warten wir ab. Aber uns bleibt keine Zeit. Wieder Bach — und wieder nimmt er uns hin. Und jetzt Beethoven. In Mondstrahlen bewegen sich leise die abertausend Blättchen eines Waldes, eine einzelne Erle am Bach wirft einen runden Schatten auf die dämmerige Wiese, ein Kind rollt einen grünen Abhang hinunter und lächelt froh. Mittagsglut auf der Waldlichtung: wie im Getreide liege ich auf dem gelben blühenden Gras, die Luft summt und singt über mir — blauer hoher Himmel.

Ich fahre auf — in der Reihe vor mir knipste ein Schloß; mein Blick begegnet den ratlos erstaunten Gesichtern zweier Kinderfräuleins, die hilflos zwischen Verzauberten sitzen. Der Pianist in hanter Selbstsucht lauscht den Tönen, die wie ein Geschenk ihm zuströmen scheinen — es ist, als ob er mit dankbaren Händen sie entgegenzunehmen sich über den Flügel beuge.

Alles rings um mich ist verzaubert; und auch ich jinke ein. Das Schilf auf dem Dünenkopf bewegt sich lässig, ich liege im Seeland, das Meer rauscht an, grau steht der Seedorn mit rotgelben Früchten, zwei

Möwen spielen im Blauen, Sonne, ruhiges Atmen. Wind auf einmal, Vögel gleiten unruhvoll aus ihren Bahnen, viele Vögel auf einmal; Sturm kündigt sich an, jetzt ist er da, er brüllt heran, das Meer raft auf, der Sturm wütet, Sand peitscht mein Gesicht, ich taumle haltlos, ich sinke ins Bodenlose. Verwundete stöhnen, sie weinen wie todkrankte Tiere, sie stieren ins Leere, ein Verwundeter reißt dem Kameraden, dessen Hand nicht mehr festhalten kann, den letzten Bissen Brot vom Munde. Einer, der traumhaft selig im Glauben und Vertrauen daherging, starrt in die Frage leerer und gemeiner Gesinnung. Aber kleine gute Stimmen erwachen, Kinder singen, ein Fluß murmelt, die Sonne scheint.

Und dann träume ich nicht mehr: ich höre. Die musikgewohnten Gesichter neben mir lauschen mit Anspannung. Ein feines, geistiges Genießen macht die Mienen unwirklich, fast erhaben. Spontaner Beifall, gleichsam froh, sich entladen zu können, ruft am Ende den Pianisten immer wieder die kleine Treppe herauf.

Noch die fast finstere Entschlossenheit des Spieles in allen Gliedern, sitzt er von neuem am Flügel nieder. Mehr als die Hälfte der Zuhörer ist noch da. Alles ist nach vorne gedrängt. Ich eile zu der vordersten Saalkür, Den, der so spielt, in der Nähe zu sehen. Ich stehe so, daß grade sein Gesicht mir über den Flügel ragt. Ein fabelhaftes Gesicht! Chopin: Mazurka. Bedrängt, zum Letzten gespannt, fast gesprengt von der sich entladenden Leidenschaft der Töne — jetzt beinah zur Grimasse verzerrt, nur beinah! Von der Stirn, die rein sich wölbt, von den Augen, die befehlerisch aufleuchten, geht eine Macht aus und zwingt den Mund, den großen, der anlachen, schreien möchte — und herrisch, klar, gekonnt kommt Musik, Musik, nichts als reine Musik. Joseph Schwarz heißt der Pianist.

## Das Eisen von Heinrich Lersch

**E**s träumte mir: Ich saß im Unterstand  
und hielt ein Stückchen Eisen in der Hand.

So klein, daß kaum die Hand den Druck gespürt —  
Und doch hats meine Seele mächtig aufgerührt:

„Wo kommst du her?“ „Ein Bröckchen Erz, ich schmolz,  
und sloß, ward Eisen. Freund, was solls?“

Man preßte, schliff mich, lang, in Arbeit und Geduld!“  
„Du Eisen — Eisen! Bist am Kriege schuld!“

„Ich bin — Ihr seid! Ihr habt mich aufgeweckt!“ —  
Ich schwieg . . . Und spielend hab ichs in den Mund gesteckt.

**E**s brauste auf wie Gift. Wuchs, schwoll, mit Riesendrang  
Wie Lavaflut ein Feuerreisenstrom mich übergoß  
und mich verschlang!

## Perspektiven von Alfred Polgar

Was schert der Tod des Einzelnen!" sagte der Hauptmann, „wenn nur die Truppe der Fahne Ehre macht!“

„Was liegt am Schicksal eines Regiments, wenn nur die Stadt genommen und der Feind verjagt wird“, sagte der General.

Der Patriot sagte: „Und ob wir alle bis auf den letzten Mann sterben müssen, wenn es nur dem Vaterland zunutze kommt.“

Der weitblickende Kulturhistoriker blickte weit und sagte: „Selbst wenn ein paar Staaten zugrunde gingen . . . sie wären nicht umsonst zugrunde gegangen. Europa würde sich auf sich selbst besinnen und aus dem Blutbad gereinigt, neugeboren emporsteigen.“

Der Weise strich mit kühlen Fingern den langen Bart: „Nehmen wir an, das alte Europa verfiel dem Chaos . . . wie wohl täte das in weiterer Folge der Erde! Der Untergang Europas — jedem, der tiefere Zusammenhänge ahnt, wird das bald klar sein — brächte unserm Planeten reichsten Segen. Als Dünger auf dem Acker der Menschheit geopfert, verhilft Europa diesem Acker zu ungeahnt herrlichen Früchten.“

Gott sprach: „Für mein Sonnensystem XXVII arabisch 12, litera F wird das Verschwinden des Planeten Erde einen großen Vorteil bedeuten. Vielleicht sogar wäre es gut, wenn ich die ganze Sonnensystemgruppe XXVII im Interesse der höhern kosmischen Zweckmäßigkeit . . .“

„Mag alles zugrunde gehen, wenn nur mein Bub mit graden Gliedern nach Hause kommt!“ sagte Frau Müller und legte erbittert die Zeitung mit den Siegesnachrichten ungelesen neben die ungetrunkene Tasse Kaffee.

---

## Ergebnisse von Alfred Grünwald

Ich hörte Einen mit schwerer Zunge sprechen. Man hatte ihm Worte in den Mund gelegt.

\*

Aus dem Schwarm der großen Gedanken wird Flug. Die Kleinen kommen ins Rollen.

\*

Wenn ich ihrer zwanzig beisammen sehe, habe ich die Vorstellung, sie seien durch Multiplikation eines irbeliebigen von ihnen entstanden.

\*

Ich bin gegen die Kunstgenäschigen. Mit dem Gassenhauer im Ohr komme mir keiner in die Symphonie!

\*

Wenn sich die Vorstellung vergangener oder künftiger Leiden mit einem freudigen Wille der Gegenwart verbindet, wird jenes Gefühl in uns erweckt, das wir — in einem engern Sinne — als „Rührung“ bezeichnen. So ist es erklärlich, daß der friedliche Greis und das spielende Kind in gleichem Maß rührende Gestalten für uns sind.

\*

Wie mannigfaltig sind doch die Titel des Jahres! Der Schüler nennt es Schuljahr. Der Schauspieler Spieljahr. Ein paar Narren sogar Vereinsjahr. Und immer bleibt es doch nur ein Lebens- und Sterbensjahr.

\*

Mancher Dichter meint, Blut in der Feder zu haben und hat nur Tinte in den Adern.



# Wagner und Helfferich von Lorarius

**U**nd Windfahnen, laute Beifetreter, Wechselfarbige haben den toten Adolf Wagner gelobt. Seine Schriften und seinen Charakter. Die Schwänzler mit der gemilmten Ethik haben kein Recht, sich Ritter dieses Königs feuriger Wissenschaft zu nennen. Mollusken hat er nie geliebt, nur Männer. Schüler eines Mannes ist noch nicht, wer mit Feder und Wort aus seinen Werken vadebrect. Willen zur Wahrheit muß man haben. Wagner hatte diesen Willen. Er hatte auch ein gutes Herz. So wurde er nicht nur ein Führer neudeutscher Nationaloekonomie: er wurde auch ein heißer Prediger seiner Lehre.

Er kam von dem konservativen Sozialismus des Rodbertus. Rodbertus ist der Vater des patriarchalischen Sozialismus, der friedlichen Regelung von oben, des Ausgleichs durch ruhige Gesetze. Nicht ohne Heftigkeit und Prophetendrang, aber doch ein bürgerlicher Nutznießer von 1848. In Adolf Wagner vermischen sich sanftere Schlichtungstendenzen nach Art des Rodbertus mit Lassalleschen Kampfgelüsten. Er war vom Atem des neuen Sozialismus und seiner Verfechter angeweht. Zwar hat er sich niemals von der Obrigkeit abgewendet, aber seine Weiße war oft die der großen Kämpfer für die Arbeiterklasse.

Von seinem Vater hatte er entschieden den Sinn für Funktionen des Organismus und für peinliche Zerlegungen geerbt. Schneidend war seine Kritik und scharf seine Beobachtung. Er erkannte klar die Widersinnigkeit eines zügellosen Manchesterturns und kam von hier aus zu weitgehenden staatssozialistischen Forderungen. Doch war er kein Kathedersozialist, wie Oppenheim ihn und seine Lehrgenossen schimpfte. Denn er hatte mehr Blut als ein Kathedermann. Ueberall in seinen Werken fühlen wir die Propaganda-Natur. Mit kühnem Griff packte er die Steuer- und Monopol-Probleme und erhöhte sie zu Instrumenten des sozialen Ausgleichs. Er gab sich nicht zufrieden mit der Aufstellung des Systems: er drängte auf Praktizierung. Er hat im besten Sinne angewandte Wissenschaft getrieben. Als Lehrer, Versammlungsredner, Abgeordneter. So sah er denn aus Notwendigkeiten und Einsicht das Gemeinwirtschaftliche erwachsen. Bei aller Gradheit und Verbissenheit auf den sozialen Staat begriff er doch die Bedeutung der wirtschaftlichen Gemeinwirtschaftsbestrebungen des Volkes. Er war keineswegs in einen einseitigen und zwangsläufigen Staatssozialismus von oben her verurteilt. Wohl kaum hat er die Ueberspannung staatssozialistischer Ideen durch die Kriegswirtschaft begrüßt. Die Eigenkräfte des Volkes wollte er nicht verkümmern lassen. Ihm war immer die Ethisierung der Volkswirtschaft die Hauptsache. Wurde sie von unten erstrebt, so begrüßte er auch diese Bemühungen. Doch neigt sein ganzes Wirken deutlich der Staatsgewalt zu. So sehr, daß er mit seinen politischen Gesinnungsgenossen in Konflikt geriet. Sie gingen mit ihm, wo er den Kampf des Staates gegen Auswüchse des Individualkapitalismus forderte — sie lehrten sich ab, wenn sein Verlangen nach Steuergerechtigkeit den Taschenegoismus beleidigte.

Er ist ein Erkenntnisbringer gewesen. Hat er uns doch die Gefahr des wilden Gegeneinander gezeigt, der fiebrigen, wettbewerbbenden Individualwirtschaft. Hat er uns doch das sittliche Prinzip im Materiellen gelehrt. Insofern ging er über den Sozialismus hinaus. Er suchte ihn zum Evangelium zu erhöhen. Keiner der bewußt Sozialbeteiligten kann an ihm vorüber. Ueberall hin hat er Anregungen geworfen. Er war Reformator der Kommunalwirtschaft, des Bodenrechtes wie der Finanzmethoden. Ein edler Kopf, ein geliebter Lehrer, ein geachteter Feind, ein Vorkämpfer der Wirtschaftswissenschaft.

\*

Herr Helfferich ist kein Kämpfer. Der Flüchtige mag ihn dafür halten. Aber Seelengröße, Nachdruck des guten Willens, einfache Weitzügigkeit fühlt der Empfindende bald heraus. Ich glaube nicht, daß Adolf Wagner ihn verehrte. Denn ihm fehlt die Klarheit des Meisters, das Talent, einfache und volksverständliche Werke hinzustellen. Helfferich hat als Schatzsekretär eine verworrene, widerspruchsvolle Anleihe- und Steuerpolitik getrieben. Dem Willkürdiktum der Kriegsschulden stellte er einen kleinen Steuerwechselbalg entgegen. Wo ist das Organische, wo die Einheitlichkeit der Idee? Wo Habenstein mithalf, glückte das Werk. Wo Helfferich auf sich selbst gestellt war, versagte er. Man rechnet ihm die Schiffahrtsmilliarde hoch an. Aber ging die Initiative von ihm aus? Und war nicht das Beschäftigungsgesetz eine selbstverständliche Folgerung aus dem Entschädigungsgedanken?

Der Mann hat viele Ämter bekleidet, und seine öffentliche Tätigkeit ist wohl noch nicht beendet. Aber weder als Professor noch als Direktor noch als Beamter hat er eine Schöpfung vollbracht. Seine Geldstudien wiederholen Knapp und Kieser. Den Kampf zwischen Bank-Individualismus und Bank-Konzentration hat er nicht zu schlichten vermocht, als Schatzsekretär war er unsruchtbar. Man lese heute seine münchener Bankierstag-Rede nach, und man hat den Mann. Diese Verquickung von gläubigem Statistiker und Verteidiger einer mißverstandenen Staatsgewalt konnte allerdings die große Reform nicht bringen. Er hat nicht die Riesenhöhe des politischen Bildners. Was ist er: Staatssozialist, ängstlicher Behüter überkommener Wirtschaftsanschauungen, Mittler zwischen den Kräften? Von allem etwas, aber keines vertritt er ganz. Selbst der Brückenapostel ist in ihm nicht zu erkennen.

Adolf Wagner schrieb: 'Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen.' Am Titel schon merkt man den statistischen Wurf, das Beleben der Zahl. Helfferich klebt an der Zahl, ihm ist sie kein Problemgerippe, er erkennt nicht ihre Schwächen und Gefahren. Ein großer Wirtschaftsdurchschauer klammert sich nicht an die schwankenden Posten. Er benutzt sie, aber er baut mit ihnen keine Brücken zu Weltzielen. Schon an dieser Unzulänglichkeit erkennt man das Minus. Man möchte gern Colbert oder etwas Ähnliches sein, aber dazu fehlt ungefähr alles. Wir haben diesen Mann voreilig begrüßt. Hätten wir uns seiner Zeit in den Theoretiker vertieft, so wären die Hoffnungen auf den Praktiker tiefer geschränkt worden.

# Antworten

**Hundertfünfunddreißig Studenten von Heidelberg.** Ihr nehmt den Fall Förster zum Anlaß, um in einem Aufruf gegen die Einschränkung eurer politischen Freiheit zu protestieren. Gut. Der Dozent soll in seinem Kolleg nicht ausgesprochen parteipolitische Ansichten mit dem Lehrgegenstand verquiden. Zut erst, so hat die Studentenschaft allerdings das Recht, ihre Meinung zu äußern. Dieses Recht ist nötig als Gegengewicht gegen den Mißbrauch der Lehrfreiheit. Förster in Mainz hat keinen Mißbrauch geübt; denn sein Privatleben biebt ihm überlassen. Daß alldeutsche Rowdys genau unterscheiden können, was einer in seinem Kolleg und was außerhalb treibt, das ist bei der Presse, die diese Corpsbrüder sozuzagen geistig beköstigt, wirklich nicht zu verlangen. Sie haben, als der Professor nach längerer Pause keine Lehrtätigkeit wieder aufnahm, in ihrer Weise Spektakel gemacht. Ihr macht nun gegen sie eine sanfte Wortmusik. Ihr empfindet es als besonders erniedrigend und beschämend, daß ihr nicht mitverantwortlich seid für den Bestand einer staatlichen Ordnung, für die ihr heute Leben und Kraft einsetzt. Weil ihr das tut, verbittet ihr euch für eure Lehrer und euch jedwede Begrenzung des Vereins- und Versammlungsrechts. Außerst sympathisch. „Man muß protestieren“, sagt der alte Vater des jungen Goldner von Georg Hirschfeld bei einem Festmahl; und dann setzt er sich wieder, und alles ist und wird sein, wie es war. Ihr sagt es bei einem Blutgericht ohnegleichen, sagt es in einem allzu gestitteten Ton, und meine Hoffnung ist schwach, daß ihr irgendeine Aenderung durchdrücken werdet.

**Jüngling.** Ihr Vorbild Carl Sternheim schreibt: „Wer sich lieber einen herzlosen Syniker nennen läßt, als daß die abgeleiteten Punschlieder er mißfänge . . .“ Oder: „ . . . den wird man, findet keine andre Form er als das Theaterstück . . .“ Oder: „ . . . als daß auf eine Unterhaltung darüber, ob das Theater nicht viel mehr den Zwecken reiner Künstlerfreude dienen müsse, er sich ernstlich einließe.“ Die Hand würde er sich verstauchen, wenn das „er“ einmal an die richtige Stelle er setzte.

**Theaterbesucher.** Vore, Vore, gib mir meine fünf Groschen wieder! schreiben Sie, schreiben Sie, der Sie gehofft hatten, aus der vorigen 'Schaubühne' zu erfahren, wie es um Reinhardts neuen 'Don Carlos' bestellt sei. Jetzt ist's bereits eine ganze Mark; denn auch aus dieser Nummer werden Sies nicht erfahren. Und das kommt so. Die Welt, die nicht viel von mir weiß, weiß doch eins: daß ich seit fünfzehn Jahren zu Reinhardts eingefleischtesten Gegnern gehöre. Da war nichts zu machen: ich hatte nun mal die Antipathie. Wenn er, besonders in seinen Anfängen, angejubelt wurde und die gesamte Presse ihm schwellende Teppiche unter die Füße breitete und Lorbeeren um die Schläfe wand — dann stand ich abseits, verkniffenen Mundes und schweißlängig, barst vor Haß und Reid und geiferte, Schaum auf den Lippen: Theaterbarbar! Ausstattungsfaßte! Barnum! Wenn an einer Aufführung nichts, aber nichts mehr zu tadeln war, ja, wenn ihre Glut einen Eisklumpen schmelzen mußte: ich verharrte unbeweglich davor wie das Standbild des Colone. Ich habe sonst nicht den bösen Blick: für Reinhardts Leistungen hatte ich ihn. Die Mängel, die ihnen fehlten, dichtete meine infernalische Mißgunst hinein und übertrieb sie mit der Verzerrungsgabe Thomas Theodor Heines. Niemand begriff, daß es mir nicht selbst über wurde; umso weniger, als ich un schwer erkennen konnte, daß alle meine Bemühungen, die Berliner gegen diesen gewerbmäßigen Nahrungsmittelmischer zu putzen, vergeblich waren, daß sie ihm nur noch wilder fällcher zu putzen, zwei Buden, drei Buden stürmten. Das taten sie unentwegt; die Bude, zwei Buden, drei Buden stürmten. Das taten sie unentwegt; und deshalb wunderte mich seit jeher, daß Reinhardt von seinen Pre mierenplätzen, für die obendrein doppelte Preise galten, zwei der besten

an mich verschwendete. Feurige Kohlen auf mein jüdiges Haupt. Und zügendlich kränkend. Offenbar war ihm nicht gar so wichtig, was ich über ihn schrieb. Neuwendings freilich schien er nervös zu werden. Die Bläse verwickeltesterten sich. Ich wurde von meinem Stammstiß gerissen, umhergeworfen, hinter Turnschwüren und Riesenschultern geduckt; und dies war nicht das einzige Zeichen, daß ein Unheil wider mich braute. Endlich hat sich entladen. In der 'Schaubühne' war erklärt worden, daß Karlheinz Martin den Reinhardt kopiere. Da legte ich aber los. Ich wies nach, daß Reinhardt es sei, es immer gewesen sei, der den Karlheinz Martin kopiere — und das, begreiflicher Weise, war nun Reinhardt doch ein bißchen zu bunt. Zu 'Don Carlos' wurde ich nicht geladen. Ich hätte am Ende geschrieben, daß der Meister zuvor Karlheinz Martin von Frankfurt nach Hamburg nachgereist sei, um seine Auffassung kennen zu lernen. Wochte ich zusehen, wie ich hineingelange. Ich sah zu; und gelangte nicht hinein. Auf meine alten Tage lernte ich um ein Theaterbillet Polonaise stehen; aber ich bin wohl noch allzu sehr Anfänger. Bei der ersten und zweiten und dritten Aufführung: nichts zu machen; sobald ich an den Schalter vorgeückt war, fiel das Schild 'Ausverkauft' höhnisch herab. Sogar diesem leblosen Gegenstand war die Freude, den Herrn des Haujes am Erbfeind rächen zu dürfen, von den starren Zügen zu lesen. Und jetzt nehm' ich die Frage, die bereits eine Weile auf Ihrer Zunge liegt, mit behutsamem Finger herunter — die Frage: ob ich denn etwa glaube, daß Sie in Zukunft auf meine Kritik der eigenen Taten Max Reinhardts verzichten würden? Ob ich mir einbilde, daß irgendwer ein Blatt kaufen würde, von dem er nicht wisse, was es enthalte, von dem er aber bestimmt wisse, daß es grade Das nicht enthalte, um dessentwillen er es bisher gelesen habe? Gott, ich bin Manns genug, um im Notfall diesen harten Schlag zu ertragen. Nur daß dieser Notfall nicht eintreten wird. Bis auf Weiteres wirds mich selbst zu sehr reizen, diesem Kunstschänder nicht von den Fersen zu weichen. So werd' ich mich eben die nächsten Male für den Billetkauf schon am Abend vorher in Reih und Glied stellen; basta. Und 'Don Carlos'? fragen Sie abermals ungeduldig. Vor sieben Jahren ist eine Schmähchrift von mir erschienen, wider Max Reinhardt und nach ihm benannt. Eine Flut von Beschimpfungen, heimtücklich in ein Buch gedämmt, zu Nutz und Frommen der Nachwelt. Wenn der Leib zu Staub zerfallen, lebt der Ehename noch. Achilles, nicht von Homer besungen, wohl aber von Theusites beklafft. Einhundertdreißigundfiebzig Seiten Wadengebisse und Hosenbesprenge. Davon kommen acht Seiten auf 'Don Carlos'. Lesen Sie sie. Sie werden mir ohne Zweifel bestätigen, daß sich nichts an der Inszenierung geändert hat. Also kann mein Todesurteil bestehen bleiben. Und daß Fräulein Fein eine unvergleichlich bessere Eboli ist als damals die Durteur: na, das entscheide ich schließlich auch ohne Besichtigung.

**Bruno Birnbaum.** Auf Ihren Brief in Nummer 46 antwortet Vindez: „Herr Doktor Birnbaum sagt, daß die Gemüse- und Bäckerfrauen in Spandau, unbekümmert um eberne Wirtschaftsgesetze, für ihre Ware höhere Preise aus dem Grunde nehmen, weil der Munitionsarbeiter ungewöhnlich viel Geld verdiene. Er sagt weiter, daß die Arbeiter gegenwärtig über die Grenze des Existenzminimums hinaus entlohnt werden, was dadurch offenbar werde, daß sie für Vergütungen und Luxus große Ausgaben machen. Aus beiden Tatsachen folgert Herr Doktor Birnbaum, daß die Teuerung, die wir jetzt erleben, in der Tat von den hohen Löhnen herkommt, oder doch zum großen Teil mit herkommt, und daß ich mit meiner gegen diese Meinung gerichteten Ausführung eine Verschiebung der Ursachenkette vorgenommen habe. Ich glaube nicht, daß ich das getan habe; und fast scheint es mir, als ob Herr Doktor Birnbaum mit seinen Tatsachen meine Argumentation nur unterfrüht. Ich sagte (und sage noch): das Primäre, der Ausgangspunkt aller Preissteigerung ist die Geldfülle, die Inflation des Landes mit Geld-



Gelüsten der Publikumsliebhaber Widerstand zu leisten. Mag von diesen einer noch so gierig auf den Franz Moor sein: man gibt einem frischen, netten, appetitlichen Bombivant den Kofinsky oder nichts in dem Stüd. Herr Clewing dünkt sich offenbar tapfer, daß er dem Schurken schwarze Haare verleiht: aber die roten trägt er innen. Für Franzens Vater muß sich der sechzigjährige Krauknecht alt schminken, ohne ein Greis zu werden; bei diesem kraftvollen Brustton kommt ihm bis Siebzig der Schweizer zu. Koller — schon bevor Rittner unvergleichlich gezeigt hatte, wie einer aussieht, fühlt und spricht, der mit knapper Not dem Galgen entgangen ist — von jeher gebührte der dem Naturalisten der Truppe, also nicht Herrn de Voigt. Ihm und andern Neulingen wächst vielleicht mit der Zeit ein Profil. Herr Theodor Becker hat bereits eins. Schöner Mann; aber so viel Mann, daß die Schönheit erträglich wird. Verjüngter Sommerstoffs, und zwar sowohl nach Jahren wie nach der künstlerischen Herkunft verjüngt, nämlich nicht in der Alexa der Meininger, sondern Otto Brahms aufgewachsen. Die nächsten Rollen werden erweihen, ob sein Hang, sich zur Schlichtheit zu zügel, vom eigenen Geschmack diktiert oder etwa von Temperament und Stimme, das heißt: von deren Beareztheit erzwungen ist. Sein Karl Moor ist ungleich: von edlem Amtand, wo man ihn ganz entfesselt, und auf einmal alltäglich, wo man ihn volltönend wünschte. Immerhin: eine Hoffnung wie lange keine. Der Eras für Helene Thimig wird weiter gesucht. Nach Rätke Richters unniöglicher Stella ist Martha Angersteins Rüberbraut mindestens möglich; wofern sie nicht „rafendes Weib“ sein will. Die Thimig kehre wenig zurück; und allen Parteien ist geholfen. Am bewaglichsten, farbigen, fertigesten: Biensfeldts Spiegelberg, der anderswo das Niveau nur grade nicht drückte und es hier um mehrere Schuh überragt. Das ist eine günstige Aussicht: wenn sich zu Biensfeldt noch die übrigen Menschendarsteller gefellt haben werden, die Hülsen aus den Nachbarverbänden geholt hat — dann wird das Niveau des Schauspielhauses unwillkürlich empor schnellen und ohne Zweifel ab und zu ein Vergnügen sein.

**Paul Kn.** Wenn von K. die Zeitung berichtet, daß er im Bett verbrannt sei: man würde schaudern. Furchtbar, sich solchen Tod vorzustellen. Er muß von jenem Teufel herrühren, der sich die Flamme vorbehalten hat, um was Aparts für sich zu haben. Aber nun ist es nicht einmal K., sondern: ein Jugendfreund. Curt Ottzenn. Ein Mensch, zu innerst wahrhaft und voll Musik. Der sich vor zwanzig Jahren alle drei Tage nachmittags um Fünf mit mir am Opernhaus aufstellte, um auf der Galerie einen möglichst guten Stehplatz zu kriegen. Feuergestir, Enthufast, Davidsbündler. Riesentert, Blauaug, Majorssohn; aber mehr friedlich als kriegerisch gesinnt. Auf Urlaub in seinem geliebten Berlin nie aus dem Sprech- oder Singtheater herauszukriegen. Ein Demter, der nicht auf Vollständigkeit aus war, sondern sich leuchtende Strecken herausgriff und manchen Abend in drei Theatern je eine Stunde blieb. Vielleicht durch Bekanntschaft in der Kömnerschaft irgendwie verkürzt. Eben deshalb das beste Publikum, das Orchesterleiter und Sänger, Regisseur und Darsteller sich nur wünschen konnten. Mit dem Entdeckerausge begabt, von keiner Mache zu täuschen, für jede kaum merkbare Feinheit kindhaft dankbar. Ein Doppelgemüß, neben diesem deutschen Schwärmer „Figaros Hochzeit“ zu hören. Er war keusch vor der Kunst wie ein Mägdelein vorm ersten Liebsten. Immer am Anfang. Durch Mißerfolg nicht entmutigt. Für den neuen Frieden voll neuer Pläne. Da kommt keine Kugel: da loht ein Strobsack auf, und ein Mensch ist hin. Furchtbar, sich vorzustellen. Und traurig, zu wissen, daß niemals wieder kurz nach Palmaram die Türe sich öffnen und die Sonne Curt Ottzenns ins Zimmer strahlen und lachen wird.

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.  
Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Bernburgstraße 25.  
Berantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin  
König-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Äußere und innere Politik von Germanicus

Uho sprach Tirpitz: „Mit innerer Politik haben wir, wie oft betont worden ist, nicht das Geringste zu tun. Unsern Gegnern ist das unbequem; sie wären ganz froh, wenn sie uns einfach als Reaktionsäre abtun könnten.“ Es ist die Vaterlandspartei, für deren innerpolitische Uninteressiertheit der jetzt auf Wanderreden angewiesene Admiral hier eintritt. Wenn man nicht wüßte, daß solcher Eifer, sich, was Wahlrecht, Parlamentarismus, Arbeitskammergesetz, Koalitionsrecht betrifft, stubenrein zu erweisen, nur taktische Schläue ist, so müßte man Herrn Tirpitz für einen sehr bemerkenswerten politischen Naibling halten. Es ist nicht vorstellbar, wie ein halbwegs ausgeruhter Kopf, der auch nur leicht hin politisch zu denken vermag, nicht davon überzeugt sein sollte, daß eine Trennung von innerer und äußerer Politik weder festgestellt werden kann noch jemals zu vollziehen ist. Das Gegenteil ist richtig: innere und äußere Politik greifen mit tausend Fasern ineinander; sie sind ineinander verzahnt; sie sind nur zwei verschiedene Funktionen desselben Organismus; ja, sie sind, genau zugeesehen, sogar nur zwei verschiedene Erscheinungsformen ein und desselben Vorgangs. Es gibt keine Maßnahme der innern Politik, die nicht irgendwie nach außen hin reflektierte, und es gibt umgekehrt kein außenpolitisches Unternehmen, das nicht von der innerpolitischen Substanz des Staates getragen würde oder sich in ihr niederschläge. Ranke hat das so ausgedrückt: „Die auswärtigen Verhältnisse bilden ein Reich nicht der Konvenienz, sondern der wesentlichen Macht; und das Ansehen eines Staates wird immer dem Grade entsprechen, auf welchem die Entwicklung seiner innern Kräfte steht.“ Die Entwicklung dieser innern Kräfte aber, ja, bereits das Ansehen und Einflußbringen dieser Kräfte wird zwangsläufig bedingt, ja, erst ermöglicht durch die Auswirkungen der innerpolitischen Struktur. Es bedeutet eine sehr wesentliche Abtönung dieser innern Kräfte, es kann deren Widerstandsfähigkeit oder deren Unzulänglichkeit bedeuten: ob etwa das Volk frei ist, oder ob es Sklavenketten — und seien es auch nur solche aus Paragraphen — trägt. Es ist übrigens auch kein Zufall, daß noch immer, wenn der Staat sich gegen einen von außen her auf ihn einwirkenden Druck auflehnt, wenn er zur Beseitigung dieses Drucks seine Völker aufruft, daß dann auch immer eine Vergrößerung der bis dahin vorhandenen Selbstregierung des Volks zum mindesten in Aussicht gestellt wird, stets aber — selbst wenn es die Machthaber nach Abweisung des störenden Außendruckes wieder neuen sollte — direkt oder indirekt durchgesetzt wird. Die Kriegsjahre haben grade in solchem Sinne es an Beweisen nicht fehlen lassen. Die Wandlungen, die sich in Deutschlands innerpolitischem

System vollzogen haben, während, oder, wie wir getrost sagen, weil das deutsche Volk bis zum Aeußersten für die außerpolitischen Ziele des Staates Opfer bringen muß, sind deutlich genug, um die ganze Intimität zwischen innerer und äußerer Politik zu beweisen. Auch die Beobachtung, daß die westlichen Demokratien unter den Nachteilen, die ihnen der Krieg zugefügt hat, und in dem Maße, wie ihre Kriegsführung etwas Verzweifeltes und Krampfhafes annimmt, die Rechte des Volks verkürzen, bestätigt, daß innere und äußere Politik von einander abhängig und auf einander angewiesen sind. Wird die äußere Politik pathologisch, so durchströmt das Gift zugleich den gesamten entartenden Körper. Die bullenköpfige Verzweiflung Clémenceaus bedarf der Diktatur. Für solche Erfahrungen hat Friedrich Meinecke die Formel gegeben: „Eine so ungeheure Machtentfaltung, wie sie Napoleon zustande brachte, war nur möglich bei straffster Zusammenfassung aller innern Kräfte und gipfelte deshalb im Despotismus, im Tode der politischen Freiheit.“ Der negative Napoleon, Herr Lloyd George, untersteht nicht weniger solchem Gesetz, wie ihm unsre Alldeutschen und Vaterlandsparteiler verfallen mußten. Auch dazu hat Friedrich Meinecke das Entscheidende gesagt: „Die Eroberung und Gewaltpolitik der Konservativen, Alldeutschen und Vaterlandsparteiler muß genau, wie das einst im System Napoleons des Ersten geschah, auslaufen in eine Zurückdrängung der politischen Freiheitswünsche der Nation, in die Aufrichtung eines despotischen Militarismus.“ Mag Herr Tryptiz mit noch so viel Pathetik verschwören, daß er und seine Kohorten sich mit mimosenhafter Empfindsamkeit von den Fragen oder gar von den Entscheidungen der innern Politik zurückhalten: selbst wenn die Absicht ehrlich wäre — die gesetzmäßig sich vollziehende Wechselwirkung würde solcher Kindlichkeit spotten. Aber wir brauchen ja garnicht das Metaphysikum der politischen Einheitslichkeit von außen und innen zu strapazieren. Die Herren, die plötzlich so harmlos tun, sind unvorsichtig genug gewesen, uns in ihr Spiel (ein strafbares Babanque-Spiel) blicken zu lassen. Sie haben sich von jeher gegen die Reichstagsmehrheit gewandt: ist das ein Prozeß, der, wenn er zur Auslösung kommen sollte, keine innerpolitischen Folgen haben würde? Würde nicht jeder Erfolg solches Trachtens nach einer Sprengung der Reichstagsmehrheit, auch wenn die Attentäter es dabei nur auf eine Umleitung der äußern Politik abgesehen hätten, unumgänglich eine völlige Umsteuerung der innern Politik und so, wie die Dinge bei uns liegen, das innerpolitische Chaos herbeiführen? Ist es ferner nicht wahr, daß die Vaterlandspartei vom ersten Tage ihres Marktschreiens an darauf ausging, die innerpolitische Entwicklung Deutschlands stillzulegen, sie bis nach Beendigung des Krieges zu verschieben (wobei dies Verbum mit dem Akzent der Rennbahn ausgesprochen werden muß)? Deutlicher als durch solchen Wunsch, die innere Politik um der äußern willen ruhen zu lassen, konnte



die Vaterlandspartei gar nicht beweisen, daß ihr der untrennbare Zusammenhang dieser beiden Erscheinungsformen desselben Lebensvorgangs fest im Bewußtsein steht. Es ließe sich ja auch eine Probe auf das Exempel machen. Will uns Herr Tirpitz nicht mitteilen, wie er über Deutschlands innere Politik denkt? Will er es als einen Zufall ausgeben, daß — wie wir wohl annehmen dürfen — weder er noch irgend einer seiner Mitagitatoren der sich vollziehenden Demokratisierung zugewandt ist? Ist es ein Zufall, daß die annexionistische Deutsche Tageszeitung mit dem gleichen Eifer, mit dem sie die Grenzen vorwärts schiebt, die Schlingen zuzieht, in denen sie, wenn sie nur könnte, die sich entwickelnde deutsche Volksfreiheit abdroffeln möchte? Man verschone uns mit derartigen Taschenspielerereien. Zu dem Gewaltpolitiker, der die Völker niederschlagen will, gehört der Gewaltpolitiker, der das eigene Volk in die Knie drückt. Oder kann man sich vielleicht den Fürsten zu Salm-Horstmar, der sich den Zirkusscherz leistet (wenn es besser klingt: das Verbrechen), die Bundesfürsten gegen den Kaiser zu heizen und einen besonders tapfern dieser Bundesfürsten aufzufordern, wenn nicht anders, dann im Reichstag, durch seinen Bevollmächtigten, den Kaiser zur Pflichterfüllung gegen den Bestand des Reichs zu rufen und zu einem Diktatfrieden zu zwingen — kann man sich solch eine Kuriosität als einen Bekenner zu Volksrechten, als einen Förderer der demokratischen Entwicklung vorstellen? Die Deutsche Tageszeitung hat durchaus recht und ist ausnahmsweise einmal ehrlich, wenn sie bekennet, daß es sich bei diesem Gegenüber von zwei Gruppierungen, deren eine nationale Demokratie und internationale Verständigung, deren andre kriegerische Machtpolitik und Versteifung des Obrigkeitsstaates umfaßt, um „zwei innerlich unvereinbare Weltanschauungen“ handelt. Zwei Hemisphären stehen sich gegenüber; es gibt keine Verbindung von der einen zur andern und nichts, was dem Komplex der einen zugehört, findet bei der andern irgendwelche Resonanz. Es ist eine Lüge, daß es möglich sei, auch nur bei der geringsten Maßnahme der äußern Politik die innere unberührt zu lassen.

Aus solcher Auffassung heraus hat auch das neue preußische Wahlgesetz seine Begründung erfahren. Immer wieder unterstreicht die Denkschrift — die wesentlich besser ist als der Gesetzesvorschlag selbst, der, von andern Defekten zu schweigen, mit bürokratischem Ueberwitz durch die Bestimmung des einjährigen Aufenthaltes im Wahlbezirk einen erheblichen Teil der großstädtischen Bevölkerung, vor allem aber die ländlichen Wanderarbeiter, des Wahlrechts beraubt, zum mindesten aber schweren Schikanen aussetzt — sie unterstreicht, daß die Neuordnung der preußischen Verfassung notwendig und selbstverständlich geworden ist durch die Anspannung des preußischen Volkes im Dienste der außenpolitischen Aufgaben. „Ist das Volk durch den Weltkrieg, der seine Kräfte aufs Höchste angepannt und unterschiedslos von jedem

einzelnen Staatsbürger die gleichen Leistungen, die gleichen schweren Opfer für Bestand und Zukunft des Vaterlandes gefordert hat, über das bestehende Klassenwahlrecht hinausgewachsen, so wird diesem reif gewordenen Volke die Mitwirkung an der Fülle jener Staatsaufgaben auf dem Boden staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit ohne Bedenken anvertraut werden können . . . Der Krieg führt das Interesse der Bevölkerung an einer durchgehend gleichen Verteilung der politischen Rechte und das Interesse des Staates an der wahrhaft volkstümlichen Bewältigung größter und schwerster künftiger Friedensaufgaben auf dem Boden des vorliegenden Wahlgesetzes zusammen.“ Es wird also hier ganz im Geiste Rankes festgestellt, daß die außerordentlichen Leistungen des Krieges nur möglich waren, weil das Volk eine die Voraussetzung der bisherigen Wahlordnung überragende moralische und politische Reife erwiesen hat. Wäre dem nicht so gewesen, so hätte die äußere Politik des Reiches versagen müssen. Weil dem aber so war, so war zugleich die Erweiterung der Volksrechte vollzogen in dem Augenblick, da das Volk die Ausführung der die äußere Politik regelnden Pläne übernahm. Und wiederum diese Pläne hätten gar nicht gefaßt werden können, wenn nicht der Zustand des Volks, wie er sich denn auch als aktiv erwiesen hat, vorauszusetzen gewesen wäre. Eins greift ins Andre. Der wilde Eroberer wird auch die Köpfe der eigenen Landsleute nicht allzu hoch einschätzen; wer aber der Selbstbestimmung des Volkes Gassen aufbricht, wird von vorn herein mit der außenpolitischen Tendenz des internationalen Ausgleichs rechnen müssen. Es gibt keine Ausnahme von solchen Regeln, und so ist festgelegt, daß die Mannen um Tirpitz, ob sie sich auch davor bekreuzigen, „als Reaktiönäre abzutun“ sind.

\*

In engem Zusammenhang mit solchem Irrtum von der Möglichkeit eines Nebeneinander der innern zur äußern Politik steht die Auffassung, die merkwürdig genug, beinahe verblüffend, von Jansson in einem der letzten Hefte der sozialdemokratischen Zeitschrift ‚Die Glocke‘ vertreten wird: „Der Krieg wird mit militärischen, nicht mit politischen Mitteln und Methoden entschieden.“ Solche Doppelseeligkeit des Militärischen und des Politischen ist ebenso gefährlich, wie falsch. Sehr mit Recht hat darum kürzlich der ‚Vorwärts‘ an ein Wort Bismarcks erinnert: „Schon in dem doppelten Gesicht des Janus liegt die Mahnung, daß die Regierung eines kriegführenden Staates auch nach andern Richtungen zu sehen hat als nach dem Kriegsschauplatz. Aufgabe der Heeresleitung ist die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte; Zweck des Krieges die Erlämpfung des Friedens unter Bedingungen, die der vom Staat verfolgten Politik entsprechen.“ Nicht immer, ja sogar nur höchst selten decken sich politisches Ergebnis und das Resultat der kriegerischen Operation. In das politische Ergebnis müssen, wenn anders es Bestand haben soll, die Kräfteereihen der Zukunft,

wie sie in den beteiligten Völkern latent sind, hineinwirken; der militärische Sieg hingegen ist zwar auch untrennbar von dem Vorrat an völkischen Gesamtkräften, aber er ist nebenbei doch ein überwiegend technischer und vor allem ein spezialistischer Vorgang. Es ist keine Merkwürdigkeit, ist vielmehr der tiefen Einsicht durchaus verständlich, daß im Ablauf der Weltgeschichte so und so oft gewaltige militärische Siege in ihrem politischen Ergebnis scheinbar eine mehr oder weniger starke Schrumpfung erlitten haben. Darum bleibt es ein Spiel mit Worten und eine unzulängliche Wahrheit, wenn (abermals von dem Sozialdemokraten Karsson) gesagt wird: „Da der Krieg weder durch Diplomaten noch durch die Zeitungsschreiber entschieden wird, sondern durch die Soldaten, ist es allemal richtiger, auf die Hindenburgsche Karte zu setzen.“ Ohne Zweifel: Hindenburg wird diesen Krieg entscheiden; aber ebenso richtig wäre es zu sagen, daß dieser Krieg entschieden war, bevor die erste Kanone losgegangen ist. Und ferner: daß alle Entscheidungen Hindenburgs für die Entwicklung des deutschen Volks nichts bedeuten würden, wenn nicht das im deutschen Volk eingekörperte Quantum an sittlichen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebenskräften für eine Entwicklung, wie sie Hindenburgs Siege abstecken, ausreichen würde. Das Militärische läßt sich nicht als eine isolierte Provinz an und für sich betrachten, auch nicht im Kriege. So ist es eine tendenziöse Dialektik, zu sagen, daß weder die Diplomaten noch die Zeitungsschreiber den Krieg entscheiden. Wichtig ist, daß die Entscheidung sich im Parallelogramm der Kräfte aller an ihr Mitwirkenden (wozu der letzte Rüstungsarbeiter und sogar der lyrische Dichter gehören) vollzieht. Ebenso wie die militärischen Erfolge üben politische Maßnahmen ihren Druck, und da wiederum kann ein Vorgang wie die Einbringung des neuen preussischen Wahlgesetzes für das Ergebnis des Krieges wichtiger sein als das klügste diplomatische Fadenschlagen. Der Krieg ist wohl eine entscheidende Art der Kräftemessung; aber es ist mehr als wahrscheinlich (und zugleich erhebend), daß sowohl der siegende wie der unterliegende Feldherr nur die Exekutivexponenten der sittlich, wirtschaftlich, politisch und kulturell bereits festgelegten Entwicklung sind. Das aber ist höhere Staatskunst: die Grenzen der mannigfachen Kraftkreise zu fühlen und ihr Spiel und Gegenpiel auszubalancieren.

---

## Der Kunstmensch von Robert Breuer

Dem toten Rodin hat auch Fritz Stahl einen Nachruf gewidmet. Er hat diese Gelegenheit benützt, um sich der Welt als Kunstmensch vorzustellen. Und damit man ja nicht übersehe, daß das eine besondere Art von Beweisen ist, hat er zugleich mitgeteilt, daß es auch Nichtkunstmenschen gibt. In diesen zählt Herr Stahl alle, die mit Enthusiasmus Rodin für einen großen Meister und

darüber hinaus für einen gewaltigen Menschen halten. Herr Stahl ist nicht dieser Meinung. Er glaubt zwar auch, daß manches der Werke Rodins „einzig und deshalb für die Dauer da steht . . . unvergleichlich hoch über irgend anderen der Zeit . . .“; aber daneben glaubt er feststellen zu müssen, daß Rodin „puppenhaften Kitsch“ gemacht habe, daß er niemals für den Stein zu denken vermochte, daß er wohl ein raffinierter Bildhauer genannt werden darf, daß er aber keine seiner genialen Figuren hätte schaffen können, „wenn ihm nicht andre die Mittel geliefert hätten“, daß er im besonderen Carpeaux ausgebeutet habe. Herr Stahl sagt wörtlich: „Rodins Denker ist nicht viel mehr als eine Kopie von Carpeaux' Ugolino. Seine unerklärliche Bewegung ist dadurch entstanden, daß die Vorbildliche Figur aus einer Gruppe herausgelöst worden ist. Aber das ist noch nicht einmal das Wichtige. Carpeaux' Tanz an der Fassade der großen Oper mit der zügellos bewegten Mittelfigur, Carpeaux' Büsten in Ton haben Rodins wichtigste Werke, die Studie der Eva und mittelbar des Johannes und seine berühmten Porträtköpfe angeregt. Er war gewiß kein Nachahmer, aber er war ein Nachfolger, auch wo er seinen Vorgänger übertroffen hat.“ Ich muß gestehen, daß ich mit dieser knifflischen und wahrscheinlich von großer Dennerschaft getragenen Analyse nichts anzufangen weiß, daß sie mich verblüfft, daß sie mir gegen das, was ich bisher für das Wesentliche Rodins gehalten habe, blind zu sein scheint. Aber, das wird wohl daher kommen, weil ich ein Nichtkünstler bin und es gradezu gräßlich finden würde, in dem Sinne, wie Fritz Stahl das meint (und ist), ein Künstler zu sein. Ich bin ganz schlicht und redlich ein Genießer, leidenschaftlich in Liebe und Haß; ich will zwischen mir und dem Kunstwerk keine Gelehrsamkeit wissen; ich werfe mich ihm in die Arme, daß es mich segne, oder ich gebe ihm einen Tritt, daß es mir meine Ruhe lasse. Ich fühle meine Bedürftigkeit und suche nach Bereicherung; ich lasse meinen Instinkt reisen. Und da muß ich nun sagen, muß es aussprechen: Rodin war mir ungezählte Male eine starke und tiefe Befriedigung. Von Carpeaux kann ich das nicht sagen; dessen virtuose Gymnastik hat mich bestenfalls interessiert. Rodin hat mich entzündet. Das ist der Unterschied, das ist für mich der Grenzwall, der Angenehmes und Notwendiges voneinander scheidet. Warum das so ist, warum Carpeaux wohl Aufmerksamkeit gewinnt, Rodin aber Eingebung erobert, das kann ein Nichtkünstler nur stotternd andeuten; aber da er es fühlt und fühlend es mit allen Nerven und mit brausender Seele erlebt, hat er kaum das Bedürfnis, darüber nachzudenken, was nun eigentlich Herrn Carpeaux als einen von Vielen erscheinen macht, Rodin aber als einen der Wenigen, als einen Einzigen sich heldenhaft emporreden läßt. Es handelt sich hier ohne Zweifel zwischen Herrn Stahl und mir um unvereinbare Wesensunterschiede; ich behaupte garnicht, daß er im Unrecht ist, aber ich wäre sehr un-

glücklich, wenn er recht hätte. Darum bin ich schon aus Selbsterhaltung unbelehrbar. Ich glaube an Rodin; mit Gläubigen ist schwer zu streiten. Man läßt sich seine Götter nicht gern totschlagen, selbst dann nicht, wenn man weiß, daß auch die Götter sterblich sind. Selbst wenn der „Denker“ der Ugolino-Gruppe des Herrn Carpeaux ähnlich sein sollte, hat ihn Rodin nicht gemaust, sondern geraubt, geraubt wie in schweifenden Urzeiten Frauen geraubt worden sind. Erst durch Rodins Umarmung ist aus der ohne Zweifel grandiosen Theatralik einer Episode, die den gemeinen Sterblichen vielleicht aufmerken macht, aber ebenso gut vorübergehen lassen kann, eine Erscheinung geworden, die wie ein brennender und fruchtbarer Blickstrahl jeden, der nach Erlebnis und Menschlichkeit dürstet, zugleich niedertwirft und in einen Willensstarken verwandelt. Der „Ugolino“ bleibt trotz aller verblüffenden Tüchtigkeit ein Stück Mythologie; der „Denker“ — pfui über mich armseligen Nichtkunstmenschen — ist mir ein Spiegel meiner beklagenswerten, aber doch seligen Zermarterung, eine Ver sinnlichung des Besten, was in mir zu entdecken mich glücklich gemacht hat. Der „Denker“ gibt mir Zerknirschung, Rausch, Todessturz und Auferstehung, Verzweiflung und Gewißheit; der „Ugolino“ des Herrn Carpeaux läßt mich bestenfalls erstaunen, wieviel Technik, Klugheit und Geschmack vorhanden sein müssen, um so etwas herzustellen. Und dann die „Bürger von Calais“! Der Nichtkunst-mensch ist ohne weiteres auf den Beweis vorbereitet, daß das Nebeneinander dieser gramzerfressenen Männer den Gesetzen der Plastik, wie sie die Kunstmenschen niedergeschrieben haben, nicht entspricht; aber, was, Herr Stahl, wollen Sie dagegen tun, wenn dieser Nichtkunst-mensch in seiner bedürftigen Dummheit und seiner geistigen Geistes (so etwa wie Liebermann das meint) durch diese zitternden Nervenbündel verrückt, schlechthin wahnsinnig gemacht wird? Dieser Tatbestand läßt sich durch nichts, weder durch Hohn noch durch Weisheit aus der Welt meiner Erfahrung herausbringen; und da diese Welt des Selbsterlebnisses die einzige ist, die ich restlos anzuerkennen vermag, so kann auch der zehnfach geachtete Kunst-mensch mich armseligen Naivling, mich Dürstenden und Brünstigen nicht davon überzeugen, daß diese wandelnden Säulen letzter Menschlichkeit nicht Wellen bis zum Sirius entsenden. Ich, jedenfalls, ich fühle, wie ich in diese Wellen eintauche, wie sie mich tragen und heben. Und darum, recht oder unrecht: ich muß mich vor Rodin als einem Schöpfer und Bewegter der Elemente, beugen. Wobei ich mich darauf besinne, daß die Kunst als eine große Zauberei geboren worden ist und daß von jeher, schon bei den Wilden und Primitiven, jene seltsamen Gebilde, die wir Kunstwerke heißen, sich als Amulett und Fetisch bewährten. Recht oder unrecht: mir gilt nur der Künstler, der als grimmer Medizianer oder verführender Rattenfänger mich zur Rassel tanzen, mich im höllischen Pfuhl brennen, süße Gifte schmecken, gleich dem Engel Gabriel leuchten

und die Posaunen des jüngsten Gerichts hören macht. Da Rodin, wenn ich auch immer an ihn geriet und selbst dort, wo mein kritisches Verstehen (das mir leider als Klebriger Bücherfluch trotzallem verblieb) mich Ritsch sagen ließ, den großen Zauber der grausamen Enthäutung und der trunkenen Simmelfahrt auf mich ausübte, muß ich, selbst auf die Gefahr hin, daß mich Herr Stahl als verlorenen Nichtkunstmenschen etikettiert, dem kinderreichen Giganten, Auguste Rodin, Weihrauch und Myrrhen bringen.

\*

Nun noch eine Nebenbetrachtung, eine Feststellung, die, was Herrn Stahl betrifft, etwas verblüffend ist, im übrigen aber etwas sehr Versöhnliches hat. Mißtrauische Leute haben vielleicht erwartet, daß das Urteil der deutschen Kritik am Grabe Rodins getrübt sein würde, weil dieser Bildhauer Franzose war. Sie sind enttäuscht worden. Willy Pastor schrieb in der Täglichen Rundschau: „Wenn spätere Geschichtschreiber einst die Namen der Künstler zusammenstellen werden, deren Werke das Wesen unserer Zeit am reinsten aufgefangen haben, dann wird der Name eines Rodin nie fehlen. Es ist vollkommen gleichgültig, wie man zu seinem Lebenswerk im einzelnen steht, ja, ob man nach seinem persönlichen Geschmac und seiner Art eine Abneigung empfindet gegen das Ganze: Rodin bleibt ein Abgesandter unserer Zeit. Er bleibt mit der Vertreter einer wichtigen Kulturspanne, und als solcher ist er eine Macht, die niemals zu umgehen ist. Auch Donatello hat seine Betrunderer und seine Verneiner. Unter allen aber, die Kulturgeschichte aus Kunstwerken zu lesen gewohnt sind, gibt es keinen, der seine Werke übergehen dürfte. Und den Rang und Adel eines Donatello wird auch der bei Rodin nicht bestreiten, der die ewigen Vergleiche mit Michelangelo als Uebertreibung ablehnt.“

In den „Leipziger Neuesten Nachrichten“, über deren alldeutsche Einfärbung doch auch nicht geklagt werden kann, war zu lesen: „Der Tod hat einen Riesen gefällt. Die Trauerkunde von Rodins Erlöschen durchweilt die Welt und die Welt beugt sich trauernd an der Bahre dieses Künstlers, der den Inhalt seiner Zeit zu der klarsten Reinheit steigerte und die Bewegtheit unseres Lebens am vollkommensten stillsierte. Die erlösende Kraft seiner Kunst liegt darin, daß sie wie in einem bewegten Spiegel unsere Melancholie, unsere Sehnsucht, unseren Glauben und unsere Verzagttheit auffängt, und die gleitende Bewegtheit und Verschlungenheit aller dieser Empfindungen, die uns fortgesetzt widerspruchsvoll beunruhigen, vorführt gleich einem tiefen Abbild unseres gegenwärtigen Selbst. Niemand in der Gegenwart hat so stark, gewaltig und überzeugend der seelischen Bewegtheit, die unsere Epoche charakterisiert, eine künstlerische Formel gefunden, wie Auguste Rodin.“

Darum nun gerade das „Berliner Tageblatt“ dem Boulevard Gelegenheit geben mußte, die Deutschen zu verhöhnen, ist zwar, was Herrn Stahl betrifft, nicht eins der sieben Welträtsel, aber,

was das Blatt angeht, zum mindesten merkwürdig. Es ist gewiß sehr schön, wenn die Kritik sich durch nichts, auch nicht durch politische Erfordernisse beeinflussen läßt; aber es gibt doch Zustände, die es wünschenswert erscheinen lassen, daß die politische Klugheit Schweigen gebietet, wenn die Wahrheit oder das, was sich dafür hält, nur dazu dienen kann, den Scherbenberg zu häufen.

---

## Ergebnisse von Alfred Grünewald

Welch bejammernswerte Gattung von Stilisten sind doch die „Mühseligen und Beladenen“!

\*

In einem fertigen Gedicht ein Wort durch ein andres ersetzen, ist ein chirurgischer Eingriff. Wenn die Wundränder nicht verheilen, ist ein Kunstfehler geschehen.

\*

Es ist gleich qualvoll, ein nichtswürdiges Buch in den Händen eines geliebten Menschen zu sehen, wie ein geliebtes Buch in den Händen eines Nichtswürdigen.

\*

Als ich erkannte, daß man sich den Leuten nicht gut ohne Gebrauchsanweisung verschreiben kann, entschloß ich mich zum Aphorismus.

\*

Es gibt keine „Geschmacksachen“.

\*

Das tausendmal gesprochene Wort — eines Tages sprichst du es zum ersten Mal.

\*

Man trifft Käuze, die ihre gesamten Tugenden als Laster besitzen.

\*

Sein Schweigen überstiegen die Schreier.

\*

Von einem Leide genesen, heißt: es bewahren und verwandeln können, nicht aber: ärmer werden um das Leid.

\*

Schlimmer als verdorbene Freunde ist verdorbenes Leid.

\*

Mit allen Dingen zu weit sein können, das ist das Glück der Einsamkeit.

\*

In manchem Zimmer machen Blumen einen gleich widersinnigen Eindruck wie Möbelstücke, die auf der Straße stehen.

\*

Geniale Hirngespinnste sind unzerreißbar.

\*

Es ist sonderbar: Manche Leute werden uns dadurch zum Aergernis, daß sie immer gerade Das tun, was wir von ihnen erwarten.

\*

Ein paar Menschen, denen ich immer wieder und an den verschiedensten Orten begegne, brachten mich auf die abenteuerliche Vermutung, daß sie in mehreren Exemplaren umhergehen.

\*

Eine unbewußte Angst muß wohl die Hauptursache sein, daß sich geringe Geister so leicht zu einander gesellen. Sie können sich nicht oft genug bestätigt sehen.

\*

„Und so weiter“ — welche Tragödie!

# Von Reinhardt

Was sich in ‚Edelwild‘ abspielt, ist Nebensache. Auch daß sie Edelwild heißen — der junge Ali und seine Suleika, die er dem Harem des Vaters entwendet hat, bevor er gegen ihn, den Statthalter, Krieg führte und ihn samt dem Kalifen blutig schlug. Jetzt schweift er ruhelos mit dem holden Geschöpf durch die Lande; und wir müßten anderswo denn im Stoffkreis von Tausend und Einer Nacht, in Bagdad selber sein, wenn nicht Harun al Raschid, als Kaufherr verkleidet, sie auf seinem Gebiet überraschte und, da der redebegabte und rededreudige Ali sorglos seine Geschichte erzählt, sich Beide einsinge — als, nun, eben als Edelwild. Beinah jeder Titel wäre genau so berechtigt. Natürlich — aus der Natur der Dichtung — sind sie am Schluß wieder frei. Von Anfang an nämlich war den Keimen der Tragik anzusehen, daß sie nicht aufgehen würden. Hier wird nur zum Scherz geköpft. Aber der Scherz ist voll Nachdenklichkeit. Und voll Selbstquälerei.

Es quält sich: Emil Gött, alemanischer Denker und Dichter. Und man begreift, daß er auf der Bühne am wenigsten gern dasjenige von seinen Dramen erblickt hätte, worin er sein Selbstquälertum zu gestalten versucht hat. In Briefen und Tagebüchern nimmt er kein Blatt vor den Mund. Seine geistigen Kämpfe und Krämpfe, seine Versuchungen und Ueberwindungen, seine Ver- und Entzauerungen, sein Aufstieg zu Gott und seine schmerzlichen Zweifel an ihm, sein Trieb nach Freiheit, sein Widerwille gegen den trüben Lebensqualm und seine tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Heiterkeit, seine zart- und leisen und doch meist unbändigen Liebesbeziehungen, seine Bier nach Lust, aber auch nach Ledigkeit: das alles wird da mit einer Schonungslosigkeit zur Selbsterlösung gebeicht, daß die letzten Gefährten dieses brausenden, glühenden, unerfülllichen Flagellanten ihm hinübergesolgt sein müssen, bis die fragmente vervollständigt werden können. In dem Dramengebilde ‚Edelwild‘ hat er sein Wesen und Schicksal distanziiert, postümiert, poetisiert.

Die Widmung ist Inhaltsangabe und Kritik zugleich. „Sieh hier des freundes Ringen sich taumelnd vorwärts zwingen.“ Das Getaumel ist die Schwäche des Kunstwerks. Aber wenns aufrecht schritte, wärs nicht entstanden, weil Gött ja grade seine Unfähigkeit, aufrecht zu schreiten, so lähmend empfand, daß schon die dichterische Mitteilung, wie immer sie ausfallen mochte, Befreiung war. Er kriecht in verschiedene Leiber. Ali, Harun und Ibrahim: jeder ist er; oder doch ein Stück von ihm. Ali rast gegen sich, gegen seine Erfolge, gegen sein Herz und dessen Wahl, gegen sein Leben überhaupt — und ist wütend erpicht, seine Zukunft von sich zu werfen, wosfern nicht die Welt ihm Vergangenheit und Gegenwart bestätigt. Ein Erziehungs- und Selbsterziehungsdrama. Der junge Mensch in jener Periode, wo der angeborenen Farbe der Entschließung, die ihn bereits zu Taten getrieben hat, des Gedankens Blässe angekränkelt wird, wo er sich in greller Bewußtheit unfruchtbar verzehrt, und wo der reife Mensch ihm den Mut zu sich, zur Auswirkung seiner Persönlichkeit nachträglich noch einmal wecken und stärken muß.



Der reife Mensch: das ist Harun. Aber ein Geschöpf Emil Gött's, ein Teilbild von ihm, also wieder auf andre Art unreif. Dem unwert ist, was er besitzt. Der alles hat, alles kann; und doch nichts hat und nichts kann. Er unbefriedigt jeden Augenblick. Er sucht das Glück nur dort, wo sich ungemessene Wünsche hinsenden lassen. Er dürstet heiß nach Macht und Ruhm und Raub und Liebe und leidet drum an jedem Durst. Kein Wunder, daß er mit Neid auf Ali blickt, der sich wenigstens Ein Mal satt getrunken hat. Aber er blickt auch voll Vatergüte und Doppeltgängerverständnis auf ihn. Er gibt ihm, dessen Leben verfallen ist, ein neues zurück, deutet ihm dieses wie jenes aus der Einsicht ins eigene Leben und ergänzt es ihm kostbar mit Suleika, dem ruhenden Pol, dem ausgegorenen Element zwischen gärendem Mannesalter und gärender Jugend, dem Naturpreis für diese. Gött hat sich blutend in Ali und Harun zerrissen gefühlt. So träumt er sich zur Entschädigung als Ibrahim.

Ein heiliger Schelm. Trunken von Wis und Wein und durch die Trunkenheit erleuchtet. Das Weltkind deutet sich die buntverworrene Welt trotz einem Weisheitslehrer. Dies alles ist ein Spiel, das sich die Gottheit macht. Der Brand des Lebens ist das Rasen Gottes. Wie Hauptmanns dummer Hassenreuter vor einer halb komisch erschütternden Szene des Alltags den guten Spitta auffordert, das mal zu erfinden, so, wenn auch ganz anders, steht Ibrahim ehrfurchtsvoll vor den Einfällen und Gestaltungen Gottes, die in ihrer funkelnden Verrücktheit schön bis zur Unerfindlichkeit hinan und häßlich wieder bis zu ihr hinab sind. Verzückt und vor Dankbarkeit förmlich fiebernd, umfaßt er alles in einem: das Weben der Nacht und die Piniengruppe und den hellen Schimmer des Himmels, den Sang der Nachtigallen, den Duft der Rosen, den Hauch der Luft in den Binsen des Weihers, des Mondes Bild und dies Mädchen — Licht und Klang und darüber Geist, eine Seele drin, ein Feuermeer von Freuden- und Leidenschaft. Genau so stürmisch hats Emil Gött hingerissen — zu Andacht, Gebet und zur höchsten Ehrung des höchsten Schöpfers: zum Verzweiflungsakt einer Nachahmung, die ja doch niemals gelingen kann.

Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben. Dieser Abglanz — hier schimmert er. Drama hin, Drama her. Mühsam und spät — statt im ersten oder im zweiten Akt erst auf dem Gipfel des dritten — wird uns zur Kenntnis gebracht, womit die kunstgerechte Abwicklung einer „fabel“ zunächst einmal einzusetzen hätte. Aber eben nicht darauf kommts an, sondern auf die wundervoll weite Perspektive, in der man die Menschlein sieht, wenn einem eigene Unzulänglichkeit die Augen geschärft hat. Da torkeln sie hin. Erfahren in Schmerzen, daß das Dasein für sie nichts ist als ein Weg, um etwas zu werden, also immer ein Scheideweg. Strecken die Arme nach ihrem Widerpart aus, nach ihrer vollkommenern Hälfte, die sich keineswegs als vollkommener empfindet und gleichfalls die Arme ausstreckt, aber meist nach der andern Seite. Der Dichter weint nicht darüber: er lacht; lacht aus Ibrahim. Und stiftet spielerisch, wie uns besser zu machen als der überlegene Herrgott —

nun gradel — Versöhnungen, die sich niemals begeben haben, begeben würden. Es entsteht eine spirituelle Atmosphäre von der erlesensten Heiterkeit. Eine anmutige Unwirklichkeit. Der fromme Selbstbetrugsversuch eines unerbittlichen Selbstdurchschauers. Denn selbstverständlich weiß Gott, daß er in der Frühe ausgezogen war, um dem großen William den Kranz von der Stirne zu reißen; und daß sich der Autor des ‚Edelwilds‘ ausnimmt wie ein unvergleichlich klügerer und gedankenreicherer Vorläufer Herbert Eulenburgs in Grillparzers modernisiertem und schwungvoller um die Schulter-geschlungenen Vergewand.

Hier ist die Aufgabe des Theaters nicht klein. Gött's Gehirn wirkt wunderliche Blasen auf, locker und glitzernd, die leicht in die Höhe steigen und lustig am Firmament plagen. Dazu tönt aus der ferne eine melancholische Melodie. Und zwischendurch wird die Situation so pathetisch, daß man Posa vor Philipp zu sehen glaubt. Auf alle Fälle: wenn dreihundert Menschen merken, worum sichs handelt, ist das schon viel; es merkens nämlich nicht zwanzig. Bei Reinhardt wirds von zweitausend verlangt. Ein Kunstmord an unverkennbarer Kammermusik. Die riesigen Dimensionen der Volksbühne zwingen zu Lauthheit, die primitiven Besucher zu Buntheit. So glich ‚Edelwild‘ eher einem orientalischen Ausstattungsstück als einem raum- und zeitenthobenen Märchen, dessen Schauplatz nicht Bagdad, sondern die irrende, suchende, krankende, strebende deutsche Seele ist. Keine Spur von der reizvoll gekurvten Linie des Spiels, von seiner stolzen Gebärde, seinem silbrigen Schimmer. Bezeichnend, daß eine Szene, die aus Dämmerung in Helligkeit übergehen soll, von Anfang in praller Helligkeit lag. Die eben nicht verdeutlicht, sondern verdunkelt, was verdämmernd gedacht ist.

Erster Fehler: die Volksbühne; zweiter: der Spielleiter Ferdinand Gregori; dritter: die Hälfte der Besetzung. Bei Gött ist die Plastik zugunsten der Rhetorik geschädigt. So durfte Harun al Raschid nicht an Ludwig Willner geraten, der so vollkommen als Sprecher wie hilflos als Darsteller ist. Aber daß er beschäftigt wird, das ist immer wieder ein Experiment und hat nur die flüchtige Dauer des Gastspiels. Fräulein Maria fein dagegen ist eine ständige Kalamität. Sie macht aus Suleika Judith, als die sie bekanntlich furchtbar ist. Gehört so sehr viel dazu, einen Gegenstand zu ergreifen? Man streckt die Hand aus und nimmt ihn; fertig. Sollte man meinen. Dieses Fräulein runzelt die Stirn, zieht die Augenbrauen zusammen, schießt Blitze, kraust die Nase, schiebt die Lippen über einander, steilt das Kinn, kriegt einen Genickkrampf, wackelt mit beiden Schultern, führt einen konvulsivischen Tanz mit dem Kumpf auf, schlängelt den Arm, spreizt die fünf Finger aus einander — und dann ist sie endlich so weit, den Gegenstand zu ergreifen. Dazu schreit sie womöglich. Ein schlichter und nobler Schauspieler wie Paul Hartmann fürchtete wohl, als Ali von dieser Suleika an die Wand geschrien zu werden, und suchte deshalb sein Heil in Lärm. So war eine reine Freude nur Jannings als Ibrahim. Ein Silen. Glasköpfig. Von beinahe erloschener Lustenheit. Ein Gegenstand zu Mozarts Osmine; auch ohne die Gabe des Gesanges herzerquickend wie er.

Wenn man drei Bühnen hat, muß es garnicht leicht sein, einem Stück anzurathen, für welche der drei es paßt. ‚Edelwild‘ statt in den Kammerspielen auf der Volksbühne aufzuführen: das war ein Irrthum, der offenbar dadurch gutgemacht werden sollte, daß man ‚Nora‘ im Puppenheime der Kammerspiele, wo sie vor vierzig Jahren am Platz gewesen wäre, statt auf der Volksbühne unterbrachte. Wirklich: sie ist für die Arbeiter nicht mehr zu hoch. Sie ist grenzenlos allgemeinverständlich. Weshalb Ausgrabungen, wo man von blühenden Lebewesen umdrängt ist! Und wenn man durchaus eine Rolle für Lucie Höflich brauchte: war nicht vielleicht auch in einem neuen Drama eine zu finden? Sogar eine bessere ließe sich denken. Aber angenommen: es ging nicht anders. Dann mußte man wenigstens eine Vorstellung machen, daß der selige Brahm nicht umhin gekonnt hätte, aus dem Sarge zu steigen und Holländern seinen Speer in die Hand zu drücken. Das wird er ja nun wohl unterlassen. Wenn ich den ‚Falken‘ der Neu-Inszenierung richtig erfaßt habe, so besteht er darin, daß Krogstad, der Intrigant aus der Iarmoryanten Komödie, schwärzlich von einer gleichmäßig nordischen Blondheit seiner Umgebung sich abhebt. Sonst ist Jannings lobenswert taktvoll, verstärkt kaum die Stimme, geschweige denn zu klagend-anklagenden Tönen, ist — nun, ein Mann aus dem Durchschnitt, der Pech gehabt hat und es kein zweites Mal haben will. Um ihn also sollte es unbedingt blond sein. Wenigstens wäre dies der einzige erdenkliche Grund, weshalb man die Grausamkeit hatte, den komischen Wassmann mit dem elegischen Doktor Rant zu bebürden. Die trauerumrandete Vornehmheit war ihm in die Nasalen gestiegen. Um keinen Preis hätte er ‚Bilanz‘ gesagt. Er sagte: ‚Bilance‘; und Geschmunzel begleitete ihn auf dem einsamen Weg in den Tartarus. Vermuthlich gleichfalls von wegen Blondheit des Haares war für die schlichte Frau Linden weiter niemand in Frage gekommen als der neue Mißgriff der Direktion: Marija Leiko. So sprechen Opersängerinnen zwischen zwei Arien. Agathe: „Der fromme Eremit gab mir die weißen Rosen so ernst und bedeutend.“ Ich bin zu gesittet, um ein andres Zitat aus dem ‚Freischütz‘ anzuschließen. Bleibt das Ehepaar Helmer. Der treffliche, der vortreffliche Otto Gebühr ist unschuldig, daß der Kollege Baffermann diesen Ehemann auf Jahrzehnte geprägt hat. Von ihm hat der Kammerspieler den Mut für den dritten Akt bezogen. Auf den deutet bei der Höflich gleich alles hin. Sie schwirrt nicht umher, sie nekt nicht, tändelt nicht, tiriliert nicht. „Das Wunderbare“ kann man romantischer erwarten. Aber ihre fieberische Ekstase ist von Anfang an schmerzhaft reizend, blutend, beängstigend. Und bei der Abrechnung — ja, da vertieft die Höflich den Ibsen zu Hebbel, ohne irgend pathetisch zu werden. Wie eine Mariamne von heute, ohne das Maskenzug, das sie angeekelt heruntergetan hat, steht und sitzt sie vor dem gänzlich entlarvten Männchen: still, star und groß. Um den Mund liegt nicht einmal Widerwille, sondern nichts als unsägliche Gleichgültigkeit, die Augen umfassen mit namenlosem Erstaunen den fremden Herrn, und in der Stimme ist ein Klang wie von einem irdischen Drüben. Die artistische Intelligenz anderer Norm wird arm vor diesem einfachen, deutschen Menschentum.

Wien ist wieder einmal durch ein Theaterereignis alarmiert worden: Girardi kommt ans Burgtheater. Das ist wirklich ein Ereignis unsres Theaters — und zwar ein höchst verwunderliches. Der Ruhm des Burgtheaters wurzelt in einer Sphäre der Kunst, der Girardi immer fern geblieben ist. Mehr als das: gegen die er eigentlich immer sehr heftig rebelliert hat. Halb unbewußt wohl, mit der glücklichen Sicherheit eines naiven Genies. Aber das Wesentliche, das Stärkste und Bedeutenste, das in seiner Kunst lebte, war, streng genommen, immer ein Protest gegen das Burgtheater. Was natürlich nicht ausschließt, daß er zeitlebens einen grenzenlosen Respekt vor dem berühmten Theater hatte und nichts jehnlicher wünschte, als auch einmal zu den „Sambisten“ zu gehören.

Dem der Lebensatem seiner komischen Kraft — jedenfalls seiner sprachlichen — ist die Verhöhnung jeder pathetischen Erhebung. Er begrüßt einen Fürsten mit der begeisterten Anrede: „Mein hoher, gediegener Herr“; er setzt sich erschöpft und meint: „Ich bin ein müder Gast“ — was er dann ebenso schmerzlich wie ununterbrochen wiederholt. Aber noch mehr: dieser durch und durch volkstümlichen Natur ist das einfache Wort der hochdeutschen Sprache schon etwas Fremdes, Komisches. Er streitet einmal in einem Stück. Man will ihn beschwichtigen, und er wehrt jeden Einspruch ab: „Ich bitte, wir sind im Hader!“ (Nur freilich gibt das gedruckte Wort auch nicht das leiseste Gefühl von dem, was das Wort „Hader“ auf den Lippen Girardis vermag.) Hader: das Wort ist ihm viel zu gewählt, als daß es ihm selbstverständlich klänge. Hinter so einem Wort steckt etwas — er weiß selbst nicht was — etwas, das seinen Aerger, seinen Spott herausfordert. Aber auch das Nächste, stets Bereitstehende reizt ihn. Er kann das Wort „Bruder“ nicht aussprechen; in seinem Mund wird das berühmte „Brutter“ daraus, das einmal ganz Wien elektrisiert hat. Tausend groteske Wortbildungen, die er geprägt hatte, flogen immer wieder durch die Stadt. Aber hinter dieser drolligen Kunst, die in ihrer unverfälschten Laune so harmlos und primitiv belustigend schien, lauerte ein sehr großer Ernst. Ein Ernst, der, merkwürdig genug, mit dem Gefühl unsrer kultiviertesten Geister zusammentraf: der Zweifel am Wort. An der Redlichkeit des Wortes. Dieser durchaus echte und persönliche Mensch fühlt in den einzelnen Formen einer hochentwickelten sprachlichen Kultur das Unpersönliche, Klischeeartige, Lügenhafte. Das Wort geht von Mund zu Mund, längst geprägt und gefichert, mit einem Schwall von Gefühlen beladen, den es aus dem literarischen Gebrauch mitschleppt — und so schlottert es wie ein viel zu weites und faltiges Gewand um die Meinung des Einzelnen, der es grade im Munde führt, selbst belogen die Andern beliegend, selbst verführt und die Andern ver-

führend. Das ist die innere Natur von Girardis komischer Wortformung. Er weiß es selbst kaum; er bindet nur die Worte zu grotesker Possierlichkeit zusammen — oft ist auch wirklich nur Das ihre ganze Wesenheit —; aber in dieser Wortspielerei, Wortverdrehung, Wortverzerrung steckt eine weise sprachironische Kraft. Lange vor Ibsen hat Girardi seinen Hjalmar Ekdal gedichtet. Denn der Hanswurst des kunstreich klingenden Wortes, der Narr der eigenen Phrase ist die Figur, die er eigentlich immer wieder geschaffen hat.

Es ist das Wesen seiner Kunst, wohl aller Kunst: daß sie mehr bedeutet, als sie zu geben scheint. Sie hat Hintergründe. Nicht nur in ihrer sprachlichen Laune. Auch seine darstellerische Komik hat — in ihrer menschlichen Fülle — den Gehalt ganz großer Schauspielkunst. Er spielte einmal einen Operetten-Othello. Es war überwältigend komisch, wie er in der fassungslosen Wut seiner Eifersucht die Frau anschrie, das Gesicht verzerrte, die Schultern hob und senkte, die Arme spreizte und hob. Aber in diesem überaus spaßigen Bild war doch etwas, das einem eigentlich ans Herz griff. Und man fühlte: die Linien ein bißchen verändert, das Tempo und die Weite der Bewegung etwas gemildert, die Stimme aus der stoßenden, spitzen, kauernden Atenlosigkeit zu einem maßvollen Ausdruck gebändigt — und der leibhafte Othello stand da. So wahr, so tief, so stark, wie ihn nur je ein großer Schauspieler hingestellt. Girardis komische Charakteristik ist fast immer: wahrhaftige Menschlichkeit ins Lächerliche gesteigert. In seiner äußeren Charakteristik verwendet er kluge Beobachtung in der geistreichsten Weise. Er gab einmal einem ehemaligen Friseur zu jedem wichtigen Satz eine weitausgreifende Armbewegung. Die Hand fuhr im Halbkreis durch die Luft, um dann einen Moment auf dem eigenen Haar zu ruhen. Das sah zunächst unglaublich komisch aus; später begriff man auch, wie wichtig dieser körperliche Einfall war. In dieser Handbewegung lag das Metier des Friseurs, der gewohnt ist, den Kamm mit einer schwungvollen Bewegung immer wieder ins eigene Haar zu stecken. Girardi hat in dem halben Jahrhundert, das er nun schon bald bei uns verspielt, eine schier unabhsehbare Reihe von Gestalten auf die Bühne gestellt. Er hat sie fast immer aus seiner eigenen Phantasie holen müssen — die Armseligkeit seiner Operetten- und Possenautoren gab ihm nur selten mehr als die Umrisse —: aber diese Phantasie hat nie versagt. Die schöpferische Hand dieses Meisters gab auch dem lehmigsten Ding Leben; in seiner quellenden Fülle beglückendes und bezauberndes Leben. Eine neue Girardi-Rolle: das war wie der Anblick einer neuen Landschaft. Oder vielmehr: eines neuen Winkelns der wiener Landschaft. Denn in Girardi blüht die Pflanze dieses Bodens. Sie gibt seinem Körper die kultivierte Grazie, seinem Spott die helläugige Lüstertheit und Gutmütigkeit, seiner ganzen Kunst die Liebenswürdigkeit, die Blutwärme und unbe-

dingte Sicherheit. Aus dem wiener Boden kommt ihm auch der instinktive Geschmack, das Gefühl für Maß und Selbstbescheidung, das ihn, den Star, den unumschränkten Herrn der Szene, stets so adelig von den billigen „Temperamenten“ seiner Bühne unterscheidet. Er ist wie Schubert oder Johann Strauß das schöpferisch gewordene wiener Blut. (Und weil in Wien alles so logisch ist, stammt er aus Graz.)

Er ist ein großer Satiriker dieser Operettenkomiker, ein großer und vollrechter Schauspieler. Das ist das Geheimnis seiner außerordentlichen Wirkung. Tiefe hat seine Kunst. Jahrzehnte hindurch behauptet er eine die ganze Stadt umfassende Popularität. Es gibt keinen Fiaker in Wien, der seinen „Ghirardi“ nicht kennt. Aber ich entsinne mich noch sehr gut, wie Professor Minor im Seminar Girardi zitierte, um an seiner Sprechweise ein rhythmisches Gesetz klarzustellen. Sein Ruhm ist überall zu Hause. Wäre er nur ein munterer Spasmacher, dann wäre diese tiefstehende Bewunderung nicht zu begreifen, vor allem nicht in den Kreisen eines hochgebildeten Kunstgefühls. Aber hier ist mehr. Die Eindrücke seiner Späße ergreifen und dauern. Wie alles, was aus einer bedeutsamen menschlichen Erscheinung kommt.

Nun scheidet er also von der Operette, deren schönster Glanz mit ihm erlischt. Er hat schon einmal den Weg zur Schauspielbühne gefunden; damals hat ihn die Annahme einer unverständigen Kritik in die lodenden Arme seiner trauernden Direktoren zurückgeschleudert. So hat er denn seine wertvollsten Jahre in ziemlich unwirtlichen Gegenden der Kunst verbracht, nur hie und da — etwa in einer großen Aufgabe der Raimundschen oder Anzengruber'schen Poesie — noch zum künstlerischen Theater gehörig. Jetzt ruft ihn der mutige Entschluß einer neuen Leitung ans Burgtheater. Nichts wäre natürlicher gewesen, als daß sich ihm vor fünfundzwanzig Jahren dieses erlauchte Theater erschlossen hätte. Damals hätte der fromme Schauder einer dogmatischen Kunst einen solchen Gedanken weit abgewiesen. Heute ist's freilich ein Experiment, Girardi auf der Hofbühne heimisch zu machen. Er ist und bleibt heute wohl ein Fremder — ein Fremder von großer Distinktion — in diesem anspruchsvollen Hause. Nicht einmal ein ganz ungefährlicher. Neben seiner großen Wahrhaftigkeit wird manche bunte Verlogenheit sehr fühlbar werden. Das schmetternde Wort verliert in seiner Gegenwart seine Schallkraft. Und ob er jetzt noch die innere Beweglichkeit besitzt, sich in das fremde Haus zu schicken? Seine Kunst prangt heute in ihrer Altersreife. Freilich in einer sehr köstlichen Altersreife. Sein dunkles Auge hat heute einen sehr weichen, innigen Glanz, der jedes Wort, das eigene und das des Mitspielenden, schön erhellt; sein Mund — der große, brutale, stets von Laune, Geist und den Ereignissen eines bewegenen Lebens umwitterte Mund — hat nun das Lächeln stillgewordener Güte. Alt-Wien. Wunderschönes Alt-Wien, wie es in unsrer

Phantasie und unserm Gefühl lebt. Alt-Wien — aber auch in seiner künstlerischen Methode. Das Burgtheater jedoch ist heute entschlossenes Neu-Wien. Da wird wohl mancher leise Zweifel regt. Man denkt an die Forderungen eines geschlossenen Ensembles, an die vielfachen Gebundenheiten, die sich in diesem ungebundensten aller wiener Lieblinge da fühlbar machen werden. Aber wenn man so die Gefahren überlegt, die den Hofschauspieler Girardi umgeben, vergißt man immer eines: er ist nämlich ein Genie. Ein ganz wirkliches Genie. Und zu dem darf man eigentlich Vertrauen haben. Er wird kein „müder Gast“ im Burgtheater sein. Aber zweifellos ein „hoher, gediegener Herr“.

## Vierter Kriegsherbst von Alfred Polgar

Drei Winter, drei Frühjahre, drei Sommer gab es bisher im Kalender des Krieges. Der diesmalige Herbst aber trägt schon Nummer Vier. Zum vierten Male, seit die Welt aus den Fugen ging, prangen Wald und Wieje im gelb-braunen Uebergangskleid, nehmen die Zugvögel Abschied — fliegt das unvernünftige Tier noch, trotz Krieg, italienvwärts — fällt Baum und Strauch vom Laube. Die Natur wird magerer von Tag zu Tag. Den Bergen treten die Knochen hervor, untern schüttern Blätterwert sieht man das Skelett der Bäume.

Es ist wieder Herbst. Auch in Wien. Zumal seit wir die Zeit wieder um ein Stündchen vorgeückt haben — wie wir mit ihr umspringen, das ist doch charakteristisch für die Loderung und Labilität aller Lebensdinge — merken wir, daß der Sommer um die letzte Ecke biegt. Es ist mit einem Mal dunkel in den Abendstunden, über die noch vor ein paar Tagen glühend die Sonne rann. Und die Blut der Nacht steigt langsam, langsam höher.

In meinem Kalender sind Bildchen über jedem Monatsnamen. Oktober: da sieht man Mädchen und Pirschen, das Gesicht von hellem Lachen schimmernd, um die vollen Traubenkörbe tanzen. Farbige Bänder flattern von ihren Kleidern. Auf einer Bank, die Hände überm Krückstock, sitzt ein Alter und sein Weib und tanzen mit den Augen mit.

Ja, nun ist der Herbst wohl anders. Farbige Bänder und tanzende Jugend und vergnügte Alte, das sind süßliche Kalender-Fiktionen.

Und erst in der großen Stadt! Herbst, da kam sonst (erinnern wir uns noch?) das Rad der guten, frohen Arbeit donnernd in Schwingung. Da begann das Sprühen und Säusen und Lärmen von ungezählten, stromvollen und törichten Tätigkeiten, das den Großstädter Mufft dürrt — und seine Majestät hat wie Meeresräuschen und Sturnigesang. Da fiel die sommerliche Müdigkeit von der Stadt, da kam das herrlich mitreisende Tempo in ihre Bewegungen. Wenns dunkelte, schlug sie hunderttausend Augen auf, spöttend

der Nacht, und flirte vor Uebermut und Lebensfreude. Jetzt hat sich ausgespottet und ausgeflirt.

Vierter Kriegs-Herbst. Wie selbstverständlich uns schon alle die Misere geworden ist!

Und wie notwendig! Weil ringsum alles so schwer geworden ist, bleiben wir im relativen Gleichgewicht — das ist die eigentliche Formel, nach der das „Durchhalten“ vor sich geht. Was rettet die Mütter davor, unter dem Kummer über ihre verlorenen Kinder zusammenzubrechen? Die Sorge, jene, die ihr geblieben sind, zu nähren. Es ist eine satanisch-segenvolle Wechselwirkung. Die Kohlennot läßt uns für ein Weilchen den Hunger vergessen, der Mangel an Schuhen und Kleidern die Kohlennot, der Mangel an tausenderlei andern Dingen den an Schuh und Kleidern. Und die Mühe, sich dem Dasein anzupassen, wie es heute ist, gibt wehmütigem Erinnern an das Dasein, wie es einstens war, keinen Raum.

Zum vierten Mal wird es Herbst, seit der Krieg begann. Viermal reisten die Früchte, auch am Baum der Menschheit, und wurden geerntet, den Krieg zu nähren. Zum vierten Mal sagen die Leute: „Winterfeldzug? Ausgeschlossen!“

Wenn sie recht behielten! Wenn dieser Herbst 1917 wirklich dem Satansgebet, das sein Bruder von 1914 begonnen, das Amen spräche — dann sollte, glaube ich, ein Winter sein, in dem die Weilchen blühen und den Menschen trotz Kohlennot hochsommerlich warm ums Herz ist.

---

## Kriegswirtschaft von Corarius

Der Gedanke war großartig. Den Vater kennt man zwar nicht genau, aber das tut der Idee keinen Abbruch. Man bedenke: Eine auf Privatgamm eingestellte Industrie, eine Industrie, die keinen Pfennig ohne Rentabilitätsaussichten weggab, sollte plötzlich dem Kriegsozialismus Millionen opfern. Sie sollte die Einengung, die Zwangsläufigkeit der Materialversorgung mitfinanzieren. Also Geld für eine Organisation geben, die das Höchste des Produzenten: die gewinnbringende Selbständigkeit vernichten wollte. Es war eine hohe Ethik in diesem Plan. Seine Durchführung bleibt ein unergänliches Verdienst der Organisatoren, wozu auch die Organisierten zu rechnen sind, die nicht nur Geld und Güter, sondern auch Kenntnisse und Mitarbeit zur Verfügung stellten.

Es entstand jene, von Inländern und Ausländern befehlete und bewunderte, Gemischtwirtschaft, die schon vor dem Hilfsdienstgesetz ein großzügiger Hilfsdienst war. Kapitalzwang jedoch gab dem behördlichen Einfluß das Uebergewicht. Verordnungen auf Verordnungen verschärften es. Aus der Gemischtwirtschaft wurde so mehr und mehr eine Staatswirtschaft. Die Privatkapitalien in den Kriegsorganisationen, die Ausschüsse, Beratungsstellen und Beiräte hatten keine gesetzlich garantierte Bestimmungsgewalt mehr. Der ganze Industrie-Apparat kam unter Kontrolle. Zunächst die Produktion mit all ihren Stadien, später auch die Preisbildung. Nebenher arbeitete die Nahrungsmittelorganisation. Während die industrielle Kriegswirtschaft direkt dem Kriegszweck diente, wollte die Ernährungswirtschaft das Volk vor Hungersnot schützen.



Hauptmittel waren beide Male Vorrats- und Bedarfsausgleich, Bedarfs-  
einengung, Höchstpreise.

Die Organisation der kriegswirtschaftlichen Industrieversorgung ge-  
lang besser als die Lebensmittelregelung. Jene stand unter dem Zwang  
der Kommandogewalt, ferner begann sie mit der Mengenerfassung. Die  
Ernährungsorganisation dagegen war auf staatliche und kommunale Zivil-  
behörden gestellt und fing mit der Höchstpreispolitik an. Die Mengen-  
erfassung sicherte von vorn herein die Versorgung, die Höchstpreise ver-  
scheuchten die Mengen. Heute wird auf beiden Gebieten das kombinierte  
System angewendet. Aber der verfehlte Anfang wirkt immer noch in der  
Nahrungsmittelorganisation nach. Immerhin scheinen beide Versorgungs-  
ziele erreicht und beide Organisationen scheinen, sich unterstützend, dem  
Hauptzweck zu dienen.

Aber innerhalb der Rahmen winnelt es von Fehlern und Unzuläng-  
lichkeiten. Das Organ ist die Kriegsgesellschaft. Der Gemeinnutzen dieser  
Institution ist nur im Großen gesichert. Im Einzelnen zeigen sich:  
Schwerfälligkeit, übertriebene Existenzvernichtung, Schematismus und  
Kraßheit in der Wirtschaftsbehandlung, Mangel an Ueberblick, Verwal-  
tungsnebeneinander, privatwirtschaftlicher Egoismus. Die angestrebte  
Ethisierung der Wirtschaft ist nicht gelungen. So vielgestaltig die Orga-  
nisation ist, so verwirrt ist sie auch. Sie greift nicht durch, läßt über-  
all Schlupfwinkel, verteuert den Regelungsprozeß unnötig. Ihr fehlt die  
Einheitlichkeit in der Verwaltungstechnik, die Einheitlichkeit in der Er-  
fassung von Bedarf und Vorrat, ihr fehlt ferner die rationelle Ausbar-  
machung der vorhandenen Menschenkräfte. Wir haben eine Unzahl von  
Einzelorganisationen, aber kein geschlossenes Zusammenwirken von Pro-  
duktion und Handel einerseits und Kontrolle andererseits. Dammit leidet  
die Kriegs- und Volkswirtschaft schwer.

Ein Schema ist gut, wenn es von lebendigen und einsichtigen Men-  
schen gehandhabt wird. Dann ist Bürokratie ein Segen. Die Kriegs-  
wirtschaft hat es nicht verstanden, die Erfahrungen der Behördenwirtschaft  
und der privaten Verbandswirtschaft so nutzbringend zu vereinigen, wie  
es möglich gewesen wäre. Man hat die Unternehmungslust gemindert,  
Kaufleute zu Beamten gemacht, Angst und Servilität geweckt; aber für  
diese unerhörten Verluste hat man nicht einmal Geschlossenheit geschaffen.  
So ist denn die Abneigung gegen die zersplitterte Zwangsläufigkeit der  
Kriegswirtschaft gewachsen, von allen Seiten wird nach Abbau der  
Organisation geradezu geschrien. Man fühlt: mit Disziplinlosigkeit oben  
und unten läßt sich ein noch so großer Gedanke nicht verwirklichen.

Die Unlust an der Kriegswirtschaft ward zum Zorn gegen die Kriegs-  
gesellschaften. Er war keineswegs immer berechtigt. Mindestens nicht  
in der Zeit der kriegsgesellschaftlichen Kinderkrankheiten. Es muß konstatiert  
werden: für Mittelgehälter wird in den Büros nicht weniger gear-  
beitet als in Staats- und Kommunalbüros. Klubfessel sind vereinigt  
nur vorhanden. Aber man hätte gerne hohe Gehälter, weniger Arbeit  
und die weichsten Klubfessel bewilligt, wenn nur die Ergebnisse befriedigt  
hätten. Statt dessen erlebten wir immer wieder Ausfahrungen der Liebe,  
die die Kriegswirtschaft mit ihrer Ethisierungstendenz töten oder doch  
erheblich mildern wollte. Das Gemischtwirtschaftliche äußerte sich bei  
Destieren ganz anders, als beabsichtigt war. Um die Kriegsgesellschaften  
streichen Agenten der Privatwirtschaft, Vertragsamblieter, Taschenverloder,  
die nicht so sehr selten erhört werden. Wenn der Trank einem Unter-

geordneten eingeht, so wird man das nicht entschuldigen, aber verstehen. Wenn jedoch leitende Geheimräte die Hand zu Großtransaktionen mit Privatvertragsresultat bieten, so wollen wir allerdings die Augen aufmachen, wie es der feurige Bayer Georg Heim von uns verlangt. Er behauptet, auch gegen Abstreitungen, folgendes:

Es wird eine Schiffahrtsgesellschaft, der 'Bayerische Lloyd' gegründet. An dieser Gründung ist die Deutsche Bank wesentlich beteiligt. Die vielberedete, aber nicht vielgeliebte J. E. G. besitzt eine Donauslotte, die sie zu sehr günstigen Bedingungen an den Bayerischen Lloyd verkauft. Der Verwaltungschef der J. E. G., Geheimrat Frisch, wird darauf Aufsichtsratsmitglied des Bayerischen Lloyd. Ferner wird Herr Geheimrat Frisch Vorstandsmitglied der Levante-Linie. Diese Personalunion bedeutet eine Interessengemeinschaft: Bayerischer Lloyd—Levante-Linie. Der Interessengemeinschaft gehört ferner die Hamburg—Amerika-Linie an, in deren Vorstand ein anderer Geheimrat, Geheimer Oberregierungsrat Cuno, übertritt. Herr Cuno wird weiter, wie Herr Frisch, Aufsichtsratsmitglied des Bayerischen Lloyd. Also: Nach der Abstoßung des Donauschiffparks des Bayerischen Lloyd durch die J. E. G. geht der Verwaltungschef dieser Kriegsgesellschaft in den Konzern über, dem der Bayerische Lloyd angeschlossen, und wird zugleich Aufsichtsratsmitglied des Bayerischen Lloyd. Mit der Belohnung für die einträgliche Abstoßung der Schiffe ist es jedoch noch nicht getan. Der Vertreter der Deutschen Bank, Herr Stauf, erhält wegen seiner Verdienste um die Gründung des Lloyd den bayerischen Adel. Herr Stauf, jetzt Herr von Stauf, empfiehlt seinerseits den Mann, der ihm den Adel verschafft hat, nämlich den Bayerischen Ministerialrat von Donle, in die Direktion des Bayerischen Lloyd. Herr von Donle erhält vom Bayerischen Lloyd ein Jahresgehalt von 60 000 Mark und eine Lantien-Garantie in Höhe von 30 000 Mark, macht zusammen 90 000 Mark jährlich. Damit ist der Ring geschlossen. Der feurige Bayer Georg Heim behauptet, daß noch sechs Reichsbeamte, die als Verwaltungsbeamte bei Kriegsgesellschaften tätig sind, schon heute ihre Anstellung bei großen Privatunternehmungen in der Tasche haben. Man kann grade nicht sagen, daß auf diese Weise die Erthierung der Kriegswirtschaft erreicht wird.

Was wird bezweckt? Belohnung für getane Leistungen? Sicherung von Verbindungen, Erzielung zukünftiger gewinnbringender Aufträge? Wahrscheinlich beides. Es ist das die schon aus der Friedenszeit bekannte Methode. Man holt Staatsbeamte in die Privatwirtschaft nicht so sehr ihrer Fähigkeiten wie ihrer Verbindungen wegen. Dieser gemischtwirtschaftliche Geist hat im Kriege erhebliche Fortschritte gemacht. Wie Geheimrat Karl Bücher von der Universität Leipzig in einem Artikel: 'Eine Schicksalsstunde der akademischen Nationalökonomie' in Heft 3 des dreizehnten Jahrgangs der 'Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft' mitteilt, betrifft die bayerische Industrie die von ihr schon zu einem großen Teil finanzierte Anstellung eines bayerischen Handelsattachés bei der Bayerischen Gesandtschaft in Berlin. Ferner wird in dem Artikel eingehend die Verquickung der Interessen des Privatkapitals mit den Hochschulinteressen dargestellt. Also eine systematische Connivanznahme auf Politik und Forschung. Aus Liebe zur Gerechtigkeit und zur Wahrheit? Gehiß doch.

# Antworten

**Berliner Schauspieler.** Damit sind Sie zufällig bei mir vor die rechte Schmiede geraten. Sie kriegen ein Stück geschickt, dessen Hauptrolle Sie „treieren“ sollen. Der Autor würde sich glücklich schätzen. Keiner in Deutschland und Oesterreich wäre gleich Ihnen imstande... und was man in solchen Fällen liest. Da Sie den Mann nicht kennen und keinen Mangel an Rollen haben, so legen Sie das Manuskript in die Ecke und vergessen es über der täglichen Arbeit und den andern Dromen, die sich hinzugesellen. Nach einem halben Jahr meldet der Autor sich wieder. Ist sehr ungehalten. Und verlangt kategorisch Darstellung oder sein Opus zurück. Sie findens nicht mehr und schreiben ihm das. Statt einer Antwort erfolgt eine Vorladung aufs Polizeirevier. Kriminalbeamte dringen in Ihre Wohnung, denn Sie sind wegen Unterschlagung angezeigt worden, ein Zivilverfahren auf Schadenerlaß ist im Gange — und alles, weil jener Autor fest überzeugt ist, keine „Idee“ demnächst in einem Drama Ihres Habritzeichens anzutreffen. Sie haben gräßliche Scherereien und Zeitverlust, genieren sich vor den Diensthoten und fragen nun mich, wie Sie dazu kämen, sich dergleichen gefallen zu lassen, bloß weil Sie so unvorsichtig waren, ein unberlangtes Paket aus der Hand des Postboten anzunehmen; und was Ihnen jetzt geschehen könne. Nicht allzubiel. Von Unterschlagung ist keine Rede. Es fehlen sämtliche Merkmale. Wenn einer albern genug ist, die Anzeige zu erstatten: dies ist kein Fall, wo ihr stattgegeben wird. Darin freilich irren Sie, daß man mit einem Paket, welches zu empfangen man niemals ausdrücklich gewünscht hat, beliebig umgehen dürfe. Sobald Sie die Annahme nicht ausdrücklich abgelehnt haben, sind Sie bis zu einem gewissen Grade verantwortlich. Das Gesetz ist der Meinung, daß die unerhebliche Leistung, solch eine Sendung eine gewisse Zeit lang irgendwo lagern zu lassen, billigerweise nicht zu verweigern sei. Wird sie verweigert, so ist der Absender allerdings berechtigt, Sie auf Schadenerlaß zu verklagen. Nur überschätzen Sie die Tragweite solcher Klage. Es ist unwahrscheinlich, daß der Autor Ihnen das einzige Exemplar seines Dramas geschickt hat. Hat ers doch getan, so wird die Klage vermutlich abgewiesen werden. Das Gericht wird einen Schriftsteller, dem sein Werk so wenig bedeutet, daß ers ohne Abschrift verspricht, in dieser Schätzung nicht überbieten wollen. Gibt er aber zu, daß er eine Abschrift hat, so kommt nichts weiter in Frage als der Erlaß für die Herstellung eines Schreibmaschinendurchschlags. Es werden fünfzehn bis zwanzig Mark sein. Und das ist die Lehre dieses Erlebnisses wert. Da Sie auch künftig von Dilettanten nicht verschont bleiben werden, so will ich Ihnen mein neues Verfahren verraten. Wer mir unaufgefordert ein ungedrucktes Drama ins Haus schickt, dem laß' ich auf einer unfrankierten Karte mitteilen, daß das Manuskript von dem und dem bis zu dem und dem Tage dort und dort abzuholen sei; würde dieser Termin nicht eingehalten, so fliege es auf den Müll. Da sind denn Verwicklungen gänzlich ausgeschlossen. Probatum est — imita!

**Harry Kahn.** Ganz selbstverständlich, daß es eine Fälschung der Tatbestände wäre, wenn ich nach Ihrer Darstellung der münchener Theaterverhältnisse nicht auch diesen Ihren Brief druckte: „Nur zwei Worte über zwei Wunder. Sie heißen ‚Kirschgarten‘ und ‚Koralle‘ und begaben sich — maxima amica veritas — in den münchener Kammerspielen. Ueber das herrlichste Stück des herrlichen Russen Tschechow ist Ihnen zweimal von berufener Seite berichtet worden. Zur Ergänzung könnte ich Ihnen eine ganze Nummer vollschreiben; denn dies Stück ist ja die Tragikomödie von Welt und Ewigkeit. Es verbietet sich daher, daß ich überhaupt erst anfangen. Ich will Ihnen nur noch den Namen jener wundervollen Frau henschreiben, die hier — vielleicht etwas zu wenig vom Parfüm der großen Welt, dafür von der Aura eines großen Herzens unweitert

— Eubow Kanjewski war: Emmy Kemolt. Stuttgart ist anscheinend immer noch nicht an das reichsdeutsche Eisenbahnetz angeschlossen; denn anders ist es kaum zu verstehen, wie so eine Schauspielerin, die das mütterliche Gefühlsparthos der Lehmann mit der fraulich-noblen Anmut der (ältern) Sorma vereint, selbst vom kunstverständigsten Intendanten am Hoftheater einer mittlern Residenzstadt gehalten werden kann. Zum zweiten. Das Wunder, das einen vor Georg Kaisers neuem Stück ergriff, läßt sich nur mit den Hamlet-Worten ausdrücken, daß einer lächeln kann und immer lächeln und doch ein Schurke sein. Oder in milder klassischer Prägung: daß einer mit der kalten Lamäng so hitzig aufwühlende Dinge schreiben kann. Denn es fehlt ja wohl bloß die gradlinige Logik eines reinen Herzens, um die ‚Koralle‘ zur Tragödiendichtung des heutigen Menschen überhaupt und ihren Verfasser zum wahrhaftigsten Rinder von unfer aller Schmerzen zu machen. Wie der Reiche den Armen, der Schöpfer die Kreatur bestiehlt, wie der Enteigner gezwungen ist, auch da noch zu enteignen, wo es kein Eigentum mehr gibt (weil es nur Eigentum gibt), wie Seelisches und Soziales zu tiefstem Paradox sich kreuzen: das ist im geistigsten Sinn dramatisch und modern zugleich. Aber bald kennt sich der Dichter „im Kaiserreich seiner Ideen“ (wie Heinrich Mann von Kipling sagt) nicht mehr aus: vor lauter Stühle wird er sentimental und vor lauter Angst, gefühllos zu erscheinen, verzettelt er die stolze Glut der psycho-soziologischen Handlung in einer nichts-als-psychologischen Familienblätlichkeit. Und so bleibt als wichtigster überzeitlicher Wert wieder nur der formale Fortschritt aus ‚Von Morgens bis Mitternachts‘: die organisch gegliederte Herübernahme filmhafter Elemente in das Drama des großen Machtstreits.“

**Phantast.** Lesen Sie einfach, was ich dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller geschrieben habe, der mich und Andre über Die Zukunft der deutschen Bühne befragt hat. Unter diesem Titel sind dreihundertneunzig Antworten und fünf Vorträge bei Deisterhehl & Co. erschienen. Ein schmurriges Heftgen. In das mancher gewiß nur als Mitglied des Schutzverbandes geraten ist; weil man ihn nämlich durch Nichtaufforderung zu kränken fürchtete. Fedor von Zobeltitz, in weitesten Kreisen geschätzter Verfasser von Illstein-Büchern, darz d'Annunzio, Maeterlinck, Donnah, Capus „Gefindel“ nennen. Warum war man dann nicht so forsequent, die fünf- bis achthundert Mitglieder sämtlich hinzuzuziehen? Oder wollte man nicht noch numerisch den Eindruck verstärken, daß die Mitgliedschaft zu einem Schutzverband Deutscher Schriftsteller keineswegs die Schriftstellerschaft des Mittelstands voraussetzt? Ob die deutsche Bühne überhaupt eine Zukunft hat, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß sie keine Gegenwart hat, weil manches der ausgetrauten Mitglieder bei der Berufsverteilung die Branche verfehlt hat. Das Elend des deutschen Theaters ist das Elend der deutschen Kritik. Wer das empfindet und ausspricht, wie zahm auch immer, sei hier gepriesen. Friedrich Adler: „Die Kritik muß mehr Liebe aufbringen, als sie im allgemeinen zeigt.“ Victor Barnowsky: „Die Pflege junger Autoren erkenne ich als nationale Pflicht an, erfüllbar allerdings nur unter Voraussetzung einer wärmern Förderung vonseiten der Kritik.“ Jakob Scherel: „Der Dramatiker braucht eine elastische, frei- und feinsinnig nachspürende, kunstethisch aufrechte Kritik, die nicht in ungeschriebenem Bunde mit dem Bühnenleiter steht.“ Carl Sternheim: „Daß die Bühnenleiter immer seltener mit einem Unbekannten den praktischen Versuch wagen, ist des Theaterkritikers Schuld, der Werke neuer Autoren stürmisch fordert, erscheint aber eines solchen Werk auf der Szene, den jungen Dichter wie einen Bösewicht abstrakt, ihm seine Fehler um die Ohren schlägt, anstatt seine Vorzüge ins hellste Licht zu setzen.“ Kurt Hiller: „Mir scheint, entscheidende Förderer des deutschen dramatischen Drecks als die Machthaber der Bühne sind die der Presse: die bekannten Despöten unter dem Strich. Fördert man etwa nicht den Schund, wenn man regelmäßig Notiz von

ihm nimmt? Wenn man Jahrzehnte hindurch jedes Nummel- und Quartstüch (samt seinen Darstellern, diesen Lieblingen der Metropole) voll breiten Wohlwollens launig rezensiert — milder, „unliterarischer“ Maßstab; wissen Sie? —, während man in der Spalte daneben, Jahrzehnte hindurch, jeden Hauptmann, jeden Webedeind, jeden Heinrich Mann, Sternheim, Hofencleber so lange herörgelt, verhöhnt, abstricht, totschweigt oder beontfekt, bis die allgemeine Meinung, das heißt: das Verlags- oder beauftragte, den Autor mit einer Selbstverständlichkeit lobzuhubeln, interesse, befehlt, den Autor mit einer Selbstverständlichkeit lobzuhubeln, als sei nie etwas geschehen? Ein Feuilletonistenpaß, das — immer feste druff, seltsame Erzählung! — sämtliche Amüsierpremierer würdigt, weil sie gesellschaftliche Begebenheiten sind, und Theaterabende, welche geistige Begebenheiten sind, schon durch die papierräumliche Gleichsetzung mit jenen entwürdigt (selbst falls es Erschütterung markiert), sollte sich nicht erdrosseln, dort mitzutun, wo man am Schutze der hohen Kunst arbeitet.“ Es ist immerhin mutig von unserm Verband, daß er diese Sätze gedruckt hat, durch die kein kleines Fährlein seiner Klienten sich getroffen fühlen soll und hoffentlich wird. Cloesser hat recht: „Nicht durch Vereinsgründungen und Organisation der Theaterbesucher“ ist der deutschen Bühne zu helfen, sondern „wahrscheinlich nur durch eine dem Publikum nicht wieder dienbare, durch eine unabhängige und cliquenfremde Kritik, die nur von Persönlichkeiten und mit Leidenschaft geübt werden darf.“ Dazu nehme man meine Sätze: „Was beherrscht bei uns die wichtigsten Plätze! Der Verleger Theaterinteresse beschränkt sich innerhalb ihrer Blätter auf die Theateranzeigen. Schlenker stirbt. Jeder denkt, daß ein Kritiker ersten Ranges wie Cloesser, der aus dem Markt steht, gerade gut genug sein wird, um diesen Posten zu erben. Aber Mosse vergibt den Posten anderthalb Jahre lang garnicht; und wenn er sich eines Tages entschließen sollte, so ist leider zu fürchten, daß er damit das Niveau der berliner Kritik nicht heben wird. Dies Niveau bestimmt die Zukunft der deutschen Bühne.“ Also man nehme meine Sätze hinzu, erinnere sich, daß geborene Kritiker wie Leo Berg und Felix Poppenberg zeitbens eigentlich ungelesen geblieben sind, bedenke, daß Bab nicht an sichtbarer Stelle spricht, daß Friedrich Düssel, ein deutscher Stilist von der Klarheit und Anschaulichkeit Friedrich Raumanns, kein gelangweilter Chemann seines Berufs und des Theaters, sondern ein unermüdetlicher Liebhaber beider, auf Monats- und Halbmonatschriften beschränkt ist, daß Moritz Heimann, ein Ingenieur, das in den tiefsten Grund geht und was es herausholt immer weniger angestrengt, immer weltmännischer zum Besten, wahrhaft zum Besten gibt, nicht umvorben und mit Gold aufgewogen wird: das alles vergewaltigt man sich, und man steht am Querschnitt des Uebels. Wenn solche Köpfe feiern, wieviel Verlust für meinen Staat, der die fettesten Pfründen den Züchtern der dicken Kartoffeln zuzuwenden die holde Gewohnheit hat. Das Elend des deutschen Zeitungswezens ist das Elend der deutschen Bühne.

**Provinzler.** Für Sie gilt zum Teil, was ich Herrn H. B. aus Hamburg in Nummer 32 geantwortet habe. Wie ich ihn verstanden habe, versteh ich Sie. Es wäre Ihnen, das glaube ich schon, ein Gewinn, das Theater Ihrer Heimatstadt irgendwo sinnvoller kritisiert zu sehen als in der Lokalpresse. Hätte ich nur die Möglichkeit einer Kontrolle! Bei frühern Korrespondenten erklärte sich ihre Stellungnahme nicht selten dadurch, daß sie dem Theatrischen des Ortes ihre Geliebte als Schauspielerin oder ein Drama vergeblich angeboten hatten. Ein paar Erfahrungen dieser Art: und auf Jahre hinaus war mir die Lust vergangen, um die Motive meiner Mitarbeiter zu zittern. Aber das wars nicht allein. Kürzlich habe ich wieder einen Versuch machen wollen, und da begann das Vergnügen schon vor dem ersten Beitrag. Was meine eigene Kritik betrifft, so bin ich gewohnt, vor der Abfassung Rohpostbriefe zu kriegen mit Versprechungen oder Einschüchterungen, Belobungen oder Auftrachelungen, Drohungen oder Warnungen. Der

oder die hat gehört, daß ich mich nach der Aufführung so oder so geäußert habe, und versucht nun in letzter Minute, zu locken oder zu schreden. Neulich telegraphierte sogar eine Schauspielerin, die Kollegin N. (die ich garnicht kenne) habe zu ihr in teuflischem Tone gesagt: „Na, an Jacobsohn werden Sie Ihre Freude haben!“ — und da beschwöre sie mich, dem Bist doch die Freude zu verderben. Ein Herzchen, das hoffentlich noch im Silberhaar die Naiven wahrhaft verkörpert wird. Jetzt merken Sie übrigens, weswegen ich nachgelassen habe, die Nachtkritik zu bekämpfen, deren Vertreter vor solchen Erlebnissen ziemlich sicher sind. Immerhin: das sind leichte Fälle. Aber empfangen Sie einmal folgenden Brief: „Hochverehrter Herr Doktor! Ich höre, daß Herr . . . demnächst einen Artikel in der 'Schaubühne' über meine Tätigkeit am Stadttheater von . . . bringen will, der hier bereits überall im Auszug kolportiert wird, und der maßlose persönliche, von objektiver Kritik sich meilenteit entfernende Angriffe gegen mich enthält. Der junge Mann, der alles besser weiß und besser zu machen versteht, brüstet mich seit dem ersten Tage meiner Tätigkeit in . . . und höre ich es fortwährend, daß er, wenn er fünf Minuten am Theater zu sagen hätte, ich meine Tätigkeit einstellen müßte. Bei dem großen Interesse aber, das ich für die gerechte Kritik, die in der 'Schaubühne' stets geübt werde, habe — liegt mir daran außerordentlich, vor Ihrem großen Leserkreise nicht in ein falsches Licht gestellt zu werden. Ich bitte Sie darum, Ihre gute Meinung, die Sie sich über mein künstlerisches Können gemacht haben und die ich außerordentlich hoch einschätze, sich nicht durch voreingenommene Meinungen eines mir vom ersten Tage nicht wohlgesinnten Mannes substituieren zu lassen. Ich wünsche nichts sehnlicher, als endlich von Ihnen beurteilt zu werden. Ich habe in der kurzen Zeit meiner hiesigen Tätigkeit mich großen Beifalls der gesamten Presse erfreuen dürfen und soll nun durch die Bosheit eines jungen Mannes um meinen ganzen Erfolg gebracht werden.“ Was macht man da? Ich habe den Herrn zum Glück noch nie auf der Bühne gesehen und wäre selbst wenn ich den Aufsatz nicht inzwischen erhalten hätte fest überzeugt, daß kein niemand dran denkt, den armen Steiermärker persönlich anzuweisen — aber er hats erreicht: der einwandfrei sachliche, sachlich einwandfreie Artikel, der an den Maßmeister ganze zwölf Zeilen mündet freut mich nicht mehr. Dieser Provinzkonel wird sich ja doch persönlich getroffen fühlen: keine Gemeinde, Verwandtschaft und Schicksal wird mich mit teils anonthmen, teils ehrlich bezeichneten Schimpfbriefen bombardieren; sein Theater wird ihn zum Trost noch besser beschäftigen als sonst — und der Gegenbosten? Sie haben Ein Mal in fünf, sechs Jahren — denn auf so lange Zeit wird das Thema nunmehr für mein Blatt erschöpft sein — Ihren heimlichen Märentempel vernünftiger als im Krähwinkel Morgenjournal und den Konkurrenzorganen gewürdigt gefunden. Nichts für unaut: das lohnt mir nicht Die drei kostbaren Druckseiten wende ich lieber an einen Gegenstand der auch die übrigen Leser anecht. Ich weiß, ich weiß: Sie wie alle Ihre Leidensgefährten in sämtlichen Komitaten des deutschen Reiches — Ihr lieb ist mir Boloar entaenagschleudern. Der dürfte seit einem Jahrzehnt, so oft er wolle, über die albernste Schwarte, die schmierigste Bühne Wiens beliebig viele Druckseiten füllen. Ja, Bauern und Kleinstädter: das ist ganz was anders. Der könnte jede Woche das Bernhard Rose-Theater von Wien kritisieren: man würde sich doch an jedem Satz delectieren. Wenn Ihr noch immer nicht erfahrt habt, daß für Wortkünstler die's Grades das Thema völlig belanalog ist: dann habt Ihr kein Recht, auf das Krähwinkel Morgenjournal verächtlich herabzublicken. Dann ist die 'Schaubühne' viel zu schade für Euch. Und dann laßt mich endlich mit Eurem Gegenacker zufrieden. Ich bin ohnehin drauf und dran, vom Theater abzugehen und mich einem anständigen bürgerlichen Beruf zuzuwenden.

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt  
 Uebersetzung Manuscripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
 Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der 'Schaubühne'  
 Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg, Anzeigen-Verwaltung der 'Schaubühne' Berlin  
 Lucom-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam

## Staatsmännische Demokratie von Germanicus

Wilson (wenigstens so, wie ihn die Alldeutschen vorführen) und Graf Westarp waren gleichmäßig davon überzeugt, daß die Demokratie Deutschlands Zusammenbruch bedeuten würde. Sie haben sich geirrt. Die letzten Reichstagsverhandlungen haben noch besser als die ihnen vorangegangenen Kriegstagungen bewiesen, daß die Mehrheit den Staatsnotwendigkeiten durchaus gerecht zu werden weiß. Schneller und williger als bisher ist der Regierung Hertling, die — einerlei, ob man sie, wie Trimborn, als den Ausdruck des deutschen Parlamentarismus kennzeichnet, oder mit Scheidemann in ihr eine Vorstufe des kommenden absoluten Parlamentarismus erblicken will — zum ersten Mal unter Mitwirkung der Volksvertretung zustande gekommen ist, der erforderliche Kredit zur Fortführung des Krieges bewilligt worden. Es herrschte keinerlei Meinungsverschiedenheit darüber, daß gegen jeden Versuch, die Substanz des deutschen Reiches zu schmälern, die Machtmittel des Staates im vollen Umfang zur Anwendung kommen müssen. Die Demokratie hat sich als wehrfähig und damit sowohl im politischen wie im militärischen Sinne als staatserschaltend und staatsaufbauend erwiesen. Es geht also auch ohne Konservative, und ihre Betrübnis darüber, daß sie entbehrt werden können, ist begreiflich. Ihr angebliches Privileg, Rückgrat und Rüstung des Staates zu sein, ist dahin. Nicht einmal als retardierendes Element sind sie noch vonnöten. Die demokratische Mehrheit besorgt das Mißtrauen gegen feindliche Absichten und die Voraussicht, solchen Absichten zu begegnen, aus eigener Vernunft und eigenem Willen. So fällt die Fiktion, daß allein die Konservativen in allem, was sie tun, nur dem Staat dienen. Sie haben es von nun an sehr viel schwieriger, zu verschleiern, daß sie mit dem meisten, was sie politisch wollen, Interessenvertretung betreiben. Die Kronwächter sind gekündigt, und wenn sie sich nach wie vor aufdrängen, so wirkt das nur verdächtig und jedenfalls geschmacklos. Sie sind wie eine Rettungsgesellschaft für Schiffbrüchige auf festem Land. Dies gilt besonders von ihrem Kampf gegen das preußische Wahlrecht. Wenn sie hier behaupten, daß das Königswort bereits eingelöst sei, weil die Vorlage dem Abgeordnetenhaus zugegangen ist, so scheinen sie nicht zu merken, wie sehr sie den König zu einem Schein- und Botabekönig machen. Wenn sie sich in solchem Kampf gegen das neue Wahlrecht aber gar als Volksfreunde etablieren und darüber weinen, daß die freiheitliche Politik sich wohl an die Mehrheit wende, aber nicht an die Seele des Volks, so scheinen sie die Volksseele mit guten Getreidepreisen zu verwechseln. Wenn sie im Widerwillen gegen die Aufhebung des § 153 der Gewerbeordnung die Bedrohung der Arbeitsfreiheit beklagen, denken sie monomanisch an den Schmitter-

lohn. Sie sind nicht mehr die Träger des Staats; sie waren einmal. Nun, da der Staat an Größe und Macht zugenommen hat und nicht mehr zu leben vermag, wenn er nicht auf der breiten Basis der Volksgemeinschaft ruht, würden die Konservativen ihre unleugbaren frühern Verdienste zunichte machen, wollten sie sich nicht fügen und aus ihrer Vormachtstellung zurück in Reih und Glied treten. Die Demokratie aber wird staatsmännisch genug sein, um auch der konservativen Minorität politische Betätigung nach dem Maße ihrer Leistungen und soweit dies das Staatswohl zuläßt zu gewähren. Wobei noch bedacht sein muß, daß die Konservativen auf lange hinaus in der Lage sein werden, die berechnete Einbuße an politischer Macht höchst unberechtigt durch ihren überwiegenden Einfluß auf die Verwaltung wieder auszugleichen. Es wird noch eines harten Weges bedürfen, bis die politische Demokratie sowohl den konservativen Verwaltungsstaat als auch den Sonderstaat des durch die Kriegsgewinne elefantisch angeschwollenen Kapitalismus den Erfordernissen des Gesamtstaates untergeordnet haben wird.

Daß die Demokratie reif dafür ist, die alte Obrigkeit methodisch abzulösen, beweist, wenn auch ein wenig grotesk, das Vorgehen der Bolschewiki, besonders deren Nichtachtung der Geheimplomatie. Nun sind wir nicht so naiv, anzunehmen, daß die große Politik der Demokratie künftighin auf offenem Markt betrieben werden wird. Wir wissen sehr gut, daß, wer regiert, stets die Tendenz hat, nicht nur konservativ zu werden, sondern auch die (schon um der Arbeitserleichterung willen), Bürokratie und Konventionen aufzurichten. Wir wissen ferner, daß auch bisher jene Geheimplomatie nicht im luftleeren Raum geschehen ist, sondern stets der Niederschlag von Wirtschaftsvorgängen und damit von nationalen Machtäußerungen war. Das Neue aber, was wir erwarten und jedenfalls erstreben, ist eine Verminderung der bisherigen Kulissen und eine stärkere Berücksichtigung der Tiefenbewegungen gegenüber dem Oberflächenschein. Daß auch eine demokratisch kontrollierte Außenpolitik genau so wie eine demokratisch geführte Innenpolitik nur im Kampf sich zu bewegen vermag und in jeder Funktion ein Messen von Kräften darstellt, ist selbstverständlich. Die staatsmännische Demokratie vermag an einen sentimental gedachten Weltfrieden nicht zu glauben. Dafür sorgen bereits die großen Weltprobleme, denen sie sich nicht zu verschließen vermag. Diese großen Weltprobleme sind durch den Krieg weit hin sichtbar geworden, zu einem Teil haben sie sich neu gruppiert. Sie können unmöglich von heute auf morgen erledigt oder gar getilgt werden. Sie bleiben bestehen und werden ihre Ansprüche geltend machen. Der Weg nach Indien und in seinem Zusammenhang die ägyptisch-palästinensische Frage, das große Problem der rechtswinklig zu solcher Machtverkehrslinie stehenden Verbindung von Kairo nach Kapstadt: solche Konflikte bleiben bis auf weiteres akut, selbst wenn der Frieden den Zustand des labilen Weltgleich-



gewichts bringen sollte. Die Geschichte hat keine Eile. Man bedenke, wie langsam sich das polnische Problem bewegt; vor hundert Jahren schien es sich bereits zu erledigen und heute ist es aufs Neue ein Cumulus. Endgültige Lösungen, so traurig das sein mag, kann dieser Krieg nicht bringen; soweit wir zu sehen vermögen, wird es etwas Derartiges überhaupt nie geben. Vielleicht aber hat das große Weltmorden gewisse Voraussetzungen dafür geschaffen, daß künftighin die unvermeidlichen, weil durch den Mechanismus der Wirtschaft, des Kapitals und auch der Kultur bedingten Kraftmessungen nach einer andern Methode vollzogen werden. Solche Methode zu schaffen und vorzubereiten, ist die wichtigste Friedensaufgabe der Demokratie. Absolute Sicherungen, wie die Annetionisten, den Aberglauben an den ewigen Frieden selbstsam variierend, aus dem Krieg herausbringen möchten, gibt es nicht. So müssen wir es dabei belassen, eine Herabminderung der Reibungsmöglichkeiten zu erreichen. Daß der Irrglaube an die Macht, die sich tieferer Einsicht verschließt, einen harten Stoß bekommen hat, dafür sorgt der Zusammenbruch der gegen uns aufgebrachten Koalition, deren Wiederholung wohl von niemand für möglich gehalten wird. Wenn der Rest der Entente solchen Zusammenbruch dadurch zu reparieren versucht, daß er wie hypnotisiert nach Amerika und Japan ausblickt, so zeigt er damit nur, daß das demokratische Erziehungswerk an ihm noch nicht zur Genüge vollzogen ist. Er wird eben, wenn er es nicht anders will, durch entsprechende Machtanwendung dahin gebracht werden müssen, zu erkennen, daß die Entscheidungen über Aufstieg und Eingliederung der Völker und der Staaten nach höhern, tiefer begründeten Gesetzen vor sich gehen als nur nach militärischer Mechanik und diplomatischer Technik. Es ist die Zuversicht der staatsmännischen Demokratie, daß nach und nach auch die heute sich noch wild aufbäumende Entente solcher Einsicht teilhaftig wird.

Die staatsmännische Demokratie verschmäht es, über Worte zu streiten: ob Siegfrieds-, ob Verständigungsfriede. Selbstverständlich wollen wir siegen, aber wir wissen, daß wir dies nur durch Verständigung zu tun vermögen. Könnten wir unsre Feinde vernichten, so würden wirs tun. Da wir das aber nicht können, würde ein Frieden, der, den Augenblick ausbeutend, unsern heutigen Gegnern unerträgliche Last auferlegt, nur eine unnatürliche Spannung der internationalen Beziehungen und eine unsre innere Entwicklung von vorn herein lahmlegende Mehrrüstung bedeuten. Um solcher Realitäten, nicht um lächerlicher Gefühle willen, suchen wir den Ausgleich. Keinen einseitigen, einen allseitigen. Wenn er auch im Osten, wie es scheint, sich zuerst ermöglichen lassen wird, so muß er doch notwendig — und nicht nur, weil England es will — über London gehen. Der Brief des Lord Lansdowne kann solchen Sinnes zum mindesten als ein Symptom, wenn nicht schon als eine (von Lärnwolken verhüllte) Weichenstellung begriffen werden.

# Zum Problem der Demokratifizierung

von Moritz Goldstein

1.

Das Ziel jeder demokratischen Staatsverfassung: daß der Wille des Volkes herrsche, und daß seine Ausführung, in Form von Aemtern, bis hinauf zur höchsten Spitze, den Tüchtigsten anvertraut sei — in der Idee so einfach und überzeugend —, umschließt in Wirklichkeit schlechtweg unlösbare Aufgaben. Nicht einmal die negative Forderung, die Macht dürfe nicht gehandhabt werden von der Laune und zum Nutzen einer privilegierten Person, Familie oder Kaste, läßt sich ohne weiteres durchsetzen. Denn prüft man Republiken und parlamentarisch regierte Staaten daraufhin, ob sie den Namen von Demokratien, den sie sich selber beilegen, auch verdienen, so wird man finden, daß die absolute und unverantwortliche Macht von den eingeborenen Herrscher- und Adelskreisen zwar fortverlegt, deswegen aber keineswegs ausgerottet worden ist, sondern nur die Träger vertauscht hat und unter neuen Namen nur umso tyrannischer und unkontrollierter herrscht. Und dies kann sich durchaus nicht anders verhalten, solange Menschen bleiben, was sie, im Guten und Schlimmen, nun einmal sind.

Schon die erste Voraussetzung demokratischer Theorie: der Wille des Volkes, erweist sich bei näherer Prüfung als Irrtum. Das Volk hat keinen Gesamtwillen, sondern zunächst so viele einzelne Willen, wie es Volksgenossen zählt. Und sofern diese Einzelwillen übereinstimmen, schließen sie sich gegenseitig aus, indem, was Alle wollen, nämlich Genuß, Besitz, Ehre, Macht, doch nur Wenige haben können und die Wenigen es auf Kosten der Vielen haben. Soweit aber eingesehen wird, daß der Vorteil Aller zugleich der Vorteil jedes Einzelnen ist, kommt es nun wieder auf Übereinstimmung des Urteils sämtlicher Volksgenossen über Ziel und Weg des allgemeinen Nutzens an. Hiermit aber verhält es sich offenbar so, daß die Allermeisten überhaupt kein Urteil über Angelegenheiten der Gemeinschaft haben, Diejenigen aber, die ein Urteil fällen, erfahrungsgemäß eine Vielzahl von Urteilen hervorbringen, in günstigen Fällen eine Zweizahl polar entgegengesetzter und einander ausschließender; und daß nur unter ganz besondern und höchst seltenen Umständen, unter der suggestiven Wirkung von Massenaffekten, ein wirklich einhelliges Urteil vorübergehend zustandekommt.

Um also aus solchem rohen, vielspältigen, widerspruchsvollen, unzulänglichen Material von Urteilen einen Gesamtentschluß als sogenannten Volkswillen zu finden, reicht ein Akt der bloßen Erforschung und Konstatierung, ein Zählen und Messen keineswegs hin; vielmehr bedarf es zur Gewinnung jenes kostbaren Destillates einer besondern und raffinierten Kunst, eines umständlichen Mechanismus, eines Tricks oder eines Systems von Tricks, als welches

jener ganze Apparat von Wahlen und Wahlvorbereitungen, von Parlamenten und Parteien, von Anträgen, Debatten und Abstimmungen sich uns darstellt. Die Aufgabe dieser schwer arbeitenden und schwer nachzuprüfenden Maschinerie ist demnach nicht, wie vorausgesetzt zu werden pflegt, den Volkswillen, als den Willen der Mehrheit, zu finden, wozu er vorher dasein müßte; sondern vielmehr ihn erst zu machen, zu schaffen, zu veranlassen und — besten Falles — rückwärts Denen zu suggerieren, von denen er hergebracht sein soll.

Es ist fable convenue, daß die so gewonnenen Staatsbeschlüsse etwas anderes seien als Machtprüche. In Wahrheit wird auch im demokratischen Verfahren nur durch den Sieg der Macht das Chaos der Einzelwillen zu einheitlichem Gesamtwollen gezwungen. Nur freilich nicht Macht der Gewehre und Kanonen, bis zu einem gewissen Grade schon Macht des Geldes und der Interessen, beides aber überstrahlt von dem unbeschränkten Macht-haber der Demokratien, der prunkenden, gleißenden, bunten, schellenklingenden Königin Meinung. Damit öffentliche Meinung entstehe, einheitlich bis zu dem Grade, daß daraus ein öffentlicher Wille und Staatsbeschluß hervorgehe, müssen die Einzelurteile geführt oder verführt werden; das heißt: es müssen irgendwelche Urteile öffentlich ausgesprochen sein, und sie müssen alsdann gegen einander den Kampf um die Herrschaft anheben. Gehörte in diesem Wettstreit der Sieg nur der Wahrheit, ihr aber unbedingt, so wäre der demokratische Staat zugleich der vollkommene Staat. Allein grade der Wahrheit gehört der Sieg nicht; oder wenn sie ihn doch einmal erringt, so geschieht es nicht um der Wahrheit willen, sondern zufällig und vermöge ganz anderer Kräfte und Triebe. Oder gibt es irgendeine Möglichkeit in der Welt, eine Vielzahl von Menschen, und gar Massen, zu überzeugen? Dazu müßte das Volk den guten Willen haben, sich überzeugen zu lassen und keine Urteile zu fällen als auf dem festen Grund einer gewissenhaft errungenen Ueberzeugung. Gesezt aber selbst, es hätte den Willen zu prüfen, ehe es richtet, so fehlt es ihm an Zeit, nachzudenken, es fehlt an Gelegenheit, praktische Erfahrungen zu sammeln, es fehlt an Vorbildung, sich theoretisch zu unterrichten.

Nicht also Ueberzeugung formt die massenhaften Einzelwillen zu einem Gesamtwillen, sondern Ueberredung. Und nicht die Wahrheit darf hoffen, sich durchzusetzen, sondern die Scheinbarkeit. Sie aber siegt nicht durch Gründe, sondern durch Fäglichkeit; nicht durch Tiefe, sondern durch Glanz. Ihre Waffen heißen: Erfolg, Gewandtheit, Wohlredenheit, Advokatengeschick; Entstellung, Lüge und Volksbetrug gelten ihr nicht durchaus als verächtliche Werkzeuge. So gerüstet, so gesonnen treten die Meinungen gegen einander zum Kampf an; und wenn dann schließlich die eine, weil sie die geschicktesten Anwälte, die wirksamsten Schlagworte für sich hat, weil sie am besten den Enthusiasmus zu stacheln, Hoffnungen zu wecken, den kleinen Wünschen nach Wohlleben und Genuß zu schmei-

cheln versteht, zur Meinung der Mehrheit sich durchgesetzt hat, so herrscht sie nun als Macht, um so tyrannischer, eiferüchtiger, intoleranter und ausschließender, als sie eine unpersonliche, ungreifbare, unverantwortliche, nämlich geistige Macht ist.

Wer führt die öffentliche Meinung, und durch sie das Volk? Offenbar kommt es nicht so sehr darauf an, daß einer das Wissen, das Können, den Willen, den Charakter des Staatsmannes besitzt, als vielmehr darauf, daß er den Apparat zu handhaben weiß. Politische Begabung unter demokratischen Verhältnissen beruht auf dem angeborenen Talent, die Maschinerie der öffentlichen Meinung zu nutzen und zu beherrschen, wozu außer der Fähigkeit auch die entsprechende Disposition des Charakters, die Freiheit von moralischen Hemmungen bei der Anwendung gewisser verführerischer und meinungstauschender Praktiken gehört. Das Schicksal kann wollen, daß solche Eigenschaften einer wirklich staatsmännischen Kraft und Intelligenz zur Verfügung stehen, und daß dann durch sie, gewiß niemals ohne sie, sogar das Genie die Führung des Demos übernimmt. Die Gefahr aber wird immer bestehen, und es wird sogar die Regel bilden: daß die Scheinenden, die Blendenden, die Komödianten und Advokaten zur Macht gelangen, und daß sie diese Macht als Segel ihres Ehrgeizes mißbrauchen.

Was denn also aus solch trüber Flüssigkeit und durch solch krauses Verfahren als Wille des Volkes sich herauskristallisiert, wird die Spuren seiner Herkunft und seiner Entstehung an sich tragen. Seine Tugend heißt Kompromiß, sein Merkmal ist, den Kreuzungspunkt zu bilden von zahllosen Diagonalen, die zwischen Interessen, Meinungen, Vorurteilen, Irrthümern der Millionen sich spannen. An Wissen und Einsicht wird der urteilende und wollende Einzelne die Masse meist übertreffen, auch an Klarheit des Zieles und Stetigkeit des Weges. Nur der Einzelne kann vorurteilsfrei sein, nur der Einzelne gerecht, nur der Einzelne kühn; und nur der Einzelne endlich vermag die männlichste aller Tugenden zu bewahren: sich verantwortlich zu fühlen vor Gott und der Welt, für jetzt und alle Ewigkeit, und als vereinzelter, einsamer, nur auf sich und seine Pflicht gestellter Mensch diese Verantwortung auf sich zu nehmen.

Es ist — wir wollen nicht länger ausweichen — eine bloße Fiktion, daß der auf demokratischem Wege, mittels Wahlen, Dehatten, Abstimmungen erzielte Beschluß den Volkswillen darstelle. Nichts vom Willen des Volkes braucht darin enthalten zu sein; es kann Etwas Gesetz werden, was, in dieser Fassung, dem Wunsch auch nicht eines Einzigen Derer entspricht, die das Gesetz handhaben sollen, oder denen es auferlegt werden wird; es ist ein Produkt, das die Maschine erzeugt, um überhaupt zu produzieren; es ist ein Resultat der weitschichtigen Rechnung, um überhaupt ein Resultat zu geben. Nicht Volkswille, sondern eine schlechtweg unberechenbare Mischung aus Wissen und Nichtwissen, aus Pflichtgefühl und Eigennutz, aus Intelligenz und Dummheit, aus Talent und Ungeschick schafft Gesetz und Beschluß; und nur weil sonst die

demokratische Staatsmaschinerie nicht funktionieren könnte, wird der fromme Betrug vom Volkswillen, der herrscht, aufrechterhalten.

Wenn man nun diesem selben System die Auswahl der Beamten anvertraut, in der Hoffnung, daß man, sobald keine aristokratischen Rücksichten mehr gelten, die Tüchtigsten erhalten werde, so bewegt man sich ganz in demselben Zirkel. Den Tüchtigsten — gut! Allein wie findet man den Tüchtigsten? Woran erkennt man ihn? Welches ist sein Abzeichen? Man darf nicht vergessen, daß zwar der Glaube an die besondere Fähigkeit des Adels abgeschafft werden kann, der Vorrang des Geldes und der willkommenen Gesinnung aber bleibt. Ein aufgeklärter und gewissenhafter Fürst vermag sich zu überwinden, den politischen Gegner zu seinem Minister zu wählen, weil er ihn für den Fähigsten hält; der Demos vermag es nicht. Gewiß wird die Masse stets den Tüchtigsten zu wählen glauben; aber sie ist nicht davor geschützt, den Reichsten, weil er die öffentliche Meinung und Stimmenmehrheit zu kaufen vermag, für den Tüchtigsten zu halten. Gewiß wird sie überzeugt sein, den Unfähigen abzulehnen, wenn sie nur den Mann von entgegengelegter Gesinnung zurückweist. Und ferner: wie vermag die Vielheit Menschen zu beurteilen, die sie nicht kennt? Schließlich gibt es kein Mittel, den Fähigen zu finden als die Abschätzung durch Einzelne; und solange Menschen über Menschen zu urteilen haben, um sie in Aemter einzusetzen, wird es darauf ankommen, nicht daß einer der Tüchtigste ist — denn dafür gibt es keinen objektiven Maßstab —; sondern daß er für den Tüchtigsten gehalten wird von derjenigen Instanz, der die Entscheidung obliegt. Sei dies nun ein autokratischer Monarch, eine Gruppe von Sachverständigen, das Parlament oder das Volk, so bleibt immer die Frage übrig: Wer gilt für den Tüchtigsten? Und die Antwort lautet: Der den Erfolg hat. Denn zu machen, daß man für tüchtig gehalten wird, ist auch Sache des Erfolges, und bisweilen des allerschlimmsten.

(Fortsetzung folgt)

## Zu diesem Krieg

Theodor Herzl

Die Neugierigen drängen sich in das Palais Bourbon, wenn Standal angefangt ist. Doch grade da lernt man die französische Tribüne nicht kennen. Lärm gibt es auch in Volksversammlungen, und gemeine Ausdrücke gehören jetzt schon überall zum parlamentarischen Ton. Aber an kleinen Tagen ist die pariser Kammer manchmal sehr groß. Da sieht man, wie hoch es die geistig minder Bemittelten gebracht haben. Und wer hier den Gipfel der Mittelmäßigkeit erklimmt, der könnte sich schon anderswo als bedeutender Mann sehen lassen. Das ist zum Beispiel der Fall des Herrn Raymond Poincaré. Herr Poincaré ist im Augenblick, wo ich dies schreibe, Unterrichtsminister. In einem frühern Augenblick war er Finanzminister und vorher schon einmal Unterrichtsminister. Der Mann, der so viel gelernt hat, zählt heute kaum fünfunddreißig

Jahre. Und vor acht Jahren war er noch Gerichtsreporter eines wenig gelesenen Blattes. Ist das nicht eine schöne demokratische Laufbahn? Sagen wir der Richtigkeit halber: eine mediokratische. Denn seit Freycinet ist kein so großer mittelmäßiger Mensch aufgetaucht wie Herr Raymond Poincaré. Sein Name wird noch auf vielen Ministerlisten stehen, und zwar an der Spitze, wenn die gemittelmäßigte Republik sich erhält. Herr Poincaré begeht nämlich keine Dummheiten. Wenn er einmal für lange Zeit verschwinden muß, wird nur eine Uebergeschicklichkeit daran schuld gewesen sein.

Freycinet ist die weiße Maus genannt worden. So gemahnt Poincaré an das Eichhörnchen, das rötlich-braune, flinke, muntere, auch ein gar schlaues Nagetier. Wie hoch es nur klettern und sich verbergen kann, und wie es verschmigt auslugt. Und wie es im Käfig rastlos die Spule dreht, daß man meinen möchte, es tue eine Arbeit; ganz wie Herr Poincaré, wenn er in einem Ministerium sitzt. Man muß sich seinen Namen merken. Es ist jetzt vielleicht keiner im Palais Bourbon, der mit dem Parlament so umzuspringen wüßte wie Poincaré. Er kennt es durch und durch. Was mehr ist: er weiß die Kenntnis praktisch zu verwerten und wußte es vom ersten Tage an. Als fleißiger junger Mann trat er ein. Auf die langweiligen Aufgaben warf er sich. Man überließ ihm die gern. Zuerst entfernte er Spinnweben aus den Ecken oder Kommissionen. Dann wüßte er den Fußboden des Budgets. Was die andern aus Faulheit nicht unternahmen, machte er willig. Eine Arbeitskraft, was? Und sie ließen ihn arbeiten. Sie glaubten, er arbeite für sie. Nein, nein, er arbeitete für sich. Er hatte wohl weniger gegen Neid und Eifersucht zu kämpfen als Andre, weil er so recht farblos und nützlich ausah. Und so ist er sachte über die bunten Schwächer hinaus hinaufgestiegen. Mit lauter kleinen Mitteln hat er sich vorwärts gebracht. Schon hält er weit, der kleine Poincaré.

Ist er so klein von Gestalt? Wahrhaftig, wenn ich ihn jetzt betrachte, entspricht er nicht mehr dem ersten Bilde, das ich von ihm in der Erinnerung trage. Ein mageres junges Männchen war er damals, lief unzählige Male die Tribüne hinauf, sagte mit einem dünnen Stimmchen wenige Worte, verbindlich, geschickt, sachlich, kurz, und hüpfte wieder von dannen. Und jetzt ist es anders. Er spricht seltener, spart seine kostbar gewordenen Bemerkungen, zählt und wägt jedes Wort. Er hat ein bißchen Fett erworben und viel Autorität angesetzt. Durch eine vorsichtige Schroffheit erhöht er sein Ansehen, und in der Kunst der leeren Versprechungen ist er ein kluger Meister. Keine schnarrenden Phrasen, kein Blendwerk, wie es die Opportunisten einer frühern Zeit gern machten. Er hütet sich, Ja zu sagen, wie die; er sagt nur nicht Nein. So wird er bestimmten Fragen ausweichen, ohne den Frager zu entmutigen oder zu verbittern. Er weckt Erwartungen, ohne sich zu verpflichten. Ach, er ist so geschickt.

Darum läßt sich auch aus seinem Vortrag die geltende Beredsamkeit des Palais Bourbon erkennen. Spräche er so, wenn es nicht nützlich wäre? Ich sehe, wie ihm Alle lauschen. Offenbar geschieht es, weil er ihrem Ideal sich nähert. In seinen Leistungen ist aber nichts Besonderes und Glänzendes. Wunderlich jung hüpfte er die Stufen der Tribüne hinauf. Oben hat er plötzlich eine altkluge Würde. Tiefliegende geschlitzte Neuglein unter einer mächtigen Stirn. Ein Schöpfchen steht noch auf dem Schädel. Diese jugendliche Glaze wird Gegengewicht des

starken bösen Untertiefers. Zwischen Stirn und Kinnlade verschwindet die unbedeutende Nase. Hellbraun ist der hufeisenförmige Bart. Die Stimme mager und farblos. Er beginnt ganz leise, aus Schlaueit. Wenn er schrie, könnten die Herren weiterschwätzen. Er flüstert, sie müssen die Ohren spizen. Dann läßt er ihre Aufmerksamkeit nicht mehr entgleiten. Er empfindet die vergehenden Minuten, wird eher zu kurz als zu lang sprechen, und jählings abgehen, abhüpfen, bevor sie ihn lästig gefunden haben. Er entwickelt licht und knapp den Gegenstand, drängt die Beweise auf den geringsten Umfang zusammen, streitet spitzig, höhnt behutsam und begeistert sich regierungsmäßig für den Fortschritt. Dabei ist er immer kühl; am kühlfsten, wenn er gefühlvoll wird.

Jüngst sah und hörte ich ihn beim Gastmahl des Goncourt. Er kam als Unterrichtsminister, um dem Meister Edmond de Goncourt zu huldigen. Denn in Frankreich sind die Regierenden keine Analphabeten. Herr Poincaré nahm sich sehr zusammen; er wollte den Schriftstellern zeigen, was ein Parlamentsredner ist. So wurde daraus ein Besuch des gesprochenen Wortes beim geschriebenen. Man hörte ihn höflich an, nur höflich. Diese Gaben genügen also, um auf der französischen Tribüne eine Rolle zu spielen. Jeder dachte sich sein Teil, und niemand wurde warm.

Ach, das eisige Gastmahl. Es waren auch zu viele Beobachter da. Sagen darum alle in vorteilhaften Haltungen wie beim Photographen? In der Mitte der Ehrentafel der alte Mann recht betrübt und stolz, und sann wohl in seinem Gemüte, wie er die Stimmung für sein Tagebuch fassen könnte. Neben ihm Daudet, krank und verfallen, weiterhin Zola, schon ermattet, aber noch nicht gebrochen, und dort und dort andre Helden und Märtyrer des geschriebenen Wortes, ruhmbedeckte, namenlose. Das geschriebene Wort, das höhere! Da hinein sezzen und bluten Edle ihr Leben. Und darum saß Herr Edmond de Goncourt traurig in seinem Ruhme beim Gastmahl, das neben schweigenden Freunden auch gelangweilte Daseinmüßer und Glanzausborger und Roßschößanhänger versammelte. Er sagte in seinem Trinkspruche, daß ihn dieser Abend für viele Bitterkeiten entschädige. Konnte er es wirklich empfinden, wenn er sich mit diesem jungen Minister verglich? Glück, Macht, alle unmitttelbaren Genüsse, alle greifbaren Genugtuungen, das ganze Leben den Rednern! Und was den Künstlern der Schrift? . . . Aber dann stand Einer auf und brachte Antwort. Es war Herr Clemenceau. Auch er sprach über die Goncourts. Loben kann er nicht gut, und so erfuhren die Schriftsteller, die ihn zum ersten Male hörten, nicht, was Clemenceau eigentlich für ein Redner ist. Mehr als seine Worte sagte ihnen freilich seine Erscheinung. Clemenceau! Wer war auf der Tribüne größer als Clemenceau? Ja, man hört ihn mit Bewegung an. Diese zerhackte Rede klingt noch herrisch, entschlossen und hinreißend, wie einst, als die Regierungen vor dem Unterwerfer bebten. Welches Willenswunder verriecht dieser gesunkene Mann, daß er sich aufrecht hält.

Von der französischen Tribüne, die er nicht mehr betreten darf, und zu deren größten Zierden er gehört hatte, brachte er zur Goncourt-feier eine unausgesprochene Botschaft. Gönnet den Rednern ihr kurzes Glück! Die Tribüne ist Schauplatz der leichtesten Siege, aber auch der schwersten Niederlagen.

März

## Von der innern Geschlossenheit von Erbe

**M**an fordert sie, die innere Geschlossenheit, und tut alles, um sie herbeizuführen. Es wird nicht gelingen. Noch natürlicher als selbst die Sorge um Haus und Hof, als selbst um Frau und Kind ist die Frage nach der eigenen Nahrung — machen wir uns bloß nichts vor. Und hier sehen wir das ganze Volk zersplittert in egoistische Einzelne. Die amtliche Regelung hat versagt; stehen einem nur die Rationen zur Verfügung und nichts als die „Gebührrnisse“, so bleibt er unweigerlich hungrig, und das will keiner. Sie vielleicht? Erzählen Sie mir doch nichts! Auch Sie denken unausgesetzt an Beziehungen und wo was zu kriegen wäre — und wenn Sie schon nicht, dann umso gewisser Ihre Frau, Wirtschaftlerin, Schwester, Ihre Eltern, Vormünder, in Einzelfällen auch Ihre Vorgesetzten, Chefs, Gebieter.

Es hätte auch so kommen können, daß sich das ganze Großstadtvolk zum Kampf gegen die Ernährungsbehörden vereinigt hätte. Aber gegen wen? Die Gemeinden schimpfen selbst auf die Staatsbehörden. Und gesetzt sogar, es dränge eine wütende Menge ins Kriegsernährungsamt: sie fände doch nur Tische und Papier und Herren mit Taschen, in denen man vergebens nach Fett und Eiern suchte. Wie soll auch das Volk einheitlich sein, da die Reichen, die Munitionsarbeiter und Die, die etwas haben in der Speisekammer, schon nicht mittun würden. Wer viel Geld, Versorger auf dem Lande und Speck von der Granatenfabrik hat, fällt schon aus. Am schlechtesten sind die Festbesoldeten ohne genügende Teuerungszulage dran, die nichts vom Lande kriegen und auch nichts als Angehörige eines wirklich oder vermeintlich kriegswichtigen Großbetriebs — eine Minderheit stark an Zahl, doch niemals von organisierter Solidarität.

Wer aber erst zu hamstern angefangen — Sie vielleicht nicht? —, der höret nimmer auf. Er umgibt sein Tun mit der gerissenen Heimlichkeit des geborenen Verbrechers und beneidet doch den Nächsten, der dort tuschelt und Pakete tauscht, der da reiset und beladen wiederkommt, der da Geld sendet und Ware empfängt. Das Gift der Topfguckerei und des systematischen Spionierens schleicht durch die Stagenhäuser und vergrault noch unsre düstern Novemberstraßen. Jeder Haushalt umschleicht sich mit dem Eisenbeton des Hamsterschweigens, und um die Panzerwände tuscheln die Nachbarhamster.

Da gedeiht weder die innere Geschlossenheit noch die Politisierung des Volkes, das von aller Parlamentsrederei nicht mehr jene Wurst erwartet, die ihm nach Kreth's Wort wichtiger ist als das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht. Dieses allein ist die Arbeitsteilung zwischen draußen und daheim: Jene schützen unsern Herd, und wir verschaffen ihm marktfrei und hinten herum was zu kochen.

Der schonungslose Kampf gegen den Schleichhandel ist ver-



kündet. Sehr gut — obwohl sich heute jeder sagt: „Wäre ich doch bloß bei Kriegsbeginn den amtlichen Abmachungen nicht gefolgt, und hätte ich nur mein Erspartes in Dauertwaren angelegt — es wäre das beste Geschäft meines Lebens gewesen!“ Wie will man denn aber dem Born der Rationierung das Hintenherum nehmen, dem Licht den Schatten, dem Tag die Nacht, ja dem Ding das Gewicht und dem Feuer die Wärme? Hätten wir selbst die Leute, um zu jeglicher Erzeugungsstätte Wachmannschaften hinzustellen — wie lange würden wohl die meisten von ihnen der süßen Lockung widerstehen, die Würste und den Speck an sich vorbei ins Ungewisse ziehen zu lassen? Nein, gegen den Hunger ist kein Kraut gewachsen, mindestens kein rationiertes, und statt des einigen Volkes bleibt es bei so und so viel Millionen gemeiner Hamster.

## Der Menschenhasser von A. H. Zetz

Jonathan Swift erstand aus dem Schwulst seiner Zeit, angeekelt von den Menschen, von tiefem Haß erfüllt, beleidigt durch die Gebärden seiner Zeitgenossen: der erste Realpolitiker. Er hatte, jung noch, eine Leidenschaft, die ihn in das politische Getriebe seiner Zeit warf: sich aufschwingen, führen. Er wurde nie ein Führer. Wäre er es geworden: die Welt wäre um einen ihrer größten Söhne betrogen worden, und unsern heutigen Politikern könnte man den Dechanten von Sankt Patrick, den Verfasser der Tuchhändlerbriefe nicht mehr als Beispiel, wenn auch immer vergeblich, vorhalten. Swift war Sozialist aus Instinkt. Eine sicherlich sehr gute Kupfermünze, die in Irland eingeführt werden sollte, war ihm Anlaß zu jenen Tuchhändlerbriefen, die wie ein scharf gellender Ton das sanfte Orchester der englischen Politiker aus der Fassung brachten. Welch brodelnder Haß, welche revolutionäre Explosivkraft enthalten seine politischen Schriften! Ein Beispiel: der „bescheidene Vorschlag, wie man die Kinder der Armen hindern kann, ihren Eltern oder dem Lande zur Last zu fallen, und wie sie vielmehr eine Wohltat für die Deffentlichkeit werden können“. Swift rät darin, die Kinder der Armen zu mästen, da „ein junges, gesundes, gutgenährtes einjähriges Kind eine sehr wohlschmeckende, nahrhafte und bekömmliche Speise ist“. „Ich gebe zu“, sagt Swift in seiner Schrift, „daß diese Kinder als Nahrungsmittel etwas teuer kommen werden; aber eben deshalb werden sie sich sehr für den Großgrundbesitzer eignen; da die Gutsherren bereits die meisten Eltern gefressen haben, so haben sie offenbar auch den nächsten Anspruch auf die Kinder.“

Die Politiker von heute schlagen sich an die Brust und lassen die Quetschorgel ihrer Gefühle ertönen. Gefühle sind billig. Ein bißchen Patriotismus genügt als Würze.

\*

Der Mensch, eine kleine, häßliche, überspannte Tierart, kristallisiert einige wenige große Exemplare im Laufe seiner Entwid-

lung aus. Eines davon war Swift: denn schon die Erkenntnis der Minderwertigkeit des Menschen setzt Größe voraus. Der Verfasser der Reisen Gullivers hatte der Menschen Vorzüge am eigenen Leibe erfahren. Nur so konnte dieses große Buch entstehen. Swift beginnt sanft. Er verspottet die Kleinlichkeit der Menschen in Gullivers Reise zu den Liliputanern. Die Lächerlichkeit der staatlichen Institutionen, des Parlamentes, des Königtums, der Hofintrigen, in kleinem Maßstabe angewandt auf England, ist Gegenstand seiner Satire. Die Triebe der Menschen, Gier, Sinnenlust, das Animalische erstet dem Leser im zweiten Buch: Gulliver bei den Riesen. Das dritte Buch: ein giftiger Satireroman auf jede menschliche Wissenschaft. Swifts Zeit verstand das nicht. Eine Dame sagte dem Autor: „Welche Beredsamkeit haben Sie angewandt, um den Nachweis zu führen, daß sie Bestien sind.“ Aber dieses Jahrhundert wird verstehen, wird, nimmt es die dunklen Brillen der Eitelkeit von seinen Augen, zerschmettert bejahren müssen. Was wurde Wissenschaft? Selbstverrichtung! Beglückter der Menschheit von gestern: heute fabrizieren sie Giftbomben und Gasgranaten.

Scott schreibt von dem letzten Teil der Reisen Gullivers, von der Reise in das Land der Houthnhemes, der edeln und weisen Pferde: „Dieses Kapitel ist der gemeinste und unwürdigste Teil des ganzen Werkes.“

Wir sehen heute in ihm den genialsten!

Denn wir verstehen heute erst, welcher Taten Menschen fähig sind. Dieser Krieg erst hat uns gelehrt, daß jedes Tier edlere Instinkte hat als die Spezies Mensch. Daher verstehen wir auch, daß sich Gulliver, nach England zurückgekehrt, in das Land der Pferde zurücksehnt, und daß ihm der Geruch der Menschen schon unerträglich ist.

\*

Swift (von dem eine deutsche Ausgabe bei Erich Reiß erschienen ist) in einem Brief an Pope: „Wenn Sie an die Welt denken, so geben Sie ihr auf meine Bitte noch einen Sieb. Ich habe stets alle Nationen, Berufe und Gemeinschaften gehaßt, und meine Liebe gilt einzelnen Individuen. Ich hasse, zum Beispiel, das Geschlecht der Juristen, ebenso wie das der Ärzte — von meinem Beruf will ich gar nicht reden —, den Soldaten, den Engländer, Schotten, Franzosen und alle andern. Im Prinzip hasse und verachte ich jenes Vieh namens Mensch. Ich habe Stoff gesammelt für einen Traktat, der die Definition eines vernünftigen Tiers widerlegt und beweist, daß es nur *rationis capax* ist. Auf dieser Grundlage ist der ganze Bau meiner ‚Reisen‘ errichtet, und ich werde nicht eher geistige Ruhe genießen, als bis alle ehrlichen Menschen meiner Meinung sind.“

Bescheidener Swift! Wie viele Menschen sind ehrlich? Die andern haben sich gewehrt: sie gaben ‚Gullivers Reisen‘ den — Kindern zu lesen.

# Don Carlos

**K**ritik an Schiller kommt bei uns gleich hinter Gotteslästerung. Aber er selbst war mit seinem Werk unzufriedener, als der unzulänglichste Urteiler sein könnte — der nicht sagen würde, daß „ein solches Machwerk“ ihn „anekelt“; wie den Schiller von 1794. Zwei Jahre später empfindet ers als das Gegenteil eines Vorzugs, daß er „im Posa und Carlos die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht“ habe. Und noch kurz vor dem Tode bekennt er: „Es war freilich nicht möglich, es zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, schon darum, weil es viel zu breit zugeschnitten ist; aber ich begnügte mich, das Einzelne nur notdürftig zusammenzureihen und so das Ganze bloß zum Träger des Einzelnen zu machen.“ Was er hier beklagt, ist das Grundgebrechen seiner Dramatik. Der Rafael ohne Arme und mit dem unbestechlich durchschauenden Auge: Otto Ludwig hat es ihm nie verziehen; und auch dessen weniger grimmiger, weniger unbedingter, weil nämlich als dramatischer Dichter weniger stiefmütterlich bedachter Kollege Hebbel stößt sich an den unhaltbaren Motiven, den innern Widersprüchen, der mangelhaften Gestaltungskraft, die Symbole statt individueller Charaktere hinstellt.

Und doch ein Leben von vorläufig hundertunddreißig Jahren, ein Leben, dessen Ende nicht abzusehen ist? Woraus zieht es die Nahrung für eine Reihe von Menschenaltern? Aus den Einzelheiten, den perlenden Cavatinen, den unaufhaltsam strömenden Kaskaden? Sie würden höchstens die Wirkung auf eine Menge erklären, die bei klangvoller Sprache nicht fragt, ob der Sprecher ihrer denn fähig ist. „Wie Gottes Cherub vor dem Paradies steht Herzog Alba vor dem Thron“: das wird der stählerne Toledaner nicht über die strichschmalen Lippen kriegen. „Wie schön ist es und herrlich, Hand in Hand mit einem teuern, vielgeliebten Sohn der Jugend Rosenbahn zurückzueilen“: zu solcher himmelblauen Tirade hat der Carlos, der, womöglich in der nächsten Viertelstunde, mit dem Heer nach Flandern geschickt werden will, keine Zeit. „Und etwas lebt noch in des Weibes Seele, was über allen Schein erhaben ist und über alle Lästerung — es heißt weibliche Tugend“: diese schiefgeschwollene Platttheit ist für einen Posa zu schlecht. Und die Eboli hat mit der Liebe vielzuviel zu tun, um über sie wohlzureden. Und überhaupt wucherts ringsherum von Sentenzen (obgleich die meisten noch aus dem Stamm geschwitzte Harztropfen sind und nicht, wie später, Lаметта und Silberschaum für den Weihnachtsbaum).

Und das alles ist richtig. Und das alles ist schade. Und das alles ist schließlich ganz und gar gleichgültig. Denn wir, die wir es erkennen, uns Rechenschaft drüber geben und es verstehend bedauern: auch wir sind ja tiefgerührt, sind immer wieder gespannt und sind unweigerlich hingerissen. Wovon? „Ich muß Ihnen gestehen,“ schreibt Schiller während der Arbeit, „daß ich meinen Carlos gewissermaßen statt meines Mädchens habe.“ Diese glutende Liebe steckt an. Daß sie bei vorwärtsschreitender Arbeit sich abgekühlt hat: so gut wir das wissen — es fühlt uns nicht ab. Hier ist schmelzendes Feuer. Arien — jawohl; aber aus

denen Flammen zum Himmel schlagen. Hier verbrennt Einer in sich und um sich herum, was ihn und die Gattung Mensch gemein macht. Dieser fanatische Haß gegen die Gemeinheit: wahrscheinlich ist er es, um dessentwillen Schiller periodenweise, in naturalistischen Perioden, „unmodern“ — und um dessentwillen er nach ihrem Ablauf umso schwärmerischer verehrt wird. Wenn wir lange genug an der Erde gehaftet haben, kommt hier Einer, der sich über sie hoch, durch trüben Dunst, in die reinen Lüfte schwingt und stark genug ist, uns mitzunehmen. Heute hats keins seiner Dramen schwer. Aber am leichtesten hats der ‚Don Carlos‘, das jüngste Zeugnis klassischer Humanität, wie ‚Nathan der Weise‘ und ‚Iphigenie auf Tauris‘ der edle Hochgesang eines zukunfts-freudigen Idealismus, eine Mahnung der Menschheit zum Glauben an ihre eigene Menschlichkeit — ein Glaube, der uns verloren gegangen ist und um jeden Preis wiedergefunden werden muß. Nicht zum ersten Mal hat Schiller der Deutsche eine kosmopolitische Sendung.

Das Deutsche Theater unterstützt diese Sendung. Seit drei Wochen wird beinah täglich tausend Heiden das Evangelium gepredigt; am Schluß des Winters werden es weit über hunderttausend sein. Und man könnte voll Dankbarkeit Ja und Amen sagen, wenn nicht das Evangelium ein Drama wäre und als solches seine Ansprüche stellte. Die zu erfüllen ist freilich nicht einfach. Eine Zweiteilung, wie sie L'Arronge vor dreiunddreißig und Schlenther vor dreizehn Jahren ohne Erfolg versucht hat, ist sicherlich unkünstlerisch — aber ist's künstlerischer, den halben Text auszureißen? Reinhardt wird antworten, daß es vielleicht im Frieden möglich war, von sechs bis zwölf Uhr Theater zu machen; daß eben das Wesen des großen Dramas sich nicht mit einer Gesellschaftsordnung vertrage, die den Menschen im Gelderwerb abmattet und für sein wahres Leben auf den Abend verweist; daß bereits eine Spieldauer von vier Stunden eine Ausnahme ist, und daß die dargestellten Szenen alle notwendig sind. Stimmt. Das Problem besteht ja nur darin, daß viele gestrichene Szenen ebenso notwendig sind. Bei Reinhardt bleiben von fünfzehn des zweiten Akts sieben; und nach der siebenten ist die einzige Pause. Ein unnatürlicher Einschnitt. Der natürliche? Philipps Befehl, daß der Ritter künftighin ungemeldet zu ihm gelassen werde. Bei Reinhardts Verformung ist's unvermeidlich, daß die zweite Hälfte des Dramas völlig abrupt wird, eine unverständliche Folge zusammenhangloser Vorgänge. Im Ernst: wer die Handlung des Stückes nicht kennt — hier harrt er vergebens. Sonst hat man, so unklar bei Schiller alles ist, zum mindesten für Vermutungen einen Anhalt: gegen Reinhardts Fragment ist die Fabel des ‚Troubadours‘ lichtvoll. Von den vierundzwanzig Szenen des vierten Akts fehlen — achtzehn. Das Leben ist nicht mehr schön; gewiß. Aber es ist noch unschöner, wenn im ‚Don Carlos‘ Posa verschweigt, daß es — Königin und o Gott! — doch schön ist. Die Kamarilla wider den Kronprinzen hat keinen Raum zur Entfaltung. Die Verschwörung um Flandern schrumpft zusammen. Die majestätische Kirche im Hintergrund ist durch ein Vakuum ersetzt; man erfährt nicht, daß für den alten Zustand sie um Vater Philipp genau so erbittert kämpft wie für den neuen Posa um Carlos. Die Gefahr des

zusammengehauenen Don Carlos' war von jeher, als pures Ehebruchs-  
stück zu erscheinen. Selbst für dieses gehts hier zu hastig zu. Immer-  
hin: wir werden zur allgemeinen Menschenliebe aufgerufen und wollen  
uns umso weniger sperren, als Reinhardt, der gern weit ausholt, aus  
dem Vollen schöpft, entschlossen aufs Ganze geht, unter der Unzuläng-  
lichkeit der Verhältnisse ohne Zweifel am meisten leidet.

Welchen Wurf er vor acht Jahren getan, das ist in meinem Buch  
über ihn beschrieben. Wenn man ihn an seiner Friedensvergangenheit  
mißt, so mag's einem leid sein, daß er heut um zwei Stunden zu wenig  
Gelegenheit hat. Wenn man bei ihm an die Andern denkt, so verläßt  
man endlich wieder einmal die Aufführung eines pathetischen Dramas,  
wie sich gehört, erhoben. Man entschuldigt, daß die ersten beiden  
Bilder auf Einen Schauplatz gelegt sind — eine Unmöglichkeit —, so-  
bald man zu Medina Sidonia gelangt ist. Das ist Reinhardts Stärke:  
in einer Szene, die bis dahin für lediglich repräsentativ gegolten, den  
Seelengehalt aufzuspüren, der hier auch ohne einen so packenden, mit  
den schlichtesten Mitteln rührenden, niemals sentimentalischen Admiral wie  
den prachtvollen Josef Klein durch das Zeremoniell des mächtigsten  
Hofes der Christenheit dränge. Oder: Posas Audienz. Sie findet nicht,  
wie damals und wie bei Schiller, im Kabinett, sondern im Schlafzimmer  
Philipp's statt. Wiederum eine Unmöglichkeit. Aber das vergißt man,  
weil Reinhardt diese leicht deklamatorisch oder gar monologisch wirkende  
Ausssprache schon durch den Wechsel der Stellungen von dem Odium der  
starren Effekt- und Paradeszene zugunsten einer bunten Lebendigkeit be-  
freit. Hier ist nichts fertig, nichts literarisch weltberühmt. Hier ent-  
stehen Gedanken im Augenblick, entsteht durch ihre zwanglose, aber nicht  
formlose Preisgabe eine Beziehung von Mensch zu Mensch. Wecht des-  
halb Posas Ruf nach Gedankenfreiheit zum ersten Male kein Beifalls-  
echo? Nein: Moissi ist krank. Offenbar nicht bloß heute. Unbegreiflich,  
daß ihn ein Arzt auf die Bühne läßt. „Ein unnatürlich Rot entzündet  
sich auf seinen blassen Wangen“ bei jeder Anstrengung. So ist er ein  
langamer, leiser, müder Malteser mit quälendem Husten. Also nicht aus  
aesthetischen, sondern aus besorgniserregenden physiologischen Gründen  
bleibt in dieser Vorstellung jene alte Streitfrage, wie Schillers Vers  
zu behandeln ist, unaufgeworfen. Anno 1909 sang ihn Moissi und zer-  
hackte ihn Bassermann, nicht aus Unfähigkeit, denn er ist ein Rhetoriker  
ersten Ranges, sondern aus Ueberzeugung. Diesmal fühlt Moissi sich  
zu schwach zum Gesang, und Wegener hat die vernünftige mittlere  
Ueberzeugung, daß man Schillers Verssprache zwar auf keinen Fall  
breitmäulig herstellzen soll, aber auch nicht in Prosa verwandeln muß,  
um Blutwärme in sie hineinzubringen. Ein Philipp, an Anfang und  
Ende wie aus de Costers „Milen'spiegel“: ein vierschrotiger, häßlicher,  
schwer- und ungesundblütiger Märchentyrann, mit manchmal krähender  
böser Stimme und scheelem, verhangenem Blick, zerfressen von Menschen-  
verachtung, ein Wüterich. Besonders langsam wird dieses Busiris und  
Nero Härte erweicht. Dann aber ist es ergreifend, wie er mit einem ver-  
schämten, ungläubigen Lächeln, mit einem Lächeln, das sich garnicht her-  
austrauen will, und mit gefalteten Händen vor Posa sitzt. Um alles  
gern hätt' ich ihn in die Finsternis, in des Großinquisitors Arme zurück-

sinken sehen. Kann dessen Szene nicht wiederhergestellt und dafür die ganze Prinzessin Eboli ausgestrichen werden? Die ist ja ohnehin keiner Schauspielerin zugewiesen, sondern der armen Rheumatikerin Fräulein Fein, die bei jeder Bewegung Krämpfe vom Scheitel bis in die Zehen kriegt und vor Schmerzen abwechselnd wimmert und brüllt. Man hat immer Mitleid mit ihren Gegenspielern, aus deren Gesichtern die Qual solcher Partnerschaft abzulesen ist; man hat es im höchsten Maße mit Hartmann, der sich vor solchen Anfällen krümmt. Schiller nennt seines Carlos Reinheit: Reinigkeit. Von ihr ist Hartmann wie eingehüllt. Er ist kein Gestalter der Zwiespältigkeit, der verzweifelt ringenden Nervenverwirrtheit, der man wahrhaftig auch bei Schiller sein kann, und der etwa Kainz auch als Carlos war. Hartmann stürzt jünglingshaft unbedenklich in die Gefühlstatarakte, wo sie am heftigsten schäumen. Dort ist ihm wohl. Sein Carlos ist nicht sehr mannigfaltig; aber in seiner Gradlinigkeit ist er immer echt. Für Unstetheit, Auflehnung, Sehnsucht, Wut und Empörung hat er eigentlich nur einen Ton. Im Sinne des Wortes würde das viele Schauspieler eintönig machen. Hartmann wirds nicht. So wenig wie Schiller. Um Elf ist man ungehalten, daß es nicht, wie im Frieden, noch ein paar Stunden so weiter geht. Möge es Deutschland bald wieder erlaubt sein, an seinen Dichter solche sechs Friedensstunden zu wenden.

## Gefahren von Max Epstein

Es ist gewiß keine angenehme Aufgabe, Cassandra-Rufe im Siegestaumel auszustoßen, Leute, denen es köstlich schmeckt, vor den Folgen eines überfüllten Magens zu warnen, im schönsten Sonnenschein auf ein drohendes Gewitter hinzuweisen. Den Theatern geht es im allgemeinen herrlich, es geht ihnen unbeschreiblich gut. Trotzdem muß ich prophezeien und warnen.

Das erste Kriegsjahr war für die Bühnen im Deutschen Reich und in Oesterreich sehr böse. Die wiener Theater erholten sich zwar dank den vielen galizischen Flüchtlingen etwas schneller. Aber in Berlin waren die Einnahmen bis zum Sommer 1915 sehr schlecht. Von da an ging es vorwärts, und es geht mit geringen Unterbrechungen immer weiter vorwärts. Im vorigen Jahre konnte man die Preise der Plätze steigern, und man erhöht sie immer weiter, sodaß das Deutsche Theater es ruhig wagt, nicht bloß bei Uraufführungen, sondern sogar bei der 'Premiere' von Neueinstudierungen dreißig, zwanzig und zehn Mark für einen Platz zu fordern. Die andern Theater sind bei ihren Erhöhungen weniger stürmisch vorgegangen. Immerhin haben selbst die zaghaftesten Direktoren einige Schritte gewagt und sind dabei nicht schlecht gekommen. Kurz: die Kassenerfolge sind ausgezeichnet und werden es voraussichtlich für längere Zeit bleiben. Mit einigen Theatern allerdings will es selbst in dieser ergiebigen Zeit nichts werden. Es sind diejenigen, die keine Zukunftsmöglichkeit mehr haben. Im Residenztheater wird keine Seide gesponnen; und Herr Volten-Baeders, der nicht nur Direktor des Lustspielhauses, sondern auch

Treuhänder für die Gläubiger des ehemaligen Lustspielhauses ist, kann diesen keine Dividende in Aussicht stellen.

Sonst haben sich die Theater wesentlich konsolidiert. Freilich muß man nicht denken, daß die Direktoren nun im Gelde schwimmen und unmäßige Steuern bezahlen könnten. Solch ein Irrtum ist die erste Gefahr, vor der ich nachdrücklich warnen will. Die Theater haben in den politisch unsichern Jahren vor dem Kriege und vor allem im ersten Kriegsjahr so erhebliche Einbußen gehabt, daß sie zunächst einmal ihren alten Status wieder gewinnen mußten. Man kann annehmen, daß die Theater jetzt etwa so weit sind, um ihre Lage systematisch weiter aufzubessern. Das ist aber dringend nötig. Das Theatergeschäft ist mit so gewaltigem Risiko verbunden und verschlingt, wenn es abwärts geht, so ungeheure Summen, daß jeder Direktor im Besitz eines großen Fonds sein muß, wenn er sein Unternehmen dauernd halten und rentabel gestalten will. Je mehr den Direktoren ermöglicht wird, für künftige Unfälle gerüstet zu sein, umso mehr wird das Theatergeschäft einen gebiegenen Charakter erhalten und in stande sein, fremdes Kapital anzuziehen und dauernd angemessen zu verzinsen. Augenblicklich ist das Kreditbedürfnis der Theater erstaunlich gering, und es ist zu hoffen, daß diese Verhältnisse andauern. Man kann die Durchschnittsgewinne in der laufenden Spielzeit wohl auf über hunderttausend Mark veranschlagen. Einige Bühnen werden sich mit geringern oder geringen Ueberschüssen begnügen müssen. Andre können dafür Gewinne von mehreren Hunderttausenden aufweisen. Die Kassen sind gefüllt. Die Menge bricht sich, wie bei Hungerstrot um Brot an Bäckertüren, die Gänge um ein Billett. (Man beachte, daß schon Goethe die Polonaisen um Lebensmittel und Billetts gleich gestellt hat.) Nicht nur die Theater selbst weisen erhebliche Gewinne auf, sondern auch das Geschäft des Billettjägers blüht. Das kriegsgewinnende Publikum verschmäht es, an der Tageskasse ein paar Stunden zu warten, und bedient sich der vielen Billettbüros, die besonders im Westen Berlins wie Pilze aus der Erde geschossen sind. Ein solches Billettgeschäft verdient täglich etwa hundert Mark. Noch größer als die althergebrachten Gewinne der Billettbesorger sind diejenigen der Vorstellungspächter. Bei den pompösen Einnahmen zu normalen Kassenpreisen müssen diese Herrschaften, die früher vor dem Gagetag oder vor andern kritischen Tagen den Billettatz vieler Vorstellungen für wenig Geld aufgekauft haben, jetzt freilich große Summen zahlen. Aber sie verdienen so viel, daß die größten Jahresumsätze, bei einer oder zwei Firmen bis in die Hunderttausende, möglich sind. Dabei kommen die Direktoren nicht einmal schlecht fort, denn sie würden an der Kasse keine höhern Einnahmen erzielen, als ihnen von den Käufern bewilligt werden, und haben dazu die Beruhigung, allen Veränderungen der Konjunktur auf längere Dauer ruhig entgegensehen zu können. Für den Monat eines Operntheaters werden etwa hunderttausend Mark bezahlt. Dabei wird der Direktor vor

der sonst bestehenden Gefahr geschützt, das Stück nach einer kurzen Pachtzeit entwerdet zu sehen. Die Direktoren können jetzt die Verpachtung für so lange Zeit verlangen, daß das Stück unter normalen Verhältnissen als erheblich abgespielt gelten würde. Mehrere Theater haben die Vorstellungen der ganzen Spielzeit zu sehr hohen Preisen vergeben und damit ihre Gewinne absolut sichergestellt.

So weit wäre nun alles gut und schön, und man müßte jeden Direktor für einen Trottel halten, der diese Zeit nicht wahrnimmt und gerade jetzt seine Einnahmen so erheblich steigert und für so lange Zeit sichert, daß er schlechtern Tagen ruhig entgegensehen kann. Dieser Hauffe in Theaterbillets aber droht der Umschlag. Immer wieder wird die Frage aufgeworfen, wie lange wohl diese Hauffe dauern, und wie der ersohnte Friede auf das Theatergeschäft wirken wird. Zunächst darf als sicher angenommen werden, daß während des Krieges kein Umschlag in der Theaterkonjunktur eintreten wird. Das wäre höchstens bei einem völligen Umschwung der Kriegslage möglich. Da man diesen Fall als ausgeschlossen betrachten kann, so ist auch nicht an eine Baiffe während des Krieges zu denken. Im Gegenteil: die Aktien werden immer noch mehr steigen. Man muß bedenken, daß das Theater einfach eine Notwendigkeit in diesen schweren Tagen ist, daß es die einzige Stätte der Zerstreuung, Erholung und Unterhaltung ist, daß ein gutgewärmtes Theater für einige Stunden die Leute über die schlechte Seizung in den Häusern tröstet, daß besonders alle beurlaubten Soldaten glücklich sind, in die freie Welt der Phantasie gehoben oder mindestens freundlich aufgeheitert zu werden. Wenn Brauereien, Webereien, Schulen, Gasanstalten und andre müßliche Betriebe zusammengelegt werden: die Theater werden in voller Stärke aufrecht erhalten werden müssen. Sie sind gradezu ein Kriegsmittel. Sie stärken die Nerven der ermüdeten Kämpfer und Heimkrieger und werden so demjenigen Volke zum Siege verhelfen, das nach dem Ausspruch Hindenburgs die stärksten Nerven hat. Wie der Friede wirken wird, läßt sich nicht bestimmt voraussagen. Viel wird davon abhängen, was es für ein Friede wird. Darum sind auch alle Direktoren, soweit ich gehört habe, vaterlandsparteilich und fast alldeutsch gesinnt. Wird der Friede nur halbwegs erträglich, so ist für die ersten Monate nach Friedensschluß mit keiner Ermattung der Konjunktur zu rechnen. Zwar werden keine Urlauber mehr ins Theater gehen; dagegen werden viele Frontsoldaten für den Theaterbesuch frei werden. Es werden außerdem die Fremden in großen Scharen kommen, und endlich werden Familien, die Angehörige im Felde und für Theater keinen Sinn hatten, als Besucher gewonnen werden. Diese Periode wird aber nur wenige Monate anhalten, und dann droht eine regelrechte Gefahr für die Theater. Es wird, wie auf jede Periode des Aufschwungs, eine des Niedergangs folgen. Alle andern Formen der Zerstreuung sind wieder zugänglich. Vor allem die Ballspiele werden nach Friedensschluß einen ungeheuern Zulauf haben. Die



Privatgesellschaften werden die Menschen wieder zusammenbringen. Die Berliner werden wieder verreisen, und der Sommer wird keine so günstige Theaterzeit mehr sein wie in unsern Tagen, wo er vom Winter kaum noch unterschieden ist. Dann wird sich zeigen, wer solide genug war, in den guten Tagen zu sparen, um in den schlechten durchhalten zu können. Ueber jene Zeit hinaus braucht man nicht zu prophezeien. Das wirtschaftliche Leben, zu dem das Theatergeschäft gehört, bewegt sich wellenförmig: es erhebt sich und glättet sich wieder.

Vor den Gefahren einer abwärts gehenden Konjunktur wird nur ein Mittel schützen, von dem jetzt kein Gebrauch gemacht wird. Dieses Mittel wird die erhöhte Leistung sein. Der günstige Theaterbesuch hat nämlich die meisten unsrer Direktoren unglaublich nachlässig und träge gemacht. Was sie dem Publikum vorsehen, würde sich dieses in gesunden Verhältnissen nicht gefallen lassen. Stücke werden ein Jahr, ja sogar noch länger mit Erfolg gegeben, die sonst bestenfalls als Lückenbüßer für zwei Monate gehalten werden konnten. Die Direktoren gewöhnen sich daran, dem Publikum ganz zynisch einfach alles zuzumuten. Jetzt gibt das Publikum nach. Es wird aber eine Zeit kommen, wo sich der Schlandrian rächen wird, wo man nicht mit einer leichten und seichten Posse ein Jahr auskommen kann, wo man wirklich arbeiten und etwas leisten muß. Die Direktoren schweben nun in der Gefahr, zu glauben, daß dem Theater ein ewiger Frühling lachen werde. Das Gespenst aber lauert hinter ihnen und wird sie früher oder später packen. Wer sich lange der Arbeit entwöhnt, wird in schweren Tagen nicht mehr fähig sein, fest zuzugreifen. Wie ein guter Feldherr seine Soldaten hinter der Front immer wieder exerzieren und sogar zur Parade antreten läßt, so sollten auch die Bühnenleiter nicht vergessen, daß einmal ihre Truppen wieder ins Feuer geschickt werden müssen. Sie sollten selbst dann zu größern Leistungen übergehen, wenn die Einnahmen eine neue Anstrengung nicht erfordern. Autoren und Schauspieler wollen gefördert, wollen entwickelt sein. Wenn man alle Kräfte brach liegen läßt, wird eines Tages der Zusammenbruch da sein. Was jetzt rosenrot aussteht, wird sich als Schminke erweisen. Es gilt, dem Bühnenleben starkes Blut zuzuführen, und nicht durch künstliche Färbung über das wahre Aussehen hinwegzutäuschen. Darum sollte hier einmal auf die größte Gefahr, die dem Theater droht, hingewiesen werden. Wenn die Bühnenleiter sich wirklich ihrer Verantwortung bewußt sind, dann werden sie nicht in ihren Anstrengungen nachlassen, sondern die Zeit des Aufschwungs benutzen, um für einen Wechsel der Stimmung gerüstet zu sein. Jedes Theater ist gegründet auf Kunst und Geschäft. Beide verlangen Übung und Arbeit, wenn sie nicht verkümmern sollen. Laßt sie nicht grade unter Bedingungen verkümmern, so günstig, wie sie niemals wieder kommen werden.

## Der Maronibrater von Alfred Polgar

Der Maronibrater spielt in den Kindheitserinnerungen jedes Wiener eine große Rolle. Er zählte zu den Winterfreunden der Großstadt-Jugend. Sein eisernes, dampfuhülltes Döschchen, aus dem es rot hervorglühte, übte gleiche Anziehungskraft auf frierende, zerlumpte, strolchende Proletarierkinder wie auf „feine Kinder“, die an der Hand sorgsamer Mütter und Gouvernanten gingen, so gut ausgefüttert wie ihre Rädchen und Handschuhe.

Der Maronibrater war ein Bild aus dem Märchenbuch der Großstadt.

Zwei Kastanien kosteten einen Kreuzer. Das war ein so unverrückbarer Preis wie etwa der der Kaisersemmel. In vielen konzentrischen Halbkreisen lagen die braunen, mild duftenden Früchte mit geschlitzter Schale auf der Ofenplatte, die großen an einem, die kleinen an andern Flügel massiert. Ein charaktervoller Maronibrater gab von den großen, die kleinen dienten nur als Draufgabe. Düten aus Zeitungspapier waren vorbereitet. Ineinandergesteckt sahen sie lustig aus; wie die Hütchen, die der Clown im Zirkus mit dem Kopf auffängt, eines über dem andern.

Dann waren noch Kartoffeln da auf der Ofenplatte, einen Kreuzer das Stück „mit viel Salz, bitte“, das in einem eigenen winzigen Dütchen gegeben oder mittelst eines Salzstreuers über die Erdäpfel gestäubt wurde. Herrlicher Schmaus! Die dicke, geröstete Schale war das Beste. Die Kartoffel war so heiß, daß man jeden Bissen erst eine Zeitlang im offenen Mund auskühlen lassen mußte.

Und Bratäpfel gab es beim Maronibrater, die dufteten wie Weihnachten. Auf der geplatzten Schale standen dicke zuckersüße Tröpfchen, und wo nur ein kleiner Spalt an der Außenseite der Frucht, dort quoll in weißen Schaum-Perlen der Saft hervor. Wo die Äpfel auf der Ofenplatte gelegen hatten, dort waren sie ganz schwarz, verbrannt. Aber grade das schmeckte am köstlichsten. Einen Kreuzer kostete das Stück.

Der Maronibrater stand über sein Döschchen gebeugt und ordnete die Herrlichkeiten, wendete die Kartoffeln und Äpfel, daß sie gerechterweise überall gleichmäßig gehitzt würden, drehte Papierdüten, schob Kohle unter den Rost. Er trug gewöhnlich eine krümelige schwarze Pelzmütze. Der Hauch aus seinem Munde mengte sich mit dem Dampf, der von der Eisenplatte aufstieg, und sein Gesicht leuchtete feuerrot vom Blut-Widerschein durch den Nebel. Wenn er garnichts zu tun hatte, steckte er die Hände in die Taschen — ganz vornehme Maronibrater trugen einen Muff — trat von einem Fuß auf den andern und rief: „Heiße Maroni!“, auch wenn weit und breit kein Passant in Sicht war.

Meistens aber hatte der Maronibrater Gesellschaft. Der Diensthmann und die Hökersfrau und der Einspännerkutscher wärmten sich die Hände über seinem gasförmigen Feuer und besprachen die

Härte der Zeiten. Was man so damals „harte Zeiten“ nannte! Es war ein Stück häusliches Idyll auf der winterlichen Straße, angebaut um das heilige Zentrum nordischer Geselligkeit: den Herd, den Ofen, die Flamme.

Heute hat der Maronibrater keine Kohlen, sondern heizt mit Holz-Trümmern. Auf seiner Ofenplatte liegen keine Kastanien und keine Kartoffeln, sondern Haselnüsse; und acht Stück der armeligen Dingerchen kosten zwanzig Heller! Es gibt auch Äpfel, zwanzig Heller das Stück. Verschrumpelte, kleine, unappetitliche Exemplare. Nicht gebraten, nur heiß gemacht. Die Kinder haben kein Interesse mehr für den Maronibrater und der Maronibrater keines für die Kinder. Er hat weder Pelzmütze noch Muff. In den ersten Abendstunden schon löscht er sein armeliges Feuerchen und legt den Ofen an eine eiserne Kette, damit er nicht von Dieben fortgeschleppt werden könne.

Die dürfen heute auch nicht wählerisch sein.

Mir tuts nicht um den Maronibrater leid, sondern um die Kinder. Sie wachsen in einer Stadt auf, die ihnen, wohin sie blicken, nur ein vergrüntes, finsternes, hartes Gesicht zeigt. Sie sind arm geworden. Auch in des Wortes Sinn: arm. Das Zehnellerstück war ein Reichtum in der Hand des Großstadt-Kindes; es barg romantische Möglichkeiten. Heute gibts dafür: vier Haselnüsse.

Oder eine Extra-Ausgabe.

---

### 3. E. G. von Lorarius

Keine deutsche Kriegsgesellschaft ist so unbeliebt wie die J.E.G. Vorwürfe auf Vorwürfe wurden gegen sie gerichtet, sie war gezwungen, zu dementieren, zu besänftigen, sich entrüstet zu geben. Alles Lachen und alle Wut, die sich gegen die Kriegswirtschaftsorganisationen richten, werden hämischer und böser, wenn die J.E.G. getroffen werden soll. Von der Parlamentaristribüne ist eine Anklageslut auf das Unternehmen gestürzt worden, Juristen besonderer Grade haben ihre Methoden verurteilt, deutsche und neutrale Kaufleute begehren auf, wenn man nur die firma nennt, und kürzlich noch hat der Bayrische Landtagsabgeordnete Heim ein Lied auf sie gesungen, das gewiß kein Loblied war. Diese allgemeine Abneigung kann nicht ohne berechtigte Gründe sein. Auch andre Kriegsgesellschaften werden heftig bekämpft, aber niemals mit solchem Nachdruck, mit solcher Ueberzeugung, gegen ein Unheil zu sechten. Diese Kampf Stimmung herrscht nicht allein im „Volke“, nicht allein bei den Praktikern der Privatwirtschaft, den Juristen, den Parlamentariern und der Presse; auch Behörden fühlen sich durch die J.E.G. behindert, willkürlich beiseite geschoben, majorisiert.

Ich glaube, zweierlei ist ursächlich: einmal das verfehlte System und ferner Personalialia. Die fast absoluten Vollmachten der J.E.G. verleiten zu einer Ueberspannung der Grundsätze. In einer Schrift über „Die Ausschaltung unfres Handels durch das Kriegswirtschaftsrecht — eine nationale Gefahr“ sagt der Reichsgerichtsrat Ernst Neukamp: „Die Verleihung der Einfuhrmonopole an die J.E.G. und die sonstigen Kriegs-

gesellschaften und die dadurch hervorgerufene Unterbindung des freien Handels wird, soviel ich zu ermitteln vermochte, auf drei Gründe zurückgeführt. Einmal soll eine unberechtigte Erhöhung der Auslandspreise für die einzuführenden Waren durch Aufhebung des freien Wettbewerbs der deutschen Einfuhrhändler verhindert und andererseits Sorge getragen werden, daß die einzuführenden Waren dem deutschen Volke möglichst gleichmäßig und zu erschwinglichen Preisen zugute kommen. Endlich aber soll durch die Einschränkung der Einfuhr die Verschlechterung der deutschen Valuta verhindert werden.“ Also Preis- — oder Valuta- — und Gerechtigkeits-Gründe. Das klingt annehmbar. Aber auf die Ausführung kommt es an. Dafür einige Beispiele.

In Dänemark wurde der Gesellschaft Hartkäse angeboten. Sie wollte 1.95 Kronen für das Kilo zahlen, während die Exporteure und die Molkereien 2.25 Kronen verlangten. 2.25 Kronen wollte jedoch die Z.E.G. nicht bewilligen. Aus Valuta-Gründen. Da trat Schweden als Wettbewerber auf, zahlte den verlangten Preis und erhielt große Posten Ware. Die folge war eine Preissteigerung bis auf 3 Kronen und darüber für das Kilo und eine schnelle Abnahme der Bestände. Die Agenten der Gesellschaft haben also die Nichtbefriedigung des deutschen Bedarfs nach einem fettreichen Nahrungsmittel und die Verteuerung dieses Nahrungsmittels erreicht. Das heißt: das grade Gegenteil dessen, was die Gesellschaft anstrebte.

Ein zweites Beispiel. Ende August 1917 konnten deutsche Importeure dänischen Weichkäse zum Preise von 4.45 Kronen für das Kilo kaufen. Die Z.E.G. verweigerte die Einfuhr-Erlaubnis. Anfang September zentralisierte sie den Weichkäse-Import. Dann kaufte sie selbst, natürlich teurer und dazu noch mit der Bedingung sofortiger Lieferung, während der freie Handel viel günstigere Lieferungsbedingungen erhalten hatte. Die Bedingungen für den freien Handel legten einen niedrigen Preis bis Ende dieses Jahres fest — die Lieferungsbedingung für die Z.E.G. gestattete das Aufschnellen des Preises bis auf 5 Kronen für das Kilo.

Daraus ergibt sich, daß der freie Einfuhrhandel vorteilhafter und weitsichtiger einkauft als die Z.E.G. Seine Kaufstätigkeit im neutralen Auslande würde die deutsche Valuta weniger gefährden als die Kaufstätigkeit der Gesellschaft. Weiter ergibt sich aus den angeführten Beispielen, daß das Einkaufssystem der Z.E.G. die Ware in andre Länder verschleudert. Die Kontraktkleinzügigkeit verursacht eine schnelle Steigerung der Preise und verärgert außerdem die Exporteure. An ähnlichen Beispielen ist kein Mangel.

Verweigerung der Einfuhr-Erlaubnis, Beschlagnahme freigekaufter Waren, enge Kontingentierung der einzuführenden Nahrungsgüter: mit diesen Mitteln arbeitet die Gesellschaft. Sie läßt nur ganz kleine Quanten außerhalb ihrer Kontingente herein. Ob außerhalb der Kontingente viel zu haben ist oder nicht, ist der Z.E.G. gleichgültig. Sie läßt lieber an der Grenze beschlagnahmte Nahrungsmittel verderben, als daß sie von ihrem Prinzip abgeht. Die Nahrungsmittel können bestimmt sein für wen auch immer. Viel Mißhelligkeit ist schon daraus entstanden. Man würde ihr zustimmen, wenn es ihr gelänge, die ganzen erhältlichen Mengen aufzukaufen, und zwar zu Preisen, die die ärmern Klassen Deutschlands bezahlen können, und die die Valuta schützen. Das Gegenteil aber ist der Fall. Hunderttausende von Zentnern müssen vor dem starren System Halt machen, entgehen dem deutschen Volke und kommen

andern Ländern zugute. Der freie deutsche Kaufmann würde sie mit Leichtigkeit herein schaffen. Keiner will der J.E.G. das ängstlich behütete Kontingent schmälern, alle aber behaupten, daß um das Kontingent herum die Nahrungsmittel nur so wimmeln. Käse, kondensierte Milch, Butter, Eier, Fleisch, Wurst, Fett. Neuerdings haben die Rüstungsarbeiter gegen die J.E.G. zur Selbsthilfe gegriffen, oder es ist ihnen doch ein Recht gegen die J.E.G. eingeräumt worden. Es war die höchste Zeit und zeigt deutlich, wohin jene Starrheit führt.

Verstärkt werden die schädlichen Wirkungen jener Methoden durch persönliche Momente. Einmal durch eine fortgesetzte Rivalität gegen Landsleute. Dann durch ein Auftreten, das schon nicht mehr repräsentativ ist. Während die deutschen Bürger auf dem Schlachtfelde sterben, sitzen die Herren in Kopenhagen bei Dibel im Smoking und mit Monokel — fürs Vaterland. Muß das sein? Sie sind da, um zu arbeiten, sich geschickt und anschniegig zu zeigen, auf Gastgebergefühle Rücksicht zu nehmen und so alles für Deutschland zu erwirken, was sich irgend erwirken läßt. Oft sind sie untalentierte Verhandlungsteilnehmer, oft starkköpfig und ohne Kenntnis der Waren. Die Heringsgeschichte ist nicht die einzige. Bürokratisierter Einkauf im Ausland: das ist so ungefähr das Verkehrteste, was auf dem Weltmarkt geboten werden kann. Die Bürokratisierung führt zur Entfremdung. Sie führt zur Kontingentierung und damit zum Kompensationsystem, das die deutsche Einkaufstätigkeit nach dem Kriege aufs Schwerste zu schädigen droht. Nein, die J.E.G. hat ihre Aufgaben nicht erfüllt. Deshalb müssen ihr so schnell wie möglich die Kompetenzen gelockert werden, und freie Luft muß wieder hinein. Es gilt, Ruf und Tüchtigkeit des deutschen Kaufmanns für die Uebergangswirtschaft bereit zu halten und schon jetzt mit ihnen auf jene Zeit zu rüsten.

Freie Luft und Klarheit fordern wir. Klarheit auch über die Konstruktion dieses Riesenunternehmens, dem man eine hohe Mitarbeit am Schicksal Deutschlands gestattet. Weshalb ist die Register-Eintragung der J.E.G. unzugänglich? Geheimnisse kann es da doch kaum geben. Wie steht es mit den Kapitalbeteiligungen, den Gewinnen der Anteilhaber oder Aktionäre? Je offener das Buch vor uns liegt, umso wirksamer kann die Kritik sein, die ja nur das Beste für Volk und Land will. Auch einen Widerstand der Deutschen Bank dürften wir nicht scheuen.

---

## Antworten

**A. B.**, Barbara Stöpin? Von derben Gliedern, unbekümmertem Ausdrucksweise und äußerst schlechter Gemütsart. Weniger 'Komödie' als Schwanz; aus dem Holz und im Holzschnitt des 'Schneider Wibbel'. Duthers Zeit, wie Ernst Bacmeister sie sich denkt und das Residenz-Theater sie sieht. Zwanzig- und fünfzigjährige Weiblichkeit wendet Listen, Geld und Gewalt an ein junges Mannsbild, das nur darum nicht gleich die Natur ehrt, weil sonst kaum vier Akte zustande kämen. Kurz: ein Theaterabend. Ich wüßte nicht viel dafür, aber erst recht nicht, viel dagegen zu sagen.

**Jüngling.** Ich kann doch nicht dafür, daß Sie sich gerade dieses Vorbild ausgesucht haben. Wer von euch beiden mag wohl des andern würdiger sein? Sie sind ja zum Glück noch unentdeckt. Er aber haßt nichts so sehr wie verpackte Gelegenheiten, auf sich und seine Einzigartigkeit hinzuweisen. Und aus Angst, eine zu verpassen, ergreift er jede; auch die unmöglichste. Da zwingt er, zum Beispiel, den Börsen-Courier zu folgender Kundgebung: „Dieser Tage brachten wir eine Ankündigungsnotiz, die

ber von Herrn Moest veranstalteten Vorlesung eines 'Ahasver'-Dramas von Julius Sternheim galt. Im Titel war allerdings bloß von einer Sternheim-Dichtung die Rede, wenn auch der Vorname Julius, der in den nachfolgenden Zeilen stand, etwaige Vermutungen nach dieser Richtung niederzuschlug. Aber Carl Sternheim läßt sich einen so schweren Verdacht, ein 'Ahasver'-Drama' geschrieben zu haben, auch nicht die zwei Sekunden gefallen, die der Leser braucht, um hinter Julius zu kommen. Wir erhalten nachfolgende Depesche aus Brüssel: Unter der Rubrik 'Vorlesung von Sternheims 'Ahasver' bringen Sie die Notiz, die trotz des später aufgeführten andern Vornamens des Verfassers den Leser glauben machen kann, es handle sich um die Vorlesung eines meiner un veröffentlichten Werke. Im Augenblick, wo ich gegen die Metapher kämpfe, muß ich feststellen, daß ich einer solchen Veranstaltung meilenweit fernstehe. 'Ahasver und seinesgleichen ist mir Luft.' Ein zuckerfüßes Brüderchen Der Benjamin sollte sich schnell, noch bevor er bekannt geworden ist, einen Decknamen wählen; denn obwohl er dieser Erstgeburt Luft ist, wird sie sie ihm nicht gönnen und allein der Stolz der Familie bleiben wollen.

**Wenerin.** Sie sind neugierig, was ich diesmal zu Ihrem, zu unserm Girardi sagen werde. Aber das steht bereits im ersten 'Jahr der Bühne'. Hinzuzufügen wäre höchstens, daß er seit seinem letzten Gastspiel eher jünger als älter geworden ist. Nach zwei Tönen von ihm begreift man den folgenden Feldpostbrief: "Im Schützengraben bei Ravanze hatten die Beobachter der Batterie Oberleutnant M. ein Grammophon. Sie ließen es eines Feiertags fleißig spielen. Liedervorträge von Girardi. Die russischen Feldwachen stellten das Schießen ein und klatschten Beifall. Beim nächsten Lied streckten sie, um besser zu hören, die Köpfe aus der Deckung. Beim dritten kamen sie — ohne Waffen — ganz heran. Und sind auch gleich dabeigeblichen. So hat Alexander Girardi bei Ravanze vierzehn Gefangene gemacht." Und gar die Wirkung auf seine Landsleute! Da wurde, im Metropol-Theater, für irgendeine oesterreichische Wohlfahrtsvereinigung Raimunds 'Verschwender' gespielt. Um mich herum saßen Bundesbrüder und Schwestern. Von jenen manche in Uniform. Aber sie schämten sich nicht, bei Valentins Hobellied das Schnupftuch zu ziehen. Es war unmöglich, nicht auch in die Tasche zu greifen. Und der Anblick dieses federnden Siebenundsechzigers, der immer noch nichts zu „machen“, der sich nur auf die Bühne zu schnellen, nur die Augen anzuschlagen, nur den Mund aufzutun braucht, um Menschenherzen tief zu beseligen — sein Anblick weckte mit eins die Erinnerung an die paar Gentien, die neben ihm auf den Gipfel der Schauspielkunst gelangt sind. Und mir fiel ein, daß grade heute einer von diesen sechzig Jahre geworden wäre: Matkowsky. Der war — aber wer, was und wie er war, das werden Sie im nächsten 'Jahr der Bühne' lesen können.

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.  
Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

## Reichersche Hochschule für dramatische Kunst

Berlin W 15

Direktor Friedrich Moest

Fasanenstr. 38

### Neunzehnter Jahrgang

sanbildung bis zur Bühnenreise. Zahlreiche Engagements an berliner und Answärtigen ersten Bühnen. Vortrags- und Szenenabende vor geladenem Publikum. Abendkurse. Regie. Rezitation. — Eintritt jederzeit.

Jahresbericht mit Beziehung auf diese Anzeige kostenl. durch das Sekretariat.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Bernburgstraße 25.  
Verantwortlich für die Inserate: F. Bernhard, Charlottenburg, Verlag der Schaubühne  
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg, Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin  
Sagan-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Es lebe der König! von Germanicus

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Minister, die es unternommen haben, die Wahlrechtsvorlage vor dem preussischen Parlament zu vertreten, in einem besondern Grade, man darf wohl sagen: in einem ungewöhnlichen, befähigt sind, ihren schweren Auftrag zu erledigen. Dretos, der Minister des Innern, mag von Natur ein Bürokrat höhern Stiles sein; ob er von jeher auf das gleiche Wahlrecht geschworen hat, kann dahingestellt bleiben. Nun aber, da er entschlossen ist, dies demokratische Gesetz für richtig zu halten und zur Verabschiedung zu bringen, kniet er sich in seine Aufgabe hinein mit der ganzen Zähigkeit eines gründlichen und pflichtgetreuen Arbeiters, der sich durch nichts von dem begonnenen Wege, den er wohl weniger aus Neigung, mehr aus Erkenntnis, zumeist aus Disziplin betreten hat, abbringen lassen wird. Hartstirnig und steifnackig stellt er sich vor das gleiche Wahlrecht und zögert keinen Augenblick, dem Preußenhause, dessen Feindschaft ihm gewiß ist, Klipp und Klar zu sagen, daß es für ihn, für die Regierung und für die Krone ein Zurück nicht mehr gibt. Entschlossen bricht er alle Brücken ab: das gleiche Wahlrecht wird als kategorischer Imperativ aufgerichtet. Bestes borussisches Beamtenhum. Ihm zur Seite: Friedberg, ein geschmeidiger, mit allen Tücken des Parlaments vertrauter Praktiker. Kein Mann der Ueberzeugung, aber einer, der viel zu klug ist, um nicht zu twittern, daß das Notwendige getan werden muß. Friedberg war bis vor kurzem ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts; niemand wird behaupten wollen, daß er ihm nicht auch heute noch mehr als kritisch gegenübersteht. Aber er weiß, daß dieses demokratische Instrument nicht abzuwehren ist, und so will er es lieber heute selbst wählen, als es sich morgen unter Krämpfen aufzwingen zu lassen. Wäre er nicht Minister, so würde er wahrscheinlich auch heute noch nach Auswegen suchen, da er aber sich jetzt als einen Beauftragten der Krone betrachtet, fügt er sich in den Willen der Regierung, dem er sich, wie er sagt, auch als Abgeordneter angepaßt hätte. Nur, daß er es jetzt leichter hat, indem er die Verpflichtung, der Krone ein getreuer Diener zu sein, wie einen Schild vor sich aufstellt. Hinter solchem königlichen Schutze operiert er mit der Gewandtheit eines Lockflötenbläfers, stellt Nachgiebigkeiten in Aussicht, verheißt lange Stunden der Ueberlegung und des Einpassens, tröstet, droht, zeigt, daß Das, was da gefordert wird, keineswegs so schlimm sei, wie es vielleicht aussieht, und daß sehr leicht Schlimmeres kommen könnte. Er hat sich als ein rechter Brückenbauer bewährt, während Dretos wie ein Rammbock gewirkt hat. Beide aber lenkt der Ministerpräsident, sehr weise und mit wohlthuender Gewandtheit, mit Blick für Perspektiven und mit staatsmännischem Instinkt. Auch er,

mehr bezwungen als überzeugt, aber entschlossen, Das, was ihm eigentlich gegen das Gefühl geht, durchzusetzen, weil er, wenn es nicht vollendet würde, die Katastrophe hereinbrechen sieht. In summa: drei Opportunisten verschiedener Schattierung; ein Aufmarsch, der aller Wahrscheinlichkeit nach für das Schicksal der Vorlage besser ist, als wenn da drei geschworene Propheten stünden. Die eigentliche Triebkraft, die das gleiche Wahlrecht den alten steifnackigen Preußen aufzwingen will, strömt aus zwei Urquellen; aus der sittlichen Entschiedenheit des Königs und aus dem unaufhaltbaren Verlangen des Volks. Die drei Minister sind nur die Advokaten solcher Mandanten. Sie könnten wahrscheinlich auch eine andre Meinung vertreten; von sich aus würden sie sich für das gleiche Wahlrecht kaum echauffieren, nun aber, da sie den doppelten Zwang von oben und von unten in der Unbeugbarkeit seines Druckes erkannt haben, möchten sie so geschickt wie irgend möglich die Weichen stellen, damit ein Zusammenstoß mit den Widerstrebenden vermieden werde.

Die Vorzüge der Monarchie bewähren sich. Der König hat es nicht nötig, andre Interessen zu verfolgen als die seines Staates; darum ist sein Blick für das Nothwendige weniger getrübt, sein Wille ist reiner. Weder gute Getreidepreise noch Sorgen der Gefindeordnung können ihn beim Erkennen und Verfolgen der graden Entwicklungslinien stören. Insofern hat er es leichter als seine Mannen; das muß man berücksichtigen, wenn man die Haltung der Konservativen beurteilt. Der König denkt an die Zukunft und Größe seines Volkes, die Konservativen denken nebenbei, ja zuvor, an ihren Gutshof, an ihre Privilegien, die Verwaltung zu beherrschen, das Patronat zu besetzen und den Landrat zu stellen. Die Macht des Königs wird durch das allgemeine Wahlrecht weit weniger berührt als der Einfluß der Konservativen. Klasseninteressen blenden den Blick für Das, was dem Ganzen erforderlich ist. Der König vermag viel schneller und schmerzloser sich von solchen Klasseninteressen zu befreien, darum versteht er auch schneller das Gesetz der Zeit; schwindet der Adel, die bisherige Stütze seines Throns, so wächst nun das Volk, das gestern nur murrte und knurrte, ihm zu. Der König kann, wenn es gut geht, bei solcher Umsteuerung sogar gewinnen; der Privilegierte muß zum mindesten einen Teil seines Privilegs verlieren. Es lebe der König, der zur rechten Zeit die Nothwendigkeit der Demokratisierung erkennt und danach tut. Es lebe der König!

Von unten her drängt das Volk. Man sollte nicht vergessen, daß schon lange vor dem Kriege der Kampf um das Wahlrecht im Gange war. Es gab heiße Versammlungen und entschlossene Straßendemonstrationen. Man würde sich irren, wollte man annehmen, daß nach dem Kriege solch elementares Wollen gemildert sein würde. Das Gegentheil ist gewiß. Unabsehbare Erschütterungen müßten sich auswirken. Der Krieg hat die Gleichheit der Men-



sehen bis zur Nothzeit enthüllt. Es ist eine lächerliche Frivolität, wenn die konservativen Lohnschreiber nachzuweisen versuchen, daß trotz der allgemeinen Wehrpflicht und unbekümmert um die Massengräber, die Leistungen, die der Krieg gefordert hat, verschieden gewesen seien. Bauchschuß ist Bauchschuß. Die Einteilung in Klassen kann keine Geltung mehr haben. Soll man nun den Sturm hervorbrechen lassen, daß er verwüste und vielleicht seine Träger, gewiß aber den Staat in den Grundvesten erschüttere? Oder soll man ihn abfangen, soll man ihm Segel setzen, daß er das Staatsschiff vorwärtstreiben hilft? Mit Maschinengewehren gegen das eigene Volk läßt sich nicht mehr arbeiten. Und stillliegende Fabriken bedeuten nach dem Kriege mehr als je eine Einbuße an Nationalvermögen. Das alles sieht, wer nicht blind ist. Darum erkennt der König die Dinge deutlicher; darum kann sich sein Wille mit dem des Volks zusammenfinden. Darum aber auch muß der Groll der Trabanten gebrochen werden. Es wäre unverständlich, wollte man ihnen moralische Vorwürfe machen, daß sie nicht gleich zur Seite treten; daß sie sich wehren, ist selbstverständlich, daß sie gezwungen werden müssen, ist notwendig.

Es ist einigermaßen absurd, daß die Herrschaftsstätte der bisherigen Machthaber der Ort ist, an dem das Gesetz ihrer Entthronung beschlossen werden soll. Sehr viel Nativität hätte dazu gehört, anzunehmen, daß das preussische Abgeordnetenhaus ohne hartnäckigen Widerstand dem allgemeinen Wahlrecht zustimmen würde. Von vorn herein war klar, daß die Privilegierten vorgeben würden, das Wohl des Königs besser als er selbst zu erkennen und besser als der König zu wissen, was dem Staate nützlich ist. Die Maske schützt den Fechter. So muß man sie ihm abreißen; aber man braucht ihn nicht zu ächten dafür, daß er sie sich vorband.

Die Konservativen haben in Preußen geherrscht; sie haben sogar den König beherrscht. Ihre Entrüstung, daß nun der König sich gegenüber dem Volk schwächen will, springt nur auf, weil die Beeinflussungsquelle wechseln soll. Wo hätte es in Preußen jemals einen Minister gegeben, den den Konservativen nicht angenehm gewesen wäre? Hat man vergessen, wie sie mit dem König umgesprungen sind, als sie den Kanal nicht wollten? War ihre Taktik damals, als es doch sichtlich um eine Frage des wirtschaftlichen und politischen Gedeihens ging, eine andre, als sie es heute ist, da sogar die Regierung um des guten Anstandes willen zugibt, daß es sich um eine Gewissensfrage handelt? Gewissen und Magen sind eines. So verstanden, ist es für die Konservativen ohne Zweifel eine Frage des Gewissens, ob sie ihre Macht daran geben sollen; denn vieles von dem, was sie bisher Gewöhnung nannten, und woran sie darum wie an Ewiges glaubten, soll und wird abgetragen werden. Das mag dann wohl auch auf ihre Weltanschauung einwirken, auf ihre Auffassung vom Staat und vom König, auf ihre Stellung vor den Menschen und vor Gott. Bis in die Erdbegräbnisse hinein

wird die Wirkung solcher Wandlung gehen. Es handelt sich um eine Geschichtsumschaltung, die einen Abschluß bedeutet und die Zukunft unsicher erscheinen läßt.

Kommt das gleiche Wahlrecht, so werden viele von denen, die jetzt über seine Abwehr oder seinen Zutritt zu beschließen haben, in das Preußenhaus nicht wiederkehren. Kann man es jemand verdenken, daß er den Ast nicht abläßt, auf dem er seit Jahrzehnten gehorftet hat? Es ist eigentlich ein gesetzgeberischer Wahnsinn, das neue Wahlrecht durch das Preußenhaus machen zu lassen. Soll ein Erfolg zustande kommen, so kann das nur durch Locken und Drohen, durch das Aufzeigen von Abgründen, durch das Legen von Gleitschienen geschehen. Nicht anders kann es gemacht werden, als die drei Minister es tun. Eins freilich könnte vielleicht noch helfen: die Einsicht nämlich, daß fürs erste die Folgen des gleichen Wahlrechts nicht ganz so schlimm sein werden, wie dies zunächst erscheinen mag, wahrscheinlich sogar wesentlich geringer, als Die erwarten, die es unter allen Umständen für sich gewinnen wollen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß das Preußenhaus, wenn es zu einer Auflösung kommen sollte und der Regierungsapparat still bleibt, weniger Konservative sehen dürfte als bei der ersten Wahl unter dem gleichen Wahlrecht. Besonders dann, wenn, woran wohl leider nicht gezweifelt werden kann, die den Konservativen zugute kommende Bestimmung durchgeht, daß nur Der wählen darf, der während eines ganzen Jahres in seinem Wahlbezirk wohnte. Diese Bestimmung erlaubt den Konservativen, die Landarbeiter, besonders das fluktuierende Element der Wanderarbeiter, dauernd des Wahlrechtes zu berauben. Wird unter dem alten Gesetz, das diese Sicherung nicht kennt, nach der Auflösung neu gewählt, so könnten die Konservativen in ihren bisher sichersten Kreisen ein blaues Wunder erleben. Oder sollten sie wirklich so verstockt sein, zu glauben, daß die heimkehrenden Krieger ihnen zu Gefallen sein werden, wenn sie hören, daß das Preußenhaus im Gegensatz zum König das gleiche Wahlrecht zu Fall gebracht hat? Was Friedberg sagte, trifft durchaus zu: der König hat bei einer Ablehnung seines Gesetzes nicht das Geringste zu fürchten, wohl aber ist zu erwarten, daß die widerstrebenden bürgerlichen Parteien mit gebrochenem Rückgrat in die Parlamente, und zwar nicht nur in den Reichstag, sondern erst recht in ein aufgelöstes Abgeordnetenhaus wieder zurückkehren. Wollen die Konservativen es darauf ankommen lassen, daß die preußischen Wahldemonstranten das nächste Mal vor das Schloß ziehen, den gefinnungstreuen König zu grüßen? Es dürfte nicht das erste Mal in der Geschichte geschehen sein, daß König und Volk miteinander die Granden niederringen müssen. Es lebe der König der Geusen! Glauben die Konservativen, daß es dem Volk, wenn es sich mit seinem König eins weiß, schließlich nicht doch gelingen würde, ihn und sich aus der Gefangenschaft der Duitzows zu befreien? Die Herren um Seydebrand sollten sich

nicht irren; als es um den Kanal ging, da stand der König allein. Mit ihm sind sie fertig geworden. Ob sie ihn aber auch demütigen können, wenn hinter dem König geschlossen das Volk steht — wollen die Konservativen wirklich wagen, solchen Wahn zu glauben? Ob sie nicht vielleicht doch besser täten, rechtzeitig auf einen Teil ihrer gefährlichen Macht zu verzichten, um Das zu retten, was erhalten werden darf, ohne daß der Staat darüber zu Schaden kommt? Weigern sie das Opfer, das gebracht werden muß, so werden sie selbst den Rest ihrer Macht, der ihnen heute noch gewährt werden könnte, gefährden. Denn nur Dem kann Macht zugesprochen bleiben, der durch Sein und Wirken die Substanz des Staates bereichert und seine Form festigt. Die Konservativen aber, so, wie sie heute sind, und wie sie anscheinend bleiben möchten, sprengen den Staat, verbittern und beunruhigen das Volk, lähmen den König.

Wie rücksichtslos sie ihren Egoismus schweifen lassen, dafür zeugt ihr taktischer Versuch, den König zu verleiten, daß er sein gegebenes Wort breche. Sie meinen, es ließe sich sein Versprechen so deuten, daß durch das Einbringen der Wahlrechtsvorlage, nicht erst durch deren Gesetzwerden, bereits die Erfüllung vollzogen sei. Die Minister des Königs haben keinen Zweifel darüber gelassen, daß ihr Herr solche frevelhafte Auffassung nicht teilt. Die um Herdebrand aber wollen von ihrer Auslegung nicht lassen. Sie möchten des Königs geklärten Willen durch Angst vergasen; sie, die ihn zur Kapitulation vor sich selbst und noch mehr vor ihnen nötigen wollen, weigern ihm die Zustimmung zum allgemeinen Wahlrecht, weil es die Vorstufe zur Republik sein soll. Wenn solche Angst nur nicht so durchsichtig sein möchte, daß dahinter die Sorge für die Klitsche unverkennbar festzustellen wäre! Es kann nur lächerlich und aufreizend wirken, wenn Die, welche sich bisher im Schatten des Baumes gut sein ließen, diesen Baum, nun da er seine Krone auf eine neue Weise entfaltet und ihren Schutz einem größern Geschlecht zukommen lassen will, bedrohen, daß er eingehen und faulen würde. Das gilt sowohl für die Konservativen, wenn sie ihr ungekröntes Königstum gegen den Volkskönig mit Zähnen und Klauen verteidigen, wie für die Nationalliberalen, die das Wohl des Staates mit dem Schutz des den Staat immer mehr bedrohenden Kapitals und mit dem großindustriellen Betriebsabsolutismus verwechseln, gilt auch für das Zentrum, das seine „kulturellen Interessen“ (wie die ‚Germania‘ jagt) erst sichergestellt sehen will, bevor es dem allgemeinen Wahlrecht zustimmen bereit ist. Wohin wir auch immer blicken: die berühmte Gewissensfrage der Widerstrebenden entpuppt sich prompt als Wagenfrage, als Kampf um die Macht, als Klassenegoismus und Herrschaftsanspruch. Solche Feststellung sichert den Ausgang dieses Kampfes. Solange ein Volk aufsteigt, wird es ihm immer gelingen, Die zurückzudrängen, die solchen Aufstieg durch Selbstsucht belasten. Und der König, der solches Volk führt, wird schließlich, unbekümmert um

alle sich aufspreizenden Widerstände, Sieger bleiben. Schon darum, weil er, wenn ihm dies nicht gelänge, in die Fesseln seiner Hausmeier geriete und so in deren früher oder später gewisses Schicksal verstrickt werden würde. Es lebe der König!

---

## Zum Problem der Demokratisierung

von Moritz Goldstein

### II.

Wenn nun also die Welt nach Demokratisierung strebt, und wenn in Deutschland so viele der Besten ihre Stimme erheben und als Führer zur Demokratie auftreten: jagen sie dann demagogischen Irrlichtern nach, und wollen sie verwirklichen, was bei näherer Prüfung nur als hohler Göze und Scherbenhaufe sich herausstellt? Gewiß nicht! Allein diese beiden Ziele: Herrschaft des Volkswillens und Auswahl der Tüchtigsten — sind ihnen nur Mittel zu etwas ganz Anderm, für dessen Verwirklichung sie eigentlich, wenn auch vielleicht nicht inuner bewußtermaßen, kämpfen. Dieses wirkliche Ziel aller ehrlichen sogenannten Demokratisierung heißt: Machtkontrolle.

Staat ist Macht durch Organisation. Der Staat reicht so weit, wie seine Macht reicht; wo die Macht endet, zum Beispiel bei den Gewissen, endet auch der Staat. Macht aber ist wiederum nicht möglich, ohne daß ihre Ausübung und Handhabung abgegeben und anvertraut wird, und diejenigen, in deren Hände wir die gefährlichen und verhängnisvollen Hebel legen, müssen notwendig Menschen sein, menschliche Menschen, mit menschlichen Schwächen, Fehlern und Eitelkeiten.

Das bedeutet, daß Macht immer der Gefahr ausgezsetzt bleibt, von denen, die ihre offiziellen und notwendigen Verweiser sind, mißbraucht zu werden. Aller staatlicher Fortschritt, alle Revolutionen, alle Demokratisierungen sind nichts andres als Versuche, den eingerissenen oder vermeintlichen oder möglichen Machtmißbrauch zu beseitigen und für die Zukunft zu verhüten.

Wenn von Mißbrauch der Macht die Rede ist, so braucht es sich nicht durchaus um jene bekannte und primitive Form zu handeln, daß die Herrschenden nur ihrer Rechte, nicht aber ihrer Pflichten gedenken, und daß sie ihre Stellung auf der Höhe nur benutzen, um alle Vorteile zu genießen und sich obenauf zu erhalten. Vielmehr gibt es einen Mißbrauch der Macht auch dort, wo ihre Verwalter sie zum Besten der Beherrschten anzuwenden streben und sich bewußt sind, mit der Ausübung und Behauptung ihrer Rechte eine Pflicht gegen Volk, Vaterland und Menschheit zu erfüllen.

Es unterliegt nämlich der Mensch, wie er nun einmal von Natur ist, der Versuchung, die ihm übertragene Verwaltung der

Macht zu verwechseln mit einem Besitz an Macht; ja es entsteht in dem zum Leiten Befugten und Verpflichteten die Selbsttäuschung, er selber sei die Macht, statt daß er sie nur, geliebenermaßen, anwendet und ausübt. Gewiß kann man auch Macht wie eine Sache besitzen — zum Beispiel durch Geld, das man besitzt —; auch fehlt es nicht an Auserwählten, die selber Macht sind: Goethe, Tolstoi. Der Verweiser eines Amtes aber hat und ist an sich selber gar nichts von Macht; Macht besitzt und verkörpert der Staat, oder welches nun die Gemeinschaft sei, die ihn beauftragt; und ohne die Autorität dieses Auftraggebers hinter sich könnte er auch nicht die Erfüllung des kleinsten Befehles durchsetzen. In dem er nun aber die übertragene und geliebene Macht in eine bessere und persönliche verwandelt, kehrt er, selbst beim besten Willen und penibelsten Pflichtgefühl, das Verhältnis von Befehl und Notwendigkeit um. Es ist selbstverständlich, daß, was die Sache oder, wie es beim Militär heißt, der Dienst erfordert, von der einen Seite unbedingt befohlen, von der andern unbedingt ausgeführt werden muß; davon lebt jede auf Ueber- und Unterordnung gebaute Organisation. Nun aber verwandelt sich, unter der Selbsttäuschung der Machthaber, das Verhältnis so: daß nicht mehr eine Sache befohlen wird, weil sie dienstlich ist, sondern dienstlich ist, weil sie befohlen wird. Der Befehlende, der sich für die Macht selber hält, hält bald sich und seine Einsicht, sogar seine Wünsche und Neigungen für das Maß des Notwendigen: er will es so; er hat die Macht, zu befehlen; folglich ist es gut so.

Das neue Deutschland erscheint uns heute als das klassische Land dieser Art von Machtmißbrauch. Möglich, daß Preußen und seine noch mächtige Feudalgesellschaft der Herd des Uebels ist; heute hat sich die Erkrankung über alle deutschen Gebiete und durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitet. Der Wahnsinn des Machtdünkels tobt nicht bloß beim Militär, nicht bloß bei den Behörden, sondern überall, wo es Abhängigkeiten gibt, ja, wo nur ein Funktionär mit Publikum zu tun hat. In Preußen-Deutschland wird man leicht ein Flegel, sobald man eine Uniform anzieht, und der Straßenbahnschaffner und Schalterbeamte fordert und findet ebenso viel Respekt wie der Regimentskommandeur und der Ministerialdirektor. Der kleinste Krämer trägt die Gloriole der Unfehlbarkeit, sobald er sich einen Angestellten leisten kann und ihm als Chef gegenübertritt, und gar die höhern Stände fühlen sich, wenn sie Macht verwalten, Gottes Thron nahe. Grotesk die Würde eines großindustriellen Direktors, der, hinter Vorzimmer und Wartesalon abgeschlossen, von betretenen Lakaien umgeben und bedient, den Angestellten vor sich bescheidet, um ihm Antweilung oder Rüge zu erteilen, zumal wenn der Unselige alt und Familientwater und also wehrlos abhängig ist. Nichts in der Welt gleicht der Hoheit des Kompanieführers, wenn er seine Unteroffiziere um sich versammelt und etwa das Exerzieren von Ehrenbe-

zeugungen anordnet, wobei er sich vernehmen läßt, es komme ihm besonders auf das kurze Zusammenfahren an. Dies ist seine jeelische Verfassung: er sagt nicht, und er meint nicht, das kurze Zusammenfahren sei an sich, um der Sache willen, notwendig; sondern er gibt zu verstehen: ihm, als dem Inhaber und der Verkörperung der Macht, komme es darauf an, und erwartet nun, daß es, in folgedessen, für seine Untergebenen keine wichtigere Sache und kein erstrebenswerteres Ziel mehr gebe, als das kurze Zusammenfahren bei der Ehrenbezeugung.

So ist es in Deutschland schon längst gewesen. In diesen drei langen Jahren des Krieges aber, wo die eine Seite schrankenlos und unfontrolliert befehlen durfte, die andre unermüdet und unbezweigt gehorchen mußte, ist das Befehlen zu einem Laster, das Gehorchen zum Martyrium geworden. Die tiefe Erregung, von der jetzt Deutschland erschüttert wird, stammt aus der Sorge vor der unausdenkbaren Möglichkeit, die Ausschweifungen des Machtbewußtseins könnten über das Geschick des Volkes und der Völker, über Krieg und Frieden entscheiden. Denn diesen Verdacht hegt das Volk. Der gemeine Mann setzt den Erörterungen weltpolitischer Zusammenhänge eine mißtrauische Verständnislosigkeit entgegen. Allen guten Reden zum Troß hegt er die Ueberzeugung: was sich jetzt abspielt, sei eine Verschwörung der Mächtigen dieser Welt, die es auf Schwächung, Niederdrückung, Ausrottung der großen Masse abgesehen hätten, um desto ungestörter herrschen zu können. Und wenn trotzdem der gemeine Mann ausharrt und seine Pflicht tut bis in den Tod, so offenbart sich darin die ungeheure und unentrinnbare Macht der Organisation, die wir Staat nennen.

(Fortsetzung folgt)

---

## Parlamentarier von Erbe

### I.

#### Scheidemann

Wer die deutsche Sozialdemokratie kannte, den hat jener vierte August 1914 nicht überrascht. Es war im Grunde der Wille, Das zu verteidigen und zu behalten, was man sich geschaffen hatte. Von dem Proletariat des kommunistischen Manifests, das nichts zu verlieren hat als seine Ketten — von solchem Geist war in der deutschen Arbeiterschaft nichts mehr vorhanden, und Die noch an solches Proletariertum glaubten, wie die Radikalen, mußten daran scheitern, daß der deutsche Arbeiter längst zu bürgerlichem Dasein und zu einer Lebensführung aufgestiegen war, deren Erhaltung alle Opfer lohnt.

Jener blonde deutsche Hüne, der vom Sezkaßen durch die Parteiredaktion zum ersten Oppositionsredner des Deutschen Reichstags aufgestiegen war, sprach bei aller Empörung über poli-

zeitlichen Kleingeist und über eine Bürokratie, die selbstlos dem Adel und Großkapital diene, doch nur mit innerer Skepsis in den Tönen aus der Babel-Zeit. Als aber Deutschlands Arbeiter vor der Frage standen, mit schweigendem Protest ins Feuer zu gehen oder als bewußte Verteidiger ihres Seins und ihrer Zukunft: da war Scheidemann — zum ersten Mal seit langen Jahren und mehr als je — ungeteilten Herzens bei der Sache. Zu tief sitzt ihnen aber nationale Selbstbeschränkung und unbedingte Achtung vor jeder andern nationalen Selbständigkeit im Blut, als daß sie dem Krieg überhaupt andre „Ziele“ setzen könnten als sein Ende. Darum gibt es für die Sozialdemokratie gar keine Diskussion mit Jenen, die irgendwelche territorialen Erfordernisse als Sicherung deutscher Zukunft aufstellen. Es sind zwei Welten ohne Brücke dazwischen, und oft will es scheinen, daß die vom „Verzichtfrieden“ die wahrhaft Deutschen sind, die vom „deutschen Frieden“ aber jenes Geistes, den sie in allem Haß bewundern: des englisch-welt-politischen. Gings aber dem deutschen Arbeiter bis zum Krieg schlechter als dem britischen trotz dem Weltreich?

So bleibt Scheidemann fest und hoch aufgerichtet auf seinem Standpunkt stehen. Ein Mann einfachen Geistes und größten Formtalents, ein Künstler der Rede — und ein ewig junger Mensch unbeeirraren Frohsinns.

---

## Else Lasker-Schüler von Leo Greiner

Das trübseelige Zwielicht, in welchem der Typ der „schreibenden Frau“ von gestern und heute sich mehr grotesk als tragisch hin- und herbewegt, verdirbt die Augen. Es ist gegen die seelische und aesthetische Diät, mitanzusehen wie eine halb nachgeahmte, halb angstvoll festgehaltene Intellektualität nicht aufhört, sich durch die Unwillkürlichkeiten, die dem ganzen Geschlechte zugehören, aufs Blatteis führen zu lassen. Die „schreibende Frau“ hat nie und nirgends bewiesen, daß ihr etwas von der Entscheidung bekannt ist, die allem Schöpferischen vorauszu gehen hat, noch daß nicht Stricknadeln, sondern Zähne und Fäuste die legitimen Waffen der Revolutionen sind. Nie und nirgends hat sie Lust bezuogen, den schmerzvollen Weg bis in die Nähe des Unbedingten zu durchmessen, erschütternd bestenfalls, wo sie selbst sich dieses ihres Unvermögens anklagt oder es öffentlich zu Gerichte stellt. Ihre, das heißt: ihres Geschlechtes Zuwege zu schöpferischer Unbedingtheit sind schmal und wild. Wenn die Bettina sich noch gleich einem kleinen Klettertier auf den dünnsten Zweigen der Bäume schaukelt, nachdem sie „den Besten ihrer Zeit genug getan“ — welch tiefseinnige Parabel von schmerzhaftester Süßigkeit, dies blitzende Geschöpf aus Geist und Spiel! Und wer vermöchte zu sagen, wie das dürftige Adelsfräulein von der Meersburg sich in

eine Korne verwandelte, ein weiblicher Urcharakter, in graue, weitgehende, parische Schleier gehüllt, aus der mütterlich-einsamen Altjungfernschaft der armen Freim von Droste hervordruchs? Elfe oder Mutter-Madonna, Korne oder Mänade — dicht dabei liegt das dichtende Ziegenböcklein, die Aeffin, die Betschwester, der Elefant mit den Tanzbeinen, wenn dies eine nicht gelingt: die Satzungen der weiblichen Kunst, wonach Jeder von ihnen das Kleine, das Einzelne, das Marktgängige, das Augenzwinkernde zugewiesen sei, von sich zu werfen und, „untweht allein vom freien Gotteshauch, der alle Kreatur untwittert“, irgendwie den ursprünglichen Zustand des reinen Schöpfungsgedankens wiederherzustellen.

Elfe Lasker-Schüler — ihre ‚Gesammelten Gedichte‘ sind vor kurzem im Verlag der Weißen Bücher zu Leipzig erschienen — hat etwas davon. Sie braucht nicht wie Manche, die auch dichten kann, Palladen zu dichten, um selbst zu verschwinden und hinter groß hingemalten epischen Masken ein angenehmes und unbekanntes Privatleben zu führen, noch Vogelstimmen nachzuahmen, um ihre Fähigkeit zur Liebe zu beweisen. Böllig fessellos tritt sie, mit ihrem ersten Wort, aus dem offenen Hintergrund eines abendfarbenen Himmels hervor und behält nun, wohin immer sie sich begeben — auf Berge, in Nächte, zwischen Blumen — auf dem Gesicht den Abglanz jenes Regenbogenlichts, das ihren ersten Schritt, ihr erstes Wort begleitete. Zwischen ihrem ersten und ihrem letzten Wort aber liegt eine gute Spanne Zeit und das Schicksal ihres Volkes. Jüdin, wurde sie sich ihres Stammes bewußt, als jener ferne Abendglanz über sie hereinbrach. Sie besann sich, daß hohe gezackte Schatten in den verlockenden Himmel geragt hatten, aus dem sie hervortrat: das waren die verdämmernden Zinnen des Tempels zu Jerusalem. Peter Hille, dessen schöne Charakteristiken wie Rosetten oder geborstene Gewinde aus dem Steinschmuck eines verschütteten Tempels sind, die man findet und mit Trauer betrachtet, Peter Hille wußte davon, als er die Worte über diese Dichterin schrieb, die nun am Anfang ihrer gesammelten Gedichte stehen. Sie zielen auf den Kern und bleiben neben dem Kerne liegen, man hebt sie auf und sieht ihr vergehendes Leuchten, knapp neben dem innersten Sinn, den sie erreichen wollten. Es ist in ihnen ein letztes Nicht-zu-Ende-Kommen, die Melancholie eines „fast“ an der Schwelle des Harnes, in dem der große Geist wohnt.

Elfe Lasker-Schüler wurde, was sie wurde, aus Erinnerung. Nicht so, daß sie sich maskierte, sondern so, daß sie in gewesenen Masken sich selber fand, als die Erinnerung sie überfiel. Das war an jenem Abend, da sie aus dem Himmel trat, als Deborah und Sulamith, Esther und Ruth in ihr die Stadt des Herrn verließen und in die Welt gingen, ihr Geschick zu erproben. Sie sagte Niemand, wer sie war, und gab sich für einen Jüngling aus, einen Prinzen aus der Wüste, oder erschien unter andern Namen und Verwandlungen, die ihre ganze Wahrheit ent-



hielten, ohne ihre Herkunft zu verraten. Vielleicht ist auch ihre Weise, die Menschen zu sehen, die sie umgeben oder denen sie begegnete, weniger Schwärmerei als eine instinktive Zurückhaltung sublimster Art, eine sozusagen mystische Scheu vor dem zu Verschweigenden, als welches nichts anderes ist denn das Grobe, Schiefe, Kettende, Demütigende jener Wirklichkeit, in deren verzerrendem Spiegel wir uns allmorgendlich betrachten müssen. Deshalb sieht sie an ihren Freunden nur, was übrig bleibt, wenn das Gebundene und Kleinliche und Alles, was in ihnen zu Zorn und Selbstverachtung verführt, vor ihrem Blicken Ewigkeit zusammensinkt, sieht es phantastisch quellen und blühen und erscheint darin, nun hüllenlos, „in den Abendfarben Jerusalems“: rufend und liebend als Sulamith, wartend als Ruth, voll Bereitschaft als Esther. In einer Notiz über den jungen Senna Hoy, der in Rußland zugrunde ging, stottert sie in schlechtem Deutsch (sie, die entzückendste Kinderprosa zu schreiben weiß) einige herabgehackte Daten über ein politisches Martyrium: über eine Wirklichkeit, die sie tief erlebt hat und doch nicht Wort haben will, denn sie macht sie stumm und verlegen. Und erst, wenn sie versunken scheint und nichts von ihr übrig als ein nächtlicher Klagegelaute und ein Lockruf zu Mitleiden und Zärtlichkeit, kehrt wieder, der in russischen Gefängnissen verdarb, wie erleichtert und erlöst, und heißt nun „Prinz Sascha“, ein fremdartiger Jüngling, bei Nennung seines wahren Namens auferstanden aus dem Grabe. So ist sie aus ihrer Freiheit zärtlich zu Denen, die zärtlich, stolz auf Die, die stolz heißen, und voll innerlichen Lachens über Jene, die skurrile und zerquetschte Namen tragen. „Meine hebräischen Balladen widmete ich Karl Kraus, dem Kardinal“ — kann es etwas Stolzeres geben? Zärtlich aber ist sie immer: in ihrer Zärtlichkeit, in ihrem Stolz, in ihrem Lachen, zärtlich selbst in ihrer Untreue. Das Zärtliche bindet ihre Bräutlichkeit und ihr Muttertum und gibt ihrer Freundschaft, gleich ganz nah, den Sinn der Liebe. Sie ist bräutlich, so, wie die Bettina elbenhaft oder die Drosche sybillinisch war. Allein Elfe ist ein Typus, Sybille auch, doch Braut sein heißt Vieles sein und noch nicht ganz sein, Versprechen zu Allen, Knospe in tausend Winden: deshalb gehört ihr die Weite, so weit sie lustig ist und Tier und Mensch sich darin tummeln, fühlt ihre Mutterchaft sich im Hauch so belebender Vielfalt, ist sie selber Tochter, nicht gebunden an den Heerd, von dem sie kam, und doch gestärkt und gestreckt von seiner Wärme. Aber sie hat nicht nur Spiel, sie hat auch Schwermut der Braut, als käme sie aus einem dicht verschlossenen Garten. Wenn dann die Menschen zu ihr reden, versteht sie ihre Worte nicht. Scheu zittert sie vor dem Martertod des Senna Hoy. Aber wie wird sie lachen, wenn Prinz Sascha kommt!

In den östlichen Literaturen, besonders zart in der chinesischen, gibt es eine Lyrik des reinen Sagens, die für die Welt des frei-

flutenden Gefühls dasselbe ist wie das Aphorisma im Ramm des Intellekts. In diesen einstrophigen Liedern, die ihr Gefühl nicht singen, in denen das Gefühl über sich selbst mit Blumen oder Sternen zu flüstern scheint, vollzieht sich unhörbar in wunderbarer Weise ein magischer Kreislauf vom Anfang zum Ende, vom Ende zum Anfang, wie ein Steigen und Sinken goldener Eimer, von denen der eine Finsternis aus der Tiefe, der andre Licht aus der Höhe holt. Man spürt: hier ist ein leuchtender Punkt, fein und gebrechlich, und doch wie eine drohende Fackel. Wer ihn ansieht, fühlt sich ins Herz getroffen von der Unendlichkeit, die er verschweigt. Nur wenige Worte sind da, aber es ist, als begänne das Gedicht erst, wo die Worte enden, wie wenn ein Stein ins Meer fällt und verändert den Wellenschlag an einer fernen Küste. So wirken viele von den Gedichten der Lasker-Schüler. Sie sind manchmal zu Ende, wo sie noch weiterredet — von andern Dingen. Dann muß man die Hand über den Ueberfluß legen und selbst in das Schweigen tauchen, das übrig bleibt. Man wird es unbegrenzt finden. Hier ist eine Blüte, und dort ist das Meer. Aber es ist eins in dem andern.

Und es gibt eine Lyrik der ersten und eine der letzten Worte. Diese ist Strenge und Wahl, jene Armut und Kreuzigung. Die Lyrik der Lasker-Schüler kommt aus der Notdurst des ausgeleserten Menschen. Ihre „Berrücktheit“ ist Klage, ihre Dunkelheit Opfer, ihre „Modernität“ Zufall. Heutig an ihr ist vielleicht nur, daß sie abgründiger der eigenen Tiefe verfiel, als sie es sonst wohl gemußt hätte. Aber nie läßt sich das erste Wort mit dem letzten vertauschen. Denn dieses kommt aus der Macht, jenes aber aus der Datal.

## Tanzspiele von Willi Wolfradt

Der Tanz steht im Kosmos der Ausdrucksformen dort, wo drei Reiche: Bild, Ton und Gedanke aneinandergrenzen. Das optische, das akustische und das intellektuelle Material stehen ihm zur Verfügung, in diesen Stoffen vermag er seine Ideen, die nicht bildhaft, nicht musikalisch, nicht gedanklich, sondern tänzerisch sind, zu gestalten. Mag es auch Bestrebungen geben, die den Tanz gänzlich auf das Material absoluter Körpermimik beschränken, vor allem also vom Ton und möglichst von der Literatur befreien wollen, und ist die schöpferische Perspektive solcher Bestrebungen auch unverkennbar: was heute unter Tanz verstanden wird, ist eine komplexe Erscheinung, deren Kultur zur ungezwungensten Verwirklichung des ‚Gesamtkunstwerks‘ führen könnte. Während nämlich die Oper die Einheit disparater Formen durch ihre Beziehung auf ein Begriffhaftes, auf das Motiv, erzielen möchte, das so wenig der Musik wie dem Bühnenbild elementar angehört, sondern beiden erst künstlich untergelegt werden muß, ist der Tanz die

Gemeinschaft der Formgattungen vermöge des Rhythmus, einer sowohl im Bezirk des Optischen wie des Akustischen wie des Intellektuellen elementaren Energie. Sobald aber das rhythmische Band sich löst und abfällt, sobald etwa Kostüm und Pantomime den rhythmischen Grundgedanken überwuchern, geht der Tanz seines Sinnes verlustig. Sobald der musikalische, anschauliche und gedankliche Rhythmus nicht mehr dreifaches Ausströmen ein und desselben im tanzenden Leib aufquellenden Lebensrhythmus ist, bleibt auch die exakteste Anpassung der Gliedersprache an das musikalische Metrum oder die detaillierteste Verkörperung eines dramatischen Begebens: Oberflächendekoration, 'Theater'. Der künstlerische Charakter des Tanzes ruht durchaus in der Verflüchtigung der sittlichen oder religiösen Bezogenheit des den Körper beseelenden Wesens.

\*

Diese grundsätzliche Bemerkung wird zur Kritik nahezu alles Dessen, was sich heute als Tanzkunst präsentiert. Das massenhafte Auftreten der nacktheimigen, meist lächelnd hilflosen Fräulein in unsern Konzertsälen der Kriegswinter deutet keineswegs auf eine Blüte Terpsichores. Quantitatives Anschwellen kündigt oft genug den Verfall. Man wird nicht fehlgehen, in diesem Wettbewerb phantasieloser Hüpfübungen, in diesem flügelahnen Ball verquälter Niedlichkeiten, in dem Beifallsrajen der tanzfiebernd zuschauenden Menge nur eine Verdrängungserscheinung, die peinliche Reaktion gegen das Tanzverbot zu erblicken. Das ist wohl ein klinischer, kein aesthetischer Fall. Aber auch die immerhin bessern, selbständigeren Darbietungen kennzeichnet der spielerische, pantomimische Zug und demgegenüber das Verjagen des rhythmischen Pulses. Der Tanz scheint tot zu sein, hat sich wenigstens auf einige schauentrückte Kulturstätten zurückgezogen — das Tanzspiel beherrscht in Gelingen und Miflingen das Feld.

Was für eine anmutige, unterhaltfame, ja belebende Wirkung auch diese Form zeugen kann, erweist sich, wenn ein so spaßiger Springbock wie Matray und eine so ungeflünstelte biegsame Frische wie Katta Sterna über ein paar hübschen Requisitencherzen zujanmentreffen. Indem sie den spielerischen Zug in den Mittelpunkt rücken, mit der Musik, mit der Dekoration, mit einander, mit sich selbst spielen, schöpfen sie aus ihm einen Stil. Aus dem dramatisch entwickelten Spiel mit dem Schmutz der Sterna, die dabei dem dümmlichen Armschlängeln und Schnupftuchbeschwören, wie es gang und gäbe ist, völlig entgeht — aus der Komödie der goldpapiernen Krone bei dem närrischen Partner, aus dem gemeinsamen Spiel des flatternden Mädchens mit der köstlich abgehakten automatischen Negerpuppe wird zwar nie wirklicher Tanz, aber eine reizvolle szenische Begebenheit. Mit andern Worten: nicht so sehr unsere Gliederspannungen wie unser Spieltrieb findet aesthetische Auslösung. In dem Frühling ihrer Be-

wegung und der frohen Anmut ihres Schreitens und Sichdrehens entfaltet Katta Sterna, obwohl nicht tanzbeseffen, reichere und lebendigere Leidenschaft als Alle, die ich lezthm sah. Ihrem Handgelenk entschwebt einmal ein so keusches, lächelndes Winken, wie es wohl nur noch die unvergleichliche Clotilde von Derp zu verzeichnen hat; ihr Sprungschritt verfügt über das langsame Federn einer ganz weichen Stahlklinge. Sie läßt sich ganz von der Musik leiten, ohne diese erst pantomimisch umzudeuten, auch ohne einem pedantischen Parallelismus der körperlichen Bewegung zur musikalischen zu verfallen. Und deshalb möchte man wünschen, daß Katta Sterna ihre große technische Fertigkeit nicht nur an noch so unterhaltames Spiel verzetteln, sondern sich größern Aufgaben zuwenden sollte.

Denn die künstlerische Tänzerin, das heißt: die, welche gar nicht anders kann, als einem innern Gestaltungstrieb mittels ihres Körpers stattzugeben und ihre Leidenschaften nacherlebbar zu objektivieren, ist nicht zu erblicken. Das Auge ist froh, inmitten des trostlosen Gewimmels an einer Erscheinung wie der slavisch-rundlichen Baleska Gert haften bleiben zu können, die mit dem Tanz spielt, indem sie witzige Parodien typischer Art des Tanzens über die Bühne trudelt, wobei die Selbstironie ihrer fettlichen Körperlichkeit den eigentlichen Humor abgibt. Soviel tänzerische Einfühlung und Technik dazu gehören mag: es hat mit Tanzkunst wenig zu tun, verhält sich zu dem, was wir ersehnen, wie der Simplizissimus zu Shakespeare. Auch diese launige Brettnummer — denn einen ganzen Abend über bleibt sie nicht unterhaltfam — will schließlich nur ein Spiel sein.

Spielerei aus Mangel an künstlerischer Kraft waren auch die als „expressionistisch“ konjunkturbeftissen ausposaunten Tänze der Brit Hegeja, die, weil immer noch origineller und gekonnter als die Darbietungen dieses ganzen inbrunstlosen Kostümirefanzes, eben ihn am besten kennzeichnen. Diese Tänzerin hat Körper; wenn sie dianabeinig nach eingeheimstem Beifall hinausging, konnte man ihn sehen. Der Tanz selbst: ein geziertes, literaturdurchsetztes Lügen und Komödie spielen der Gliedmaßen, die zwar das Tanz-A-B-C leidlich beherrschen, nie aber vom Tanz beherrscht, erregt, entfesselt sind, die keinen Jubel, keine Wildheit, keine Heiligkeit kennen, nie Instrument werden eines nach Verkörperung lechzenden Sprühens, Taumelns, Explodierens oder Kosens. Hätte ein zentraler Lebensrhythmus dahinter gestanden, so wäre das Verhältnis des bewegten Menschen zum Raum nie so gestaltlos geblieben. Eine mit Kostüm und Musik herausgeputzte, illustrativ-unschöpferische Solopantomime, mitunter recht hübsch, nie hinreichend, tief oder entrückend. Die gelöste Gebärde läßt keine überwundene Hemmung hinter sich zurück, hat nicht Ekstase noch Heiterkeit, nicht Trieb noch Geist, nur Intellekt. Im gewöhnlichsten Volkstanz ist mehr Tanz als in all diesen gewitzten Spielen.

Die Musik ist da meist ein Unterschiefel, günstigstenfalls wird zur Musik getanzt; die Musik tanzt einzig Clotilde von Derp. Selbst Grete Wiesenthal unterlegt etwa Webers Aufforderung zum Tanz' nur einem pantomimischen Spiel, in dem sogar mehrere Personen auftreten. Mit Nachahmung des musikalischen Rhythmus durch den körperlichen ist auch nichts getan. Es gilt nicht auszudeuten, was die Töne erzählen, sondern die Bewegung der Töne zu erleben und zu veranschaulichen. So muß, sofern der Tanz sich überhaupt mit Musik verbindet, diese das Primäre sein. Es ist nicht einzusehen, weshalb man nicht den Jubelchor der Neunten Symphonie tanzen soll; aber Grit Hegefa möchte ich ihn nicht anvertrauen. Die Leistungen der Soubretten in den berüchtigten Tanzwalzern der Operetten sind neben all dem von beglückender Rasse.

Das ist nicht Ein Mißlingen: das ist das Niveau, auf dem eine Grit Hegefa noch ein Gelingen bedeutet. Wo ist die verzaubernde Tänzerin, trunken vom Raume, heilig erregt, ihres Körpers felig, die unsern jehnjüchtigen Neid erregt, weil sie kann und darf, was uns versagt ist: sich bewegen?

## Flocken von Theobald Tiger

Jetzt blasen bald die kalten Winterstürme,  
 der Rabe kolkt, die schwarzen Krähen schrei'n;  
 es zieht fatal um alle Kirchentürme,  
 der Posten wickelt sich in seinen Pelz hinein.  
 Der Ofen knackt. Im bunten Weltgetümmel  
 wird eingehiezt von Riga bis zur Spree —  
 Sieh da — nun fällt vom weißen Winterhimmel  
 der erste Schnee.

Das war ein Jahr! Der Zar fiel sanft vom Throne,  
 es fiel die Börse in Amerika;  
 es fielen Riga, Görz, und eine Krone  
 in Rom ist auch dem fallen ziemlich nah.  
 Der Deutsche rückt sich seinen Stahlhelm fester  
 und kocht sich einen warmen Wintertee;  
 den U-Bootleuten klatscht auf den Südwesten  
 der erste Schnee.

Und auch der Frontsoldat, der gute Junge,  
 packt sich in seine Wintersachen ein;  
 er hat den Rumgeschmack schon auf der Zunge  
 und freut sich auf den braven Glühwein.  
 Elvira glaubt, es wird dem Knaben frommen  
 die warme Hülle für den großen Zeh — —  
 Sie strickt.

Wir sind bereit.

Nun kann er kommen  
 der erste Schnee!

## Betrachtung von Magarete Liebmann

Natürlich sind wir keine Mörder, keine Diebe, keine Menschen fähig, schlechte Taten auszuführen. Natürlich nicht. Wir vollbringen nur nicht die guten, wir sind einfach moralisch und passiv.

Es wäre nicht übel, sich einmal mit den verpaßten Gelegenheiten zu beschäftigen. Denn wir mögen beschönigen, so viel wir wollen: wir begnügen uns damit, innerlich eine verlegene Grimasse darüber zu schneiden, daß wir unsre Bequemlichkeit den Sieg davon tragen ließen über Regungen menschlichen Mitgefühls, die ohne unser Zutun emporstiegen aus natürlichem Impulse.

Ja, belügen wir uns nicht: wir sind feige und gedankenlose Sünder. Ist sie nicht eine Farce, die sich immer von neuem wiederholt, diese Reue an geschlossenen Gräbern?

Es gibt Worte, die wie abgegriffene Münzen sind — ja, alle Worte sind so, aber an den edelmetallenen stört der Schmutz noch widerwärtiger als an den kupfernen. „Güte“ ist ein solches Wort. Man mag es kaum mehr auf die Lippen nehmen, so gallertig ist es geworden, verschwommen, quallig mit einem roten Stern inmitten, den man sich anstrengen muß herauszufinden.

Ich schlage an meine Brust, und ich bekenne. Ich habe nicht meine Hand hingehen lassen über die sorgengefaltete Stirn meines Vaters, als er mit schweren Schritten müde von seiner Arbeit nachhause kam. Ich habe nicht durch ein Lächeln unruhige Stimmungen gebannt, die wie flatternde Vögel unruhig den Horizont zerrissen, ohne Möglichkeit, einen Ruhepunkt zu finden. Ich habe nicht zu meinem Dienstmädchen gesagt: „Höre auf, nur für Andre zu laufen, an Andre zu denken, deine ganze Zeit, deine Persönlichkeit ohne Pause und Aufhören mir zu geben“; ich habe nicht Menschen bei der Hand genommen, die böse Worte sprachen und zu ihnen gesagt: „Besinnt euch doch, das ist ja garnicht eure Meinung, nur schlechte Laune und Gedankenlosigkeit!“

Ach, wir sind böse, weil wir nicht den Mut haben, gut zu sein! Wir sind feige vor uns selbst.

Ich stelle Anforderungen an die Menschen, und ich schäme mich. Denn ich enthülle sie und bringe sie in Verlegenheit. Sie hassen mich, weil ich sie veranlaßte, sich zu entdecken. Herrliche Theoretiker sind sie. Aufseher über die Pflichten Anderer.

Wir knüpfen Bedingungen an unsre Güte, so soll es sein oder so oder so — wenn du das tätest, würde ich — oder, wenn ich dächte, daß . . .

Wir haben so viel von uns zu werfen, wir sind eingeknüpft in Tücher und Shawls und Hemmungen — wir haben eine solche Angst, für dumm gehalten zu werden . . .

Wir ersticken den kleinen Warner, der in unsrer Brust sitzt, ihn, den wir „das Eigentliche“ nennen können.

Wir sind Judasse an uns selbst.

## Fink und Fliederbusch

In jenen schönen Zeiten der Vergangenheit, die vier Jahre zurückliegt, da in Deutschland die französischen Lustspielautoren noch aus Paris stammen durften und nicht aus Budapest stammen mußten, da im Trianon-Theater ein unfrommer Tristan Bernard unsern Ludwig Fulda verhinderte, uns des Vorzugs der heimischen Lederfabrikation theilhaft zu machen: da gabs ein paar Wochen lang einen Herrn Gélidon, der des Morgens für einen roten, des Abends als Montignac für einen blauen Canard den Leitartikel verfaßte. Am Ende ward Schmock in ein Duell mit sich selber gehegt; und ich erklärte, warum ich den Inhalt eines unbeträchtlichen Stücks übertrieben ausführlich erzählt hätte: „um den Komödiendichtern, deutschen und fremden, zu sagen, daß sie falsch täten. sich mit dieser unzulänglichen formung eines ungewöhnlich ergiebigen Stoffs zu begnügen. Schmelzt um und prägt neu. Dosiert die Zutaten anders. Laßt mit Aschensalz durchdringen, daß das Spröde mit dem Weichen sich vereint zum guten Zeichen.“ Möglich, daß dieser Kritik ‚fink und fliederbusch‘ seine Entstehung verdankt. Geschieht mir schon recht. Du sollst nicht kuppeln, spricht Gott der Herr.

Bernard war ausgezogen, die Presse zu beißen. Nur war ihm im letzten Augenblick eingefallen, daß die Presse zurückbeißt, und so beruhigte sich eine freche Satire auf die Nachkommen Schmocks zu einem landläufigen Hindernischwank. Aber hatte Schnizler denn Zähne? Und trieb es ihn, sie der Presse zu zeigen? Voraussetzung zur Satire ist, daß man leidet: daß man am Unsinn der Welt, an der Schlechtigkeit ihrer Einrichtungen, an der Dummheit und Bosheit ihrer Bewohner leidet und ersticken würde, wenn man sich nicht durch Spott, Hohn und Bitterkeiten befreite. Wodurch hätte in solche Stimmung wider die Presse grade Schnizler geraten sollen? Sie hatte ihn ja vom ersten Tag an verhätschelt. Sogar verstanden hatte sie ihn. Und zu einem allgemeinen Groll aus den Herzen der unterdrückten, den Hirnen der verkanteten Künstler und Denker und Opfer jeglicher Gattung heraus: dazu langte es bei diesem weichen Weltkind wohl doch nicht. Ihn schütteln hier wirklich nicht Haß und Liebe. Seine wehmütig-milde Ironie kehrt sich gegen Auswüchse statt gegen Kernschäden. Er klagt nicht zornig lachend an, sondern frozzelt lächelnd. Seine Malice ist immer gut gelaut. Man wünschte sich (selbstverständlich nicht von Schnizler) eine unpathetisch wetternde Abrechnung mit diesem Rotationsmaschinenzeitalter und ihrer drucker-schwärzlichen Ausgeburt, mit der Schande unsrer Kultur, mit der Verderberin alles geistigen Lebens — und erhält, was man nennen könnte: Aus einer kleinen Redaktion; oder aus zweien.

Aus der ‚Gegenwart‘ und der ‚Eleganten Welt‘. Dort ist die Charakterlosigkeit mähliche folge des Morgen- und Abendbetriebs; hier ist sie nahrhaftes fundament. Im Wappen hat die Tageszeitung ein Wetterfährnchen, das Salonwochenklatschblatt einen Revolver. Die beiden Organe durch ihre Angehörigen und diese untereinander mit der nötigen Schärfe zu unterscheiden, hat der Dichter offenbar für überflüssig gehalten. Er gibt Atelierspässe, keine Körper. Auf Einer Seite

der ‚Fackel‘ macht der niederreißende Kraus die Schale! Schale! lebendiger als auf hundertsechsfünfzig Seiten der schaffende Schnizler ihre Kollegenschaft. Er braucht unsre Hilfe. Der atemlos galoppierende Interjuif Kajetan, der seine Beziehung zur Presse benützt, um den Bühnen seine Ramschware anzudrehen, dieser spuckende Fapresto des Literaturgeschäfts, ein Allumfasser, der sich Zeilenhonorar und Tantiemen gleich leicht erschiert: der wird uns nur deshalb ein bißchen greifbarer, weil wir wissen, daß Rudolf Lothar gemeint ist. Und damit sink und Fliederbusch seine Bleichsüchtigkeit verliere, führe ich ihm das Blut des begabten Journalisten zu, der vor dem Krieg eine demokratische und eine alldeutsche Wochenzeitung versorgte, und dem zehn Jahre Zeit vergönnt wurden, fern von Berlin darüber nachzudenken, warum das schlimmer ist, als was manche unsrer Musikkritiker unangefochten treiben.

Schnizler findets nicht schlimmer, ja, überhaupt nicht schlimm. Er stellt die Pilatus-Frage und antwortet: Alles ist wahr — aber das Gegenteil ist auch immer wahr. Was ist Gesinnung, was Ueberzeugung? Ist nicht Beschränktheit, auf einer einzigen zu leben? Sieht man nicht heute die Dinge anders als gestern, und hat nicht jedes Ding hundert Seiten? „In mir geht ein halbes Duzend Sergiusse ein und aus — welcher von diesen sechsen mag der richtige sein?“ darüber grübelt der Offizier Sergius in den ‚Helden‘ von Shaw, dem der skeptische Schnizler hier so nahe kommt, wie die Klust zwischen ihnen irgend gestattet. Shaw ist nämlich imstande, seine Figuren fortwährend um ihre Achsen zu drehen und in allen ihren Farben schillern zu lassen, während Schnizler gezwungen ist, seine Auffassung, daß das Weltbild genau so von den Schwängeln wie von den Sehkräften des Betrachters bestimmt wird, daß eine Wahrheit die Spitze von Lügenpyramiden und die höchste Charakterfestigkeit im Grunde die höchste Charakterlosigkeit ist — Schnizler also muß diese seine Auffassung teils einem Grafen für ein viel zu gescheites Feuilleton, teils seinem Doppelhelden für ein paar Monologe unterschieben. Dabei erfolgt ein Dreh: der Majoratsherr übertrifft an Zynismus bei weitem den Zeilenschinder; und wenns nicht zu spät wäre, könnte ein neues Stück beginnen, das den Gegensatz von Sportsmann und Monomane als zwei Typen der Menschheit zum Inhalt hätte. Bis dahin wird auf Wienerisch aus der Schule geplauscht. Alles in allem so harmlos, daß nicht einmal, wer sein Geheimnis verraten fühlt, böse ist. Ein Zwischenspiel. Für Schnizlers Verhältnisse gar zu dünn.

Unterhält man sich wenigstens ausreichend? Nach der Lektüre erwidert man: Nein. Nach der Aufführung unsres Lessing-Theaters: Nun ja, vielleicht, allenfalls, zum mindesten ganze Strecken lang. Es ging nach Möglichkeit flink und lustig zu. Die Journalisten kriegten Gesichter. Der Graf war Bonn, der immer gewinnt, wenn er seine heimische Mundart sprechen darf. Unter den tabakbraunen Männerorganen tat die lichte Frauenstimme der Grüning besonders wohl. Götz, der nicht genügend jüdische Kajetan, sehnte sich nach der Titelrolle. In dieser verstärkte Bassermann den Widerspruch zwischen seinem ernstern, reifen, bedeutenden Brutus-Gesicht und der Windbeutelhaftigkeit des doppeläufigen Karrieremachers zunächst noch durch den Ton eines ungezogenen Jun-



gen. Er strebte Naidität als Entschuldigung an. Aber je mehr herauskam, daß Schnitzler garnicht moralisiert, sondern dieses Chamäleon psychologisch begriffen wissen will, desto reizvoller und gewichtiger wurde Bassermanns Spiel, das sich die größten Verdienste überall da erwarb, wo dem Dichter nichts eingefallen war.

## Verfunktene Stadt von Alfred Polgar

Das Erstaunlichste ist, daß man im Prater, im Wurstelprater, an einem schönen Sommerabend so wenige Soldaten sieht. Es gibt doch deren genug in Wien, und der Prater hat nicht aufgehört, ihr abendlicher Zufluchtsort zu sein. Aber wo bleiben, wo sind sie? Ich meine: Soldaten als Publikum. Soldaten als Soldaten gibt es im Prater viele. Alle die großen Gasthäuser, in denen sonst zum Klang einer heftigen, die ganze Disharmonie der angeblichen Welt-„Ordnung“ erbarmungslos widertönenden Blechmusik die Paare zweieinig den Boden stampften, sind seit Jahr und Tag „Abitationen“. Die runden weißen Tische mit den großblumigen roten Tischtüchern stehen über- und ineinander verkeilt im Garten, bei den nicht mehr brennenden zerbrochenen Gaslaternen, und aus der fröhlichen Tanz- und Trinkstätte ist eine traurige Schlafstätte geworden. An den Wänden hängen Tornister oder Rucksäcke, den Boden deckt Strohlager neben Strohlager, und auf einem oder dem andern sitzt ein grauhaariger Mann in Soldatentracht und flükt seine Hofe.

Draußen jammert und stöhnt die Drehorgel des Ringspiels, aber ihr Jammern lockt keinen Gast. Wo sind die Kinder hin, die sonst den Prater mit ihrer lauten Neugier belebten? Ein paar barfüßige Straßenjungen schauen durch die Glasscheiben auf die Kutschpferde, die starr und melancholisch zurückglozen und nur leise, wie im Traum von einstigen wilden Rund-Galoppaden, hin und wider schaukeln. Die Drehorgel spielt noch den Operettenmisch von anno 1914; obzwar grade in diesem Produktionszweig ein Nachlassen der schöpferischen Kraft während des Krieges nicht merkbar war. Aber die Drehorgel hat nichts zugelehrt. Ihre alten Weisen klingen uralte; ein zertretener, verwester Melodienstrauß. Eine Musik, die so tönt, wie ganz ausgetrocknetes Heu riecht. Auch das waren einmal Blumen, Duft, Farben. Heute frißt der Esel; wenn es ihm die Menschen nicht wegessen, heißt das!

In den Gasthausgärten sitzen ein paar Frauen mit Kopftüchern, schweigend, und trinken „Kracherl“. Das ist ein kleines Fläschchen Sodawasser, mit Himbeersaft-Ersatz blafrosa gefärbt. Wein ist teuer, und Bier eine Erinnerung aus der kleinen Zeit. Ach, wie groß waren wir, da wir noch klein waren!

Die Schießbuden sind ganz leer. Kein Mensch hat mehr das geringste Interesse am Schießen. Nicht mit dem Kapsel-, nicht mit Feuergewehr, nicht auf tote Figuren, nicht auf lebende Men-

ichen. Hingegen findet der Watschenmann Zuspruch. Die in der Volksseele aufgepeitschten Proteste entladen sich an seinen vollen elastischen Wangen, die schon eben wegen dieser Fülle so aufreizend sind. Wienerische Revolutions-Prophezie.

In der Kriegsausstellung — das ist eine Ausstellung von allerlei unter den Begriff Krieg zu subsumierenden Dingen (damit doch auch das Hinterland ein bißchen was von der großen Zeit hat) — spielt das Orchester der Hoch- und Deutschmeister. Ein vorzügliches Orchester. Eine Menge guter Musiker aus den zivilen Orchestervereinigungen, zu den Deutschmeistern eingerückt, sind hier zu einer wirklich ausgezeichneten Regimentskapelle vereinigt. Sie findet viele Zuhörer, die, in breiten Korbsesseln sitzend, sich die Seele ein wenig mit Musik massieren lassen. Von der Berg- und Talbahn herüber tönt das muntere Kreischen von Frauen. Es geht nämlich so rasch, so rapid rasch bergab! Und das Riesenrad dreht, aus alter Gewohnheit, leise knarrend seine gewaltigen Speichen mit den wie Früchte am Zweig dranhängenden eisernen Waggons.

Ich will nicht melancholisch werden — aber der Prater ist jetzt wirklich eine der traurigsten Friedens-Ruinen in der wiener Landschaft. Es gibt keine Kinder mehr und keine rotbäckigen Ammen in steifem Kattunrock und kein Bier und keine Soldaten mit der Virginia hinterm Ohr. Es gibt nur noch Kracherl und eine Kriegsausstellung und Staub und Drehorgeln, die nichts Neues gelernt, aber leider das Alte noch nicht vergessen haben.

\*

Die großen Konditoreien der Innern Stadt sind seit Wochen gesperrt oder halten nur wenige Tage im Monat offen. Es ist sozusagen die stärkste Kriegs-Konsequenz, die die großstädtische „Gesellschaft“ bisher zu erdulden hatte. Wien ohne Demel! Können Sie sich das vorstellen? Das ist etwa so wie Rom ohne Antike; oder Henri quatre ohne Spitzbart. Dem weichen und zärtlichen Wesen des Wienertums entsprechend, spielt hier die Zuckerbäckerei eine weit größere Rolle als in irgendeiner Stadt der ehemals zivilisierten Erde. Unsere Literatur und bildende Kunst finden in der Sachertorte ihr wahrhaft geschmackvollstes Symbol: zarter, wenig substanzialer Teig und darüber eine etwas klebrige, schimmernde Glasur. (In der Literatur heißt sie Geist.) Unsere repräsentative Musik, die Operettenmusik atmet jene süßen Düfte aus, die mit-zuatmen Elsa von Lohengrin eindringlichst gebeten wird. Kurz: der Konditor bedeutet etwas für die Kaiserstadt! Und wenn Demel gesperrt hält, ist das ein arges Zeichen für die Finsternis und Bangigkeit der Zeiten.

Hier, in diesen kleinen Zimmerchen am Kohlmarkt, versammelte sich die Schönheit und Eleganz der Stadt. Die zwangloseste Gemütlichkeit herrschte. Wenn der Graf Witi — bei Demel nennt man die Aristokratie nur beim Vornamen — an einem der Tisch-

chen keinen Platz fand, setzte er sich hinter den Ladentisch oder zur Küchentüre und knabberte Süßes. Hier wurde der beste Kaffee, die beste Schokolade, das wohlschmeckendste, zarteste Eis verabreicht. Hier fanden die Boutons der Kommerzienrätinnen nicht nur Bewunderung, sondern auch Schätze (auf Krone und Heller genau), hier erregte eine falsche Perlenkette keine Täuschung, sondern nur ein taktvoll-mitleidiges Lächeln. Hier spann der Flirt Fäden, von denen manche frauliche Existenz in Höhen der Gesellschaft gezogen und manches männliche Vermögen glatt abstranguliert wurde. Hier hielten Equipagen, deren Kutscher, die Peitsche unbeweglich aufs Knie gestemmt, aussahen wie Lords in Domestiken-Verkleidung. Hier flossen Milch und Honig, Schlagsahne und Fruchtstücke zu den deliziosen Bildungen ineinander, es roch nach zartem Parfüm und feinsten Liqueur-Aromen, jeder kannte jeden, Hochadel und Hochfinanz verkehrten reibungslos miteinander, und die ganze Gesellschaft, wie in einem unsichtbaren Schleier von Staubzucker gehüllt, schien selbst ein kunstvolles Produkt aus Gottes Konditorei. Das ist nun vorüber. An vier Tagen der Woche ist Demel geschlossen, an den übrigen gibt es nur wenig Bäckerei aus schwärzlichem Mehl, Bonbonstüten ohne Bonbons, Kaffee ohne Kaffee. Die Fräuleins im Geschäft sagen: Es sind harte Zeiten! Graf Witte sitzt in Uniform auf dem Ladentisch — obzwar jetzt anderswo Platz genug im Lokal wäre — und macht ein gelangweiltes Antlitz. Keine Equipage steht vor dem Geschäft. Zwei Straßen weiter aber, vor dem Laden mit den billigen „Zuckerln“, geht es lebhaft zu. Dreihundert Menschen warten, in Doppelreihen, bis an sie die Reihe kommt, ein Päckchen Süßigkeiten, Inhalt unbekannt, um fünfzig Heller, in Empfang zu nehmen. Nirgends, nicht bei Milch, Brot und Fleisch, war in Kriegszeiten jemals ein solcher Andrang, ein solches „Anstellen“, wie jetzt vor den wiener Zuckerläden. Niemals hat die Stadt, begreiflicherweise, die Süßigkeiten mehr entbehrt als in diesen sauren Tagen voll Herbeheit und Bitternis.

---

## Neue Kurse von Lorarius

Die soziale Revolution in Rußland strebt dem Kommunismus zu. Diese Revolution ist ein ungeheures Geschehen mit gewaltigen Nah- und fernwirkungen jetzt und später. Sie wird sicherlich nicht nur für Rußland eine Neuordnung der Einkommensverteilung anbahnen. Mit ihr ist das soziale Riesenproblem der materiellen Gerechtigkeit mindestens für ganz Europa in ein akutes Stadium gekommen. Es hat gar keinen Sinn, davor die Augen zu schließen, mit privatkapitalistischen Sophismen um den Brei herum zu deuteln, kleinliche Auswege zu suchen und schätzbare Rettungsaktionen zu unternehmen. Wir stehen am Markstein eines neuen Kurves. Die Radikalisierung der russischen Revolution ist zwar nicht das Werk westeuropäischer sozialistischer Ideen, wie viele behaupten, sie wurzelt in ganz andern Strebungen und Empfindungen.

Ihre Ursachen sind in der eigenartigen Agrartradition Rußlands zu suchen. Karl Marx und seine Prediger haben sie vielleicht industrialisiert und beschleunigt. Geschaffen und ermöglicht hat sie der Bauer. Dennoch wird Westeuropa sich ihrer Idee nicht entziehen können, obwohl die Folgen in dem weniger privatkapitalistisch durchsetzten Rußland harter und schärfer sein werden als in Westeuropa.

Jedenfalls hat sie das Friedenstempo beflügelt. Schon hat sich das Gesicht der Börse verändert. Das Rüstungspapier ist nicht mehr favoritereffekt, die Friedensaktie gewinnt. Die Verhandlungen mit Rußland begannen zur Zeit der Wiedereinführung amtlicher Kursnotierungen. Damit erhielt die Börse nicht nur Friedensinhalt, sondern auch Friedensformen. Zwar noch beengte Friedensformen, aber doch schon eine Verfassung, die in den gedehntern und freieren Friedensverkehr hinüberleitet. Der Abbau des allzu lustig über alle Verunftsgrenzen hinaus getriebenen Kriegskursgebäudes hat begonnen. Aufgabe der Banken ist nun, eine Katastrophe zu vermeiden. Das ist auch Aufgabe der Börserkritik, die sich aber noch nicht entfalten kann, weil der Handelsminister die Veröffentlichung der Notierungen verbietet. Er sollte sie schleunigst freigeben, trotz Papiernappheit. Denn wir wollen den Kurs zeigen, wir wollen an ihm demonstrieren, wir wollen warnen und eine stetige Abwärtsbewegung ermöglichen. Zwar hat die Amtlichkeit der Kurschneiderei ein Ende gemacht, der Mißbrauch der Kundenunwissenheit wird auf das Friedensmaß reduziert, aber ganze Klarheit ist notwendig, wenn Erschütterungen und Verlockungen vermieden werden sollen. Denn es ist nicht nur der Abstieg der Rüstungskurse zu befähigen; auch das Fieber nach den Friedenswerten ist zu zügeln. Der Spekulant will ein Haussgebiet. Dreht sich der Wind der Weltpolitik, so wirft er die Marspapiere weg und stürzt sich mit Eifer an den Friedensmarkt. Anzeichen einer solch wilden Wendung waren schon vorhanden. Uebertreibung ist das Brot der Börse. Man muß sie vor Magenbeschwerden schützen.

Nie zuvor gab es so viele Kombinationsmöglichkeiten, solch günstigen Boden für Gerüchte. Das Kriegspapier kann zum Friedenspapier umgestempelt werden, je nach der Produktion und den damit zusammenhängenden Auftrags Erwartungen. Man kann die tollsten Sachen von finanzieller Stärkung, von Rüstung auf die Uebergangswirtschaft durch Abschreibungen und Rückstellungen erzählen. Man kann eine Industrie zur Export-Industrie sondergleichen machen. Das Publikum glaubt solchen Fabeln nur allzu gern. Schon hat die Spekulation die Schiffsahrtsaktie zum Pionierpapier erhoben. Frachtraten-Märchen und Tonnage-Legenden gehen um. Der Unternehmungsgeist des Kombinierehs bevölkert die Land- und Stadtstraßen mit Automobilen, die Luft mit Aeroplanen und Luftschiffen, das Wasser unter dem Spiegel mit friedlichen Unterseebooten. Alles das wird kommen, aber für die Rentabilität der einzelnen Gesellschaft sind Tempo und Ausmaß bestimmend. Die kennt man nicht, und daher muß vor jeder hitzigen Anlage gewarnt werden. Sie berechnen schon den Kali-Export, die Befriedigung des Weltmarkthungers nach deutschen Chemikalien, den Aufbau der Kolonien und den Absatz nach ihnen. Das sind unmeßbare Größen. Hütet euch, mit solchen Unsicherheiten Geschäfte zu machen! Noch ist Krieg, und Krieg wird noch sein, auch wenn Friede mit Rußland ist. Noch haben wir keine Handelsverträge, noch kennen wir nicht den Bedarf des Auslands, den Umfang der Einfuhr, die Lösung der Entschädigungs-

fragen, die Regelung des Aufrechnungsproblems. Wer will anter solchen Umständen sein weniges Geld in den Wirbel der Spekulation werfen!

Die Rentenkurse steigen! Inland und Ausland kaufen deutsche Anleihen. Friedensanleihen, dreiprozentige Reichsanleihe, dreiprozentige Preussische Konsols, Bundesstaatsanleihen, Provinz- und Stadtanleihen. Das deutlichste Zeichen der Interessensverschiebung. Ein Zeichen auch des Vertrauens zur Zahlkraft der Regierungen, die ja nichts anderes als die Zahlkraft des Volkes ist. Die Mammutkriegsbelastung hat das Vertrauen nicht totgedrückt. Der Markkurs schnell auf. In Stockholm, Amsterdam, Kopenhagen, Zürich. In Berlin sinken die fremden Wechselkurse. Die Goldpunkttheoretiker, die fanatiker der Import-Einschränkung und der Export-Einseitigkeit stehen wie begossen. Die Schematiker der Devisen-Zentralisierung, alle die Valuta-Hasen sind bis auf die Knochen bliamiert. Es gibt also noch andre Steigerungskräfte als die Ausfuhr. Es gibt vor allem eine deutsche Wirtschaftszukunft, die nicht nur unsre Feinde verschleierte und verfälscht haben. Zwanzig Bände Währungstheorie, im Kriege entstanden, liegen vor mir. Voll von Besorgnis, von Organisationsanregungen, voll von Unsinn. Kein Pochen auf die Wirtschaftsgewalt der siebzig Millionen, nur Kleinmut und Blindheit. Und doch hatte man das Exempel vom zwölften Dezember 1916. Weg mit dem Zahlenunfug, mit den Starrheiten der Zahlungsbilanzlehren, mit dem Wust einer verstaubten Weisheit! Die deutsche Volkswirtschaft ist ein lebendiges, gesundes Wesen. Sie wird sich wieder aufstärken. Mußte sie ihre Macht erst im Spiegel des Auslandes erkennen?

---

## Antworten

Mag M. in Hamburg. Als ich von Dehmels 'Menschenfreunden' sagte, daß die Gespräche zwar in Prosa gedruckt, doch in Versen gehört seien: da habe ich allerdings absichtlich nicht erwähnt, daß auch Michael Kramer' in vierfüßigen Jamben geschrieben ist — und nicht etwa nur an einzelnen, pathetisch gehobenen Stellen, sondern von Anfang bis zu Ende, sogar in dem wüsten Durcheinander der Kneippgesellschaft. Ich glaubte, daß das jedem Literaturkind geläufig sei. Aber wenn Sie anderer Meinung sind: ich stelle es hiermit feierlich fest.

Joachim B. Zeitungsnotiz: „Von Gerhart Hauptmann erscheint eine Novelle: 'Die syrische Göttin'. Eine Vorzugsausgabe auf handgeschöpftem Büttenpapier . . .“. Die kindliche Vorstellung vom Druckfehler-Teufel sollten unsre Journalisten, die doch sonst so aufgeklärt sind, endlich aufgeben.

Fedor von Zobeltitz. Kein Grund, zu verschweigen, daß Sie mir eine Antwort nicht schuldig geblieben sind. Sie lautet: „Sie bemängeln in Nummer 48 der 'Schaubühne', daß ich in dem Buche 'Die Zukunft der deutschen Bühne' die d'Annunzio, Maeterlinck, Donnay, Capus, 'Gesindel' genannt habe. Das ist richtig, aber doch mit einem Unterschied. Ich habe jene Namen aufgeführt mit dem Hinzufügen: 'und das gesamte übrige Gesindel, das uns in den letzten Jahren reichlich angespuht hat'. Auf diesem Nachsatz liegt also der Ton. Ich bitte daraufhin auch meine weiteren Ausführungen zu lesen. Selbstverständlich können Sie anderer Ansicht sein, immerhin aber auch meine Meinung gelten lassen, daß wir gut tun würden, nicht von heute auf morgen die böselhaften Schmähungen zu vergessen, mit denen uns jene Herren seit dem heißen Augustmonat 1914 bis heute überhäuft haben. Sie kennen diese wütenden

Ausfälle eines unverföhnlichen Hasses sicher so gut wie ich. Gegen einen ehrlichen Haß habe ich nichts einzuwenden; wenn man ihn aber in Worte kleidet, wie dies unter andern d'Annunzio und Maeterlinck getan haben, so ist das ein „Gefindel“-Ton. Gegen ihn habe ich mich verwahrt.“ Ich hatte, selbstverständlich, zu Ende gelesen, bevor ich zu schreiben begann. Ich habe auch jetzt wieder, und zum zweiten Male von A bis Z, gelesen. Welch eine Mühe um geringen Lohn. Stünde da: Diese Herrschaften, die uns gefindelhaft angespuckt haben — ich hätte kein Wort gesagt. Zwar schmähe ich keinen temperamantvollen Deutschen, der seit dem heißen Augustmonat 14 bei der oder jener Gelegenheit England oder Amerika oder sonst einen „Feind“ beschimpft hat — und schmähe eben deswegen keinen Franzosen und Italiener, den Jörn und Schmerz zu besonders heftigen Ausbrüchen gegen uns hingerissen haben. Ich entschuldige die Gegner immer damit, daß ihre Wut sich wider die Sieger richtet, und werde so leicht nicht vergessen, daß der ohnehin oftmals unrühmliche Ton der deutschen Schriftsteller in der einen einzigen Woche des ganzen Krieges, wo sie es mit der Angst bekamen, einfach fürchterlich wurde. Es war bei Rumäniens Uebertritt zur Entente. Was damals in Deutschland an „wütenden Ausfällen eines unverföhnlichen Hasses“ geleistet wurde, nimmts gut und gerne mit allen Geiferkrämpfen der Gegner auf. Aber nun steht bei Ihnen garnicht: Diese Herrschaften, die uns gefindelhaft angespuckt haben; sondern: Dieses Gefindel, das uns angespuckt hat. Daraus glaubte ich lesen zu sollen, daß Sie die Herrschaften nicht bloß als Betrachter des Deutschtums, was schon ungerecht wäre, sondern sogar als Schriftsteller und Persönlichkeiten für Gefindel erklären wollten. Und gegen diese Einschätzung geistiger Arbeiter, von denen der kleinste in einem Zeitungsartikel seine Zugehörigkeit zur Literatur erheblich triftiger nachweist als die Hälfte der Mitarbeiter jenes Schutzverbandbuches in ihren gesammelten Werken — dagegen, halten zu Gnaden, hab' wieder ich mich verwahrt.

**Leser.** Sie brauchen Ihre Bildungslücken nicht zu bejammern. Kaum der Hundertste wird gewußt haben, daß unter Theodor Herzls Beitrag zu diesem Krieg die Jahreszahl 1895 ausgefallen war. Und nur Zionisten dürfte bekannt sein, welchem Buch ihres Abgotts die Charakteristik Poincarés entnommen ist: dem „Palais Bourbon“, dessen Inhalt der Titel bezeichnet.

**N. W. J.** Der Tagebuchschreiber Hermann Bahr notiert sich den Satz von Jean Paul: „Im längsten Frieden spricht der Mensch nicht so viel Unsinn und Unwahrheit wie im kürzesten Kriege.“ Welche Unvorsichtigkeit von Bahr, sein Kriegstagebuch zu veröffentlichen!

**C. K.** Als Ludendorff Herrn Paul Goldmann zur Türe geleitete, da sprach er die ungefähr folgendermaßen geflügelten Worte: Hoffentlich sind Sie heute das letzte Mal bei uns gewesen! So begreiflich ein solcher Erleichterungsaufruf auch ist: schade bleibt's doch! dachte sich der Kunstfreund, der grade des Reporters Gesabber über ein Meisterwerk der dramatischen Literatur zur Kenntnis genommen hatte — jammerschade! Des Dichters Träume — wie greulich beschmutzt und verrentet verlassen sie diesen hämischen Hohlkopf! Aber er gibt ja getreulich wieder, was man in ihn hineinsagt, wenn es klipp und klare Tatsachen sind. Warum also, seufzte der Kunstfreund, behält ihn der General nicht als Parlographen im Hauptquartier?

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.  
 Verantwortlich für die Inserate: F. Bernhardt, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne  
 Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin  
 Skow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Gräber-Salut von Germanicus

Lloyd George hat wieder einmal eine gar kriegerische Rede gehalten; die eigentliche Ursache, sich so zu echauffieren, scheint der Brief Lansdownes gewesen zu sein. Lloyd George will nichts wissen von den Möglichkeiten, durch politische Operationen den Krieg zu beenden: er bleibt beim Kampf bis zur Abfuhr. Er vermag ein Mittel Ding zwischen Sieg und Niederlage nicht anzuerkennen, und da er naturgemäß die Niederlage nicht wünscht, so erstrebt er den Sieg. Solche Beharrung dünkt ihn eine göttliche Aufgabe im Dienst der Gerechtigkeit. Nicht immer ist es Lloyd George wie diesmal gelungen, die Ursache, um derentwillen Großbritannien seine Truppen marschieren ließ, plastisch herauszuarbeiten. Ein Vertrag ist diese Ursache oder vielmehr der Bruch eines Vertrages, nämlich jenes, der die Neutralität Belgiens festgelegt hatte. Deutschland hat diesen Vertrag gebrochen; das steht fest und ist vor aller Öffentlichkeit zugegeben worden. Aber kaum weniger gewiß dürfte sein, daß auch England den belgischen Neutralitätsvertrag zum mindesten nicht ganz unangetastet gelassen hatte, längst bevor der große Krieg ausbrach, gewissermaßen zur Vorbereitung dieses Ausbruchs. Im übrigen: hält Lloyd George wirklich irgendwen für so naiv, um ihn glauben zu machen, daß England unerhörte Opfer bringt, weil von dritter Seite ein moralisches Vergehen gegen einen abstrakten, den englischen Giranten sonst nichts angehenden Vertrag geschehen sein soll? Wenn wir auch zugeben wollen, daß die diplomatische Begründung, mit der England in den Krieg eingegriffen hat, sehr geschickt und uns überlegen war, so möchten wir dennoch meinen, daß es mittlertweile Zeit geworden ist, diese Kulisse, deren Durchsichtigkeit während der drei Jahre auch dem Blödesten deutlich geworden ist, endlich in den Schuppen der abgetakelten Requisiten zu verbannen. Weltpolitische Auseinandersetzungen von dem Umfange dieses Krieges geschehen nicht aus ethischem Idealismus, sondern allein aus Freigetrieb und um der Machtverteilung willen. Es ist darum auch komisch, wenn Lloyd George sagt, daß er für die Liga der Nationen, für Schiedsgerichte und Abrüstung zu haben sei, aber erst nach dem englischen Siege. Derartiges könnte doch nur den englischen Schutzmann als Wächter über ein artig gemachtes Deutschland bedeuten. So aber möchten wir das Mittel Ding zwischen Sieg und Niederlage, an dessen Möglichkeit wir nämlich bis zu einem gewissen Grade glauben, nicht verstanden wissen. Nun beunruhigt es uns gar nicht, wenn der waliser Weltredemagoge uns wissen läßt, daß er erst nach Deutschlands Niederbruch mit der Politik der Verständigung beginnen wolle; wir vermögen nämlich nicht zu erkennen, wie Deutschland niedergebrochen werden soll. Wir sind nicht etwa

So morgenrot optimistisch, um anzunehmen, daß demnächst England in die Kniee sinken wird; aber wie solch Unglück uns zustoßen sollte, darüber dürften die Erfahrungen des dreieinhalbjährigen Krieges wohl kaum irgendwelche befriedigende Auskunft geben. Insofern also vermag uns auch die letzte Rede des Herrn Lloyd George in keiner Weise zu beunruhigen; aber, offen gestanden, betrübt uns, wenn auch nur ein wenig, sein angeblich grundsätzlicher Abscheu gegen das Mittelding. Da möchten wir nun annehmen, daß dieses Mittelding stärker sein wird selbst als Englands vermeintlich stärkster Mann. Und so kommen wir zu der Auffassung, daß Lloyd Georges letzte Bankettrede so etwas wie ein Trauersalat gewesen ist, den er prophetisch über sein eigenes Grab hinweggeschickt hat. Der englische Premier scheint uns ein wenig wacklig zu sein; wäre ers aber heute noch nicht, er würde es werden müssen, wenn er, nachdem alle Versuche, den englischen Sieg zu erzwingen, sich als vergeblich erwiesen haben werden — wenn er dann bei seiner pathologischen Scheu vor dem Mittelding beharren wollte. Was es mit diesem Mittelding auf sich hat, darüber haben der Staatssekretär von Rühlmann und der Graf Czernin alles Notwendige gesagt. Auch die Erfolglosigkeit der englischen Flandern-Kämpfe und andererseits Englands Erfolge im westlichen Asien umschreiben, wenngleich nicht territorial, so doch, was die politische Ausdeutung dieser militärischen Tatsachen betrifft, ungefähr die Umrisse des Mitteldings.

Von diesem Mittelding scheint übrigens auch Herr Caillaux etwas zu halten. Einem Ausfrager soll er nach einer Nachricht aus Rio de Janeiro gesagt haben: „Es ist zu spät, Deutschland ist unbefiegbar. Das Beste, was aus einer ungerechtfertigten Verwüstung herauskommen kann, wird ein künstlicher, durch allgemeine Erschöpfung veranlaßter Friede sein, mit neuen, schlummernden Zwistigkeiten. Wenn wir kein Gebiet und kein Geld opfern wollen, werden wir keinen Frieden haben.“ Was diesen letzten Satz betrifft, so scheint Herr Caillaux ein wenig schwarz zu sehen. Bis auf weiteres verlangen wir von Frankreich, was sein Gebiet betrifft, kein Opfer, jedenfalls kein wesentliches, vorausgesetzt allerdings, daß ihm die elsass-lothringische Frage als genau so erledigt gilt, wie sie für uns ist. Und was das Geld angeht, so haben wir den Eindruck, als wenn die negative Kriegsschädigung, die Frankreich zahlen muß, um die durch den Krieg zur Wüste gewordenen nördlichen Provinzen wieder aufzubauen, im zukünftigen internationalen Wirtschaftsprozess für Deutschland nicht ganz unähnlich einer banalen, in Milliarden auszahlenden Kriegsschädigung wirken wird. Von solchen Einwänden aber abgesehen, sind wir mit Herrn Caillaux einer Meinung: Deutschland ist unbefiegbar. Und ganz gewiß ist es das, was Frankreich betrifft. Auch Herr Clemenceau wird daran nichts ändern können, so daß ihm, wenn er durchaus Tatkraft mimen will, kaum etwas anderes



übrig bleiben wird, als über die Einsicht seiner eigenen Landsge-  
nossen Siege davonzutragen. Unter allen Umständen dürfte das  
leichter sein; vielleicht ist aber selbst solch heldenhaftes Streben eine  
Ueberschätzung der Kraft, die Herrn Clemenceau und seinen Wahn-  
genossen geblieben ist. Der Rachezug gegen Caillaux und die  
vermeintlichen Defaitisten wird sich bald als eine katastrophale  
Barometerablesung enthüllen. Und das dürfte die einzige Ent-  
hüllung sein, die bei all den Prozessen und Affairen des armen  
Frankreich Bedeutung bekommt. Selbst wenn es dem alten  
Grimmbart gelingen sollte, auf den Verräter Caillaux die Flinten  
der republikanischen Senker richten zu lassen: diese Schüsse würden  
gleichfalls nichts anders sein als ein grotesker Trauersalut, hin-  
übergeschickt über das Grab des Herrn Clemenceau und des seinem  
Geiste verwandten Teiles von Frankreich.

Es wäre nun sehr schön, könnte man Deutschland von der-  
artigen sich selber grabsalutierenden Toren freisprechen. Leider  
ist dem nicht so. Auch wir tragen schwer an blindwütenden Fana-  
tikern, an Leuten, die das Mittelbing wie die Pest scheuen und  
Verräter in Allen wittern, die nicht so möchten, wie sie gern wollen.  
Die Deutsche Tageszeitung hat gut reden: „Die Beschuldigung  
des Pazifismus und des Defaitismus ist in Frankreich noch billiger  
als in jedem andern Lande.“ Die Deutsche Tageszeitung und die  
ihr nahestehenden Kreise der Alldeutschen und der Deutschen Vater-  
landspartei sind es ja grade, die solche Beschuldigung des Pazi-  
fismus und des Defaitismus auch in Deutschland noch immer  
billig genug sein lassen. Es gehört zu den alltäglichen Liebens-  
würdigkeiten, mit denen diese „besten“ Deutschen uns Uebrige und  
im besondern die Reichstagsmehrheit, aber nicht weniger die Regie-  
rung, einst die des Herrn von Bethmann, jetzt die des Grafen  
Hertling, belegen: daß sie von Landesverrättern und von Verführern  
zu einem Hungerfrieden und andern Schändlichkeiten reden. Wie  
dies bis zum Kollaps der kalte Monomane Reventlow Tag für  
Tag tut und doppelt und unbekümmerter seit dem Beginn der  
deutsch-russischen Waffenstillstandsverhandlungen, in Insulaner-  
springen aber, da er durch das deutsch-englische oder englisch-  
deutsche Septembereperiment erfuhr, daß das politische Ressort  
seine Selbständigkeit zu wahren entschlossen ist.

In einer Versammlung der Vaterlandspartei im Kreise  
Hirschberg ist eindeutig genug von der Bestechlichkeit der Abgeord-  
neten gesprochen worden. Die Alldeutschen Blätter fanden für  
die letzte Rede des Reichskanzlers keine andre, wie sie selber sagen,  
„widerliche Bezeichnung“ als die „schleimiger Wendungen“, und  
sie fügten hinzu, daß aus des Kanzlers Rede keine Stelle als  
Grundlage für eine aufbauende völkische Politik zu entnehmen ge-  
wesen wäre, daß aber grade dadurch kein nationaler Politiker hätte  
enttäuscht werden können. Die alldeutsche Monatschrift ‚Deutsch-  
lands Erneuerung‘, die den Anspruch erhebt, wissenschaftlich ernst

genommen zu werden, schwelgt in jeder ihrer Nummern in Be-  
weisen für den Defaitismus des Reichstags und der Reichsregie-  
rung. Um den Reichstag zu kennzeichnen, wird zitiert: „Wenn  
Gott ein Volk strafen will, stellt er einen Haufen Schwächer an  
seine Spitze.“ Dann wird gefragt: „Wie weit muß man sich  
eigentlich blamieren, um als Reichstagsabgeordneter unmöglich  
zu werden?“ Für die Reichstagsabgeordneten gibt es diese Be-  
zeichnungen: Wichtigmacher, Friedensjobber, Heroftraten, grund-  
satz- und charakterlose Schieber. Es erfolgt die Feststellung, daß  
bei uns „Lüge und Heuchelei im Bunde mit Vaterlandsverrat  
die Führung behaupten“, und daß unsre „im Ausland längst als  
Feigheit gebrandmarkte Nachgiebigkeit den größten Teil der Schuld  
am Weltkriege trägt“. Als Befehl wird ausgesprochen — wahr-  
scheinlich um zu beweisen, daß die Vaterlandspartei wirklich und  
wahrhaftig sich um innere Politik nicht bekümmere, ja daß  
sie, wie die alldeutschen Zeitungen den nur für Gerechtigkeit sor-  
genden preussischen Innenminister nach dessen Zurückweisung der  
frechen Interpellation im Abgeordnetenhaus wissen ließen, über-  
haupt keine Politik treibe, sondern nur Patriotismus —: „Nicht  
nur eine Ueberschauung der Regierung, sondern vor allem auch  
eine scharfe Kontrolle der Abgeordneten im Kriege erscheint drin-  
gend erforderlich, und ein gesetzmäßiges Organ dafür in der Ver-  
fassung vorzubereiten wäre eine schöne Aufgabe für die Vater-  
landspartei. Liebäugeln mit vaterlandsverräterischer Gesinnung,  
und sucht man sie noch so sehr in ein ‚Martyrium‘ umzulügen,  
sollte jeden unfähig machen, das Abgeordnetenamt zu bekleiden.“  
Wobei dies „sollte“ wohl zu beachten ist. Wenn das alles aber  
noch nicht hinreicht, um zu beweisen, wie sehr die Alldeutschen in  
ihren verschiedenen Verkleidungen darauf aus sind, in Deutschland  
nach dem Rezept des Herrn Clemenceau und seiner Verzweiflungs-  
kumpane auf Landesverräter zu pürschen und Affären zu konstru-  
ieren, dann mag eine sehnsüchtige Aufforderung der Berliner Neue-  
sten Nachrichten, an deren Alldeutschtum wohl nicht gezweifelt werden  
wird, hinlänglich Klarheit schaffen. Am dreizehnten Dezember  
vergeudete dies von der am Kriege schwer verdienenden Schwer-  
industrie bezahlte Blatt ein immer noch zu reichliches Papier also:  
„Grade jetzt kommt uns die Kunde, daß der frühere französische  
Minister Caillaux strafrechtlich verfolgt werden soll, weil er sich  
eines Anschlags auf die Sicherheit des Staates dadurch schuldig ge-  
macht habe, daß er eine flammende Propaganda getrieben habe.  
In Wahrheit ist Caillaux lange nicht so schuldig wie die Flamm-  
macher des neunzehnten Juli in Deutschland. Wären sie Abge-  
ordnete in Frankreich oder England, so wäre ihnen schon längst  
das Urteil gesprochen worden, das sie verhindert hätte, weiterhin  
die Sicherheit des Staates zu gefährden. Doch anders ist es bei  
uns, wo die Regierung sich für verpflichtet hält, mit den deutschen  
Defaitisten gemeinsame Sache zu machen . . .“ Die Nachahmung  
französischer Verfallsmethoden wäre gewiß längst komplett, wenn

nicht in Deutschland Reichsregierung und Volksmehrheit gemeinsam mit der Krone sich allen derartigen ebenso kindischen wie böseartigen Absichten entgegenstellten. Das eben kennzeichnet ja gerade Deutschlands Kraft und sieghafte Sachlichkeit, daß in England und ganz besonders in Frankreich die politische Hysterie die Regierungskreise und wohl auch (wenigstens zur Zeit) die Mehrheit des Volks infiziert hat, daß aber bei uns nur gewisse Gruppen, die zwar laut und ohne Zweifel nicht ganz einflußlos sind, die aber doch in keiner Weise maßgebend die Führung der deutschen Politik zu beeinflussen vermögen, die politische Vernunft egalweg totzuschlagen versuchen. Sie werden dies erfolgreich nicht tun können, solange die Voraussetzung besteht, unter der allein sich Das vollenden kann, was Deutschland für seine Zukunft braucht. Diese Voraussetzung ist die Uebereinstimmung der Mehrheit des Volks und der Mehrheit des Reichsparlaments mit der Reichsregierung und dem Kaiser. Da aber nicht anzunehmen ist, daß an diesem Zustand sich in absehbarer Zeit etwas Grundfäßliches ändern wird, so dürfte sich schließlich für die Schimpfstanonaden der Alldeutschen und ihrer Vaterlandspartei das gleiche Urteil ergeben, unter dem früher oder später, wahrscheinlich aber bald, Lloyd Georges Furcht vor dem Mittelding und Clemenceaus perverse Sucht, Verräter zu jagen, zusammenbrechen müssen: Geräusche über die eigenen Gräber hinweg.

---

## Rathenau und die Massentaufe

von Fritz Harold Sohn

Immer wieder taucht in Deutschland, lodend wie das Pfeifen des Rattenfängers von Hameln, der Vorschlag einer Lösung der Judenfrage durch die Massentaufe auf. Dem letzten, von Curt von Trübschler-Falkenstein unternommenen Versuch dieser Art ist Waltherr Rathenau, der sich in allen Gassen bewegt, in einem offenen Briefe entgegengetreten, den er, selbstbewußt und etwas spielerisch, eine ‚Streitschrift vom Glauben‘ nennt (und als Broschüre bei E. Fischer erscheinen läßt). Es ist gewiß verdienstlich, daß er sich — stolzer und treuer als viele seiner Klassen-genossen — schützend vor seinen Glauben und seine Glaubensgenossen stellt; aber die Anerkennung seiner Ueberzeugungstreue darf nicht hindern, seine Entgegnung schief und unzureichend zu heißen.

Zunächst: ist denn die Judenfrage überhaupt ein Streit um den Glauben? Rathenau selbst hält sich nicht dafür, sonst würde er nicht ihre soziale und politische Seite betonen. Er begeht daher einen schweren Fehler, wenn er die Glaubensfrage zum Inhalt seiner Antwort macht; Konzidiert er doch damit dem Gegner Voraussetzungen, die er hätte als Behauptungen bestreiten müssen. Statt zu prüfen, ob überhaupt ein Recht besteht, die Befehrung zum Christentum von den deutschen Juden zu verlangen, und

ferner, ob die Bekehrung gegebenenfalls überhaupt den gewünschten Erfolg haben könnte, vergleicht Rathenau den Wert der jüdischen und christlichen Religionen nach ihrem dogmatischen, ethischen und mystischen Inhalt, offenbar von dem gerechtigkeitsübertreibenden Streben geleitet, den Gegner mit dessen eigener Waffe zu schlagen. Er stellt den christlichen Dogmen den dogmenfreien Monotheismus des Judentums gegenüber und erkennt diesem nicht nur Existenzberechtigung zu, sondern kommt zu dem Ergebnis, daß mit der Religiosität des modernen Menschen nur noch der jüdische Glaube sich vereinen lasse. Und mit dieser innerlichen Gleichberechtigung fertigt er Trübschlers Bekehrungsversuch ab. So überzeugend und gelehrt Rathenaus Antithese der Religionen ist: an der Judenfrage schießt diese Beweisführung völlig vorbei. Denn wenn sie falsch wäre: wen darf einem Staatsbürger seinen Glauben deshalb nehmen, weil er keine Daseinsberechtigung mehr hat? Der Grundsatz der Gewissensfreiheit hebt ja grade die Neuzeit vom Mittelalter ab. Und weiter: würde die Judenfeindschaft etwa verschwinden, wenn sämtliche deutschen Christen zum Judentum oder alle deutschen Juden zum Christentum überträten? Unter Atheisten gibt es mindestens so viele Antisemiten wie unter Frommen. Die Judenfrage ist überhaupt keine religiöse Frage, nicht einmal nebenbei, und wer die Judenbekehrung fordert, tut dies im Unverstand oder aus Herrschsucht. Ihn durch einen theologischen Eventualbeweis schlagen, heißt: die Klarheit des Problems durch Hineintragen unerheblicher Momente trüben und seine Lösung verzögern. Daher erinnert Rathenaus Streitschrift an den Budligen, der, als Herrenreiter unter dem Vorwand, daß er nicht blond sei, zurückgewiesen, die Lizenz durch den Beweis erzwingen will, daß sich schwarzes Haar für einen Rennreiter viel besser eigne. Wie es diesem Budligen nur nützt, wenn er jene Begründung als Ausrede zurückweist und immer wieder hervorhebt und beweist, daß man auch mit Buckel reiten kann und nicht zurückgewiesen werden darf, so kann dem deutschen Juden nur der Hinweis auf die wahren Kernpunkte der Judenfrage nützen. Diese liegen aber, wie auch Rathenau sehr wohl weiß — sein Aufsatz: 'Staat und Judentum' tut es dar — nicht im Religiösen, sondern in dem unseligen Irrbegriff der Rasse, der selbst keine Geister aller Religionen umnebelt. Er ist umso gefährlicher, als seine Herrschaft eine in der Gesetzgebung nicht begründete, rechtswidrige Tatsache ist, die ihre Kraft aus dem preußischen Konservatismus und seiner Verwaltungspraxis saugt. Für die Verfassungsgesetzgebung Preußens und des Reiches, die auf den Gedanken von 1789 und 1848 beruht, gibt es keine Rassenfrage und deshalb auch keine Judenfrage. Sie kennt keinen Qualitätsunterschied zwischen den Angehörigen der Religionen und Rassen, soweit sie Reichs- und Staatsangehörige sind. Jeder Preuze und jeder Deutsche hat die volle Freiheit seiner Religionsübung und die volle Gleichberechtigung in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung.

Wenn tatsächlich in der Zugehörigkeit zu einer Rasse oder Religion ein Qualifikationsdefekt erblickt wird, so widerspricht dies dem Wortlaut und Sinn der Staats- und Reichsgrundgesetze. Deutscher und Preuße ist nicht, wer einem christlichen Bekenntnis angehört, oder dessen Altvorderen nachweislich schon an der Elbe gegessen haben, sondern jeder, der im Besitz der deutschen Reichs- oder preussischen Staatsangehörigkeit ist, mögen seine Eltern auch Chinesen oder Papuas gewesen sein. Der moderne Staat — und das sind das Deutsche Reich und auch Preußen nach ihrer Gesetzgebung — berechtigt seine Bürger nicht nach mythischen, nebulösen Begriffen, sondern nach der nüchternen Formel des Bürgerbriefs. Jeder Brauch, der hiergegen verstößt, ist rechtswidrig, und deshalb ist der Kampf der deutschen Juden nichts anderes als ein Kampf ums Recht, und zwar nicht um ein erst zu schaffendes, sondern um die Anwendung bereits bestehender Gesetze gegen die bewusste Rechtswidrigkeit einer brutalen Verwaltungspraxis.

Das sind Binsenwahrheiten; aber Trübschlers Vorschlag lehrt, daß sie immer wieder gesagt werden müssen. Denn worauf anders läuft er hinaus als auf die lückenlose Durchführung des mittelalterlichen Satzes: cuius regio illius religio? Aber die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens und des Westfälischen Friedens gelten im neuen Deutschen Reiche nicht mehr, sondern der Grundsatz der Parität. Wenn Deutsche mit gutem Gewissen Mitbürger anderer Rasse oder Religion zurückschicken wollen, so müssen sie schon die Reichs- und Staatsgrundgesetze ändern. Solange ihnen das nicht gelingt — und es wird nicht gelingen, die Weltgeschichte läuft nicht zurück — und solange die Zurücksetzung andauert, solange ist das Streben der deutschen Juden nach Gleichberechtigung nicht ein Streit um den Glauben, sondern um die Anwendung eines Rechts, das sie mit der göttlichen Gerechtigkeit im Einklang wissen. Das ist es, was Walther Rathenau Herrn von Trübschler-Falkenstein hätte sagen müssen.

---

## Troški von Franz Rudolph

Wenn die Spannung in der Elektrifiziermaschine wächst, so hört man an den Polen die noch gefesselten Ströme leise und unruhig summen, rauschen und knistern, aber noch ist die Kraft nicht groß genug, den befreienden Funken durch die Luft zu senden. So drang ungewisser Wirrwarr von Stimmen aus dem russischen Reich, bis endlich eine Stimme die große Mauer von Schweigen durchbrach, die zwischen den Nationen ist, und den Nebel giftiger Dämpfe zerteilte. Die russische Revolution hatte einen Mann emporgetragen, der, alle Umwege verschmähend, die Luft selbst zum Boten seiner Gedanken machte. Sie aber gehörte ihm und schwemmte diese Flaschenpost vom andern Ufer zu uns; und den Fünkturm von Rauen empfing seine Worte und machte sie Allen vernehmlich.

Sie waren stark, groß und deutlich; es waren Worte, die einem willig mit fast einfältiger Gebärde ihren Sinn darboten; jeder mußte sie begreifen, denn sie waren so einfach wie die Sehnsucht aller Menschen, die mit so vielen Argumenten täglich aufs neue erstickt werden muß. Sie waren offen, und auch der wachsamste Argwohn konnte bei ihnen nicht die Hintertüren entdecken, die überall aufzuspüren leider der Beruf vieler Leute ist.

Wer ist das, dieser Mensch, der mit so herrischer Gebärde dem Kriege — diesem Kriege, der sich selbst immer wieder von neuem gebiert — Halt gebietet?

Keiner weiß es genau, und selbst der findigste Reporter versagt. Nur das scheint festzustehen, daß es ein Jude ist, um den in diesem Augenblick alles Geschehen kreist; ein Jude, der zu den Einsichten vieler seiner Stammesgenossen die Entschlossenheit und die Macht besitzt, sie zu verwirklichen.

Und fast scheint er in die Reihe Derer zu gehören, die so lange in allen Ländern von den weisen Leuten jeden Alters zurüdgehoben und verlacht wurden, weil sie es wagten, sich unbeirrt und unbeirrbar zu ihrem eigenen Fühlen zu bekennen; die mit hohem Eigensinn glaubten, daß die Gesetze des Geldes sich den Gesetzen des Herzens unterzuordnen haben. Es gibt ja genug Menschen, deren waches Bewußtsein der Lage nicht durch Zahlenreihen einzuschläfern, deren Denken nicht durch dicke Bücher zu verwirren ist. Wahrscheinlich hat man sich, wie über sie, so über ihn früher lustig gemacht und ihm klipp und klar bewiesen, daß er überhaupt nichts von den Dingen verstehe, die er jetzt nach seinem Willen und dem seiner Freunde von Grund auf umgestaltet. Und vielleicht — das aber ist die ausschweifendste Hoffnung — versteht er wirklich nichts davon (in dem Sinne, wie Tischler und Professoren ihr Fach verstehen), sondern wird von einem Daimonion geleitet, das ihn, anders als das Sokratische, nicht nur vor Fehlern warnt, sondern ihm den Weg weist, den er zu gehen hat.

Wir wissen es nicht, wissen nicht, was aus ihm werden, ob ihn der Strudel, der ihn so jäh emportrug, rasch wieder herunterziehen wird. Wir können nicht absehen, ob er nicht bald Dinge tun wird, die sein Bild ändern oder entstellen; ob unser Urteil über ihn, wenn wir die Züge seines Gesichtes genauer betrachten können, dasselbe sein wird wie jetzt, da wir nur den Umriss seiner Gestalt sehen.

Was aber auch geschehen möge: diese herrische und große Gebärde, mit der er das Schicksal des Krieges von seinem Land fortzuschieben suchte, wird unvergessen bleiben. Und wäre nicht begreiflicher Weise das Fraternisieren verboten — Unzählige würden sich vielleicht aus ihrer Stummheit heben und ihm zurufen: Wir grüßen Dich — Dich, Trocki, Kamerad . . .

# Zum Problem der Demokratisierung

von Moriz Goldstein

III.

Aus einer fast unbegrenzten Regierbarkeit des deutschen Volkes hat sich die Erkenntnis, daß der Macht die Machtkontrolle entgegengesetzt werden müsse, in den Kriegsjahren überraschend entwickelt. Demokratisierung, Parlamentarisierung werden als Universalheilmittel empfohlen. Allein wenn es echte Demokratie gibt — mit der bloßen Form und Konstruktion der Staatsmaschinerie ist sie nicht zu verwirklichen. Die Aufgabe, die hier vorliegt, ist vielmehr ein Erziehungsproblem. Das, was geändert werden muß, damit Macht sich nicht überhebe, ist die Gesinnung, aus der heraus befohlen wird. Und die Gesinnung, die dem des Herrschens Gewürdigten ansteht, heißt: Achtung vor der Menschlichkeit Dessen, dem er befehlen soll. Wer nicht den allertiefsten Respekt, ja, wer nicht Ehrfurcht hegt vor der fremden Persönlichkeit und ihrem Eigentwillen, Eigendenken, Eigenfühlen — der wird der Gefahr der Selbstüberschätzung im Befehlen nicht entgehen, der soll folglich nicht befehlen dürfen. Die Begriffe des Vorgesetzten und des Untergebenen, anmaßend nach der einen Seite, demütigend nach der andern, müssen aus Köpfen und Herzen gerissen werden. Wer zur Macht berufen ist, dem muß das Befehlen schwer fallen. Das Bewußtsein muß in ihm lebendig wirken, daß jedes menschliche „Du sollst“ einen Eingriff in das fremde „Ich will“ bedeutet, daß durch jedes Gebot und jedes Gesetz die Freiheit der Person gestört, ihre Würde verletzt, ihre Menschlichkeit gedemütigt wird. Wer befehlen muß, soll nur das schlechtweg Notwendige befehlen, niemals Dinge, die so, aber auch anders gemacht werden können, niemals etwas aus bloßer Laune, aus Neigung zum Uniformieren oder gar aus Lust am Befehlen. Korporalnaturen seien gebrandmarkt, Korporalsgelüste ausgetilgt wie Spuren perverter Erotik. Der Geist, in dem ein Mensch das Göttergeschenk der Macht in seine Hände nimmt, sei Humanität, sei Geist von jenem Geiste, der, in Lessings Nathan, in Goethes Iphigenie, in Schillers Don Carlos, vor allen Völkern dem deutschen Volke verkündet worden ist.

Allein damit ist es noch nicht getan. Die neue Gesinnung des Befehlens fordert als Ergänzung eine neue Gesinnung des Gehorchens. Als Ergänzung, aber zugleich als Voraussetzung. Regiert soll werden nicht mehr mit Hilfe eines demutvollen Untertanengefühls, sondern auf der Grundlage einer sehr bewußten, sehr stolzen, sehr verletzbaren Staatsbürgergesinnung. Daß jeder Einzelne, der Kleine wie der Große, der Arme wie der Reiche, der Arbeiter des Kopfes wie des Leibes, für sein Teil Staat sei, als solcher Anteil an der Macht und Würde des Staates habe, und daß folglich durch Einschränkung seiner persönlichen Freiheit der

Staat verletzt und gekränkt werde: dieses lebendige, instinktgewordene, nicht mehr auszutilgende Gefühl ist der eigentliche Inhalt und das Ziel jener Erneuerung, die hier verlangt wird. Mit Ungehorsam und Widerspenstigkeit hat eine solche Gesinnung gar nichts zu tun, und wenn sie nicht die Achtung vor der Staatsautorität erhöht, so taugt sie wenig. Wohl aber wird sie die lämmmerhafte Regierbarkeit ändern auf dem Wege, daß jeder in Amt und Macht Eingesezte dieses Bewußtsein der staatsbürgerlichen Würde des Einzelnen mitbringt und als eine unablässige Kontrolle und Gewissensprüfung seines Machtgebrauchs in sich trägt. Die Art seines Befehlens und Verordnens wird sich nach Gesinnung und Form ändern, nicht weil er Kritik und Widerstand der Masse fürchten muß, sondern weil er sich schämen würde, der staatsbürgerlichen Persönlichkeit ohne jenen Respekt nahezutreten, auf den er, als Bürger desselben Staates, gleichermaßen Anspruch hat und erhebt.

(Schluß folgt)

## Parlamentarier von Erbe

II.

### Heydebrand

Nur bei extremen Parteien findet man Polemiker in Führerrollen oder Führer, die scharfe Auseinandersetzungen mit Umgebung lieben. Das ist bei Heydebrand so. Neuerlich unterscheidet er sich ungemein von der Masse seiner Leute. Nichts von der hohen Gestalt der Junker, deren Ahnen in Kampf, Spiel und körperlicher Übung herangewachsen sind, nichts auch von den kräftigen Leibern konservativer Handwerker, Bauern und Pastorenöhne. Ein kleines Männlein mit großem Kopf und überhoher Stirn, scharf umbiegenden Schläfen, grauem Bart und lebhaften schwarzen Augen; mit Händen, die jedes Wort begleiten, wenn sie sich nicht in den Hosentaschen aufhalten; das Sprechen sprudelnd, fast sich überstürzend und sogar beim s etwas anstoßend — wenn manche jüdischen Rechtsanwälte wie Feudale aussehen möchten: dieser Junker könnte ein jüdischer Rechtsanwalt sein. Und da die Vorkämpfer der preußischen Konservativen nicht selten Juden waren, drängt einem auch der Fanatismus Heydebrands einen gewissen Verdacht auf.

Im Reichstag ist er fast verstummt, seitdem ihm Bethmann damals bei Marokko, in der letzten Sitzung des Blokreichstags, zurief: „Der Starke braucht das Schwert nicht immer im Munde zu führen“ — und seitdem die Wahlen von 1912 Heydebrand die Quittung gaben für das Wort von dem Portemonnaie der Besitzenden, das man nicht dem demokratischen Parlament ausliefern dürfe. Nur im Landtag ist er noch der große Mann und leitet jetzt den Verschleppungskampf gegen das gleiche Wahlrecht. Er weiß, warum. Es geht ums Ganze.



# Ernst Barlach, Bildhauer und Dichter

von Dora Wentscher

Als wir vor einer Reihe von Jahren Barlach den Holzbildhauer zum ersten Mal sahen — diese geballte, bäurische Wucht, diese übertriebene Sachlichkeit der Form —: da gab es einen unwillkürlichen Ruck des Zurückweichens, ja, der Abneigung in uns. Mit dem zweiten Blick waren wir gefangen. Wir mußten, dieser unerhört kompakten Gedrungenheit der Darstellung gegenüber, begreifen, daß hier ein Wille am Werk war, fähig, den ungewöhnlich starken und jähen Anprall eines ganz eigenen Weltgefühls in ganz eigene Form zu pressen. Ich muß gestehen, daß ich vor neuen Arbeiten dieses Ernstens fast jedes Mal wieder den ersten Ruck der Abneigung zu überwinden habe. Da sah dreimal dieselbe Frau, roh und schwer aus Holz gebildet. Das sollte eine Gruppe sein und nannte sich: 'Singende Frauen'. Aus dem Gefühl der Antipathie gegen einen solchen Grad der Vereinfachung, der mir im Augenblick roh und leer erscheinen wollte, erhob sich auf einmal ein gerührtes Staunen: ich sah, daß diese Frauen wirklich singen; sah, daß sie das Glück des Singens selber sind; sah, daß in der Art, wie ihre schweren arbeitsgewohnten Leiber vertraut gegeneinander lehnten, ein Rhythmus befreienden Gesanges atmete; sah, daß sie unbedingt grade alle drei dasselbe Gesicht haben mußten, daß sie auch unbedingt drei sein mußten — sie waren der Acker, von dem Dank aufsteigt, sie waren die schwere dunkle Erde, aus deren aufgewühlten Wellenfurchen Gesang herausbricht.

Gebundene, Gedrückte, Gefesselte, die heraustreten können, könnten, möchten oder wollen sind alle Gestalten Barlachs, die gemeißelten und die gezeichneten. Bei Paul Cassirer sahen wir im November viele von ihnen vereinigt. Da stand der 'Schwertzieher' in seiner kolossalen Art gegen die Luft: höchst gelöst, frei, geschwungen, pathetisch — und höchst gebunden, fest, bedingt. Ein lutherhafter Geist, ein protestantischer Wille, „ein Leib und Seele“. Und der Spaziergänger: Mann, Geist, Wille, Selbstbewußtsein, kurz vor der Grenze des Erstarrens, bäurischer Hochmut, Trotz einer jahrhundertschweren Tradition in einem massiven Männerleib, der gegen den Wind geht. Aufrecht, vorgestreckten Leibes, die schweren Hände ins Kreuz gestemmt. Es ist kaum mehr Wind — Sturm ist es, der ihm entgegentwüdet. Wie kam Sturm um dies schwere Holz? Können erdschwere, massige, kaum gegliederte Holzfiguren mit einer scheinbar rohen Oberfläche die Vision erregter Atmosphäre, stürzender Wolken und Wettergüsse, den Eindruck aufgewühlter Elemente hervorrufen? Barlachs Holzgebilde können es. Sie können noch mehr: sie geben den Kampf gegen die Elemente, und sie lassen ahnen, daß dies alles nur ein schwacher Widerhall ist von dem Anprall furchtbarer Mächte, die in der Seele des Menschen gegen einander aufstehen und rasen. Barlachs schwere Kerle stehen gedrückt, unfähig, von innen und außen bedrängt, aber nicht zu

Boden geworfen: sie stehen und ballen flobige Fäuste. So werfen die beiden härtigen Fischer mit zurückgebogenen Leibern ihre stumpfen gedrunghenen Gesichter wilden Schrecken entgegen, die über ihnen drohen. Sie haben von dem Sturm um sich, der in Shakespeares entfesselten Mächten tobt, da Wahnsinnige und Könige miteinander in Höhlen taumeln, sich zu bergen. Und dann die Schlafenden. Der Schlaf ist es, der den scheuesten Dingen der Tiefe ans Herz rührt, sie kühn und qualvoll laut werden läßt. Im Schlaf bildet Barlach die Menschen, er sieht den Alb vor ihren Betten hocken und ihre müdgequälten Stirnen schwer beschatten. Aber er sieht auch den Geist Gottes über der niedrigen Bettstatt schweben, groß und unnenmbar erhaben, unendlich fremd und tief vertraut, und statt der dumpfen Decke einer Bodenkammer wölbt sich auf einmal ein schöner Himmel dunkel über dem Schläfer.

Wer wissen will, wie es in Barlach aussieht, der betrachte den ‚Einsamen‘, diesen Stillen, der die Füße seitlich nebeneinander ziehen wird, wenn er geht, Den, der die Flamme seines Lichts mit seiner großen Faust zu decken sucht, damit die Seelen, die er beschleicht, wenn Schlaf sie wehrlos macht, nicht etwa laut ausschreien und Kinder und Tiere aus ihrer Ruhe scheuchen. Barlachs Geist ist dieser Einsame, der vorgebeugten Hauptes erschrecklich langsam geht, voll Mißtrauen und Hohn gegen sein eigenes verkrochenes Denken, das in der Nacht umgeht, angstvoll atmender Späher, tief voll Skepsis den finstern Dingen zugewandt, den lichtscheuen Leiden und Lüsten Derer, die auf und unter der Erde, auf dem Acker und in den Kellern, in Gewölben und schwarzen Erdgeschossen sich bergen, wo der kärgliche Strahl, der vom Leuchter kommt oder vereinzelt durch die Ritzen des Gebälks sich stiehlt, die Dunkelheit nur tiefer fühlbar macht.

So war mein Eindruck, als ich zu Cassirer kam. Ich hatte eine Zeichnung gesehen: einen jungen Mann mit gerafftem Mantel, der mit einer Miene unsägliches Leidens sich gegen das All zu stemmen scheint — er kann dahin nicht kommen, wohin seine Augen gequält vorausseilend beinah schon dringen! Und eine Mappe mit Stein- drucken, auf der gedruckt stand: ‚Der tote Tag‘, Drama von Ernst Barlach. Aus dieser Mappe glaubte ich Barlach verstanden zu haben. (Blätter, die keine Seitenzahlen, keine ersichtliche Reihen- folge haben, ‚Drama‘ zu nennen, hielt ich für eine neumodische Koketterie des Herrn Verlegers.) Ich konnte über diesen absonder- lichen Untertitel nicht nachdenken, denn schon das erste Blatt, das ich in die Hand nahm, riß zu tiefer Anteilnahme hin und der Ober- titel ‚Toter Tag‘ erwies sich als genial zutreffend. Hier war nicht Nacht, obgleich alles im Dunkel sich abspielte, qualvoll aus dem Finstern heraus gehoben: es war gemordeter, erwürgter, erdroffelter Tag. Blätter von einer Schwärze des Erlebens, von einer Raserei finsterner Ergriffenheit, die an Goya mahnte. Fast alle aus dunklem Grunde gearbeitet, mit einer dickstrichigen Manier, die ganz und gar Barlachs Behandlung der Holzoberfläche gleicht. Eine wüste, starke,

ungefällige Art, wie sie auch den Vorwürfen entspricht. In dunkeln unterirdischen Kammern, zwischen Sparren und Balken, aus denen man Gewürm kriechen sehen würde, wäre die Finsternis nicht so schwarz, zwischen aufgeschichteten Kisten und Truhen, unter Wölbungen, die sich in endlosen unterirdischen Gängen fortzusetzen scheinen, geschehen lastende Träume der Angst, böse Gesichte, tobt verschwiegene Lust, gären böse Entwürfe, böse Laten. Der Lichtstrahl, der eindringen will, kriecht in sich selbst zurück. Ein Schlafender kriegt, auf Sekunden von dem Ab, der ihn würgte, frei; der hockt auf den Sparren des Bodens, zum neuen Sprunge bereit. Mit lautloser verbrecherischer Eile huschen Suchende an einander vorbei; was suchen sie? Es weht wie von bösen Begierden um ihre im Finstern flatternden Kleider. Einer steht im Dunkel, die Decke des Erdgeschosses dicht über seinem ekstatischen Haupt, den Vater neben sich, der so teuflisch aussieht, wie jener opferstroh und tatentwild. Ein Weib taumelt nach vorne auf ihren Schatten zu, der wie ein grauenvolles Gespenst vor ihren Füßen auf den Boden gefallen ist — ein Messer ist der Faust entzündet. Gedrückte, Gebückte, Finstere. Nirgend's Sonne, nirgend's Licht, nur hier und da ein mit inniger Liebe gezeichnetes Roß auftauchend, das gequält und augenscheinlich gemordet wird.

Was hatte der Künstler mit all diesem sagen wollen? Ich wußte es nicht, aber das blieb gleichgültig: ich fühlte es.

Die Zeitungen brachten die Nachricht: Barlach habe ein Drama geschrieben, Friedrich Rahßler werde es lesen. Nicht ohne Stepsis begab ich mich in die Victoriastraße.

Der Dichter Theobald Däubler las mit lauter Stimme aus einem Manuscript vor, daß Barlach „elementar triebhaft, ureigen“ sei, daß er dies und das von Rodin halte, daß die Gestalten seiner Dramen ‚Der tote Tag‘ und ‚Der arme Vetter‘ nicht so plastisch seien wie seine Holzfiguren und noch mehr anscheinend Richtiges. Ich wurde ängstlich. Grad vor meinen Augen an der Wand dehnte ein Barlach'scher Ekstatischer seine geisteschwangern Glieder, und ich dachte an einen der Steindrucke, auf dem ein halb liegender Alter zu einem Jungen spricht, der versunken sitzt und zuhört, ein Blatt — nicht weniger erschütternd als Rembrandt's ‚David spielt vor König Saul‘.

Was sollte nun von demselben Barlach ein mäßiges Drama?

Aber dann kam Rahßler, und der gefoltete Ausdruck in seinem leidensfähigen edlen Landsknechtsgesicht versprach Gutes. Und nach wenigen Minuten war es deutlich: Barlach ist auch als Dramatiker der Mann, die Abgründe menschlichen Leides, die er ermessen, in Formen, Wortbilder einer ihm eigentümlichen Kraft zu zwingen. Schwer und schleppend geht der Dialog. Das Geschehen ist, daß nichts geschieht — der Bluttrieb wird gemordet, der Lebenskeim erstickt; die Mutter tötet das Roß, das den Sohn ins Leben tragen soll, dasselbe, das der heimkehrende Vater ihm zuführen will. Die Mutter will nicht wie die Wiege sein, die zum alten Gerümpel ge-

worfen wird, ist das Kind erst groß. Vaterlos hat sie es erzogen, um es ganz zu besitzen. Mutter, Sohn, ein Ab, zwei Hauskohlde und ein blinder greiser Wanderer sind die Personen.

Nur ein Beispiel für Barlachs Bildkraft. Der Alte schleppt ein Bündel mit sich, so schwer, daß der Junge entsetzt steht. „Was es sei? Wohl etwas Liebes, Lebendiges?“ „Ja“, sagt der Alte. Und dann ist ein Felsblock im Bündel. Der seufzte einst, vor Jahren, so viel grauenhafter als er selbst, der Alte, daß er vor Scham, seinen Schmerz nicht still für sich allein getragen zu haben, den armen Stein mitnahm und seither bei sich behütet. Der Ab, der Nacht für Nacht gehorchen muß, zum Alten kommen, der ihn ruft, nicht darf er dann auf andern Menschen hocken und sie würgen — der Ab wird fast vom Sohn erschlagen. Aber Mitleid bricht seine Tatkraft, eine Spanne vorm Gelingen läßt er los, und unglückseliger als je leben Beide weiter: der Ab, der quälen muß in eigenen Qualen, und der Junge, den Sporn zu unbekanntem Laten im gärenden Blut, das keine Tat aus der Finsternis der drückenden Balken seines Kinderdaseins lösen kann.

Szenen wie diese können natürlich ungeheuer bühnenwirksam sein, sobald das lächerliche Element, das so leicht den Gespenstern der Rampe sich anhängt, völlig zu bannen ist. Ob aber die nicht einen Augenblick aussehende Suggestionskraft, die Kaffler für diese seinem Geist und Talent zutiefst verwandte Dichtung einsetzte, auf den Brettern zu erreichen ist, scheint zweifelhaft. Die gelungenste Aufführung wird den Eindruck nicht überbieten können, den die Vorlesung machte. Kaffler ließ uns Menschen, Geister und Mächte kämpfen, erbleichen, verfallen und in Grauen des Leidens versinken sehen. Und dazu war von der Reinheit, dem Sebertum in ihm, der Gott war über ihm, der, wenn auch finster und schwer — doch groß! — über allen Träumenden Barlachs langsam und breit dahinfährt; der Christus war gegenwärtig, wie er auf einer Zeichnung Barlachs am Galgenholz hängt: auf zu schwachem Leib ein plumper Bauernkopf, tief über die Augen gedrückt die große Dornenkrone. Keines Menschen, auch keines Gottes ist dieses Antlitz: ein helläugiges, leidendes Löwenhaupt scheint es zu sein, das königlichsie und darum geduldigste der Tiere, im Tode noch hell, durchdringend, klaren Auges, nicht aufgegeben, nicht zedrückt, sondern fähig und imstande, Unermeßliches zu dulden, zu tragen und dabei — Gott zu sein, Tier und doch auch Gott! So ist Barlachs Jesus Christ.

---

## Ergebnisse von Alfred Grünwald

**M**it allen Dingen zu zweit sein können, das ist das Glück der Einsamkeit.

In manchem Zimmer machen Blumen einen gleich widersinnigen Eindruck wie Möbelstücke, die auf der Straße stehn.

Geniale Hirngespinnste sind ungerreichbar.

Es ist sonderbar: Manche Leute werden uns dadurch zum Aergernis, daß sie immer grade Das tun, was wir von ihnen erwarten.

# Wochenbeute

Man höre. Am zweiten Mobilmachungstag führt ein dreiundfünfzigjähriger Gutsherr eine Elisabeth von Valois zum Altar. Weihegesang der sackelschwingenden Dorfkinder; Athmet ihr nicht die holden Bratendüfte?; Pastors Dision von sengenden Feindeshorden. Immerhin hat der Bräutigam noch Zeit, den drei murrenden Mutterstöhnern seinen Anspruch auf einen späten Frühling auseinanderzusetzen. Aus der Gewitterschwüle entlädt sich der Blitz einer Drahttheorderung zur Front. Wem die junge Stiefmutter anvertrauen? Wem sonst als Don Carlos. Fünf Minuten später gibt ihr Geigenspiel dem Hochzeiter das Geleit. Aber die Stimme des Blutes läßt sich nicht übergeigen: während Philipp fürs Vaterland sicht, kommt Elisabeth ihm abhanden. Freilich erfolgt der erste verbotene Kuß nicht früher, als bis der berechtigte Eigentümer auf Urlaub zuhause ist und an dem beliebten Roman- und Dramenorte flagranti die Gelegenheit findet, sich ins Herz getroffen zu fühlen und düster davonzureiten. Elisabeth gehört jetzt dem Carlos. Dem ist begreiflicher Weise zwischen Vater und Stiefmutter nicht recht wohl. Er meldet sich freiwillig zu den Soldaten, sucht Gefahren, hat eine nächtliche Auseinandersetzung mit dem vorgesetzten Erzeuger über Pflichten der Jugend und Rechte des Alters, oder auch umgekehrt, und sucht weiter Gefahren. Allmählich ist's fünfter Akt geworden. Vom Dach eines Hauses fahnden die Unfern durchs Scherenfernrohr auf einen Beobachter, der die gegnerische Batterie verständigt. Vergeblich. Da wird, in den Artilleriekampf hinein, Elisabeth zu Philipp geleitet. Und was kein Scharfblick der erprobten Stäbler gesehen: die liebende Stiefmutter braucht nur zum Scherenfernrohr zu treten, um den Beobachter auf dem Glodenturm einer Kirche festzustellen, in der Don Carlos verwundet gefangen liegt. Zwei Herzen zerreißen. Denn Philipp hat keine Wahl: die Kirche wird abgeschossen. Aber wenigstens hat die Königin, damit er nicht für den Rest seines Lebens an der Erinnerung leide, das Signal zu dem furchtbaren Schuß ihm abgenommen. Und nun wäre vielleicht noch zu sagen, daß die andern beiden Söhne vorher gefallen sind; daß der Vater von jeher um die Zärtlichkeit dieser drei spröden Jungens hat werben müssen; daß der Feind auf den Gutshof dringt, sich in durchaus verbindlichen Formen überaus feindlich beträgt und grade, da die Not am höchsten, von den Deutschen verjagt wird; daß beim Wiederaufbau der niedergebrannten Häuser auch das Familienleben der Landbevölkerung sich nicht von der strahlendsten Seite zeigt und Anlaß zu wehmütigen Betrachtungen über das Verhältnis von Eltern zu Kindern in allen Gesellschaftsschichten bietet; daß wir einem kleinen Leutnantsgelage mit Chorus und Klavierbegleitung beiwohnen; daß ein Spion hereingebracht wird, aber gar keiner ist, sondern, im Gegenteil, ein treuer jüdischer Pferdehändler, der ein Geheimnis des Feindes verrät; daß Don Carlos vom Anfang des ersten bis zum Ende des fünften Aktes ununterbrochen „Brüderlein“ angerufen wird; und daß die ganze Geschichte sich in Ostpreußen abrollt — das alles sage ich noch, und daraufhin möchte ich Denjenigen kennen lernen, der bei der

Bestimmung des Autors einen Augenblick zögert. Dieses Stück Bunt-  
 druck voll Erregung, Spannung, Gemüt, Behaglichkeit, Verbheit und  
 Wig, das aus den Beziehungen der Völker, Geschlechter und Generationen  
 einen groß- und kleinen Theaterkrieg macht: das kann in Deutschland  
 nur Einer dichten, und der — wer hats nicht gewußt, wer hat falsch  
 geraten? — dieser Eine heißt Sudermann. Sollte man, sollte jeder  
 meinen. Und doch ist nicht wahr. Er heißt: Georg Reicke. Man  
 möchte von einem Natur- oder Kunstwunder reden, wo in dieser Tragödie  
 ohnehin so viel von Kunst, Natur und Wunder zu spüren ist: daß ein  
 Mensch die Fähigkeit hat, dermaßen verblüffend die Art eines Neben-  
 menschen zu treffen. Selbst die Szenen- und Situationschläger unsres  
 Bürgermeisters würden unsern Bürgertheatermeister keineswegs kompro-  
 mittieren. Hier ist über Nacht aus einem soliden Kommunalbesitz ein  
 Spekulationswert des Lantienmarktes geworden, jawohl. Und in der  
 Volkshühne wurde meist wacker, von Hartmann und Winterstein mehr  
 als wacker gemimt, und die Zuschauer spalten sich in Klatscher und  
 Zischer. Jene bedankten sich für den literarischen Aufstieg von ‚Volk  
 in Noth‘ zu ‚Blutopfer‘; diese schienen, ungeduldig, statt der Kopien  
 gleich das Original zu begehren. Immer hübsch langsam: auch den  
 letzten Schritt zum Gipfel wird Reinhardt nicht schuldig bleiben.

\*

Als vor mehreren Jahren ein Korrespondent der ‚Schaubühne‘ einen  
 Provinzautor unsanft behandelt hatte, da schrieb mir dieser: er sei  
 nicht gekränkt, beileibe nicht; vielmehr werde er alles daransetzen, mir  
 zu beweisen, daß mein Mitarbeiter ihm zu Unrecht die Bühne habe  
 verbieten wollen. Damit war der Beweis beinahe schon erbracht. Denn  
 um diese natürlichste Antwort auf eine schlechte Kritik zu geben, muß  
 man sich sehr erfreulich von den bequemen Erfolgsjägern unterscheiden,  
 die lostoben, wenn man ihnen die Wahrheit bläst. Es war also wohl  
 nicht Einbildung, daß mir die jugendlich-trozzige Zuversicht Wilhelm  
 Stücklens aus mancher Wendung seiner ‚Straße nach Steinaych‘ ent-  
 gegenklang. Ihr frischer Ton macht ihre Musik. Wer Lothar Schmidt  
 kennt, denke ich ihn temperiert durch Bayern. Der neue Mann formt  
 einen Regierungsassessor, der nur in Süddeutschland möglich ist. Ganz  
 unkorrekt, wie ein lyrischer Dichter äußert der seine Liebe. Aber er hat  
 kein Geld. Und nachdem Diga Sekurius bei einem Hauskonzert, von  
 Tristan-Akkorden erhit, ihn geküßt hat, kühlte sie schnell wieder ab und  
 würde einen Fabrikanten von sechzig Tausend Jahreseinkommen in Be-  
 tracht ziehen, wenn dieser nicht dem schwärmerischen Beamten, der, aus  
 allen Himmeln gefallen, gegen die Göttin von gestern ausfallend wird,  
 duellierenderweise den Untertier zerschmetterte. Jetzt graut der maß-  
 vollen Dame vor Beiden, und sie beschreitet die Straße nach Steinaych,  
 wo ihr das Gut eines Dritten Bewerbers, des Millionärs Schnödigl, Zu-  
 flucht und Brot und Belag und sämtlichen Luxus gewähren wird.

An und für sich eine dagewesene Geschichte. Gelangt nicht, bei-  
 spielmäßig, auf ähnlichem Wege Jettchen Gebert zu Julius Jacoby? Auch  
 bei Stücklen stimmt die Sippe für die beste Partie: aber — und das  
 ist seine Eigenheit — das Opfer unterliegt am Ende nicht der Mutter,

mit der es spielend fertig würde, sondern sich selbst. Dieses Mädchens Gefühl wird vom Verstand überwacht und gelenkt. Sie ist sich jeder ihrer Regungen scharf bewußt und beneidet den Juristen um die Naivität und Unbeirrtheit seiner Zuneigung und um die Kraft, ihr seinen Haß ins Gesicht zu schreien, da die kleinste Hütte fürs glücklich liebende Paar sie minder lockt als ein Schloß in der Steiermark für die nüchternste Zwecke. Sie wird den Männern Martyrium und Schicksal; aber ihr sind die Männer nichts weiter als Episode, und seis eine lebenslängliche. Sie fügt sich gelassen, zur Abwehr zu müde, in die Regeln einer gezähmten Bürgerwelt, eine Hedda Tesman, die sich genau einen Abend lang als General Gablers Tochter geträumt, an dessen Pistole zaghaft geknipst und am nächsten Morgen vorm Weinlaub im Haar eines Siegers den Majoran in Kolomans Küchengarten bevorzugt hat. Ihre Ehre ist ihre Denkreinlichkeit: ihr mutiger Verzicht auf Ausflüchte und Verstecke. Sie leidet unter der Kälte ihres Herzens; aber ihr Gehirn ist nicht wenig froh, diese Klar zu erkennen und zu betrauern. Viga Sekurius ist ein Typus von heute, in Gabriele Reuters guter Familie von einem Vertreter des andern Geschlechts mit den Augen der Neugier gesehen.

Die Augen der Neugier reichen für „eine ernsthafte Komödie“, deren betrüblicher Inhalt nicht lastet, weil Stücklens heitere Menschlichkeit für den nötigen Auftrieb sorgt. Eine lustig verschnörkelte Sprechweise. „Deine Güte ist einsichtslos wie ein Reiserbesen und unbarmherzig wie ein Berggrutsch“, sagt Viga zu ihrer Mutter, bevor sie dieser von Nummer Eins „zur gefälligen anderweitigen Verwendung“ zurückgeben wird. Dann wieder ist der Dialog streckenlang mager, knollenlos, von wohlthuendster Geschmeidigkeit. Manchmal machen die Alltagsätze Halt für Dinge, die man nicht sagt, aber sagen sollte. Nummer Eins wird gefordert. Ein Regierungsassessor, dems fern liegt, zu kneifen. Er tritt vor Nummer Zwei hin und fragt seelenruhig: „Warum? Warum? Von uns Beiden ist Jeder tausendmal mehr wert als Viga Sekurius.“ Die Gegenseite ist taub; und so schlägt er sich denn. Trotzdem: mitten in einem knappen, saubern, unterhaltsamen Dreiaakter hat sich dieser dreißigjährige Autor zwar nicht damit aufgehalten, psychologische Schwierigkeiten zu zerwalken, sondern hat sich begnügt, sie anzurühren, uns Ahnungen zu erwecken und zur nächsten Malice gegen irgendeine Gesellschaftseinrichtung überzugehen; aber er hat sich doch die Zeit genommen, die menschliche Bestie ohne Stimmaufwand zur Besinnung zu rufen. Er ist wahrscheinlich nicht geschaffen, ragende Kirchtürme aufzurichten, die zu ersten eine Luft wäre, wenn man nicht herabpurzeln könnte. Seine Sache sind wahrscheinlich Heimstätten für die bürgerlichen Theaterbesucher auf der Straße nach Steinbach, wo die Tantiemen wachsen. Aber wenn er jede Heimstätte so gediegen zimmert wie diese, lustig, gut unterkellert, mit einem erfrischenden Springsbrunnen und einem Dachgarten, unbehindert von oben ins freie zu blicken: dann verdient er doch wohl, nicht allein zu verdienen, sondern sogar gepriesen zu werden.

Im Theater der Königgräzer Straße merkte man dem Regisseur Meinhard die Freude an, einen neuen Mann zu bringen und liebevoll

zu betreuen. Auch Nummer Eins war einer: Ernst Pöckl, der freundlich an den jungen Clewing erinnert. Nummer Zwei: Paul Otto, dessen sonore Gedämpftheit für die Situationen „über der Situation“ von jeher besser getaucht hat als für Ausbrüche. Nummer Drei, der feine reiche Steinaycher: Reinhold Schünzel, allem Anschein nach vom alten Stamm Friedrich Haases ein letzter Zweig ohne Auswüchse. Fräulein Blaesner sollte gläsern wirken. Am Anfang erschraut man: eine blonde Orska, dank einer gliederwerfenden Affektiertheit und der Sucht, erotischen Kitzel zu plakatieren, ungefähr das Gegenteil der Figur. Da wars bereits eine angenehme Enttäuschung, daß sich langsam eine Tochter Hermine Körners entpuppte, beflissen, für „Briefer“ die Schreibweise „Briewe“ zu propagieren. Aber auch dieser Interpretin war der forsche Stüchlen gewachsen.

## 30904 von Alfred Polgar

Der Oberst Roussel de Pontlaybet, Chef der Musterungskommission für das Arrondissement II von Paris, saß im Musterungslokal und kämpfte gegen den Schlaf. Es war sehr warm in dem niedrigen Raum, roch nach Schweiß und Tabak, und der Regimentsarzt hatte eine Art, die Hände hinterm Rücken gekreuzt, unablässig von den Fersen auf die Zehen und zurück zu schaukeln, die einschläfernd wirkte, wie das immer gleiche Tiktak einer Uhr.

Im Kreidekreis vor dem Arzt stand ein nackter Mensch mit hochgezogenen spitzigen Schultern.

„Fehlt Ihnen was?“ fragte der Oberst automatisch. Dann schlief er ein.

Und träumte.

Er träumte, es sei ihm, da alle Lebenden schon gemustert wären, die Aufgabe zuteil geworden, sich auf den Père Lachaise zu begeben und dort die Drückeberger in den Gräbern zu assentieren. Da saß er also jetzt in der Friedhofskanzlei, ein Totengräber, mit dem Unteroffizierläppchen auf dem Schädel, rief die Assentpflichtigen beim Namen auf, und der Regimentsarzt schaukelte hin und her wie der Federbusch eines Trauerpferdes.

Eine schlottrige Gestalt nach der andern kam ins Zimmer, das Leichenhemd unterm Arm, käserweiß im Antlitz, teils aus Furcht, teils infolge längern Begrabenseins.

„Was ist mit Ihnen?“ fragte der Oberst den dürren Kadaver, der jetzt im Kreidekreis stand.

„Herzschlag, bitte“, antwortete der Assentpflichtige.

„Das könnt' ein jeder sagen . . . Tauglich . . . Der Nächste.“

Der Nächste gab Knochentuberkulose an. In Berücksichtigung dieses Leidens assentierte ihn der Oberst zu den Fliegern.

Dann erschien einer, der nahm respektvollst seine Schädeldecke ab. Und auf dem Berweis, daß er hier nicht zu grüßen habe, sagte er, er wolle bloß zeigen, wie wenig Gehirn ihm sein Tumor ge-



lassen habe. Der Oberst murmelte vor sich hin: „Den nehmen wir zum . . .“ und schrieb etwas in sein Protokoll. Er zeigte dann schnunzelnd das Protokoll dem Regimentsarzt, und der lachte, daß er fast aus seiner Schaukel flog.

Einer trat in den Kreidekreis, der behauptete, Würmer in den Eingeweiden zu haben.

„Das ist eine Kinderkrankheit“, sagte der Regimentsarzt; und der Oberst meinte: „Würmer? . . . hm, hm . . . also natürlich zu den Sappeuren.“

So assentierten sie drauf los. Immer wieder öffnete der Totengräber = Unteroffizier die Türe und ließ aus dem unübersehbaren weißlichen Gewimmel von Figuren draußen eine ins Zimmer schlüpfen.

„Das nimmt kein Ende“, stöhnte der Oberst. Die Angst vor der unermesslichen Arbeit trieb ihm den Schweiß auf die Stirne, das Zimmer drehte sich, die Möbel tanzten, und der Arzt schwang wie ein rasend gewordenes, unten fixiertes Pendel hin und her.

Einer im Kreidekreis sagte jetzt: „Magentrebs“. Er trug das soldatische Ehrenkreuz auf dem Totenhemd.

Der Oberst deutete auf das Kreuz: „Waren Sie schon einmal im Feld?“

„Jawohl“. Pause. Dann, schüchtern: „Magentrebs, bitte“.

„Stimmt“, sagte der Arzt. „Kenne den Mann. Magentrebs, jawohl, entschieden Magentrebs, erinnere mich . . . habe ihn selbst für gesund erklärt.“

Der Oberst hörte nur das „gesund“ und nickte lebhaft mit dem Kopf.

„Erstatte Meldung“, sagte der Mann, und sein Ehrenkreuz wuchs und wurde groß, wie das Kreuz auf dem Kirchturm, „erstatte Meldung, daß ich tot bin.“

„Sagen Sie das bei der Präsentierung!“ rief der Oberst ärgerlich.

Und erwachte. Die letzten Worte hatte er ganz laut gesprochen, der Unteroffizier notierte etwas auf seinem Zettel, und ein nackter Mensch mit hochgezogenen spitzigen Schultern schlotterte zur Türe hinaus.

„Wir sind fertig, Herr Oberst“, meldete der Arzt, stieg aus der Schaukel und strich sich mit einer kleinen, schmutzigen Taschentüchle die Haare an den Schläfen zurecht. „Nummer 30 904. Wollen Herr Oberst gefälligst das Protokoll unterschreiben?“

Oberst Roussel de Pontlavvet unterschrieb. Es war ihm übel.

„Die Ausdünstung der Volkskraft ist erheblich“, sagte er. Beide Herren fuhren dann ein wenig in die ländliche Umgebung der Stadt. Siech auszulüften. „Soll ich durch die Rue Deloppe fahren?“ fragte der Kutscher, „oder über den Feldweg, am Friedhof vorbei?“

„Durch die Rue Deloppe“, antworteten gleichzeitig der Arzt und der Oberst.

### 3. G. G.

Auf die Ausführungen von Lorarius in Nummer 49 ist die folgende Erwiderung eingegangen:

Die Ursachen für die Unbeliebtheit der Z.E.G. liegen nicht im verfehlten System und in Mißgriffen der Leitung, sondern hauptsächlich in der unzureichenden Kenntnis ihrer Aufgaben und Wirksamkeit in den ihr fernstehenden Kreisen.

Der Z.E.G. ist seit Ende 1915 das alleinige Recht der Einfuhr wichtiger Nahrungsmittel aus dem neutralen Auslande übertragen worden. Diese „Zentralisierung der Einfuhr“ mußte gleichzeitig den Gegensatz der inländischen Importeure wie der ausländischen Exporteure hervorrufen. Die Importeure wurden in ihrer freien Berufstätigkeit ausgeschaltet, und den Exporteuren ist es unbequem, daß ihrem Angebot nur ein einziger Käufer gegenübersteht, dessen Aufgabe sein muß, die ausfuhrfreien Waren zu einem möglichst niedrigen Preise zu erfassen. Durch eine große Anzahl von Beispielen läßt sich beweisen, daß die Zentralisierung tatsächlich in den meisten Fällen eine Ermäßigung der Einkaufspreise herbeigeführt hat. Gerade diese Tatsache gibt den ausländischen Exporteuren Anlaß, eingedenk der übermäßigen Gewinne, die sie vor der Zentralisierung bei ihren Verkäufen an den freien Handel Deutschlands erzielt haben, gegen das von der Z.E.G. durchgeführte System anzukämpfen. Es ist daher begreiflich, daß man sowohl aus den Kreisen des inländischen wie des ausländischen Handels Parlamentsmitgliedern und Presse zahlreiche Beschwerden gegen die Z.E.G. unterbreitet, in der Hoffnung, dadurch die eigenen Geschäfts-Interessen zu fördern. Die angerufenen Instanzen würden sich nicht zur Verbreitung dieser Beschwerden hergeben, wenn sie die Arbeit der Z.E.G. in ihrem vollen Umfang erforscht hätten. Aber es handelt sich bei der Zentralisierung um ein neues System, dessen wissenschaftliche Bearbeitung erst der Friedenszeit vorbehalten sein kann, weil die Rücksicht auf das feindliche Ausland die öffentliche Darlegung mancher Geschäftsvorgänge verbietet. Wer die Dinge jedoch genau kennt, muß zu der Auffassung gelangen, daß wohl niemals ein Unternehmen in der Öffentlichkeit mit weniger Recht angegriffen worden ist als die Z.E.G. Wir behaupten nicht etwa, daß jede Kritik, die gegen die Z.E.G. erhoben wird, von Personen ausgeht, die ihr aus Geschäftsinteresse wider besseres Wissen etwas anzuhängen trachteten. Gewiß handeln viele Kritiker im besten Glauben; aber da sie die Vorgänge nur einseitig sehen können, da sie namentlich die Gründe nicht kennen, die die Z.E.G. zu dieser oder jener Maßnahme veranlaßt haben, so kommen sie zu einem ungerechten Urteil. Der Kaufmann, der eine Ware einführen will, erfährt, zum Beispiel, daß er im Auslande größere Mengen erhalten könnte. Die Z.E.G. droht jedoch mit Beschlagnahme, wenn die Ware über die Grenze kommt. Der Kaufmann ist daher der festen Ueberzeugung, daß die ihm angebotenen Mengen der deutschen Versorgung entgehen. Ihm ist dabei unbekannt, daß der ausländische Produzent oder Händler die Ware ihm nur zu einem höhern Preise liefert, als die Z.E.G. dem Lieferanten zu zahlen bereit ist; er weiß auch nicht, daß der Verkäufer gezwungen ist, die Ware nach Deutschland zu exportieren, sodaß er sie an die Z.E.G. zu einem niedrigeren Preise liefern muß, wenn der freie Handel sie nicht erwerben kann.

Auch dem Artikel der 'Schaubühne' liegt dieses Mißverständnis zugrunde. Der J.E.G. sei es gleichgültig, heißt es darin, ob außerhalb der Kontingente viel zu haben sei oder nicht. Sie lasse nur ganz kleine Quanten außerhalb ihrer Kontingente herein. Diese Ansicht beruht auf einer Verkennung der Kontingents-Politik der neutralen Länder. Dänemark unterscheidet, zum Beispiel, zwischen Waren, deren Ausfuhr verboten ist, und solchen, von denen bestimmte Mengen nach Deutschland oder andern Ländern ausgeführt werden dürfen. Waren der ersten Kategorie können unter keinen Umständen über die Grenze kommen; Waren der zweiten Kategorie nur im Rahmen der von der dänischen Regierung festgesetzten Ausfuhrmengen (Kontingente). Außerhalb der Kontingente sind also überhaupt keine Waren zu haben. Nicht ein einziges Kilo kontingentierter Waren kann Deutschland erreichen, ohne daß der Sendung ein Ausfuhrschein beigegeben ist. Es ist daher falsch, wenn in dem Artikel behauptet wird, daß Hunderttausende von Zentnern dem deutschen Volke entgehen und andern Ländern zugeführt werden. Es kann vielmehr von den kontingentierten Waren Deutschland überhaupt nichts verloren gehen, was der freie Handel zum Vorteil Deutschlands erfassen könnte. Dafür sorgt teils die Preispolitik der J.E.G., teils wird es durch bestimmte Abmachungen verhindert.

Ebenso unrichtig ist die Auffassung, daß die J.E.G. infolge eines Mangels an Sachkunde nicht zu so günstigen Lieferungsbedingungen abschließen könnte wie der freie Handel. Gerade das Gegenteil ist richtig. Es versteht sich von selbst, daß ein einzelner Großkäufer in der Lage ist, weit bessere Lieferungsbedingungen zu erhalten als eine Menge kleiner Käufer, von denen ein jeder dem andern Konkurrenz bereitet, wenn er (wie es in der Kriegswirtschaft der Fall ist) weiß, daß er die eingekaufte Ware ohne Schwierigkeiten absetzen kann. Selbstverständlich erfolgt der Einkauf der J.E.G. im Auslande durch Herren, deren Sachkunde erprobt ist. Ebenso selbstverständlich ist, daß in der großen Organisation des Unternehmens genügend Persönlichkeiten vorhanden sind, die die Einkaufstätigkeit nachprüfen. So beruht es offenbar auch auf einem Mißverständnis, wenn in dem Artikel behauptet wird, dänischer Weichtäse sei im September 1917 von der J.E.G. mit der Bedingung sofortiger Lieferung gekauft worden, während die Bedingungen für den freien Handel einen niedrigeren Preis bis Ende des Jahres festgelegt hätten. Gerade um diese Zeit nahm in Dänemark die Milchproduktion ab, und in Zusammenhang hiermit trat eine Steigerung der Butterpreise ein. Es ist daher undenkbar, daß ernste Käseproduzenten angesichts dieser Lage des Marktes sich dazu verstanden haben sollen, größere Mengen von Weichtäse zu einem niedrigeren Preise bis Ende des Jahres fest abzuschließen.

Mögen die Angriffe gegen die J.E.G. meistens auch ehrlicher Ueberzeugung entspringen: völlig unverständlich ist es, daß es noch immer Leute gibt, die der Ansicht sind, die J.E.G. sei ein Erwerbs-Unternehmen, das danach trachte, auf Kosten der Allgemeinheit zugunsten ihrer Anteilsbesitzer Gewinne zu erzielen. Wie oft soll die J.E.G. versichern, daß sie ausschließlich im Interesse des deutschen Volkes arbeitet? Wie oft soll sie erklären, daß sie nicht bestrebt ist, einen Gewinn zu erzielen, sondern nur das ihr anvertraute Kapital nach Möglichkeit zu erhalten? Ist es notwendig, immer wieder zu versichern, daß ihr Ueberfluß dem Reiche zufällt, daß die Ausschüttung einer Dividende oder auch nur eine Verzinsung des eingezahlten Kapitals nicht stattgefunden hat?

Die Oeffentlichkeit sollte endlich ihre Kritik zurückstellen, bis die J.C.B. nicht mehr in Rücksicht auf das feindliche Ausland manches zu verschweigen braucht, sondern einem Jeden, der es wissen will, volle Klarheit gewähren kann. Wenn dieser Zeitpunkt gekommen ist, wird erst eine volle Würdigung ihrer Tätigkeit möglich sein. Für Jeden, der die Dinge nicht bloß aus einseitigen Mitteilungen betroffener Händler kennt, besteht kein Zweifel, daß alsdann die Arbeit der J.C.B. in einem ganz anderen Lichte erscheinen wird.

## Antworten

Kurt Bromberg. Von allen Klagen, die zu mir gedrungen sind, ist die Ihre die beweglichste. „Das Wort ‚Neueinstudiert‘ zog mich an Mozarts Todestag in die Hofoper; und wenn auch allen Mozart-Aufführungen, dank den wachsenden Schwierigkeiten, skeptisch entgegenzusehen ist: hier war ich in naiver Vorfreude und hatte zumindest die szenische Bewältigung der ‚Entführung aus dem Serail‘ erwartet. Wer sich aber in die romantischen Gefilde träumen wollte, in denen Belmonte und Constanze jubeln und klagen, und dann vor den Pappmachs-Angewandten der königlichen Oper saß, der mag sich gefragt haben, ob Mozarts beschwingtes, zauberisches Liebespiel nicht einen bessern Rahmen verdiente. Im ersten Akt: leidlich-nüchterne Provinzrequisiten, die aus den Tagen Botho von Hülfens stammen mögen. Im zweiten Akt müßten wir lachen, wenns nicht zum Weinen wäre: da haut man einen geleimten, kitschig-grünen Botanischen Garten auf, dessen Urzeit-Schlingpflanzen irgendwo hinter der Bühne ihren Ursprung haben und wie ein Laubendach hogig die Szene überwölben. Die Bühne, unverkürzt, läßt Constanze — die an sich schon Liliput-format hat — fast zum Spielzeug zusammenschrumpfen, und die unglücklichen Bewegungen des verängstigten Fräulein Koch erwecken Zweifel, ob im indiscreten Riesenraum ein Mensch oder eine Puppe die Arme hilflos hebt und an die Brust drückt und während der großen Arie automatisch über die Bühne trippelt. Im dritten Akt werde ich an die Einfältigkeit eines Marionettentheaters erinnert. Diesmal schwimmt das leidige Grün wie ein bengalisches Feuer im Hintergrund. Der Zettel müßte verkünden, daß das Mondschein vorstellen soll. Für den technischen Leiter der Hofbühne scheint der Nachthimmel eine einzige Farbe zu haben. Gut, daß man von allem andern nicht viel sieht, aber doch genug, um feststellen zu können, daß diese Dekoration — wie die in den ersten beiden Akten — nach langem Schlaf ihre Auferstehung feiert. Vor ihr mögen die Ahnen am Gendarmenmarkt schon gefessen haben, wenn irgendein rasselndes Ritterstück zur Aufführung kam. Damals war solch ein Unfug noch erlaubt. Heute, wo Max Reinhardt seit mehr als anderthalb Jahrzehnten lehrt, wie man Stücke inszeniert — heute sollte man das alte Gerümpel getrost dem Moder überlassen und, was man vergessen zu haben scheint, auf dem Kalender feststellen, daß wir 1917, nicht 1817 schreiben. Dächte man daran, man würde sich auch ein wenig bemühen, das gesprochene Wort nicht im Tone schülerhafter Deklamation herfagen zu lassen. Das Klänge nach den Gesängen wie hilfloses Stammeln, und Knüpfers-Osmins Lied: ‚Erst geköpft, dann gehangen‘ kann man auch als Wunsch auf ein veraltetes Bühnenwesen beziehen, das so lange geschmäht werden muß, bis man sich endlich entschließt, es einer radikalen Aenderung zu unterziehen.“ Was nicht etwa schwer ist. Denn Sie brauchen nur am nächsten Abend ins Opernhaus zu gehen, um zu entdecken, daß es im-

Bande ist, Ihnen jeden Wunsch zu erfüllen, sobald sich, statt um Mozart, um den Halévy der 'Jüdin' handelt. Und da soll man nicht Antisemit werden!

**Ferdinand f.** Sie haben recht: Es geht nicht länger, daß man die Fürchterlichkeiten, die Carl Sternheim neuerdings als Erzählungen oder Novellen aufstischt, ohne Widerspruch hinnimmt. Der Sieg von Saint Quentin ist längst verwirkt. Weil einem ein paar Komödien geglückt sind, für die wir ihm dankbar bleiben, kann nicht auf die Dauer verschwiegen werden, daß 'Meta' und 'Ulrike' oder 'Brigitte' und ihre Geschwister widerwärtige Spottgeburten sind. Ich würde sie selber köpfen, wenn mir nicht bei ihrem bloßen Anblick grauste. Da kommt mir der 'Vorwärts' sehr gelegen mit einem Bericht über Sternheims berliner Vorlesung: „Er gab Satirisches in seiner kalten, höhnischen Art. Man würde sich das gefallen lassen, wenn hinter den Dingen eine Welt, eine Persönlichkeit stände. Aber das menschliche Ich, das man spürt, ist dürftig, kleinlich und überdies durchaus überheblich. Sternheim leitet das Recht zum Spott nur aus der eigenen Anmaßung ab. Einer ohne jedes Gemeinschaftsempfinden, nur in sein enges, selbstisches Ich eingeschlossen, bespöttelt jedes Gefühl, erniedrigt jeden Gedanken. Sein Witz blendet manchmal; aber er ist kalt. Sein innerstes Wesen ist Lieblosigkeit . . . . . Sternheim erzählt in einem unmöglichen, gekünstelten Deutsch. Seine Darstellungsweise ist unanschaulich, abstrakt. Die Stoffe sind gewaltsam zurechtgerichtet . . . Ein Literat, kalt, lieblos und überheblich.“ Das klingt primitiv, gewiß, wenn man an den Sternheim der 'Kassette' denkt. Aber der neue Sternheim ist nur künstlich unprimitiv, gibt in Wahrheit nichts als Krämpfe der Ohnmacht, und so ungern man den Spießern, die's immer gesagt haben, Waffen liefert: mögen sie diese lächerliche Präziose getrost erschlagen.

**E. L. im Felde.** Sie schildern mir, welch ein Soldat Ihr Kompanieführer bis zu seinem letzten Atemzuge gewesen ist. Haben Sie Dank. Aber ich glaube nicht, daß es in Arthur Westphals Sinne wäre, wenn wir Aufhebens machen von einer Haltung, die er als selbstverständlich empfand. Einer, der den Kriegsdienst nicht bloß als Pflichtleistung ansah, sondern ihn lebte und liebte: der mußte bereit sein, jederzeit den Preis für seine Liebe zu zahlen. Dieser Manneskerl übte sein Männerhandwerk, wie er es nannte, mit tiefster Hingebung. Dieser Sohn einer englischen Mutter war der treueste Deutsche. Diese Natur, der nichts so fremd war wie Roheit, hielt sich auch die Roheit des Krieges vom Leibe. Dieser Offizier genoss am Krieg nur die Freiheit und die Erhöhung des Männerwertes, die der Kriegsdichter Schiller besingt. Und sprach mit Unbehagen von einem Frieden, der den alten Zustand wieder heraufführen würde. Und erwog für den Frieden, die Literatur an den Nagel zu hängen. Aber es war wohl nicht allzu ernst gemeint. Als junger Theaterkritiker hatte Arthur Westphal in Uniform gesteckt, da er damals diente und nach der Dienstzeit immer wieder Übungen hatte: als alter Krieger ging er bei jedem Urlaub, wenn sein Geist sich erst wieder hierher gewöhnt hatte, ins Theater. Ja, so sehr ihm vor diesem tintenklebsenden Säkulum ekelte: bei seinem letzten, besonders langen Urlaub nahm er doch seine Friedenswaffe zur Hand und stach, in der 'Welt am Montag', das Volk der Theaterleute ab. Er tat es verschämt, unter einer Deckhülle. Unter der auch ich ihn nicht erkannt hätte, wenn nicht gleich in der ersten Kritik das Wort „nobel“ vorgekommen wäre. Das war früher in jeder vorgekommen. Und es war bezeichnend. Noblesse, innere Noblesse war dieses noblen Menschen unverbrüchliche Forderung an Menschen, Künstler und Kunstwerke. Mir, den

er im Kriege als Bibliothek benutzte, machte es Spaß, ihm bei jedem Besuch einen funterbunten Haufen von noblen und unnoblen Büchern hinzuschleichen: seine reinen blauen Augen trafen mit Einem Blick die richtige Entscheidung. Und wenn er ein Paletchen geschnürt hatte, seiner Hühnerhaftigkeit würdig, dann stopfte er sich noch alle Taschen mit 'fadeln' voll, deren Kriegsfeindschaft er als Gegengewicht zu seiner Kriegslast für nötig erklärte. Er gab Kraus grundsätzlich recht — nur grade nicht für seine Person. Wäre er dazu zu bringen gewesen: man hätte die Möglichkeit gefunden, sein junges Leben zu retten. Stolz und tapfer wies er dergleichen weit von sich. Am Tage vor seiner letzten Abreise kam er, war vertrauensvoller als sonst, schilderte ohne die geringste Ruhmredigkeit ein zweijähriges Dasein in feuchten Erdlöchern der Argonnen, erzählte ganz nebenbei, daß in seiner Abwesenheit seine Kompanie bis auf vierzehn Mann theils gefallen, theils gefangen genommen worden sei, bezeichnete es als ein Wunder, daß man seit vierzig Monaten grade immer an ihm vorbeigeschossen habe, und verabschiedete sich mit einem festern Händedruck — denn die Schlacht von Cambrai war schon im Gange — als jemals. Vorüber. Ich hatt' einen Kameraden. Manchem von uns wirds schwer werden, einen bessern zu nennen als diesen halben Außenseiter, der ein ganzer Mensch gewesen ist und ein ganzer Mann.

## Geschäftliche Mitteilungen

### Das fünfzigjährige Jubiläum des Union-Klubs

Der Union-Klub, die vornehmste und älteste Sportbehörde Deutschlands, ist in diesen Tagen unter die Zahl der Jubilare getreten. Genau ein halbes Jahrhundert ist es her, seit aus dem norddeutschen Jodel-Club unter mancherlei Veränderungen der Union-Klub hervorging, die Sportbehörde, die es im Laufe eines halben Saeculums verstanden hat, sich die tonangebende Stellung im deutschen Rennbetriebe zu sichern. Es ist ein langer Weg von jenem 14. Dezember 1867, an dem zum ersten Mal in großen Umrissen das Programm des Union-Klubs im 'Sporn' erschien, bis zum vierten Kriegesrennjahr, das soeben an uns vorübergezogen ist. Schwierigkeiten der mannigfachsten Art waren zu überwinden, von denen eine der letzten und gewiß nicht kleinsten bei Kriegsansbruch die bange Frage gewesen ist: Was wird aus unserm Rennbetriebe? Es bedurfte die Beseitigung vieler Widerstände, um auch während des Krieges die Rennen durchzusetzen, und es ist das Verdienst des Präsidenten des Union-Klubs, Fürst Hans Heinrich v. Pleß, und des Vorsitzenden der technischen Kommission Herrn Ulrich v. Oetzen die maßgebenden Stellen von der Nötigkeit und Wichtigkeit der Abhaltung von Rennen überzeugt zu haben. Aber die Aufgaben des Union-Klubs sind im Rahmen des Rennsportlichen so vielseitige, daß ein eigenes General-Sekretariat nötig ist, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Ihm untersteht auch die Totalisator-Verwaltung, deren Ergebnisse heute das finanzielle Rückgrat des ganzen deutschen Rennbetriebes geworden sind. Major a. D. Franz Wolff als General-Sekretär und Direktor Richard Hirschfeld als stellvertretender General-Sekretär und Vorsteher der Totalisator-Verwaltung sind hier die treibenden Kräfte, deren uner müdliche und umsichtige Arbeit es hauptsächlich zu verdanken ist, daß der Union-Klub und mit ihm das ganze deutsche Rennwesen jene Stellung im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben Preussens und des Deutschen Reiches einnimmt, die ihm zukommt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Bernburgstraße 21.  
 Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhardt, Charlottenburg, Verlag der Charité-  
 Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg, Kaiserin-Verwaltung der Charité-  
 Kaiserin-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Berlin.

## Boxer und Treuhänder von Germanicus

Die Konservativen vermögen nicht mehr den Weg zu sich selber zurückzufinden, und wenngleich sie sehnsüchtig sind, an den interfraktionellen Sitzungen teilzunehmen, lassen sie sich doch nach wie vor, bei einem erstaunlichen Mangel an Treuhändergefinnung und einem überraschenden Reichtum an Boxertüde, von einem Erzek zum andern treiben. Sie beweisen so, daß sie den politischen Instinkt verloren haben; was wir als eine Bestätigung dafür betrachten, daß die Zeit ihrer Herrschaft endgültig abgelaufen ist. Wir glauben nämlich nicht, daß Leistung ein Zufall ist; wir sind vielmehr davon überzeugt, daß die Fähigkeit zu wirken unbeirrbar gebunden ist an die Berechtigung, sich zur Geltung zu bringen. Die politischen Tölpelereien, deren sich die Konservativen zur Zeit nicht schämen, bestätigen, daß der Feudalismus nebst seinen spießbürgerlichen und demagogischen Anhängeln, dem Alldeutschum, abzutreten hat. Es ist eine Kleinigkeit zu zeigen, wie die Konservativen, von allen guten Geistern verlassen, sich wild aufbäumen, wie sie sinnlos hin und her tawmeln. In der Kreuz-Zeitung wurde kürzlich zum Kapitel der preussischen Wahlreform von dem allerhöchst befohlenen Reichstagswahlrecht gesprochen und dann hinzugefügt, daß dieser Gleichheitsfetisch eine vergiftende Wirkung und eine brutale Radikalisierung üben würde. Man wird zugeben, daß es ein für die konservative Terminologie ungewöhnliches Bild ist, den König als Giftmischer vorgeführt zu bekommen. Nicht weniger bemerkenswert war, daß die selbige Kreuz-Zeitung es für klug hielt, den überflüssigen Eifer des Königs, sein Wahlrechtswort einzulösen, dadurch zu belehren, daß sie daran erinnerte, wie doch auch früher Königsworte nicht grade worttreu gehalten worden seien, so etwa das, mit dem die Zuchthausvorlage angekündigt worden war. Dergleichen Rutsche sind schon nicht mehr Ungeschicklichkeiten: sie sind vielmehr Aufdeckungen, Erschöpfungsbojen.

Heillos und zugleich illuminierend war auch die Taktik, mit der die Agrardemagogen den schweren, sie in den Magen (also ihren edelsten Teil) treffenden Vorstoß der Neuföllner Denkschrift abzuwehren versuchten. Der Neuföllner Magistrat hatte nachgewiesen, daß, unbekümmert um alle Lebensmittelorganisation, die Produzenten Gelegenheit fänden, ungewöhnlich große Quanten der Erfassung zu hinterziehen, um sie unter vielfacher Ueberschreitung der Höchstpreise an den Mann zu bringen. Das von der Stadtverwaltung dargebotene Material war so schlüssig und überzeugend, daß für die Angeklagten nur eine einzige Möglichkeit übrigblieb: nämlich die, zu beichten und Buße zu tun. Statt dessen schwangen sich die Ritter aufs Streitroß und ritten Buschflepperattake. Nicht die Verkäufer solcher hinterzogenen Ware sollten die Schuldigen sein, vielmehr die Käufer, deren Bereitwilligkeit, das Fünf- und Behnfache des Höchstpreises zu leisten, solche Ueberschreitungen und

Gesetzesbeugungen erst ermöglicht hätten. Die schlauen Advokaten der Agrarwucherer vergaßen, daß selbst die höchsten Angebote sinnlos wären, wenn nicht zuvor die Ware angeboten würde, daß aber ferner solche Ware garnicht hätte angeboten werden, garnicht hätte vorhanden sein können, wenn sie nicht zuvor, sei es als Saatgut, sei es sonst irgendwie, hinterzogen worden wäre. Als die Ritter zu Raubrittern entarteten, sprach die faule Grete; die Burgen fielen aber nicht so sehr durch die Gewalt der Steinkugeln, als vielmehr unter dem Gesetz der Uebersflüssigkeit. Derartiges scheint sich wiederholen zu wollen. Die großagrarischen Lebensmittelwucherer und ihre Schieber haben auf der ganzen Linie eine Abfuhr erlitten. Niemand ist darauf hineingefallen, daß die eigentlichen Schuldigen nicht die Gewinnheimträger, vielmehr die Bürgermeister und die Direktoren der Großindustriunternehmen, kurz: die Bewucherten sein sollen. (Nur Herr Waldow, der zum Staatsanwalt notbetende Staatssekretär des Kriegsernährungsamts, hat, um im Ton des Grafen Reventlow zu sprechen, seinen geistigen Brotgebern Gefolgschaft geleistet.) Im übrigen war das Urteil einheitlich. Die Tägliche Rundschau, der 'Reichsbote' und die 'Germania' (von den liberalen Blättern zu schweigen) haben geschlossen festgestellt, daß nicht der den Agrarkonservativen so unangenehme Staatssozialismus, sondern allein die Raffgier der Produzenten Schiffbruch gelitten hat. Am meisten aber haben sich die Agrarkonservativen selbst Schaden zugefügt, indem sie sich nämlich unter dem Druck der ihre Boxergesinnung enthüllenden Anklage plötzlich zum reinen Manchesterium bekannnten. Es ist schwer zu sagen, wie es ihnen jemals wieder gelingen soll, von hier zu ihrer lieben Zollpolitik zurückzukehren. Auch dieser Rückgratsbruch bestätigt die Entwurzelung der bisherigen Staats- und Ordnungssäulen. Sie sind auf die schiefe Ebene gekommen und gleiten dem Chaos entgegen. Eine besondere Bestätigung solchen Tatbestandes war das Manöver der agrardemagogischen Deutschen Tageszeitung, den „Zusammenbruch des Systems Waldows“, den der 'Vorwärts' am sechzehnten Dezember feststellte, am siebzehnten Dezember mit dem „Zusammenbruch der Kühlmannschen Politik“ zu beantworten. Wer solche Verzweiflungstriebe notwendig hat, entbehrt der begründeten Selbstgewißheit und des Vertrauens zu seiner eigenen Sache. Daß diese wildgewordenen, zur Mißachtung der simpelsten Kampfgesetze gezwungenen Boxer aber nicht einmal Vertrauen zu sich selber haben, bewies eine Fälschung, deren Blumpheit zugleich zeigt, welchen minimalen Maßstab der Befähigung diese Verzweiflungspolitiker in sich tragen müssen. Der Prinz Max von Baden hatte eine Rede gehalten, die den konservativen Boxern außerordentlich unangenehm sein mußte. Die Deutsche Tageszeitung brachte diese Rede nur in einem verstümmelten Auszug; mit einundzwanzig Zeilen glaubte sie abtun zu können, was in seiner Ganzheit vielleicht doch auf den einen oder andern der Verführten Eindruck gemacht hätte. Die agrarkonservative Politik ist eben bereits so morsch,



daß sie Salven nicht mehr auszuhalten vermag; sie duckt sich vor dem Feuer und schimpft erst, wenn sie glaubt, daß ihre ebenso fix wie tödlich abgeblasenen Täuschungswolken den Gegner hinlänglich verdecken. So hat es auch diesmal der Graf Reventlow mit dem Prinzen Max gemacht. Nachdem acht Tage über dessen Rede in der badischen Kammer vergangen waren, nannte er Sturm, nannte den Prinzen weltfremd, verhöhnzte ihn, daß er von Weltgewissen gesprochen hatte, und stellte fest, daß des Prinzen Rede nicht im deutschen Interesse gewesen sei. Ueber solchem Eifer aber vergaß die politische Mikrocephalie der Abwärtsgleitenden, daß die erste Abwehr gegen die Rede des Prinzen Max dahin ging, diese Rede durch eine Fälschung so zu gestalten, daß sie zu Angriffen kaum eine Gelegenheit bot. Erst nachdem sich gezeigt hatte, daß die Fälschung nicht ausreichte, um die starke Wirkung der Rede zu parieren, wurde gebort. Die Fälschung war diese. Die Deutsche Tageszeitung ließ den Prinzen sagen: „Wir müssen unsre ganze nationale Kraft zusammenrassen zu dem schweren Kampfe, der uns noch bevorsteht. Wir müssen aber zugleich danach streben, Klarheit zu schaffen, mit welcher Gesinnung wir an die Ordnung der Dinge heranzutreten entschlossen sind.“ Der Prinz aber hatte gesagt: „Mit welcher Gesinnung wir im Gegensatz zu den feindlichen Regierungen an die Ordnung der Dinge heranzutreten entschlossen sind.“ So wie die Deutsche Tageszeitung fälschte, hätte sie des Prinzen Wort glatt unterschreiben können. Das aber, was der Prinz gesagt hat, war allerdings der blutrünstigen Auffassung der Deutschen Tageszeitung zuwider, denn „im Gegensatz zu den feindlichen Regierungen“, also nicht im Sinne von Lloyd George, der kein Mittelding zwischen Sieg und Niederlage anerkennen will, sondern: sich zu solchem Mittelding bekennend, Ausgleich und Verständigung suchend, als Treuhänder des Menschheitsgedankens, in Liebe zum Vaterland, nicht in Feindschaft, unter Abkehr von der Kriegsverrohung und das Moratorium der Bergpredigt bedauernd — so wollte der Prinz an die Ordnung der Dinge herantreten, bekannte er sich zugleich zu einem Kampf der Meinungen über solche grundsätzlichen Fragen, zu einem Kampf, dem auszuweichen er für einen trügerischen Burgfrieden erklärte. Das alles glaubte die Deutsche Tageszeitung ihren Lesern unterschlagen zu müssen. Wir gestatten uns, aus solchem Bekenntnis der Schwäche auf eine ahnungsvolle Einsicht in die Brüchigkeit der agrar-demagogischen Trutzburg zu schließen, und stellen zugleich fest, daß der nachträgliche, vom Grafen Reventlow inszenierte Ueberfall nur verschleiert, wie ohnmächtig diese Gewaltpolitiker sind, wenn es gilt, gegen geistige Waffen anzutreten. Die alldeutschen Boyer fallen förmlich in Krämpfe, wenn sie das Wort Geist nur hören; auch damit quittieren sie über die Tatsache, daß ihre Politik verbraucht ist. Sie sind hilflos, sie wissen nicht mehr Maß zu halten, sie toben. Außerordentlich kennzeichnend für solch völliges Ueberranntsein war auch ihr Verhalten bei der Bestellung des Herrn von Kühlmann zum

deutschen Unterhändler für Brest-Litowsk. Die psychopathische Wut, in die der Graf Reventlow sich hineinschäumt, wenn er den Namen Kühlmann hört, ist ohne Zweifel belustigend. Die Annahme dieses Weltpolitikers, der jedenfalls darin original ist und auch originell, daß er sich nicht nur für unfehlbar, sondern überhaupt für die auf zwei Beine gestellte Weisheit hält, hat keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um den Staatssekretär des Aeußern als einen Schwächling, einen Gefangenen der Reichstagsmehrheit, als einen Mann, mit dem gemacht werden könne, was sein Partner nur irgend wolle, zu kennzeichnen. Nicht einen Augenblick scheint die vielschreibende Entrüstung des Grafen Reventlow bedacht zu haben, welchen Schaden es anrichten könnte, wenn der Unwille der deutschen Sache den Verhandlungsgegnern dauernd als ein Halbidiot annonciert wird. Aber nachdem nun einmal der Kaiser endgültig durch die Vermittelung des Kanzlers Herrn von Kühlmann mit dem Mandat für Brest-Litowsk betraut hatte, hätte man trotz alledem annehmen mögen, daß Graf Reventlow sich Zügel anlegen würde. Auch solche Hoffnung hat getäuscht; nach wie vor bemüht sich dieser „beste Deutsche“, den Russen mitzuteilen, daß der Mann, der ihnen gegenüber die deutsche Sache führen soll, ein biegsames Rohr, ein Wortemacher und, weil Kühlmann nicht dumm genug ist, sich voreilig und laut festzulegen, ein Programmloser sei. Sowohl der Reichskanzler wie nach ihm der Staatssekretär des Reichskolonialamts haben deutlich genug erklärt, daß mit Lloyd George nicht verhandelt werden könne. Alles aber, was gegen diesen englischen Phrasenhelden und Machtschwäzer vorgebracht werden kann, läßt sich ebenso gegen die Landsknechtspolitik der Konservativen und ihres alldeutschen Anhangs vorbringen. Sie gehören zusammen, die von uns und die von drüben; Zurückgebliebene, die Politik wie bozende Klänge betreiben. Sie haben verschlafen, daß den Boxer längst der Treuhänder abgelöst hat. Der Treuhänder, wie ihn Solf umschrieben hat, als er in seinem Programm für die Zukunft Afrikas davon sprach, daß im neu aufgeteilten schwarzen Erdteil der Besitzer des Einzelgebietes sich der Gesamtheit der Besitzer verantwortlich fühlen müsse und nie vergessen dürfe, daß jede vollzogene Tat eine Bestätigung der europäischen Solidarität zu sein hat. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß Graf Reventlow (der nicht seiner Bedeutung wegen, sondern nur als typus blamabilis genannt wird) mit Kanonaden sondergleichen über unsern Kolonialsekretär herfallen wird; schon das Wort Europa macht ihn rot sehend. Er wird sich daran gewöhnen müssen — oder vielmehr: er und seinesgleichen brauchen sich nicht mehr an den Geist der neuen Politik zu gewöhnen. Die Männer, die die deutsche Politik machen und das neue Deutschland aufbauen helfen, fragen nicht nach diesen Stimmen aus der Unterwelt. Narrisch oder verbrecherisch — die alldeutsche Pseudopolitik gehört zu den auf der Strecke gebliebenen Gegnern des neuen Deutschlands. Wotan hat sich als barthörig erwiesen.

# Zum Problem der Demokratisierung

(Schluß)

von Moriz Goldstein

IV.

Verglichen mit solcher Umwälzung werden alle Staatsreformen, Verfassungen, Garantien verhältnismäßig wirkungslos und unwichtig bleiben. Daß jedes Amt den fähigsten Verwalter finde; daß jede Kraft dort wirke, wo sie ihr Bestes leisten darf; daß Wissen und Können eng verbunden sei mit Verantwortlichkeit und Gewissenhaftigkeit: das wird sich jede Staatsform zur Aufgabe setzen. Allein sie zu verwirklichen bleibt für den hausväterlichen Absolutismus eines Friedrich so schwer wie für die traditionslose Republik Nordamerikas; und ob solche Forderungen besser aufgehoben sind bei einem wohlgeonnenen Monarchen oder bei der sich selbst regierenden Masse, dies wird sich theoretisch nie entscheiden lassen. Hier mag die Praxis, die Situation, die Opportunität den Ausschlag geben. Immer wird der Staat als Organisation, die Maschinerie, der Apparat, verbesserungsbedürftig bleiben; immer wird die Reform von der einen Seite gegen die widerstrebende andre mit Kampf durchgesetzt werden müssen. Unter diesem Gesichtspunkte mag es gerechtfertigt und mag es notwendig erscheinen, daß im heutigen Deutschland von Allen, die die Verbesserung wollen, Demokratisierung und Parlamentarisierung verlangt wird. Der vollkommene Staat ist auf diesem Wege so wenig wie auf einem andern, jetzt so wenig wie künftig zu erreichen. Es liegt in der Natur des Staates, Kompromiß, notwendiges Uebel, bloßer Apparat zu sein. Und selbst der vollkommene Staat, und er erst recht, wäre selber nur ein Mittel zum Zweck, und alles Eigentliche müßte nun erst kommen.

Einst wehte durch Europa der lebensweckende Frühlingssturm der Humanität. Von ihren verlockenden Schlagworten: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist nicht viel verwirklicht worden. Aber eine unbergängliche Frucht hat jener Frühling doch hervorgetrieben: Die untere Grenze der Menschheit steht seitdem fest, unterhalb eines gewissen Niveaus darf der Mensch nicht mehr sinken, zur bloßen Sache, zum willenlosen Eigentum kann er nicht mehr werden. Diese Forderung ist, in den Ländern europäischer Kultur, erfüllt — soweit sie sich durch geschriebenes Recht und paragraphiertes Gesetz überhaupt erfüllen läßt. Was nun noch fehlt an der ausnahmslosen Geltung des ersten Grundsatzes der Menschlichkeit, das liegt jenseits dessen, was der Staat befehlen und die Macht erzwingen kann: es ist Sache des Herzens, der Denkweise, der Gesinnung, und die immer vollkommeneren Annäherung an jenes Ideal kann nur geleistet werden durch Einwirkung des Geistes auf den Geist, mit andern Worten: durch Erziehung.

Vielleicht darf man den Ruf nach Demokratisierung als einen ebensolchen Sturmwind des Wachstums auffassen wie einst das Humanitätsideal. Und vielleicht drängt die neue Bewegung eben-

falls einem allgemeinsten Ziel entgegen: vielleicht ist das Ergebnis all der Kämpfe und Experimente um die Demokratie eine Fixierung der obern Grenze der Menschheit, sodaß es dann keinem mehr gestattet sein wird, über ein bestimmtes Maß an Macht und Befehlsgewalt hinauszuwachsen. Soweit dieses Menschenrecht durch Brief und Siegel verbürgt werden kann — warum sollte es nicht eines Tages verbürgt sein? Aber trotzdem wird ein Rest bleiben, der sich mit Verbotten und Befehlen nicht mehr erfassen läßt. Diesen Rest an Barbarei, an heimlichem Despotentum zu bewältigen, und damit erst eigentlich das Ideal zu realisieren, wird wiederum nur möglich sein dem Geiste, der auf den Geist wirkt. Zuletzt und zuerst wird es eine Erziehungsaufgabe sein.

Will man diese Erziehungsarbeit Demokratisierung nennen: wohl! Aber es wäre dann eine Demokratisierung von innen her, keine politische oder gar parteipolitische, sondern eine ethische — nicht des Apparates, sondern des Geistes, nicht durch Nachahmung fremden Beispiels, sondern aus erlebtem und erlittenem Bedürfnis menschlicher Würde und Freiheit.

Und nur eine solche Demokratisierung verdiente, daß ein ganzes Volk sie zur Lösung seiner Zukunft machte, und daß seine Besten ihm als Führer dahin voranschritten.

---

## Parlamentarier von Erbe

III.

Friedrich Naumann

Ob Mister Arthur Balfours Kopf auch auf einer Bismarck-Figur sitzt, weiß ich nicht und bezweifle es; wohl aber gleicht er ungemein dem Friedrich Naumanns. Ob dieses Gesicht in England ebenso ungewöhnlich ist wie bei uns, vermag ich nicht zu entscheiden; doch erscheint es mir so anziehend, daß ich mir nicht denken kann, wie man es je vergessen könnte. Und wiederum, wie bei Bismarck, gehört zu dem gewaltigen Körper eine hohe dünne Stimme. Sie trägt nicht, aber man versteht sie im letzten Winkel. Sie hat nicht eine südliche Tonleiter zur Verfügung, und jedes Schauspielern vermeidet dieser ehemalige evangelische Kanzeltredner. Aus seiner politischen Idee soll nichts geworden sein, weil die national-soziale Partei ein Verein blieb und schließlich ganz verschwand? Steht heute die große Partei Scheidemann-Ebert nicht ungefähr da, wohin Naumann einst die deutsche Arbeiterschaft führen wollte, wohin er vielleicht hellseherisch die Linie ihrer geistigen Entwicklung streben sah? Bis auf die grundsätzliche Anerkennung des Kaisertums freilich; doch seine grundsätzliche Verneinung ist ja verstummt.

Politisch Fortschrittler; aber doch nie mit der Vertretung der Partei in großen Debatten betraut. Wahrscheinlich mit Recht, denn der da spricht, aus dem redet die Universalität des deutschen Geistes, der doch so unpolitisch ist und, die Ferne liebend, in die

Welt hinausschwärmt, in die der deutsche Kaufmann, die deutsche Industrie, die deutsche Gelehrsamkeit und Behrhaftigkeit hinausstrebt. Der Weltkrieg soll das hindern. Nun denn: Zähne zusammengebissen, sich gewehrt und mit aller Kraft, doch ohne Herrschsucht und Unterjochungslust gesiegt — zum künftigen Wohl eines friedlich-freien, arbeitsfrohen und durch Verdienst, Gleichberechtigung und Kultur gelohnten Volkes.

Das sind Raumanns Reden. Wer unser Deutsch liebt, und wessen Seele mitschwingt, wenn ein Meister die Meistergeige spielt — der gibt Friedrich Raumann die Palme des Redners. Er könnte mehr sein.

---

## Phantastie von Egon Friedell

Auf meinen ‚Abschied vom Naturalismus‘ (in Nummer 44) habe ich wieder einmal eine größere Anzahl von groben Briefen bekommen. Diese kamen aber nicht, wie man glauben sollte, von Menschen, die im Naturalismus groß geworden sind und daher meine Erörterungen als eine Attacke gegen ihre Jugendliebe hätten auffassen dürfen, auch nicht von den ganz alten Herren, die wahrscheinlich geneigt sein werden, meine Ansicht als Rückkehr zum Wahren, Schönen, Guten, nämlich zur Büchenscheibe mitzuverstehen, sondern von lauter jungen Damen und Herren (die Jugend erkannte ich an der Diktion, das Geschlecht an der Orthographie). Ich vermute, daß es sich hier um Personen handelt, die die naturalistischen Dichtungen eben erst kennen gelernt haben und nun mit voller Frische und Eindrucksfähigkeit neu erleben. Sie sind gewiß zu beneiden, aber ich glaube doch nicht, daß sie recht haben. Ihre Argumente sind mir schon deshalb nichts Neues, weil ich sie selber vor zehn Jahren mit noch viel größerer Grobheit vorgebracht habe. Dies ist auch jener jungen Dame mit dem entzückenden lila Briefpapier nicht entgangen, die mich daran erinnerte, daß ich einmal geschrieben habe: „Phantastie ist etwas für Kinder und Naturvölker. Das armselige ‚Erfinden‘ wollen wir den Hysterischen, den Blaustrümpfen und den Köchinnen überlassen.“

Hierauf möchte ich zunächst einmal prinzipiell entgegnen, daß ich mir auch von den Besitzern des schönsten lila Briefpapiers niemals das Recht verkürzen lassen werde, mir zu widersprechen. Schon deshalb nicht, weil dadurch, daß ich selber mit widerspreche, alle Uebrigen dieser unangenehmen Verpflichtung enthoben sind. Und im übrigen hat ja schon Goethe gesagt: „Ihr müßt mich nicht durch Widerspruch verwirren! Sobald man denkt, beginnt man schon zu irren.“ Und Emerson: „Heute sprich in scharfen Worten aus, was du heute denkst, und morgen sprich in ebenso scharfen Worten aus was du morgen denkst, auch wenn es in jedem Punkte dem widerspricht, was du heute gesagt hast. Konsequenz ist ein Kobold, der in engen Köpfen spukt.“ Was aber jenen speziellen Einwand

mit der Köchin anlangt, so habe ich mich damals zumindest falsch ausgedrückt, wahrscheinlich habe ich aber auch inhaltlich etwas ganz Falsches gesagt. Denn es ist ja ganz richtig: Phantasie kann jede Köchin haben, aber sie hat eben die Phantasie — einer Köchin! Wodurch unterscheidet sich nun das Gesfunker der Köchin von dem eines Dante oder Shakespeare? Lediglich dadurch, daß diese Beiden ihre Phantasmagorien mit einer ungeheuern Kraft, Eindringlichkeit und Körperhaftigkeit vorbringen, sodaß jedermann sie ihnen glaubt oder genauer gesagt: sodaß sie für jedermann sich zu Wirklichkeiten verdichten. Sie schleudern ihre Gesichte aus sich heraus, mit einer unwiderstehlichen diktatorischen Gebärde, und da stehen sie nun, diese Gebilde, voll und massiv, fertig und frei, scheinbar völlig losgelöst von ihren Schöpfern. Das Ganze ist und bleibt aber eine Illusion, eine optische Täuschung, eine Art Magnetiseur- und Hypnotiseurstückchen — hier wie dort, nur daß es das einmal versagt und das andremal gelingt. Aber wenn es auch der armen Köchin nicht glückte: einen richtigen Begriff vom Dichten hatte sie darum doch. Nur kam eben keine göttliche Komödie zum Vorschein, sondern ein Sechsdreierroman. Würde man sie fragen, wie sie denn zu den Geschichten gekommen sei, die sie uns da aufbinden will, so würde sie antworten, sie habe sich etwas „ausgedacht“. Nun, ganz ebenso hätte Shakespeare geantwortet, wenn man ihn gefragt hätte, wie er zu seinem „Lear“ gekommen sei. „Sich etwas ausdenken“: ist das nicht überhaupt die Generalbezeichnung für alle schöpferischen Tätigkeiten — für die eines Mozart so gut wie für die eines Helmholtz, für das Werk eines Bismarck und Hindenburg so gut wie für das eines Lionardo und Nietzsche? Was dabei herauskommt, ist Sache der kombinatorischen Fülle und Kraft, des geistigen Mutts, der Unabhängigkeit vom Herkommen, der größern oder geringern Gottnähe; aber den guten Willen wenigstens, etwas zu erzielen, was es bisher noch nicht gegeben hat, den darf man auf jeden Fall verlangen, denn der ist die erste und letzte Grundvoraussetzung alles Schaffens.

Im übrigen können die ‚Naturalisten‘ sich damit beruhigen, daß niemand anderer als Goethe einmal einen Ausspruch getan hat, den sie mit vollem Recht für ihre Kunstansicht in Anspruch nehmen können. Am fünften Juni 1825 sagte er zu — nun natürlich zu Eckermann, als von den Definitionen der Poesie die Rede war: „Was ist da viel zu definieren! Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten.“ Dahingegen schrieb Schiller den Vers: „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein ist Poesie!“ Da haben wir die beiden ‚Dioskuren‘, die man, wenn man schon durchaus ein Schlagwort haben muß, doch wohl richtiger ‚Antipoden‘ nennen müßte. Prägnanter können zwei polare Künstlerwelten sich nicht gegenüberstellen als in diesen beiden Sätzen. Aber während die Feststellung Goethes jedermann ohne weiteres einleuchtet, bezeichnet das Wort Schillers das eigentliche Paradoxon der Künstlernatur,

und dieses hat denn auch in Schillers Leben und Dichten eine besonders merkwürdige und lehrreiche Verkörperung gefunden. Emerson leitet seinen Essay über Shakespeare mit den Worten ein: „Wenn wir darin Originalität erblicken, daß eine Spinne ihr Gewebe aus ihren eigenen Eingeweiden zieht, dann ist kein Künstler ein Original.“ Nun, Schiller war aber wirklich so eine Spinne: er zog alles aus sich selbst. Gefühl für Zustände besaß er fast garnicht.

Eigentlich sonderbar: Goethe, unter dem Glassturz aufgezogen, immer vor der Berührung mit der harten Realität behütet, nie zurückgestoßen, nie herumgestoßen, von den Verhältnissen emporgetragen wie von einer weichen Wolke, erobert jede Frau, die er haben will, hat immer Geld, immer Erfolg, ist mit fünfundzwanzig Jahren weltberühmt, mit dreißig Jahren Geheimrat, stets befindet sich zwischen ihm und der nackten, rohen Wirklichkeit ein schützender und verhüllender Schleier — und dennoch ist er immer Realist, extremer Realist, dogmatischer Realist, Realist bis zum Irrtum: man denke zum Beispiel an die ‚Farbenlehre‘. Und Schiller: von Jugend auf im Leben stehend, hat alles kennen gelernt, jede Art häßlicher und verwundender Notwendigkeit, niemand zeigte ihm ein falsches, schmeichlerisches Gesicht, keine Realität verschminkte sich vor ihm, er lebte nicht in der kolorierten Welt der guten Familie und des Hofes, war Waisenschüler, Bettelstudent, Soldat, Deserteur, Lohnschreiber, Theaterkuli, die härtesten und getretensten Berufe hat er einen nach dem andern völlig durchkostet — und immer lebt er in einer Welt der Bücher, der Stube, der verklärenden und verkürzenden Abstraktion. Man sieht an alledem: was den Ausschlag gibt, ist die innere Dominante eines Menschen, nicht die äußern Lebensumstände.

Goethe schuf von außen nach innen, Schiller von innen nach außen. Hiermit erledigt sich auch jenes beliebte Aufsatzthema von der Schweiz im ‚Wilhelm Tell‘. Schiller kannte von der Schweiz nichts als einige altväterische, wenig anschauliche Beschreibungen, und dennoch ist im ‚Tell‘ die ganze Schweiz. Aber ich möchte behaupten, daß er nur deshalb die Schweiz so gut malen konnte, weil er sie nie gesehen hatte. Eine ausführliche Tournee durch sämtliche Berge und Täler hätte ihn nur verwirrt. Die widerspruchsvollen und verschwommenen äußern Eindrücke hätten sich vor die klaren und kräftigen innern Bilder geschoben. Eine wirkliche Schweiz hatte dem Dichter Schiller nichts zu sagen.

Es gibt noch ein krasseres Beispiel. Im ‚Musen Almanach‘ für das Jahr 1800‘ erschien das ‚Lied von der Glocke‘. Alle Zeitgenossen waren von der Genauigkeit und Treue, mit der darin die Vorgänge des Glockengusses geschildert sind, überrascht und entzückt. Aber schon elf Jahre früher hatte sich Schiller mit dem Stoff beschäftigt und ging, wie uns Karoline mitteilt, „oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen“. Die Dichtung wollte aber nicht recht vorwärts gehen, und er legte den Plan zurück. Eines

Tages aber fiel ihm ein ganz ödes Buch in die Hände: die „Detonmisch-technologische Enzyklopädie“ von Krünitz, er las es — und auf einmal war die Anschauung da! Diese Fähigkeit, aus Büchern die lebhaftesten und deutlichsten Vorstellungen zu schöpfen, besaß übrigens auch Kant. In einem Kolleg über Geographie schilderte er einmal die londoner Westminsterbrücke so anschaulich, daß ein Engländer den Philosophen, der nie über seine Vaterstadt Königsberg hinausgekommen war, nach der Vorlesung fragte, wie viele Jahre er in London zugebracht habe.

Es gibt also zweifellos so etwas wie eine „innere Anschauung“. Wie sollen wir uns nun diese sonderbare Erscheinung erklären? Vielleicht hatte Plato doch recht, als er sagte, die Menschen trügen die Urbilder aller Dinge von Anfang an in sich. Die menschliche Seele ist eben durchaus keine tabula rasa, wie Locke behauptet hat, sondern sie verhält sich eher wie die ‚Abziehbilder‘, die, entsprechend besuchtet, allmählich die merkwürdigsten Figuren zum Vorschein bringen. Und alles in allem wird man doch sagen müssen: was den Dichter macht, ist nicht eine besonders scharfe Beobachtungsgabe für äußere Dinge, sondern eine außergewöhnliche Stärke der innern Aktivität, und auch Goethe kann hierfür als Beispiel gelten. Denn der Mephisto und die Urpflanze hatten schließlich nirgends in der sichtbaren Welt ihr Gegenbild. Das Gehirn der Dichter, ihr ganzer Organismus arbeitet unter vervielfachtem Hochdruck. Daher ihre vielbestaunte Fähigkeit, allerlei zu erraten, aus Rudimenten Totalitäten zu machen. Daher ihre prophetischen Kräfte. Daher ihr Vermögen, sich in die Vergangenheit zu versetzen. Daher vor allem das beglückende und erschütternde Phänomen, daß sie eine eigene Welt besitzen. Woher sonst sollten sie dieses Spinnennewebe nehmen als aus sich selbst? Denn die Welt ist nicht draußen, die Welt ist in uns, immer nur in uns.

---

## Walter Heymanns Nachlaß von Hans Wynken

**B**is jetzt (außer den Feldpostbriefen, die Bob hier abgeschätzt hat) drei Bücher: eine Novellensammlung, eine Monographie über den Maler Pechstein, ein Gedichtband. Alle drei zeigen mit schmerzlicher Deutlichkeit, daß hier der Kriegstod eine steil aufsteigende Entwicklungslinie jäh abgeschnitten hat. Diese Linie bezeichnet die Wandlung eines Kontrapunktikers zum Melodiker; einer Bach-Regen-Nature zu einem Schubert-Menschen. Heymann wertete mit wachsender Reife die Schnörkelsucht seiner Ausdrucksweise zu schlichterer Gradlinigkeit um. Der bewußte Formwille, dem er für das Schaffen seines Abgotts Pechstein eine so gewaltige Bedeutung zuschreibt, scheint ihm selbst mehr und mehr ins Unterbewußtsein gewirkt. So konnte ein so erlebnistiefes und zugleich formklares Werk wie der Gedicht-Zyklus ‚Die Tanne‘ entstehen. (Gleich den Novellen bei Georg Müller in München.)



Die Tanne ist ein Symbol. Dem Dichter und Verdichter, den von je ein stark ausgeprägtes, im Pantheismus wurzelndes Naturverbundenheitsgefühl trieb, tote Gegenstände zu verpersönlichen, zu durchseelen oder in Tierbildern zu sehen (die kurische Hochdüne als Riesenelfant): ihm wurde der Baum, der sich gotisch-schlant und freiheitsdurstig ins Licht reckt, zum Sinnbild deutscher Wesenheit: „Ich bin ein Baum wie ein anderer Baum, ich will wachsen im freien Raum. Führt mich in einen hellen Tag, da neuen Traum ich träumen mag. Wer pocht an die Tür mit Schlägen an? Der deutsche Mann, der freie Mann: ‚Wach auf, wach auf, grüne Tanne mein, hier draußen ist heller Sonnenschein.““ So lehrt die Tanne leitmotivisch und rondoartig in dem ganzen, achtzig Gedichte umfassenden Zyklus immer wieder: als dichterischer Ausdruck von Kräften und Gesinnungen, Empfindungen und Gedanken, die im Deutschtum bis auf den heutigen Tag walten und sich gleichermaßen, nur unter jeweils veränderter Erscheinungsform, in altheidnischen Opfersitten, mittelalterlichen Kulte und gegenwärtigen Familienbräuchen spiegeln. Heymann hat nun die bedeutsame Rolle zu kennzeichnen versucht, welche die Tanne in der deutschen Kulturgeschichte (auch in architektonischer und bildkünstlerischer Nachahmung) gespielt hat und noch spielt: mit poetischen Mitteln, verherrlichend, idealisierend, dabei aber, sogar in den Weihnachts- und Familienfest-Gedichten, ganz unsentimental. Uebrigens gibt der Dichter selbst in (gleichfalls posthumen) Aufzeichnungen aufschlußreiche Hinweise auf den innern Zusammenhang der Tannen-Gedichte untereinander und mit dem übergeordneten Symbolbegriff. Wichtiger noch als der Versuch, eine Art Geschichte deutscher Kulturentwicklung in dichterischer Form zu geben, scheint mir an diesem Buch, daß es jenes Spinoza-Goethesche Welt-All-Eins-Gefühl als eine der Hauptquellen von Heymanns Schaffen enthüllt. Was in den monumental-freskohaften ‚Nehrungsbildern‘ wie dumpfes Ahnen und halbbeingestandenes Selbsterkennen zwischen den Zeilen spukt, verdichtet sich in zwei Stücken des Tannen-Zyklus: ‚Der Mystiker‘ und ‚Wirkender Geist‘ zu wachem Wissen und freiem Bekenntnis: „Kein Wesen, wie es ist, kannst du erkennen; so mußt du alles Liebe nennen . . . Frage sie nicht, wer du seist. Wer kann dich dir rauben? Auch du bist Geist. Mußt Eins-sein gewinnen mit jedem Ding dort und hier. Welt hat ein Innen und nimmt morgen von dir.“ Und dann: „Ich bin, was ihr seid. Wohne in den hellsten Gedanken des Jünglings, ruhe in dem tiefsten Gefühl des Mädchens. Ich bin deine Mutter, Mann; und Mädchen das, was dich im Herzen Mutter macht. Bin eine Frau: Erinnerung . . . Dämmerung.“ Urfachwer zu erkennen, daß das tiefe vaterländische Gemeinschaftsgefühl, aus dem heraus Heymann unbedenklich in den Opfertodging und seine hochgemuten Kriegslieder sang, in weiterer Folge auch seine ehrliebe Liebe zur ostpreussischen Heimat Ausstrahlungen dieses Glaubens an die Allseele sind. Reflexionslyrik? Mag sein.

Aber viel schöne, reine, warme Menschlichkeit leuchtet doch auch aus diesen gedankenbeschwerten Versen. Zudem feiert Heymanns Grundsatz der äußersten Ausdrucksverdichtung, des wortkünstlerischen Eindampfens in den Gedichten der „Lanne“, die bald bedächtig in den Bahnen schlichter Volkswesen wandeln, bald in echt Heymannschen tänzerisch-erregten Rhythmen ausschwingen, seine stärksten und überzeugendsten Triumphe. Vor allem aber ist Eins nicht zu übersehen: auch hier hält Heymann an seinem lyrischen Programm fest: „Ich Dichter male.“

Das ist die Brücke, die ihn zu Max Pechstein führte. Der Eine fand, mit fast naturgewollter Notwendigkeit, im Andern sein ergänzendes Seitenstück — der malende Dichter fand den dichten Maler. Auf Seite 33 des Pechstein-Buches („Max Pechstein“, mit 4 Farbendrucke, 44 Rezählungen nach Gemälden und 58 Strichzählungen im Text, 1916 bei R. Piper & Co. in München) weist Heymann mit klaren Worten auf diese künstlerische Wesensgemeinschaft hin: „Zuletzt ist“ — Heymann spricht vom Kunstwerk überhaupt — „alles ein Gedicht, Verdichtung und Ueberhöhung der Wirklichkeit . . . Möchte es doch gelingen, zu zeigen, daß Pechsteins Bilder in der Sphäre des Lyrischen anheben und in der des Dramatischen enden.“ Ob ihm das gelungen ist, will ich nicht entscheiden. Das wichtigste Ergebnis dieser erkenntnistheoretischen Untersuchungen scheint mir die Entdeckung oder vielmehr gänzlich umwertende Neu-Formulierung eines kunstästhetischen Gesetzes, das Lessings Lehre von den Grenzen der Malerei und der Poesie zum Teil umzustößen droht. Heymann erweitert sein dichter-malerisches Programm, indem er es in der entsprechenden Umkehrung auf das Gebiet der bildenden Kunst überträgt, zu einem weit über den Einzelfall hinausgreifenden Grundgesetz. Ihm ist das malerische Bild symbolischer Ausdruck des Erfüllten, der Augenblickseindruck ein verkürzter Auszug des Gesamtgedankens. Hat er recht, so ist hier vielleicht eine Möglichkeit gefunden, das heißumstrittene Problem des transitorischen Augenblicks zu lösen. Der Maler von heute soll, wenn ich Heymann recht verstanden habe, nur durch symbolische Andeutung eines den Gesamteindruck bestimmenden wichtigsten Einzelmoments das Typische, den Grundbegriff des Gegenstands wiedergeben, soll seinen Wesenskern heraus Schälen und in bildlicher, äußerlich erkennbarer und sinnlich faßbarer Erscheinungsform auf die kürzeste und überzeugendste Formel bringen. Diesem Zweck dient als technisches Projektionsmittel eine von der akademischen Perspektivlehre unabhängige Gliederung der Bildfläche durch die Ausbalancierung der Farben, denen Heymann (im Sinne seines Malers) eine der Wirkung der Sprache analoge Ausdruckskraft zuschreibt: „Farbe als reines Ausdrucksmittel geben, unter Ausnutzung ihres bloß stimmungsmäßigen Gehalts: das ist das unscheinbare gewaltig Neue, das Prinzip, das dieser Maler aus der Kunstgeschichte heraus hob, ganz neu bewertete, zum Hauptfaktor machte.“ Und das Heymann

wirklich, unter Berufung auf Rembrandt, Giotto, Piero della Francesca, kunsthistorisch zu begründen weiß. Die Erkenntnis des Gesetzes, dem jene alten Meister folgten, gebiert den Grundsatz, auf dem Pechstein, die letzte Konsequenz ziehend, sein Schaffen aufbaut: er „stellt jede Farbe als Empfindung aus sich heraus in die Welt hinein“.

Schade nur, daß Heymanns Buch den überzeugendsten, gegenständlichsten Beweis für diesen bedeutsamen (und hier vielleicht zum ersten Male bewußt im Sinne einer fortschrittlichen Entwicklung angewandten) Ausdruckswert der Farbensprache — oder, wenn man will, der malerischen Stenographie — schuldig bleibt. Die beigelegten Bildreproduktionen sind nämlich meist unifarbig, überdies willkürlich und nicht textgemäß angeordnet, ergeben also für Den, der nicht zufällig die Originale kennt, kein ganz klares, ganz lückenloses Bild von den Wegen und Zielen Pechsteins. Doch damit mag sich die Fachkritik auseinandersetzen. Auch die Bewertung des Rein-Malerischen und eine eingehende Nachprüfung von Heymanns Theorie bleibe ihr vorbehalten.

Was aus Heymanns erkenntnistheoretischer Synthese von Bild und Wort auch für den Laien greifbar und einleuchtend herauspringt und diesem Buche vor allem Reiz und Wert gibt, das ist die allgemeine Congenialität, die tiefe Verwandtschaft des künstlerischen Schauens zwischen dem lebendigen Schöpfer und seinem (seltsamer Gedanke!) toten Beurteiler. Am deutlichsten tritt diese Wesensgemeinschaft da zutage, wo sich die Interessensphären beider am innigsten berühren: in ihrer starken Hingezogenheit zur ostpreußischen Dünenlandschaft. Dem Meer- und Strandmaler Pechstein widmet der Dichter der ‚Nehrungsbilder‘ ein eigenes umfangreiches Kapitel, und man erkennt fast aus jeder Zeile, zumal aus den Selbstzitataten, wie sich der Dichter-Maler und der Maler-Dichter die Hand reichen, erkennt die Wahrheit von Heymanns Behauptung: „Zu jedem von seinen (Pechsteins) Werken ließe sich ein Werk der Dichtung mit wortkünstlerischen Mitteln schaffen. Er ist als Maler durchaus Dichter.“ Beachtenswert dünkt mich auch der Begriff der „absoluten Malerei“, den Heymann aus seinen Deduktionem gewinnt. Vielleicht bietet er uns eine willkommene Operationsbasis für den Kampf gegen bildkünstlerische Friedensgreuel, die uns etwa eine zweite Gründerzeit nach dem Kriege bescheren könnte. Das wäre immerhin viel wert.

In dem Novellenband („Das Tempelwunder und andre Novellen“) lernen wir dann noch den epischen Walthar Heymann kennen. Er ist im Ganzen weniger bedeutend als der lyrische und nicht eigentlich grundlegend, pfadfindend. Aber ein so starker Ausdruckskünstler wie Heymann hat auch als Erzähler seinen Rhythmus, seine innere Musik. Stärkster Beweis: die Titelgeschichte. Da singt und klingt alles voll seliger Erwartung eines Geheimnisvoll-Wunderbaren, ist, bei äußerer Handlungsarmut, alles tief erfüllt von unmittelbarem Leben und Erleben und flutender Be-

wegung. Das Tempelwunder ist die Verkündung der Geburt Johannis des Täufers. Die beraubt kein rationalistischer Deutungsversuch ihres mystischen Zaubers. Allerdings wird das religiöse Moment ins Allgemein-Ethische umgewertet, der tatsächliche Vorgang in Stimmung und Empfindung aufgelöst (was in dieser Art der Darstellung eine Vertiefung bedeutet). Unberührt aber bleibt das Köstlichste: die biblische Farbe. Auch als epischer Dichter ist Heymann Maler. Die Bildkraft seiner Prosasprache ist nicht weniger einprägsam als seiner Lyrik. Vielleicht, weil er seine Vergleiche am liebsten aus der Umwelt des Handlungsstoffs holt. „Die Uhr ging langsam wie Wagenräder, die im Sand kämpfen“, heißt es in einer Erzählung, ‚Die Schickung‘, die das grausame Los einer Fischerfamilie von der Kurischen Nehrung schildert. Die Freude am Verdichten, die Kunst, alles Erschaute und Erlebte, namentlich Beiläufiges, Untermalendes, auf die knappste künstlerische Formel zu bringen — diese Freude hindert im übrigen Heymann, sich zu sehr in epische Breite zu verlieren. Dabei interessieren ihn natürlich Zustände mehr als Handlungen. Im Brennpunkt fast aller dieser Erzählungen, Studien, Fragmente, auch der weniger belangvollen, steht irgendeine psychologische Tiefseeforschung. Noch in den leichtest hingestrichelten Reisskizzen, Umweltschilderungen tönt der unterirdische Orgelpunkt einer Erkenntnissehnsucht. Menschen sucht Walther Heymann überall, ob sein tastender Dichterdrang die Fühlfäden nach der Seele erdenfester ostpreußischer Kleinbürger oder einer heruntergekommenen Kellnerin oder eines zart erblühenden Kindes ausstreckt. Und wenn seine lyrischen Gemälde, besonders die kühn hingeworfenen großflächigen und doch so kraus verschnörkelten Nehrungsbilder, durch ihre — oft überlaute — Farbigkeit bestachen: so liegt auf seinen pointillistisch zusammengesetzten Prosa-Versuchen ein stiller silbriger Mattglanz, der mir nicht minder sein Dichtertum zu bezeugen scheint.

Gewiß ist auch in diesen Werken des Ostpreußen — neben Starkem, Neuem, Kühnem, Großgeschautem — Ungleichwertiges, Matteres, mehr Gewolltes als Bekanntes. Aber als Ganzes zeugen sie laut für einen Erleuchteten und Beherzten, einen Geisteskämpfer und Kulturträger, der auf dem Dichterthron, wär' völlig er hinaufgeklommen, sich zweifellos höchst königlich bewährt hätte.

## Ergebnisse von Alfred Gränwald

**M**it erstaunlicher Harmlosigkeit bekennen viele: „Ich bin kein Kinderfreund.“ Aber das Geständnis: „Ich bin ein Schurke“ bekommt man nur selten zu hören.

Die Leute die da sagen: „Das bin ich mir selber schuldig“, überzahlen sich meistens.

Das Genie ist die überlebensfähige Frühgeburt des Jahrhunderts.

Von einem Leide genesen, heißt: es bewahren und verwandeln können, nicht aber: ärmer werden um das Leid.

Schlimmer als verdorbene Freude ist verdorbenes Leid.

## Hermann Effig

„O mein Spinoza!“ seufzte Walpurga, die taufrische Amme, die Fritz Mauthner an einer andern Stelle seiner unverwelkten Parodie auf Berthold Auerbach „starkgeistigen Schritts“ durch die Straßen des Dörfchens gehen läßt. „Was ich gemacht habe, das hab ich unter dem ganzen Aufwand meiner verzweifelten Seele gemacht“, gesteht das Bauernmädchen in Hermann Effigs Lustspiel von der ‚Glückstuh‘, für das sich kein Parodist finden wird, weil es keinen Erfolg gehabt hat, und weil es selber eine Parodie ist. Eine unabsichtliche, wohlverstanden. Und die über die Massen gelangweilt hat. Dörfler marschirten auf, die sich wie Philologen ausdrückten und wie Schweine benahmen. Wäre die Ausdrucksweise für diese Dörfler nicht so sinnlos und damit auch gänzlich unkomisch gewesen, so hätte man denken können, daß die Menschheit zu monströs-grotesken Dimensionen verzerrt werden sollte, wie in den gewissen Convex- und Concav-Spiegeln. Aber je länger, je sicherer erwies sich, daß diese Sinnlosigkeit keine Methode hatte, sondern purem Unermöglichen entsprang. Effig kann vorläufig weder charakterisieren noch karikieren. Er ist erstaunlich kurzdenklich. Er wischt ein paar Züge hin, die er früher oder später ohne erkennbaren Grund entweder wieder auswischt oder bekringelt und verschönert. Närrische Welt. Wär' sie nur närrisch! Diese hier ist albern und nicht einmal das, weil sie gar nicht vorhanden ist. Effigs Dorf, in dem alles pechschwarz und verworfen ist, hat nicht mehr Existenz als ein Dorf der Birch-Pfeiffer, in dem um einen Intriganten herum alles rosenrot und herzenslieb ist. Wenn jetzt die Skepsis eines ehemals notwendigen Naturalismus bis zur Absurdität getrieben und übertrieben werden soll, so ist das nicht weniger gefährlich als die verlogenste Schönfärberei. Rebekke mag einmal, weil wir sonst ganz im Leeren tappen würden, für einen Augenblick als greifbar angenommen werden. Dann erproben sich an ihr — die stiehlt, um vom Ertrag sich einen Vater für ihr Kind zu kaufen — Männer und Weiber ihres Weilers durchweg als Verbrecher. Trotz dieser Schilderung, die von keinem Bilder-, sondern einem Stubenmaler stammt, brauchte nur Rebekke zuverlässig zu sein, um eine Art von Drama zu ermöglichen. Aber auch sie hält nicht stich. Sie ist, wie der Moment es verlangt: bald brav, bald rüchisch, jetzt pathetisch und jetzt galgenhumoristisch, einmal Rose Bernd und einmal Corle — und es ist schmerzhaft, daß hier kein Moment vom andern weiß. Ohne Zweck und Absicht fließt, schwankt und purzelt alles durcheinander. Einzig die hohe Obrigkeit ist zielbewußt in ihrer Güte. Sie kümmert sich um kein Gesetz und absolviert, als wäre sie der liebe Gott. Davon hat Hermann Effig auch nicht einen Hauch. Selbst wenn er uns versicherte, daß er als Mensch genau so fühle wie die Obrigkeit: in seinem Lustspiel ist er lieblos, roh und kalt gesinnt, und darum ist es arm und schlecht und gar nicht unterhaltsam.

Das hat hier vor rund sieben Jahren gestanden; und stehe zum zweiten Mal hier, um darzutun, daß irgendwo die Entdecker sich hätten Belohnung holen können. Wäre's nur nicht Entdecker, die um keinen Preis belächelt

sein, um jeden entdecken wollen. Eine Seuche. Da ragende Künstler der Vergangenheit unleugbar verkannt worden sind, so findet jeder unserer dichtenden Zeitgenossen eine Gemeinde, die ihn zum ragenden Künstler ernennt. Die Väter hatten immerhin den Mut zu ihren Blamagen, zu ihrem schlechten Geschmack. Der alte Speidel schimpfte den jungen Hauptmann einen Misthaufen. Das war dumm, aber ehrlich. Die Söhne sind ebenso dumm und zu feige zur Ehrlichkeit. Aus Angst, über einen Hebel hinwegzueffen, lassen sie alle Mosenthals sich wie Hebel schmecken. Und Essig wie Johannsberger Schloßabzug oder Rauenthaler Auslese. Als genügend stumpfe Jungen beisammen waren, da wurde das Produkt ihrer Wahl zunächst einmal preisgekrönt. Ein badenser Naturgewächs, das nach was aussah. Wie ein Schulmeisterlein von Jean Paul, recht deutsch, bebrillt, verträumt, schlicht gescheitelt, ungelent und der Höhe des Lebens doch schon so nahe, daß nicht mehr gar zu lange gewartet werden durfte. Man bereitete also eine energische Offensive vor, die einen Frontalangriff mit zwei flankenangriffen zu vereinen gedachte. Tatsächlich: drei Dramen von Essig sollten zu gleicher Zeit auf uns losstürmen und unsern Widerstand knicken. Aber auch diese Entente brachte es nicht zur Einheitsfront. Anstelle der russischen Revolution durchkreuzte die preussische Reaktion die Berechnung, indem sie dem Lessing-Theater den Frontalangriff untersagte. Umso eifriger rüsteten Schauspielhaus und Kleines Theater. Es ereignete sich das theatergeschichtliche Unikum, daß die vornehme Hofbühne Nachtmanöver veranstaltete, um drei Tage früher als die Privathöhne loszuschlagen. Nun, ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen. Wers nicht erlebt hat, glaubts nicht. Dieser ‚Held vom Wald‘ ist gar keiner, sondern ein Waschlappen. Das scheint aber Essig weder geplant noch gemerkt zu haben. Er stellt ihn feierlich zwischen zwei „Maidle“, von denen die eine die andre „eine Gefallene“ ruft, während offenbar diese andre schuld ist, daß der Hannes dem Balthes den „Mordklapf“ verabreicht und für den Rest der Tragödie mit einem belasteten Gewissen herumläuft. Daraus und überhaupt entspringen allerlei läppische Situationen, die durch waschechten schwäbischen Dialekt und überhaupt in lähmende Breite getrieben sind. Zeit: das vorige Jahrhundert der Volksstückliteratur. Ort: im Hohenland, von dem man bis zu dieser Begebenheit nichts gewußt hat und jetzt weiß, daß durch seine knorrigen Bäume das Mailüsterl sanftester Gefühle weht. Unsres Autors Urwüchsigkeit ist rosa gerändert. Merkwürd'ger Fall. Ein Thema von Hodler in Thumanns Sprache. Koloraturen vom Bass gesungen. Porter mit Oel. Und Gift für die Truppe des Schauspielhauses, die ängstlich davor bewahrt werden muß, in die Grimassen der achtziger Jahre zurückzufallen. Pohl und die Dora und Biensfeldt sind einigermassen immun und vielleicht noch der und jene. Die übrigen räumten gründlich mit der Auffassung auf, daß ein falscher Ton schlechtweg ein falscher Ton sei. Es gab ein Arsenal falscher Töne, dessen Wohllassortiertheit mir wenigstens die einzigen Bewunderungslaute des Abends entlockte.

\*

Das letzte Drittel der Offensive erstickte im Hohngelächter des Feindes, nämlich des Publikums. Dieses spielte, während des Spiels und im

Zwischenakt, ohne Gage mit. Gymnasiasten boten einander Ohrfeigen an, reise Männer von literarischer Bildung belehrten die weniger bemittelten Schichten, daß Essig doch begabter als Sudermann sei, eine Jungfrau stand inmitten der kämpfenden Parteien hochaufgerichtet mit rotem Kopf wie das Sinnbild alles künstlerischen Radikalismus, und so fehlte zum historischen Theaterereignis nichts weiter als ein Drama, das diese Erregung verlohnte. Solch ein Drama ist auch die furchtlos gedachte Burleske nicht, worin ein Pfarrer sein grobmaterielles Anrecht auf eine milchende Kuh nicht allein mit heiligen Bibelzitate verfehlt. Immerhin: hier wäre der Plan, der fruchtbare Gegensatz zwischen dem Kleid der Gottesdienerschaft und dem Schimpfwörterreichtum der Eigensucht sogar dann zu loben, wenn mit der Frucht nicht viel anzufangen wäre. Aber als Mangel an menschlich-artistischer Unbedingtheit ist zu tadeln, daß Essig aus ‚Pharaos Traum‘ einen ‚Kuhhandel‘, aus dem Pfarrer einen Hauptlehrer sich hat machen: daß er eine Verstümmelung seines Werkes hat vornehmen lassen, mit deren Roheit verglichen meine unbarmherzige Abfuhr der Gnadenstoß ist. Man sieht noch in dieser Fassung, der die Lebensäfte entronnen sind, was Essig vorgeschwebt hat: auf der Jagd nach der Kuh die Erdenbürger in all ihrer Lieblichkeit zu enthüllen. Kein Komöde von Aristophanes über Molière bis Sternheim hat je was andres gewollt. Ein Satiriker unsrer Tage könnte, zum Beispiel, aus der Neuköllner Denkschrift dieselbe Komödie ziehen. Aber Essig . . . „Große Talente stammen von Gott, kleine vom Teufel“, hat Hebbel behauptet. Hermann Essig ist weder ein großes noch ein kleines: er ist ein vergebliches Talent. Den Erforscher deutscher Kultur wird grade das an ihm reizen — der realpolitische Theaterkritiker ist taub für ihn und seine Geschwister. Sie alle sind verdammt, sich in ihren Werken zu verzetteln, nicht zusammenzufassen, sich bloßzustellen, nicht zu befreien. Sie quälen sich und uns; das Publikum neulich tobte nicht aus Lust am Skandal, sondern weil sich tatsächlich mißhandelt fühlte. Es wird sich in Zukunft vor Essig schützen. Und dessen Tragik ist, daß er nicht vor dem Publikum zu schützen, daß er niemals durchzusetzen sein wird. Jrgendwo in ihm mag ein dunkles, wildes, bitteres, unfaßbares, unerklärliches Stück von einem Dichter wie ein eingekerkertes Urtier stecken. Es rüttelt krampfhaft an seinen Stäben. Aber sie biegen sich nicht einmal. Man sieht nur den Krampf. Solchen eigenen Krampf künstlerisch zu gestalten hat Wedekind mehrfach versucht, Strindberg fast immer vermocht. Essig gebrichts an der Selbstkritik, um ihn überhaupt in sich wahrzunehmen. Und nicht bloß an ihr. Außer dem Grundeinfall, der für Einen Akt reichen würde, hat er keinen: aber er füllt drei Akte. Auf berlinisch: er quatscht. So ist es: er quatscht hanebüchchen und geistwerlassen zweieinhalbe Stunde lang. Dabei heult in jedem Akt ab und zu das eingekerkerte Urtier auf. Einzig diese Töne sinds, weswegen man sich mit Essig beschäftigt. Wäre er zweiundzwanzig: man brauchte die Hoffnung nicht zu begraben. Aber er ist ein Mann von vierzig Jahren; und wenngleich den Schwaben angeblich erst in diesem Alter der Verstand zu wachsen beginnt, so ist leider doch nicht mehr zu erwarten, daß dem Hermann Essig aus Tuchelfingen der Kunstverstand und die Gabe wachsen wird, sein schwankendes Weltbild in die dramatische Form zu zwingen. Wer noch am Grabe die Hoffnung auf-

pflanzt, der wird womöglich erwidern, daß mans einmal mit einer Darstellung wagen müßte, die diese Komödien jeder Realität entkleidete und gänzlich auf die Skurrilität von Menschen und Dingen stellte. Das kleine Theater tat zaghaft ein paar Schritte in dieser Richtung. Es war nicht schwer, sie sich bis zum Ende weiterzudenken. Aber auch dann grinst am Ende bei Essig das Nichts, ohne daß dieses Begrinse lustig wäre. Seine Art von Witzigkeit würde sagen: Mit Essig ist's Essig. Im Ernst: die Kunst des Theaters hat das Recht und die Pflicht, im neuen Jahre sich neuen Gottheiten zuzuwenden.

## Von Morgens bis Mitternachts

von Alfred Polgar

Der Kassierer eines Bankgeschäfts — (um die Tatsachenfolge dieses seltsamen Dramas zu erzählen) —, Erfüller seiner Pflichten und braver Mann, wird eines Tages vom Schicksal mit kräftigem Stoß aus der Bahn geschleudert. Das Schicksal kommt in Gestalt einer seidentnisternden, südlischen Dame, die von der Bank Geld beheben will. Der Direktor hält sie für eine Hochstaplerin. Der Kassierer, von Erscheinung, Geruch, zufälliger Berührung, der, wie er glaubt, käuflichen zu innerst aufgestürmt, wird ent wurzelt. Er defraudiert Sechzigtausend; und läuft zur Dame (die keine Schwindlerin und überhaupt keine Solche ist). Aber der Dieb, ihrethalben zum Dieb geworden, folgert hieraus Verpflichtungen für sie. („Jetzt müssen Sie doch!!!“) Abgewiesen, dreht sich sein innerer Mensch um einen entscheidenden Winkel. Jetzt erst ist er in Fronde gegen die Welt, ein Anderer, Außen-seitiger. Jetzt erst erwachen Schlaueheit, Trotz, Kämpfer-Bewußtsein in ihm. Jetzt erst gefellt sich zur Tat der Täter. „Ich habe Sechzigtausend auf eine Karte gesetzt!“, sagt er, „und erwarte den Trumpf!“ Hier ist eine aus allen Scharnieren gesprungene Seele. In des Wortes Sinn: ein Ver-rückter. So ist sein Tun zu deuten. In einer Szene von wunderlicher (zum Verdacht der Genialität ausreichender) Waghalsigkeit — Monolog auf freiem Feld — antwortets seinem fiebernden Hirn auf die Frage: „Was bietet sich?“. Der Tod. Den lehnt der Kassierer ab. („Der Vorgang wäre ja ungeheuer einfach . . . Aber ich schätze Komplikationen. Ich habe noch einiges zu erledigen . . . Rufen Sie mich gegen Mitternacht nochmals an!“) Und geht nun, den Gegenwert für seine Tat suchen; erproben, welche Tore der Erfüllung der goldene Schlüssel aufzuschließen vermöchte. „Wo ist Ware, die man mit dem vollen Einsatz kauft? Mit Sechzigtausend — und dem ganzen Käufer mit Haut und Knochen?“

Hier schneidet die natürliche Fäsur ins Stück. Zweiter Teil. Passionsweg. Der Kassierer bei seiner Familie. Findet er hier den „Gegenwert“? Das Kleinbürgerliche Idyll bietet ihm nicht. Es weht dumpf und mufflig aus seinen Behaglichkeiten. „Es hat seine unbestreitbaren Vorzüge, aber vor letzten Prüfungen be-



steht es nicht.“ Weiter. Der Kassierer erscheint als Preise spendender Sport-Mäzen beim Sechstagerennen. Eine kühn gewählte Szene von schönster symbolischer Kraft und Leuchtkraft. Das Sechstagerennen: Abbild sinnlosen menschlichen Hastens und Jagens, immer im gleichen Rundum; Abbild der kreisenden und kreisenden Welt, Kampf und Beheul und Todessturz und Sieg und Flammenbad der Leidenschaft. Geld der Motor. „Leidenschaft! Das ist es. Das lohnt. Das lohnt den Griff“, sagt er; und bietet sein Gold, Sturm in die Flammen zu jagen. Ekstase bricht los. Der Kassierer ruft: „Das sind Erfüllungen! Wogender Menschheitsstrom. Entfettet — frei. Vorhänge hoch, Vorwände nieder. Menschheit!“ Mit einer nicht allzu kostspieligen ironischen Pointe schließt die Szene. Nämlich: jählings Stillschweigen. Hoheit ist in die Loge getreten. Der enttäuschte Kassierer: „Dieser eben noch lodernde Brand, ausgetreten von einem Lackstiefel am Bein Seiner Hoheit? . . . Ein Fußtritt, das ist die gebotene Stiftung.“ Und treibt, im Abgehen, dem Komiteemitglied den Zylinder über die Ohren.

Der Maskenball ist nächster Haltepunkt seines Suchens. Sozusagen: das Erotische muß es bringen, die Lust, der Lärmel. Chambre particuliere. Betrunkene, Mädchen, häßliche Mädchen, schläfrige Mädchen. Eine mit einem Stelzbein. Kein Gegenwert, keine Ware, die dem vorbezahlten Kaufpreis entspräche. Letzte Station — des Kassierers Tag neigt sich gen Mitternacht — ein Werbelokal der Heilsarmee. Mit Pauken und Trompeten. Hier werden Seelen gewonnen. Hier ist gegen Buße und Bekenntnis Himmelspreis zu tauschen. Der Kassierer bekennt. Er jagt: „Mit keinem Geld aus allen Bankkassen der Welt kann man sich irgendwas von Wert kaufen. Je mehr man bezahlt, um so geringer wird die Ware. Das Geld ist der armeligste Schwindel unter allem Betrug. Euch werfe ich es hin, Ihr zerstampft es unter Euren Sohlen. Da ist etwas von dem Schwindel aus der Welt geschafft.“ Auch über diese Szene schlägt Fronie wie Finsternis zusammen. Indes die geretteten und bußfertigen Seelen um das tollernde Geld raufen, harret das Mädchen, das den Dieb zur Rettung seiner Seele angespornt, bei ihm aus. Und er singt das hohe Lied der Zweifamkeit von Mann und Weib. Aber das Mädchen öffnet die Tür, ruft dem wartenden Schutzmann zu: „Hier ist er. Ich habe ihn Ihnen gezeigt. Ich habe die Belohnung verdient!“ Da taucht er ins Tiefste der Trauer. Und erkennt Menschenlos. „Zwei sind zu viel. Der Raum faßt nur Einen. Raum ist Einfamkeit.“ Durch Bosamengeschmetter und Paukenwirbel gibt er seiner Menschenstimme feierliche Kraft-Erhöhung. Es ist ein Einfall von diabolischem Witz, daß er sein letztes „Laßt alle Hoffnung fahren“ mit dem Blas- und Schlagwerk der Heilsarmee instrumentiert. Kein blendender Einfall, gewiß. Aber, wenn ich denke, was so unsern Literaten — gestern strampelten sie vor Hohn und Empörung — einfällt, wenn sie auf der dramatischen Futtertische

grafen, ihr Hältnchen rupfen und kauen und wiederkauen! . . . Neuerdings hat des Kassierers fieberndes Hirn ein Gesicht vom Tode. Diesmal scheucht er es nicht fort. „Zuerst sitzt er da — knochennackt! Zuletzt sitzt er da — knochennackt!“ Und erschreibt sich. Eine jsenische Notiz schreibt vor: „Sein Hüfteln ächzt wie ein Ecce, sein Seufzer hurrt wie ein „Homo.“ Billiger tuts der Dichter nicht. Wie er ja überhaupt die vermessene Absicht hat, in seiner Scherbe Golgatha zu spiegeln.

Ein modernes Stück, über das sich reden läßt. Es ist kühn und ungewöhnlich, genialisch und frech, gekommt und posiert. Es schlägt, geistig, Frauenräder von sprühender, giftiger Buntheit. In seiner Gedrängtheit und Fülle scheint es ein Drama, recht nach dem Rezept: eng beieinander wohnen die Gedanken, hart im Raume stoßen sich die Sachen. Es steckt voll Phantasie und Ueber-schwer-ermut (oder Schwer-Uebermut). Ein Düstereits-Clown zeigt seine Künfte. Ein Exzentriker der Melancholie schlägt Kobolz. Alles ist unwirklich, spukhaft, grotesk-gedunsen oder -gehöhlt, die dramatischen Stimmen in den höchsten Distant hinaufgetrieben. Fieberfarbe und feuerrote Schminke mengen sich nach den neuesten Techniken der Dramen-Kosmetik. Auch die Sprache ist letzter Jahrgang. Knappste Formulierungen, „Ballungen“, Spitzen. Worte, wie ein wildes Zitzack-Ornament auf Wolkenschwanz hingeflammt, eine Kette kleiner Wlize, jäh aufleuchtend, jäh ver-löschend, Dunkelheiten zerreißen, Hintergründe groß aufrollend.

Das Ganze: ein Schattenspiel. Vorübergepeitscht. Im Fluge über die flache Tiefe des Lebens hin. Ein vertwegenes Ge-lächter kontrapunktiert das vertwegene Miserere. Manchmal, wie in der Ballhaus-Szene, klingt es dünn. An gekünstelter Bizarrerie ist kein Mangel; aber auch nicht an Augenblicken voll dichterischer Vision. Die Hauptfigur: ein Kerl von mächtigem Format. Seine durchaus genialische Frage prägt sich dem Erinnern ein. Als Nebenfiguren gespenstern die Armseligkeit und Gemeinheit des Da-seins. In den scharfen spirituellen Geruch der Komödie mischt sich einiger künstlicher Stank aus der literarischen Küche. Wer immerhin: mit Wasser wird dort nicht gekocht. Kraft und Tempo sind in diesem verrückten, fetzigen Stück, das vor Mehr-Wollen wie eine gespannte Saite zittert. Und „Talent“ singt.

Die wiener Volksbühne hat nicht das richtige Klima für so knallig blühende Originalität. Aber sie brachten dort doch etwas Zulängliches, den tollen und düstern Stimmungen des Werkes ge-schickt Angenähertes zustande. Von Ballenberg erhielt es Wucht und Wirkung. Er packte die Figur des Kassierers mit der ganzen Naturkraft seines schauspielerischen Ingeniums, riß sie zu man-chem umergeflichen Höhepunkt empor. Das Stück erzeugte Tem-peratursteigerung im Parkett. Es gab Krämpfe und Kämpfe. Ein paar Zuschauer rächten sich für ihr Nicht-Verstehen durch Schimpf und Ungezogenheit. Andre zischten sich die Seele aus dem Leib. Der dürfte den Verlust kaum merken.

# Wucher von Lorarius

**G**eldwucher, Preiswucher, Güterwucher sind seit dem frühen Altertum Symptome der kapitalistischen Wirtschaft. Schon die römischen zwölf Tafeln fixierten Zinsmaxima. Die katholische Kirche ging dem Wucher mit einem radikalen Zinsverbot zu Leibe. Mit Wut und Logik sucht Gratian gegen den Geldwucher. Seine Lehre griff um sich und wurde in den Gesetzgebungen weitgehend praktiziert. Aber die Verfeinerung der kapitalistischen Verkehrstechnik ermöglichte immer wieder die Umgehung der Wuchergesetze und zwang Kirche und Welt zu Konzessionen. Aber immer noch, bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein, wirkte das Donnerdekret Gratians. feinköpfige Humanisten und wuchtige Reformatoren wetterten gegen jedes Zinsnehmen. Doch es half nichts mehr: Theorie, Gesetzgebung und Rechtsprechung mußten sich anpassen. Grotius, Besold, Salmasius griffen die Kanoniker und ihre Gefolgschaft an, geldbedürftige Fürsten drückten ein Auge zu, und schließlich ertönte aus Manchester der Ruf nach Zinsfreiheit. Das wilde Gegeneinander der wirtschaftsliberalen Zeit schlug die Darlehensmoral tot. Die Kirche war nunmehr machtlos. Erst gegen 1870 wurden neue Schranken aufgerichtet. Aber die Wucherer aller Arten und Größen sind immer über sie hinweg gekommen.

Einfach schien der Kampf, als jede Leistung über das Äquivalent verpönt war. Schwierig wurde er, als man begann, den Begriff „Gegenleistung“ mit dem Begriff „Risiko“ zu verquicken. Jetzt kam der Wirrwarr, kam das Entschlüpfen, das Verteidigen und Deuteln. Viele sagten einfach: Wenn wir nichts drausgeben, bekommen wir nichts. Andre: Das glatte Zinsverbot fördert den Wucher. So August der Erste von Sachsen: „In diesen geschwinden Zeiten würde sonst nichts geliehen werden, und der schlimmste Wucher kommt auch daher, daß bei völligem Verbot der Gläubiger meint, nun sei es schon gleich, ob er viel oder wenig Zinsen nehme.“ Ausbeutung der Zwangslage, Hinterhältigkeit, einseitige Berücksichtigung der eigenen Sicherheit, Grad der Schädigung, Existenzerschütterung, Vermeidung der üblichen Kreditierungsnormen: das sind Kennzeichen des modernen Wucherbegriffs.

Der Krieg hat den Kampf gegen den Wucher verschärft. Und zwar gegen eine in Friedenszeiten seltenere Wucherart, den Preiswucher. Warenknappheit, nicht Geldknappheit ist das Charakteristikum der Kriegswirtschaft. Der Wucherer treibt den Warenpreis über alle Grenzen kaufmännischer Solidarität. Durch Einsperrung, Schleich- und Kettenhandel wird der Preis in Turmhöhe gehetzt. Die Warenangst, eine Kriegspsychose, erleichtert den Ueberforderern die Arbeit. Ringe, Corner sind Winzigkeiten gegen den Kriegswucher, der überall aufschießt, in der Industrie, in der Landwirtschaft, im Handel. Mit der Abstrafung Einzelner ist es nicht mehr getan. Das Umgebungsgesetz wirkt wie eine Seuche, zwischen bewußtem Wucher und Mitgerissensein ist nicht mehr zu unterscheiden. Wie, nach August dem Ersten, das Zinsverbot den extremen Kapitalwucher gebiert, so das Handelsverbot den Preiswucher. Höchstpreise, Beschlagnahmen, Rationierungen förderten nur die Wucherei. Das

Gefühl des Geschädigtwerdens wird schwächer, der Warenhunger betäubt es. Auf beiden Seiten schwindet die Anerkennung der Strafbestimmungen. Es entsteht im Gegenteil eine mit Ironie gepfefferte Lust, die Vorschriften zu umgehen. Das ganze System der Kriegswuchergesetzgebung bricht zusammen. Es ist nicht mehr in einer Gesellschaftsmoral verankert, Gesetze und Schutzbedürfnis decken sich nicht mehr.

Damit entsteht die Frage: Ist das, was da getrieben wird, durchweg Wucher? ferner die Frage: Wie soll der Kampf geführt werden? Sicherlich bedeuten Kriegspreisübertreibungen, wie wir sie seit Jahren erleben, eine schwere Verletzung der Volks- und Landesinteressen und damit Wucher. Aber es geht auch nicht an, ganze Berufsschichten zu Verbrecherkontingenten zu stempeln. Hier sind nicht nur Gewinn gier und Strupellosigkeit ursächlich, sondern auch Naturtriebe, Schematismus und Ungeschicklichkeit. Wenn selbst Bekämpfer des Wuchers sich bewuchern lassen, bewuchern lassen müssen, so ist man verpflichtet, die Kampfmethoden nachzuprüfen. Zu untersuchen, ob und wo das System verfehlt ist.

Ich glaube, der Hauptmangel ist in der Starrheit, in der Nichtberücksichtigung des Wirtschaftsindividualismus zu sehen. Die normale Wucherbekämpfung arbeitet von Fall zu Fall. Wie das Dekret des Cratian unwirksam werden mußte, so auch die generellen Kriegswucherbestimmungen. Die Mannigfaltigkeit des täglichen Lebens läßt sich nicht durch Federstriche regeln. Man muß auf Anpassung ausgehen. Kein ehlicher Mensch, und es gibt deren ja in Deutschland noch einige, wird den Wucher verteidigen. Gerade die Ehrlichen wünschen, daß wirksam gegen das Uebel gefochten wird. Deshalb hören sie besorgt, daß die im Reichsjustizamt betriebene Revision der Kriegswuchergesetzgebung vom Geiste des Schemas beherrscht sein soll. Man will Verschärfung und weiß anscheinend keinen andern Weg als den der Verallgemeinerung. Die Programmrede des Präsidenten Friedrich Zahn auf der Tagung der Bayerischen Preisprüfungsstellen in diesem Oktober zeigte deutlich die Absichten. „Täglicher Bedarf“, „übermäßiger Gewinn“ und andre Wucherbegriffe sollen ohne Heranziehung mitbestimmender Praktiker, ohne genügende Berücksichtigung von Sachverständigenurteilen, ohne Schiedsgerichte ausgelegt werden. Das hieße die Vielsältigkeit des täglichen Lebens derart schematisieren, daß fraglos ein noch üblerer Wucher die Folge sein würde. Was ist Marktpreis, was Kettenhandel oder berechnete Kunden tradition, was Luxus oder lebensnotwendiger Bedarf? Das alles kann nur in Zusammenarbeit mit dem Praktiker bestimmt werden. Ganz unmöglich wäre die Straffreiheit des Käufers. Sie würde ein ekelhaftes Denunziantentum züchten. Unmöglich wäre auch die Befristung des Gesetzes auf fünf Jahre. Denn mit dem Abbau der Kriegswirtschaftsorganisation wird auch der Preiswucher mehr und mehr verschwinden. Hat ihn doch die Organisation häufig genug, wenn auch unbewußt, verursacht.

Noch ist es Zeit, die Justiz vor einem ungeheuren Fiasko zu bewahren, ihr vielmehr das Ansehen einer schützenden und strafenden Göttin zurückzugewinnen.

# Bis ein Himmel fällt von Hermann Kesser

Geh' da, geh' dort:  
Immer mußt du fort.  
Wald, Berg und Strand,  
Alles Stirn und Wand.  
Nur das freie Himmelsgeflücht,  
Das grenzenlose, verfinstert nicht.  
Aus strahlendem Wolfenfirn  
Spricht Gott dich an.  
Und mit den Blutwunden bricht  
In starres Hirn  
Ruf und Licht:  
Empor, daß sich schlafende Sterne erbarmen!  
Steig aus Kraterwüsten und flammenlüften  
Mit flehenden Armen!  
Küttle an der göttlichen Welt,  
Bis ein Himmel, unendliches Vaterland  
Mit Sonne, Glanz und Blau  
Auf die Erde fällt!

Aus einer Sammlung schweizerischer und deutscher Zeitgedichte, die unter dem Titel 'Lyrisches Bekenntnis' S. D. Steinberg im Verlag Rascher & Co. in Zürich herausgibt.

## Antworten

**Karin St.** Aller guten Dinge sind drei, sagen Sie und fragen nach einer Zeitschrift, die Sie neben der 'Schaubühne' und der 'fadel' vom ersten Januar an halten können, ohne, bei diesen Geflügelpreisen, gar zu sehr belastet zu werden. Ich rate zum 'Zwiebelfisch'. Der ganze Jahrgang von sechs Heften kostet vier Mark; und wenn Sie mehr auf Qualität als auf Quantität geben, so werden Sie nicht enttäuscht werden. Probe gefällig? „Die Deutsche Vaterlandspartei hielt in München eine Doppelversammlung ab. Mehr noch als anderswo hatte in Bayern der gegen demokratische Entwicklung protestierende Teil der königsberger Erklärung Anstoß erregt. Es galt wohl, hierüber zu beruhigen. Weniger bei der 'guten Gesellschaft' als bei dem Volk mußte diese Beruhigung Platz greifen, wollte die Vaterlandspartei in Bayern Wurzel fassen. Um das Volk heranzuziehen, nahm man zwei und eine Mark Eintrittsgeld, und als alle Karten vergriffen waren, wurde niemand weiter Einlaß gewährt. Da Herr von Tirpitz, den jeder Deutsche auch dann dankbar verehrt, wenn er politisch anderer Ansicht ist, als Redner gewonnen war, war der Ansturm groß. Ein elegantes Publikum füllte, mit Opernguckern bewaffnet, die Tonhalle bis auf den letzten Platz, Herren in Gesellschafts Kleidung, in Smoking oder Cutaway und Damen in großer Toilette, schimmernd von Edelsteinen, Gold und Perlen wie ein Kaperschiff von Muscheln. Oben vor der Orgel saß einsam und gewaltig der Meister des rollenden R, Herr von Possartt. Schon daraus ersah man, daß es ein gesellschaftliches Ereignis war. Auch Ganghofer soll dagewesen sein. Dulich, haha. Eben veröffentlichte ein münchener Zeitung seinen Spruch: Jeder Goldschmied, den der Eitle trägt, Wird ein Engelschwert, das sticht und schlägt. Deutscher, gib! Verlängere nicht den Krieg! Gold ist Waffe, Gold ist Kraft und Sieg! Das ist zwar nicht

sehr schön geschmückt, aber es ist sehr wahr. Dieses Gold und die dazu gehörigen Steine und Perlen waren nicht in der Reichskasse, sondern prunkten an Fingern, Ohren, Hals und Brust der Damen im Saale der Vaterlandspartei. Sie sangen „Deutschland über alles“. Aber noch über dieses alles ging ihnen Deutschlands „Waffe“. Darum behingen sie sich damit. „Gold ist Kraft und Sieg.“ Es war sehr schön und vaterländisch in der Versammlung der Vaterlandspartei. Man sah einander, und man sah Tirpitz, und Thoma machte gute Witze über das „Berliner Concil“ (wer kann ihm widerstehen, ob er sich nun demokratisch äußert oder altdeutsch), und der Kohl donnerte. Es war ein gesellschaftliches Ereignis, bei dem man dabei gewesen sein mußte. Denn es mußte Einen unbedingt beruhigen, zu sehen, wieviel Kleinodien unsere gute Gesellschaft hat, die sie doch sicher hergeben wird, wenn das Vaterland einmal in Not geraten sollte. Wenn sie das tut, dann ist es ja auch nicht unwahrscheinlich, daß wir, wie Tirpitz voraussagte, England in die Knie zwingen werden. Wann uns dies gelingen wird, konnte der Redner natürlich nicht sagen. Woher auch sollte er wissen, wann die Damen, die gnädigst dem Schöpfer der deutschen Flotte applaudierten wie einem Stimmrizenraßler, endlich ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit dem Volke gegenüber fühlen werden und dem Vaterlande das aushändigen, was das ärmste Mütterchen ihm längst geschenkt hat!“ Solcher erfrischenden Ungeläufigkeiten liefert der Herausgeber Hans von Weber — der sich trotz seiner Blaublütigkeit darüber klar ist, daß nicht auf der Gegenseite die „Verräter des Vaterlands“ sitzen — alle zwei Monate vierzig Seiten. Versuchen Sie es auf ein Jahr.

J. O. Wenn Sie mir, dem Aesthetiker, einräumen, daß an Schnitzlers „Fink und Fliederbusch“ als Komödie nicht allzu viel dran ist, dann will ich Ihnen, dem Soziologen, gern einräumen, daß Ihre Wissenschaft mit Hilfe dieser Komödie die Spuren feststellen kann, die der Zahn der Zeit an der Einrichtung des Journalismus gelassen hat. In der „Glocke“ hat das schon jemand getan. Ihm ist nicht entgangen, daß Freytags Schmoek eine Nebenfigur war, während Schnitzlers Schmoek die Mittelpunktgestalt ist. Dagegen gäbe es in dem Lustspiel von heute keinen Conrad Bolz mehr. Da haben Sie die ganze Entwicklung: „Wo in aller Welt ist denn der schreibende Journalist noch Herr seines Instruments? Hat man von einem Redakteur des kürzlich noch bestmännigläubigen Lokal-Anzeigers eine Silbe gegen seine Schwerindustrie-Friestifizierung vernommen? Nein, der unbekümmerte Gesinnungsmensch Conrad Bolz ist in einem Journalistenstück von heute nicht mehr unterzubringen. Der Journalismus, vor fünfzig Jahren noch ein Beruf, ist heute nur mehr ein Gewerbe.“ Wie wahr, wie wahr! Und ein Gewerbe, das seinen Mann zwar nährt, aber auch zwingt, die Aekereien, die er dagegen auf dem Herzen hat, statt in seiner liberalen Tageszeitung in einer sozialistischen Wochenschrift sich herunterzuschreiben und darüber nicht seinen guten süßöstlichen Namen, sondern ein nordwestliches Pseudonym zu setzen. Kein witzlos gewähltes; nämlich M. Kahlhaas, wie jener Michel heißt, der den Kampf um sein Recht auf die Spitze getrieben hat. Sein nachgeborener Bruder treibt ihn nur auf die Federspitze, die er heute und übermorgen einem Massenverleger verkauft, um sie ihm morgen in die Fettsalte seines Kapitalistennackens zu rennen.

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt.

Übertragte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Eiegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Derbuisstraße 25.  
 Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhardt, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne  
 Eiegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne. Berlin  
 Schöen-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Wilmersdorf.

11-11-10

